Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur

Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche ...


VE
RI
TAS
CHRISTO
ECCLESIAE



ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

SECHSUNDVIERZIGSTER BAND

DER NEUEN FOLGE VIERUNDDREISSIGSTER BAND

BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1902.

INHALT.

Seite

ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

SECHSUNDVIERZIGSTER BAND. ERSTES UND ZWEITES HEFT

BERLIN 1902

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG

SW. ZIMMERSTRASSE 94

Die redaction sowol der Zeitschrift wie des Anzeigers wird von den beiden herausgebern gemeinschaftlich geführt, doch bitten wir die herren mitarbeiter, bis auf weiteres sämtliche, sowol die für die Zeitschrift, wie die für den Anzeiger bestimmten manuscripte an prof. SCHROEDER in Marburg i. H. zu schicken.

Bücher, die zur besprechung im Anzeiger bestimmt sind, bitten wir ausnahmslos an die Weidmannsche buchhandlung in Berlin SW, Zimmerstr. 94, nicht aber an die herausgeber zu senden.

Jährlich erscheint ein Band von 4 Heften zum Preise von 18 M.

INHALT

DER ZEITSCHRIFT

Seite

DES ANZEIGERS

(Fortsetzung auf der dritten Seite des Umschlages.)

DIE BAIRISCHE HUNNENSAGE

IN IHREM VERHÄLTNIS ZUR AMELUNGEN- UND NIBELUNGENSAGE.

Innerhalb der deutschen heldensage findet die geschichtliche stellung, welche Attila als beherscher der ostrheinischen Germanenstämme inmitten des deutschen heldenzeitalters einnahm, zwar deutlich ihren ausdruck; eine für sich stehnde germanische 'Attila'- oder 'Hunnensage' ist uns jedoch nirgends überliefert worden. bietet doch selbst unsere reichhaltigste sagenquelle, die Thidrekssaga, eigentlich nur in den cc. 39—41, welche die gründung des Hunnenreiches behandeln, 'reine' Hunnensage, aber auch hier bleibt nach abzug der niederdeutschen zutaten als ursprünglich nur die gestalt Attilas, des jüngern von zwei königssöhnen, als des stifters dieses reiches übrig. einen rest altbairischer[1] Hunnensage enthält ohne zweifel die erzählung von Erkas dh. Helches entführung durch Rodulf (cc. 42—56), doch tritt auch hier als altes sagenmoment nur die bevorzugte stellung Helches, der Kreka des Priscus, unter Attilas frauen hervor (vgl. Zs. 43, 306 ff). weiterhin in den cc. 134—145 (krieg mit Osantrix), 241—244 (Walther und Hildegunde) und 260—274 (Ironsage) dient Attilas herscherstellung in der hauptsache nur den taten und abenteuern nichthunnischer helden zur epischen anlehnung. eigentliche Hunnensage begegnet erst wider innerhalb der cc. 290—341 (Dietrich bei Attila), wenigstens in dem bericht vom untergang der beiden Helchensöhne (c. 316 ff), aber ebenso wie in demjenigen vom kampf der Hunnen und Burgunder in der Niflungasaga, cc. 356—397, und von Attilas tod, cc. 423—428, in einem den entsprechenden geschichtlichen vorgängen ursprünglich fremden epischen zusammenhange.

Da die sonstige deutsche überlieferung diesem sagenbestand wesentliches nicht hinzufügt, so wollte schon WGrimm (HS³ 387) als 'reine Etzelsage' nur gelten lassen: 1) die eroberung von Hunnenland, 2) die werbung um Helche, 3) den feldzug gegen Waldemar von Reufsen (vgl. ThS. 293 ff), während Symons (Pauls Grdr. II² 701) nur noch die vorstellung von Attilas glänzendem hofe, seine vermählung mit Helche und sein enges verhältnis zu Rüdiger als alte, selbständige sagenfactoren in anspruch nimmt.

[1] die bairischen epen (zb. DFl. und Rab.) kennen nur Helche als Etzels gattin, während im alemannischen Waltharius Ospirn ihre stelle einnimmt.

die entscheidung über diese frage darf sich jedoch der aufgabe nicht entziehen, auch die nichtdeutschen, um Attila und die Hunnen gruppierten sagenhaften überlieferungen auf die möglichkeit ihrer germanischen herkunft zu prüfen.

In dieser hinsicht kommt vor allem die ungarische überlieferung in betracht. durch die untersuchungen von RFKaindl[1] ist vor kurzem festgestellt worden, dass die sagenhafte Hunnengeschichte, mit welcher Simon vKeza (um 1280) und die von ihm abhängigen chronisten die eigentliche Ungarngeschichte einleiten, nicht wie diese letztere auf einer ältern aufzeichnung (den verlorenen sog. Gesta Hungarorum vetera) beruht, sondern als eine selbständige arbeit Kezas betrachtet werden muss. schriftliche quellen standen ihm für diese 'gesta Hunorum' nur in sehr geringem umfange zu gebote[2], um so eifriger benutzte er die mündliche ungarische überlieferung[3]. da nun die möglichkeit eines directen übergangs hunnischer sagenerinnerungen auf die Ungarn ganz ausgeschlossen erscheint, so kann nur germanischer einfluss den anstofs zur entstehung jener überlieferung gegeben haben[4].

Die teilnahme der ungarischen nation für die schicksale der Hunnen erklärt sich vor allem aus der vorstellung von der identität beider völker: Keza stellt die einwanderung der Ungarn in Pannonien geradezu als eine rückwanderung der Hunnen unter der führung eines enkels Attilas dar. nun kann aber diese historische fiction den Ungarn nur von Deutschland her zugeflossen sein, wo sie von anfang an (vgl. Widuk. I 17. 18) mit den Avaren und den Hunnen für identisch gehalten wurden. insbesondere finden wir diese vorstellung noch im 12 jh. im bereich des bairischen stammes verbreitet[5]. bei diesem nachbarvolk der Ungarn werden wir also

[1] Archiv für öst. gesch. bd 85 (1898), 431 ff, besonders 456 ff; Studien zu den ungar. geschichtsqu. IX—XII (Wien 1900), 34 ff.

[2] eine directe benutzung des Jordanes bezweifelt Kaindl St. x 45; hauptsächlich kommen sonst einige schriften Gottfrieds vViterbo in betracht (aao. 46).

[3] schon JGrimm glaubte, dass altungarische volksmäfsige gesänge Kezas erzählung zu grunde lägen (vgl. seinen brief an den ungarischen gelehrten Schedius, Anz. XXIV 325 ff). WGrimm, welcher in den Altd. Wäld. I 252 ff zum erstenmal auf die ungarische sage aufmerksam machte, dachte sogar an die existenz eines altungarischen epos.

[4] so Kaindl St. x 50. vgl. auch Rademacher Die ungar. chr. als qu. deutscher gesch. (progr. des domgymn. zu Merseburg 1887) 4, Heinemann Neues archiv XIII 73.

[5] Regensb. glosse, Zs. 12, 414 *Huni Unger;* auch die Regensb. Kaiserchr.

den ursprung ihrer Hunnensage zunächst suchen dürfen. wenn schon der Baiernherzog Otto (1061—1070) von einer ungarischen königin das angebliche schwert Attilas als wertvolles geschenk empfieng (Lambert a. 1071, Kaindl St. x 50), so dürfen wir schon um die mitte des 11 jhs. ein gemeinsames sageninteresse für den Hunnenkönig bei diesen beiden völkern voraussetzen. eine vergleichung von Kezas und seiner nachfolger 'Hunnengeschichte' mit den sonst erhaltenen resten der bairischen Hunnensage wird uns, wie wir hoffen, den ursprünglichen reichen inhalt dieser letzteren näher bringen und uns zugleich für die beurteilung des einflusses, welchen die Hunnensage auf die entwicklung der deutschen heldensage im ganzen geübt hat, eine breitere grundlage gewähren, als ihr der bisherige stand der forschung hierfür einzuräumen geneigt sein dürfte [1].

I. DIE BEGRÜNDUNG DES HUNNENREICHES.

Kezas sagenhafter bericht schildert zunächst den einbruch der von den brüdern Ethele, Kewe und Buda geführten Hunnen in Pannonien [2]. dieses land gehört zu den zahlreichen im römischen ostreich gelegenen statthaltergebieten des 'Langobarden' Macrinus, während im westreich sich die Römer 'voluntarie' den 'Alemannen' Dietrich vBern zum könig gesetzt haben. aufgefordert dem Macrinus hülfe zu leisten, erscheint Dietrich *cum exercitu Italico, Germanico et ceteris mixtis gentibus occidentis* in Pannonien und vereinigt sich unweit der stadt Potentiana [3] mit den 'langobardischen' aufgeboten des Macrinus. während hier beide feldherrn kriegsrat halten, setzen die Hunnen oberhalb dieser stadt, bei Sicambria, zur nachtzeit über die Donau, kommen den verbündeten in den rücken und bereiten ihnen eine

gebraucht für *Ungern* promiscue *Hünen*. dass Keza die kunde von dieser identität, wie Kaindl (St. x 47) glaubt, erst dem Gottfried vViterbo entnahm, ist wenig wahrscheinlich.

[1] auch JGrimm aao. hofft, dass die 'carmina antiqua Hungariae', über welche er Schedius um auskunft bittet, 'multum factura sunt ad uberiorem totius cycli Niblungorum cognitionem'.

[2] den besten text bietet Florianus (Hist. hung. fontes, pars I script. II 52 ff); vgl. Kaindl Arch. f. öst. gesch. 85, 434; der von WGrimm HS.[3] 181 ff aufgenommene enthält spätere zusätze. eine kritik der darstellung gibt auch WGrimm in den Altd. wäld. I 254 ff.

[3] unweit des heutigen Tättn, Tétény unterhalb Pest, vgl. Nic. Olahus c. 1 (Bonfinii Rer. Ung. dec. I p. 863) und Ladisl. Suntheim HS.[3] 479.

schwere niederlage. aber eine zweite grofse schlacht (im 'campus Tawarnucweg', var. 'in valle Tarnok', 'Tarnokvelgy') endet mit einem grofsen siege Dietrichs über die Hunnen, deren führer Kewe fällt. seltsamerweise weichen die verbündeten dennoch weiter zurück, in das Tulner feld, wo sich der krieg in einer dritten schlacht, bei 'Cesunmaur', di. Zeizenmure, zu gunsten der Hunnen entscheidet: Macrinus fällt, Dietrichs heer zerstreut sich, er selbst empfängt durch einen speer oder (Olahus 864) durch einen pfeil eine 'tödliche' stirnwunde. nun wählen die Hunnen 'Romano more' den Ethele zum könig; dieser beruft eine 'curia solemnis', auf welcher auch Dietrich mit den germanischen fürsten erscheint und ihm das 'homagium', den lehnseid, leistet. die 'tödliche' wunde also raubt ihm nicht das leben, weshalb ihn die Hunnen, wie Olahus aao. bemerkt, den 'unsterblichen' nannten; bestätigend fügt er hinzu, dass auch die Ungarn ihn noch immer *in suis cantationibus more Graeco historiam continentibus immortalem nominant*[1].

Es scheint bisher übersehen, dass Kezas bericht über das erste treffen denjenigen Ammians[2] über die überwältigung der Goten durch die Hunnen i. j. 376 in sagenhafter fassung widergibt. allerdings erfolgte der verhängnisvolle überfall nicht an der Donau, sondern am Dniestr, wo die vereinigten Ost- und Westgoten unter Athanarich durch die Hunnen überrumpelt wurden; auch hier aber überschritten diese unbemerkt in einer mondhellen nacht den fluss und kamen so den Goten in den rücken. dass es sich hier um keine zufällige übereinstimmung handelt, wird durch weitere gotische sagenreste bestätigt. auch Jordanes meldet von drei grofsen schlachten zwischen Goten und Hunnen, von welchen die beiden ersten für jene siegreich verliefen — an stelle des ersten Gotensieges erscheint bei Keza jene diesen kämpfen vorausliegende, von Jordanes nicht berichtete niederlage, auch den zweiten erkennt er auf seinem hunnisch-ungarischen standpuncte nur widerwillig an (*fertur D. tamen Hunnos . . potenter devicisse*) —; auch Jordanes[3]

[1] nach der HS.[3] 182 gegebenen fassung trug Dietrich den truncus '*pro documento certaminis*' in seiner stirn. vgl. auch HS.[3] 371.

[2] xxxi 3. 3 ff *castris prope Danasti margines oportune metatis . . . . rumpente noctis tenebras luna vado fluminis perpetrato Athanaricum ipsum ictu petivere veloci . . . . eumque coëgerunt ad effugia properare montium praeruptorum.*

[3] 247 ff. Vinitharius griff das volk der Anten an: *sed non est passus*

erzählt, dass in der dritten schlacht der damalige Ostgotenkönig durch einen hunnischen pfeil, der seinen kopf durchbohrte, sein leben verlor und dass darnach das Gotenvolk sich freiwillig den Hunnen unterwarf, aber nicht Theoderich und Attila, sondern Winitharius und Balamber stehn sich hier im kampfe gegenüber. wahrscheinlich trägt schon dieser bericht sagenhafte färbung[1], da Ammian ähnliches von Ermanarichs nachfolger Withimir erzählt[2]. aber noch im 15 jh. schildert der Italiener Callimachus in seiner sagenhaften Vita Attilae den untergang des alten Gotenreichs in wesentlicher übereinstimmung mit Jordanes, nur dass er den Winithari als neffen des Ermanarich bezeichnet, was auf Withimir passen würde (Winithari ist Ermanarichs grofsneffe Jord. 247)[3]. auch die grofse beliebtheit des namens Winithari (Winithere) im früheren ma. — bei Förstemann Altd. namenb. I 1323 erscheinen über 30, bei Piper Lib. confrat. SGalli, Aug., Fab. (index s. v.) 15 träger dieses namens — spricht für sein fortleben in der heldensage.

Die hier vorliegenden reste altgotischer sage können nur durch germanische vermittlung in Kezas 'Hunnengeschichte' oder die ihr zu grunde liegenden ungarischen 'cantationes' übergegangen sein, wie denn lieder, welche die scythischen kämpfe zwischen Goten und Hunnen behandelten, im 7 jh. bis zu Angelsachsen hin verbreitet waren (Zs. 11, 293). wie die sagen der Heruler

Balamber rex Hunnorum, sed super V. duxit exercitum diuque certati primo et secundo certamine V. vicit, tertio vero proelio subreptionis auxilio ad fluvium nomine Erac dum utrique ad se venissent, Balamber sagitta missa caput V. saucians interemit neptemque eius V. sibi in coniugio copulans omnem in pace Gothorum populum possedit. schon WMüller (Hennebergers Jhrb. f. litt. gesch. 1, 165) und Müllenhoff (Zs. 12, 254) verwiesen auf die übereinstimmung zwischen beiden berichten; Jiriczeks bedenken (I 138 anm.) scheinen mir unberechtigt.

[1] Rieger in Wolfs Ztschr. f. d. myth. 1, 231 hält den namen Balamber für eine gotische erfindung (= Valamêrs).

[2] XXXI 33. *Cuius (Ermenrichi) post obitum rex Vithimiris creatus restitit aliquantisper Halanis . . verum post multas quas pertulit clades animam effudit in proelio.*

[3] Bonfinii Rer. Ung. dec. I 853 f : *Vinitharius Ermanrici fratruelis suorum reliquiis collectis . . mox tanta felicitate bis adversus victores copias eduxit, ut maximam gentis partem deleverit; tertio proelio in ipso congressu sagitta transverberatus interiens non eius tantum certaminis sed belli etiam totius victoriam Hunnis reliquit, suis vero parendi necessitatem. Nam exinde Gothi Hunnis paruere.* über Callimachus vgl. Haner De script. rer. Ungar. (1774) 66 ff, WGrimm Altd. wäld. I 212. n. 11.

(vgl. Zs. 43, 314), so werden die Bajuvaren auch die der pannonischen Ostgoten — sei es dass reste derselben mit ihnen verschmolzen, sei es dass andere pannonische Germanenstämme jene sagen festhielten — bei sich aufgenommen und weitergebildet haben. die tatsache, dass bei Keza die Langobarden als das herschende hauptvolk Pannoniens erscheinen, trägt deutlich den stempel des 6 jhs. zweifelhaft kann es nur sein, ob die veränderung der überlieferung, infolge deren an stelle von Balamber, Winitharius und deren zeitgenossen die bekannteren sagenfiguren Attila, Dietrich und Macrinus, unter welchem nur der oströmische kaiser Marcian, der historische gegner Attilas (s. u. 9) verstanden werden kann, traten, auf bairische oder ungarische rechnung zu setzen ist.

Als letzter beherscher des selbständigen Gotenreichs in Westpannonien, Meran, erscheint im 12 jh. innerhalb der bairischen überlieferung an Winitharis stelle ebenfalls ein Dietrich, der jedoch durch die bezeichnung 'der alte' von seinem enkel, dem Berner, unterschieden wird. die Regensburger Kaiserchr. (ed. Schroeder 13839 ff) weifs nämlich zu berichten : *aìn vürste ze Mèrân — geheizen was er der alte Dieterich, der newolde nie werden Ezzelen man, . . er* (E.) *nam im liute unde lant, er vorhte in sô harte, er flôch ze Lancparten.* diese flucht des 'alten' Dietrich nach Italien entspricht der damaligen anschauung der Amelungensage [1], welche die Ostgoten schon vor Dietrich nach Italien wandern lässt (vgl. Heinzel Ostgot. heldens., WSB. 119 s. 32); sie lässt also die möglichkeit offen, dass dieser 'alte' Dietrich in der ältern sage ebenso wie Winithari im kampfe mit den Hunnen fiel. dafür nun spricht der name selbst mit aller bestimmtheit. Isidorus Hispalensis (Auct. ant. xi 283 col. i u. ii) bezeichnet Theoderich, den besieger Odoakers, in seiner eigenschaft als westgotischen herscher (wegen seiner vormundschaft für Amalarich) als 'Theodericus iunior' [2]. unter dem ältern Dietrich kann also nur der West-

[1] später nahm auch die ungarische sage diese veränderung auf, vgl. Sigleri Chronol. rer. Hung. a 373 (ed. Bel. 43) : *Pannoniam eiectis Gothis occuparunt.*

[2] dies ist um so beachtenswerter, als man diese bezeichnung eigentlich für den Westgotenkönig Theoderich ii, gest. 466, erwarten würde, welchen auch zb. Aventin (Sämtl. werke ed. Riezler ii 305 und iv_2 1141) als 'Theodericus iunior', 'Dietrich der jung' seinem gleichnamigen vater gegenüberstellt, für welchen man also auch hier die bezeichnung 'der alte' erwarten sollte; Aventin nennt ihn jedoch den 'grofsen'.

gotenkönig Theoderich I verstanden worden sein. gerade in Baiern verwischte sich früh der unterschied zwischen beiden Gotenstämmen (Heinzel aao. 30). es ist derselbe könig, der in der catalaunischen schlacht im kampfe mit Attila — und zwar nach einer auch dem Jord. 209 bekannten überlieferung ebenfalls durch einen speer oder pfeil — sein leben verlor. infolge dieser übereinstimmung wurde er mit seinem schicksalsgenossen Winithari verwechselt und an dessen stelle der letzte selbständige beherscher des pannonischen Gotenreichs. wenn (um 1160) in Baiern von einem deutschen gedichte die rede ist[1], welches die heldentaten des 'alten Dietrich' neben denen Rüdigers in der Ostmark feierte, so dürfen wir gewis an jene entscheidungsschlacht im Tulner felde denken[2]. auch die verdrängung von Treisenmure durch das sagenberühmtere Zeizenmure in den Nib. (A. 1359, 3; 1363, 1) findet auf diesem wege ihre erklärung.

Indem der 'alte Dietrich' in der ostgermanischen sage an die stelle des Winithari trat, muste er hier seine rolle in der catalaunischen schlacht an einen andern abgeben. daher erscheint in Kezas schilderung dieser schlacht neben 'Etius' statt seiner ein gotischer könig Alarich (Aldaricus), wobei an Alarich II zu denken ist, welcher wie Theoderich I auf einem gallischen schlachtfeld (gegen Chlodwig) sein leben verlor[3]. eine weitere verschiebung zeigt bereits das Chron. paschale (um 640), welches den Aëtius, als der krieg mit Attila drohte, zu Alarich nach Gallien gehn, beide dann unweit der Donau siegreich mit Attila kämpfen und Alarich durch einen pfeilschuss sein leben verlieren lässt[4]. diese verlegung der catalaunischen schlacht an die Donau beweist zugleich, dass schon um die mitte des 7 jhs. die vorstellung von einer grofsen niederlage der Goten durch die Hunnen in Pan-

[1] HS.[3] 49 : *agri quos orientis habet regio flumine nobilis Erlafia carmine Teutonibus celebri inclita Rogerii comitis robore seu Tetrici veteris.* den ausdruck 'veteris' für 'maioris' wird man nicht pressen dürfen.

[2] darnach berichtigt sich meine Zs. 43, 309 ausgesprochene ansicht über diese stelle, ohne dass das gesamtergebnis dadurch berührt würde.

[3] wie der zusatz *rex Gothorum maximus* (Keza 22) zeigt, ist dieser jüngere Alarich wol mit dem ältern verwechselt worden. Pipers Lib. confrat. bietet 33 belege für Alarich (und Aldarich).

[4] Corp. scr. hist. Byz. I 587 : *ὁ Ἀλλάριχος πληγὴν λαβὼν ἀπὸ σαγίττας τελευτᾷ.*

nonien allgemein verbreitet war[1]. schon damals werden also die verschiedenen Gotenkönige, welche von Withimir bis Alarich II den heldentod starben, mit einander verwechselt, sodass sie nach- und nebeneinander als gegenstand der sagenbildung erscheinen.

Die abhängigkeit der ungarischen überlieferung von bajuvarischer sage erhellt aber ferner aus der darstellung Aventins, aus welcher die fortdauer dieser sagentrümmer noch im 16 jh. zu tage tritt. Aventin trennt noch richtig den einbruch der Hunnen in Pannonien von den taten Attilas. er berichtet (IV$_2$ 1077) : *zu diser zeit fielen aus iren hohen unwegsamen pirgen* (den Karpathen) *die unsinnigen Haunen mitsambt irem künig Waldmar* — di. Balamber[2] —, *zogen gegen der Thonau werts, überfielen die Gouten, vertribens mit herrengewalt aufs irem alten land, so ir vorvordern etwan lange jar ingehebt hetten, ist ietzo Ungern und Sibenpürgen und dieselbig gegent umb die Donau.* auch Aventin weifs also nichts mehr von der scythischen heimat der Goten, sondern hält Pannonien für ihr stammland, aus dem sie, wie in der Kchr., durch die Hunnen vertrieben werden, doch erinnert der ausdruck 'überfielen' zugleich noch deutlich an den kampf bei Potentiana. ferner berichtet Aventin (II 302) in den bair. Ann. : als Attila den entschluss zur gallischen heerfahrt fasst, *Theodericus Veronensis Triarii filius et Macrinus, Anthemius consul, gener Valentiniani imperatoris*[3], *praeses Danubii et Vindeliciae, qui post imperavit, Danubii limitis duces provinciarumque quas possidemus legati annuente Augusto cum Attila pacem his conditionibus ineunt: oppidis quidem clausis itineris facultatem exercitui copiisque Attilae concedunt.* die deutsche paraphrase (Chronik IV$_2$ 1137) nennt ihn

[1] Heinzel (Über die Hervararsaga, WSB. 114, 518), dem Jiriczek (I 138 anm.) zustimmt, wollte aus dem Chron. pasch. schliefsen, dass in dem bericht des Keza über das 'proelium Cesunmaur' die deutsche sagenfassung über die catalaunische schlacht vorliege. aber das der erzählung des Keza zu grunde liegende factum bleibt doch das dritte treffen des Winithari bei Jordanes, welches mit einer niederlage der Goten endete; Keza wie Jordanes haben dann über die catalaunische schlacht ihre besondern berichte.

[2] schon Frutolf (Ekkehard) nennt ihn *Valamber* (HS.[3] 41); Heinrich vMünchen nennt ihn *Valderades* und bezeichnet ihn als den eroberer des landes und vater Etzels, Mafsmann Kchr. III 962.

[3] aus der chronik IV$_2$ 1137, welche sagt '*Matrinus und Anthemius*', geht hervor, dass das komma zwischen diesen namen richtig steht. doch war Anthemius, der spätere kaiser, nicht der schwiegersohn Valentinians, sondern eben des Marcian (Macrinus), neben welchem er hier genannt ist.

Tetricus, Theodoricus, Strabo, ein sun Triarii und fügt hinzu: *so sich von eim pferd zu tod fiel.* das schon längst vermutete sagenhafte fortleben dieses Dietrich[1], der ein günstling des kaisers Marcian und nebenbuhler des grofsen Theoderich in Byzanz war, wird also hier bestätigt. vermutlich erklärt sich diese variante eben aus seiner stellung zu Marcian; anderseits zeigt auch sein ende, welches schon in alter überlieferung ebenso wie bei Aventin erzählt wird[2], mit demjenigen Theoderichs I ähnlichkeit: nach einer weitverbreiteten version starb auch dieser in der Hunnenschlacht durch einen sturz vom pferde (vgl. Jord. 209). wenn ihn nun aber Aventin mit dem 'Veronensis' für identisch hält[3], so erinnert dies an die bei Keza vorliegende sagengestalt. von der alten pannonischen Gotensage ist hier freilich nur noch die gegnerschaft der beiden statthalter — denen sich aus der geschichte Anthemius zugesellt hat — gegen Attila übrig geblieben. Macrinus auftreten neben dem geschichtlichen schwiegersohn des Marcian zeigt aber, dass dieser kaiser, welcher in der gesamten überlieferung als gewaltiger kriegsheld galt[4], unter jenem namen in der bairischen sage als Attilas hauptgegner fortlebte. sein freundliches verhältnis zu den Ostgoten, denen er das westliche Pannonien einräumte (Jord. 264), blieb bei jenen unvergessen. zusammen mit

[1] vgl. Müllenhoff Zs. 12, 279. WMüller Myth. d. hsage 156. Heinzel Ostg. hsage 14. Symons 702. Jiriczek I 131 f.

[2] Marcell. comes, Auct. ant. XI 92: *Theodoricus, Triari filius, rex Gothorum . . . dum inter suorum moventia plaustra progreditur iacentis super carpentum teli acumine et pavescentis equi sui inpulsione fixus transverberatusque interiit.* ähnlich Euagr. III 25 bei Mafsmann Kchr. III 942.

[3] Aventin scheidet von diesem Theoderich den Westgotenkönig Theodericus Magnus (II 305) und von diesem wider den Ostgotenkönig Dietrich vBern (IV_2 1181).

[4] schon Jord. 255 kennt eine auf ihn und sein verhältnis zu Attila bezügliche sage. Frutolf (Ekkehard, HS.[3] 41) bezeugt sein fortleben in der volkssage durch die bemerkung, dass nach der *vulgaris fabulatio et cantilenarum modulatio* Dietrich und Ermenrich des Marcian zeitgenossen gewesen seien. auch Isid. Hisp. Auct. ant. XI 278 col. 2 gedenkt seines sieges über Attila. Excerpta ex Eunapii hist. (Scr. h. Byz. ed. Bonn. I 76): *Martianus ad omne virtutis genus tamquam regula quaedam exactus est.* Heinrich vMünchen (Mafsmann Kchr. III 958) *Martianus . . der was ein vil guot man . . daz rîche er sêre hôhen began. ez stuont bî im mit êren biz an künec Etzel den hêren, der zôch ûf in ûz Ungerlant.* warum er nach der ungar. sage aus Sabaria stammt, ist nicht zu erkennen, tatsächlich war er ein Thracier (Pauli Realenc. s. v.).

Winithari oder dem 'alten' Dietrich wird ihn also schon die altbairische sage dem Attila entgegengestellt haben, man machte ihn sogar zu einem germanischen (langobardischen) helden (s. o. 6).

Einen sehr verblassten rest dieser sagen glauben wir endlich in den cc. 293—315 der ThS. widererkennen zu dürfen. hier erscheint Dietrich mit den Amelungen auf grofsen heerfahrten gegen den könig Waldemar von Holmgard (Russland), wobei er eine wunde empfängt, welche sehr lange zeit nicht zu heilen vermag (cc. 298—309). an stelle des Hunnenkönigs Balamber, den auch Aventin Waldmar nannte, ist hier der historische Waldemar (Wladimir) von Russland getreten; da nun Attila als beherscher Pannoniens gedacht ist, so erscheint er als der von Waldemar angegriffene, doch überlässt er den kampf hauptsächlich den Amelungen. auch Dietrich Waldemarssohn, vermutlich der Triarier (s. o. 9 n. 1), erscheint hier, aber der geschichte entsprechend, unter den gegnern des Berners.

Wenn also der Berner in der ThS. ebenso wie der 'unsterbliche' Dietrich bei Keza in die stelle des 'alten' Dietrich oder des Winithari eingetreten ist, so fragt es sich nunmehr, welche seiner vorfahren in der weitern erzählung Kezas ihre rolle dem Berner abgetreten haben. nach Jordanes 249 ff, für dessen angaben die aufzählung der Gotenherscher bei Cassiodor Var. xi 1 (ed. Mommsen 320) eine bestätigung bietet, folgte dem Winithari zunächst Ermenrichs sohn Hunimund, dann dessen sohn Thorismund, dann nach einem 40 jährigen interregnum Winitharis enkel Walamer, dessen brüder Theodumer und Widumer jenem zwar hilfreich zur seite standen, ihm aber untergeordnet blieben. nach seiner historischen stellung würde also Walamer, der einflussreichste berater Attilas (Jord. 149 f), den hervorragendsten platz in der sage verdienen, doch scheint ihm Theodumer als vater des Berners diesen platz allmälich streitig gemacht zu haben. in der Regensb. Kchr. (13849 ff) folgt nicht er, sondern Dietmar dem 'alten' Dietrich als einziger sohn und vollbringt die befreiung Merans von der hunnischen herschaft (13856 ff), ein verdienst, welches nach Jord. 268 f allein dem Walamer gebührte. Aventin (iv$_2$ 1161) kennt zwar alle drei brüder, Diethmer, Waldmer, Widmer, betrachtet aber, wie aus dieser aufzählung hervorgeht, jenen als den ältesten. er weifs von Waldmer im anschluss an Jordanes manches zu berichten und meldet (v 4) seinen tod durch

herzog Adelger (den sohn Hunni Weliphonis, di. Hunwulfs, nach Jord. 277 eines Skirenhäuptlings) 'under Wien an der Rab', was der erzählung des Jord. 275 von seinem tode in einer schlacht mit den Skiren entspricht, um dann fortzufahren : *die Gueten wolten irs künigs tod ungerochen nit lassen. Dietmair, ir künig, Dietrich von Bern vatter . . . . tet ein schlacht mit Schwaben und Baiern, tet grofsen fchaden beden völkern* (vgl. Jord. 278), *wiewol die unsern singen und sagen, es sei ouch künig Dietmair von den Baiern und Schwaben unden umb die Rab erschlagen worden*[1]. da Theodumer nach Jord. 268 eines natürlichen todes starb, das hier geschilderte ende allein auf Walamer passt (Jord. 275), so sieht man, wie Theodumer auch in der volkstümlichen sage in die geschicke seines bruders eingetreten ist, der seinen vorrang vor ihm in der ältern sage freilich zunächst behauptet haben muss[2].

Vermutlich also liefs die volkstümliche bairische sage, nachdem sie den Winithari oder den 'alten' Dietrich mit Attila in verbindung gebracht hatte, auf jenen sogleich die würklichen zeitgenossen Attilas folgen, um allmälich dem vater Theoderichs die hauptstellung innerhalb der amalischen brüdertrias einzuräumen. der Berner wurde dann selbst an stelle seiner nächsten vorfahren Etzels vasall und schliefslich auch mit dem 'alten' Dietrich, dessen todespfeil er im haupte trug (s. o. 4 n. 1), zu einer person verbunden. so erscheint er denn bei Keza in der rolle Walamers, Winitharis und Athanarichs.

Aus dem gänzlichen schweigen Kezas über Ermanarich darf ein argument gegen die bairische herkunft seiner darstellung nicht hergeleitet werden. auch die Regensb. Kchr. schweigt über ihn, obwol es feststeht, dass er in Baiern eine wolbekannte sagenfigur war[3]. bei der übereinstimmung, welche wir oben zwischen dem

[1] WGrimm HS.[3] 341 sieht hier seltsamerweise 'eine verwirrte erinnerung von der Rabenschlacht'.

[2] als berühmtester der drei brüder gilt er sogar als vater des Theoderich, so Anon. Vales. IX 42; vgl. Marcell. Comes aao. 92 : *Theodericus cognomento Walamer.* in Pipers sammlung erscheint der name *Thietmar* 32 mal, je 1 mal *Ualmari, Uuidmarus, Uuidimarus;* bei Foerstemann I s. v. ist das verhältnis für die letztern günstiger.

[3] vgl. die Monseer und Tegernseer glossen (Koegel Litt.-gesch. I 2, 11; HS.[3] 34), sowie das vorkommen des namens *Suanahilde* in bairischen urkunden (Förstemann I 1133, Schönbach Zs. 20, 192 n. 3), besonders in der familie des Baiernherzogs Odilo (Einh. Ann. a. 741, cont. Fredeg. 108).

bericht des Callimachus und der ungarischen sage fanden, dürfte seine, bisher wie es scheint übersehene, darstellung über Ermenrichs tod vielleicht der ältern bairischen auffassung entsprechen. er berichtet (Bonfinii Rer. Ung. dec. I 853): *difficilior res* (Hunis) *cum Gotthis fuit exercitatis omnium fere gentium bellis et victoriarum numero et magnitudine tum insignibus tum supra quam ut vinci se posse crederent elatis. Nam licet primus congressus Hunno ex sententia cessisset propter militarem seditionem apud Gotthos ab Saro atque Ammio inter primores gentis opibus atque auctoritate praepollentibus contra Ermanricum regem suum excitatum* (lis *excitatam*) *in ultionem coniugum suarum, quas velut ad dominatum viros suscitarent, paucis ante diebus iussu regio equi caudis suis alligatas non minus foede quam crudeliter in partes laceraverant. Qua occasione servata cum rex non minus senio (quippe quod vigesimum supra centesimum annum ageret) quam vulnere quod in eo tumultu acceperat confectus occubuisset, facile Hunni victores evasere pulsis Gotthis ad interiora Sarmatiae, quae maxime in septentrionem porrigitur. Sed Vinitharius* . . . (s. o. 5 n. 3). die erinnerung an das scythische Gotenreich muste vor den stärkeren eindrücken der pannonischen Gotenzeit allmälich verblassen: die bairische sage versetzte schliefslich Ermenrich nach dem Gotenlande Spanien[1].

II. ATTILA.

1. Auf Dietrichs anregung unternimmt Ethele nunmehr einen grofsen feldzug nach westen. er führt seine völker an den Rhein, überschreitet ihn bei Konstanz und stöfst bei Basel auf den (Burgunder-) könig Sigismund, der ihm 'cum ingenti exercitu' gegenübertritt, aber in einer grofsen schlacht völlig überwältigt wird (Keza p. 62). nach der einnahme Strafsburgs dringt Attila sodann in Gallien ein, kämpft mit dem Patritius Etius (Aëtius) und dem Gotenkönig Aldarich (Theoderich I, s. o. 7) auf den catalaunischen feldern, flöfst allen völkern des erdkreises schrecken ein, sodass sie ihm zins und tribut zahlen, und lässt seine scharen bis Spanien schweifen, von wo sie den sultan von Ma-

[1] *'rex Hispanie vel Gothie'* (Chron. imp. et pont. Bav., Heinzel Ostg. s. 29); Tegerns. glosse: *Herminegeldus — Ermanric* (HS.³ 34), wo aufser der übereinstimmung im ersten teil der namen die zugehörigkeit beider zu den spanischen königen würksam gewesen sein muss (anders Jiriczek I 328).

rokko über die meerenge von Sevilla verjagen. den rückweg nimmt er über Köln und Eisenach, wo er einen grofsen hoftag feiert. ein von hier ausgesantes heer unterwirft die völker des nordens, die Dänen, Norweger, Friesen, Litthauer und Preufsen der hunnischen herschaft.

Die erwähnung des 'soldanus Maroquiae'[1] und die fiction eines hoftags auf der Wartburg weisen in das 12 und 13, das auftreten des königs Sigismund aber in das 6 jh. an stelle dieses letzten königs des altburgundischen reichs, welcher i. j. 523 den söhnen Chlodwigs erlag und in einem brunnen ertränkt wurde (Gregor. Tur. III 6), erscheint bei Paul. Diac. (vgl. Zs. 10 151. HS.[2] 78) als der im beginn des gallischen feldzugs von Attila überwältigte könig Gundicarius, der Gunther der sage, was bekanntlich auf einer verwechslung mit der katastrophe von 437 beruht. dass bei Keza die gegend von Basel als schauplatz der burgundischen niederlage erscheint, erklärt sich vielleicht daraus, dass eben hier das spätere burgundische reich den Rhein berührte[2].

Die bairische herkunft von Kezas darstellung ergibt sich zunächst wider aus Aventin, welcher Attila denselben weg, nach dem Bodensee, einschlagen und ihn gegenüber Basel über die könige Gundackar und Sigismund, vater und sohn, einen grofsen sieg erfechten lässt[3]. er kennt auch eine zweite version, nach welcher Gundaricus erst auf den catalaunischen feldern zusammen mit Meroveus, dem 'dux Francorum', den untergang fand (II 305). Kezas darstellung beweist, dass Gunther zeitweise durch den spätern, ein gleiches geschick teilenden könig Sigismund verdrängt worden war (wie Winithari durch den ältern Dietrich); schon Olahus (p. 867) aber nähert sich Aventins bericht, indem er bei Basel den Sigismund, bei Strafsburg den Guntachar von Attila besiegt werden lässt. bei Aventin also sind beide versionen verknüpft. das widerauftreten Gunthers in diesem zusammenhang dürfte auf seiner stellung im mhd. epos beruhen, welche also auch die

[1] sie setzt die eroberung des arabischen Spanien durch die marokkanischen Almojaden (um die mitte des 12 jhs.) voraus; vgl. Ranke WG. VIII 300 f.

[2] vgl. auch Aventin (IV_2 1116): *die Burgundier namen zuehand, da si über Rein kamen, die gegent oberhalb Pasel an den Rein stossend ein.*

[3] II 303 .... *ibi Gundaricus et Segimundus reges Burgundionum occurrunt Attilam transitu Rheni prohibituri ... sed facile ab exercitu Attilae caeduntur, funduntur, ad internecionem cum copiis delentur.* vgl. IV_2 1139.

bairische volkssage wenigstens in jener zeit nicht ganz unbeeinflusst liefs.

Im grunde handelt es sich hier um die ostdeutsche sage vom untergang der Burgunder, um denselben kampf, welchen schon die Edda feiert (Atlam. 49) : 'den streit, der hier geschah, wird stets im lied man preisen : wie Giukis söhne fochten, nichts gleiches sah man je' (Gering). der ursprüngliche schauplatz dieses denkwürdigen kampfes, der Oberrhein, ist in der bairischen sage treuer festgehalten worden, als in der westdeutschen. während die letztere diesen kampf mit der Nibelungensage vereinigte, blieb er in der bairischen sage ein isoliertes ereignis. diese bairische vorstellung von einer grofsen heerfahrt der Etzelvölker gegen die rheinischen Burgunder diente aber den dichtern des Biterolf und wol auch des 'grofsen Rosengartens' zur anlehnung: erscheint doch im Rosengarten D Etzel selbst unter den teilnehmern an der fahrt. wie tief hier jene sage wurzelte, zeigt die art, wie sich Aventins zeitgenosse Lazius, der Wiener kaiserliche historiograph (vgl. Dümmler Pilgrim 95), bemühte, den inhalt der von ihm aufgefundenen Nibelungenhs. mit der volkstümlichen österreichischen heldensage in einklang zu setzen. in seinem buch 'De gentium migrationibus' (Basel 1555) berichtet er über seinen fund (p. 707), den er als 'codex annalium vetustus, qui Attilae historiam et Theoderici Bernensis continet' bezeichnet, folgendes : *est autem exitus huius historiae Attilam cum Burgundis, qui tum ad Rhenum colebant, ut etiam Ammianus lib. 28 testatur, bellum constituisse gerere, ad quod Rudigerum a Pechlara vogtum iusserat venire. Quod ipse invitus suscipere coactus est adversus Guntherum socerum suum et Gisilherum generum, Burgundiae videlicet principes aliosque regionis illius regulos Volkerum, Hugonem et Dankhwardum, cuius causa Grymehildis fuerat Athilae coniunx Gotha mulier atrox* (folgen die verse Nib. A. 2072 ff). also Attila hat — wie Lazius seinem codex entnahm, auf antrieb seiner gattin Grymehildis, die er als eine 'Gotin' bezeichnet — einen feldzug gegen die am Rhein wohnenden Burgunder beschlossen, zu welchem er auch Rüdiger aufbietet, dem der entschluss zur heeresfolge aus verwantschaftlichen gründen besonders schwer fällt [1].

[1] dass Gunther Rüdigers schwiegervater gewesen, stimmt mit dem anh. z. Heldenbuch (HS.[3] 325, wo WGrimm eine bestätigung vermisste).

Bairischem einfluss entspringt auch die angabe über Attilas thüringischen hoftag. diese 'curia solemnis' stand mit seiner vermählung mit einer germanischen fürstentochter in zusammenhang. eine thüringische chronik (HS.[3] 344) weifs zu berichten, dass Attila auf einem grofsen hoftag zu Eisenach, wohin er mit vielem kriegsvolk gekommen, die tochter könig Gunthers zur ehe nahm [1]. wenn nun Avent. (II 302) berichtet: *Grimyldam Guntheri regis Turogorum filiam uxorem ducit: omnes principes Germaniae magnae receptos ad se in aulam, in conmilitium accivit sociosque sibi adsciscit*, so verrät er deutlich die kenntnis derselben sage [2], doch setzt er (vgl. auch IV$_2$ 1137) diese vermählung und den grofsen hoftag vor die gallische heerfahrt. nach einer andern bairischen sage (Aventin II 306. IV$_2$ 1143) hiefs die 'nova nupta', welche Attila kurz vor seinem tode zur gattin nahm, Hildegunde, 'filia Herrici reguli Francorum' [3]: dieser Herrich ist aber nach Aventin II 313, IV$_2$ 1157 ein fränkischer könig in Köln, der residenz der ripuarischen Frankenkönige (Greg. Turon II 40). Attilas aufenthalt in Köln, der als sagenhaft auch durch Otto vFreisingen (Chr. IV 28) bezeugt ist, hatte also für diese variante wahrscheinlich den sinn, dass hier Attila die tochter Herrichs als geisel empfieng, um sie dann daheim unter seine 'innumerabiles uxores' (Jord. 254) aufzunehmen. so dürfen wir auch für den Kölner aufenthalt Etzels bei Keza eine bairische sagengrundlage annehmen.

Auf der, auch geschichtlich feststehnden zugehörigkeit des Hermundurenlandes zum Hunnenreich beruht auch die stellung Irnfrieds im Nibelungenliede [4]; dicht neben ihm erscheinen als

[1] nach MSH. IV 751 anm. verlegte eine alte sage auch den kampf bei Kriemhilds hochzeit auf diesen hoftag.

[2] dass dieser Gunther mit dem burgundischen Guntakar identisch sein könnte, fällt Aventin nicht bei; auch mit dem Guntharius, dem sohn des Gebenicus (= Gibich), neffen des Hagano, welchen er Ann. II 313 in Worms als fränkischen könig einführt (vg. IV$_2$ 1157), bringt er ihn nicht zusammen. der Gunther der sage erscheint bei ihm also in dreifacher gestalt.

[3] auch nach der polnischen Walthersage ist Hildegunde die tochter eines fränkischen fürsten (HS.[3] 174). IV$_2$ 1143 nennt Aventin Hildegunde '*ein schön grad stolz weib*', was auf die volkstümlichkeit dieser sage hindeutet, wie er sich auch II 306 auf '*antiqua carmina*' beruft. der name Hildegunde begegnet in Baiern oft (9 mal in SPeter Salzb., Förstemann I s. v.).

[4] vgl. HS.[3] 130f. Symons 668. weil man die grenze des Hunnenreichs später an die Enns verlegte, erscheinen Irnfried, Hawart und Iring in der Klage 185 ff als geächtete flüchtlinge, die *ins rîches æhte wâren komen*.

vertreter der nach Keza von Thüringen aus unterworfenen nordischen völker, insbesondere der Dänen, Hawart und Iring[1]; dass im gegensatz hierzu im ersten teil des Nibl. die Dänen als selbständiges brudervolk der Sachsen gelten, darf geradezu als beweis für den nichtbairischen ursprung der dort behandelten sage angesehen werden. auch im Biterolf, im 'Dietrich und Wenezlan' und in der Ths. 291 haben die bei Keza erwähnten feldzüge verwertung gefunden; vgl. auch Gesta Theod. reg. ed. Krusch SS. rer. Merov. II 3 p. 203[2].

2. An die rückkehr Etheles von der gallischen heerfahrt knüpft Keza die ermordung Budas di. Bledas. ihn hat der könig nach dem 'proelium Cesunmaur' zum 'princeps et rector' aller länder zwischen Theifs und Don eingesetzt[3] und während seiner gallischen heerfahrt als statthalter in Pannonien zurückgelassen. aber Bleda überschreitet die ihm gesetzten schranken ('metas stabilitas'), indem er die stadt Sicambria, welche Ethele zu seiner residenz ausgebaut und Etzelburg ('urbs Ethele') zu nennen befohlen hat, nach seinem namen in 'Buda' umtaufen lässt. sein bruder stöfst ihn deshalb mit eigener hand nieder und lässt seine leiche in die Donau werfen[4]. tatsächlich starb Bleda schon ca. 445, sodass seine nichtbeteiligung am burgundisch-gallischen feldzug wolbegründet ist; dass Attila ihn getötet habe, berichtet

diese anschauung entspricht der tatsache, dass Ungarn oft solchen geächteten aus dem reich zur zufluchtsstätte diente.

[1] als stammvater des dänischen eponymus schon Rigsþula 46ff; vgl. Simrock Edda[10] 413; HS.[3] 444; Symons 668.

[2] dass diese kämpfe auch der slavischen sage nicht unbekannt blieben, zeigt eine merkwürdige notiz der altpolnischen chronik (Monum. Polon. I 489) : *primo Ungari i. e. Hunni ingressi prostrati fuerunt per Slavos, secundario vero ex eo quod Gothi illis praebuerunt succursum et partem Slavoniae illis dimiserant, triumpho contra Slavos potiuntur.*

[3] die bezeichnungen '*üzer Ungerlande der fürste Blœdelîn*' Nibl. A 1313 und '*fürste der Walâchen*' Bit. 13057 nennen wenigstens wichtige teile dieses gebiets. auch in den Monum. Polon. I 489 heifst er '*Buda dux Hungarorum*'.

[4] auch die altpoln. chronik aao. kennt diese sage und bringt damit die erbauung von Neu-Ofen (Sicambria ist Alt-Ofen, 'antiqua Buda' ib. 490, vgl. auch Zs. 12, 431 ff, Aventin IV$_2$ 656) in zusammenhang : *et ibi Buda interfectus et Sicambria desolatur et civitas in alio situatur et nominatur a nomine principis Buda.*

schon Jordanes (181)[1], dass dies aber **nach** der catalaunischen schlacht geschehen sei, bezeichnet Olahus als speciell ungarische überlieferung[2].

Kezas erzählung von diesem brudermord erinnert an die sage von der ermordung des Remus durch Romulus und ist in dieser fassung wol gelehrten ursprungs; anderseits entspricht die verlegung von Attilas residenz aus ihrer historischen stätte — der ebene zwischen Theifs und Donau (vWietersheim Gesch. d. völkerwandrg. II² 231) — nach der Römerstadt Sicambria so sehr der neigung der germanischen heldensage, alte städte und bauten mit den herschern der vorzeit in verbindung zu bringen (vgl. Zs. 43, 315), dass der deutsche ursprung dieser erfindung wahrscheinlich ist. aber zu dem freundlichen licht, in welches Attilas bild in der bairischen sage allmälich gerückt wurde, passte jene untat wenig; so bot die Nibelungensage die willkommene möglichkeit, das gewaltsame ende Bledas anders darzustellen (vgl. schon Atlamal 48 u. 52). immerhin gehören Gernot, dem in der ThS. 386, und Dancwart, dem in den Nibl. A 1864 Blödel erligt, zu den jüngsten gestalten der heldendichtung.

3. Nach seiner rückkehr unternimmt dann Attila seinen grofsen feldzug nach Italien, um die Honoria zu gewinnen. auch hier folgt Keza nur in den grundzügen der bereits sagenhaften darstellung des Jord. 219ff über die heerfahrt von 452; aber nicht nur bis zum Mincio (Jord. 223), sondern bis zur hauptstadt Ravenna lässt er Attila vordringen. inwieweit dies bairischer sage entspricht, wird sich uns später ergeben.

4. Kezas schilderung von Attilas charakter ligt im wesentlichen diejenige bei Jord. 182ff zu grunde, doch wird daneben vor allem seine freigebigkeit betont : *in arca sua aes tenere contemnebat*, ***propter quod ab extera natione*** — dh. den Nichthunnen, vor allem also den Deutschen — *amabatur, eo quod liberalis esset et communis.* damit stimmt die auffassung Aventius (II 302): *fuit sane Attila supra quam cuique credibile est supplicibus* ***mitis***

[1] Callimachus aao. 886 bezweifelt dies : *Bleda interiit. Et quia mors eius subita, vulgo dictum est a* ***fratre veneno necatum***, *ut aut socium aut aemulum submoveret.*

[2] p. 880 *sunt auctores qui Budam ante pugnam Catal. interfectum esse scriptum reliquerint. Ego tamen secutus chronicon Hungariorum post eam pugnam id factum crediderim.*

et precipue benignus erga eos quos semel in fidem recepit. Complura extant apud nos de eius virtutibus carmina, patrio sermone more maiorum perscripta. Nam et adhuc vulgo cantatur et est popularis nostris etiam literarum rudibus notissimus[1]. an Kezas erzählung, dass von Sicambria aus nach den vier himmelsgegenden fortlaufende posten, in hörweite von einander getrennt, aufgestellt worden seien, *quorum voce et clamore, quid Ethele ageret seu quali exercitationi deditus esset, mundi partes quattuor potuissent experiri*, mit den endpuncten in Köln, Litthauen, am Don und in Zara erinnert die bedeutung, welche Zara (Saders) als hunnische grenzstadt in DFl. 7223 annimmt.

III. KRIEMHILD UND DER UNTERGANG DES HUNNENREICHS.

1. Nach der unterwerfung Europas gedenkt Ethele (Keza 68) übers meer zu setzen, um die Ägypter, Assyrer und Afrika zu unterjochen. während er also im begriff steht, seine welteroberung abzuschliefsen, wird ihm die tochter eines baktrischen fürsten, Micolt[2], zugeführt: indem er in mafsloser liebe zu ihr entbrennt, findet er, von trunk und wollust erhitzt, während der brautnacht durch einen blutsturz an ihrer seite seinen tod.

Jordanes bericht (254) über Attilas tod nach seiner vermählung mit Ildico wird hier durch zwei züge erweitert, deren gemeinsamer ursprung aufser zweifel steht: wie der macedonische weltbezwinger stirbt auch der hunnische inmitten ausschweifender pläne zur vollendung seiner eroberungen, wie jenem, nach einer schon bei Curtius[3] erkennbaren auffassung, seine vermählung mit der baktrischen Roxane verhängnisvoll wird, so gesellt sich auch

[1] vgl. IV$_2$ 1139 *man sogt es sei ein clains mendel gewesen, hab ein grofse starke weite prust gehabt und tapfer menlich herein tretten.* über Attilas popularität in Schwaben s. HS.^{3} 356 (nr 153).

[2] Keza 68: *Bractanorum regis filiam Micolt;* Olahus 887: *filiam regis Bactrianorum Mycoltham*; Chron. Posoniense (Florianus IV c. 19 p. 19): *f. r. Baractanorum nomine Micoloth* (hss. *Micolch, Micholut*); Sigleri Chron. (ed. Bel. Pos. 1737) a. 457 (p. 44): *alteram uxorem Micholdim Bactrianorum regis filiam duxit.*

[3] VIII 4, 23 ff... *Roxane eximia corporis specie et decore habitus in barbaris raro. Quae .. omnium oculos convertit in se, maxime regis minus iam cupiditatibus suis imperantis inter obsequia fortunae ... tunc in amorem virgunculae effusus est.*

dieser zu seinem verderben eine baktrische[1] fürstentochter zu. auch Kezas zeitgenosse, der sog. notarius Belae, benutzte einen Alexanderroman (vgl. Marczali Forsch. z. d. gesch. 17, 627, Rühl aao. 23, 607), in welchem Roxane als einzige zeugin der todesleiden des königs, nachdem er bei einem ausgelassenen 'convivium' vergiftet worden ist, eine sagenhafte rolle spielt (vgl. Frutolf Scr. VII 75). Alexander wird auch sonst (vgl. HS.[3] 186) mit Attila in vergleich gestellt; es fragt sich nur, inwieweit für diese geschichtsconstruction eine germanische sagengrundlage anzunehmen ist.

Schon der bericht des Jordanes 254 f trägt nun so deutliche spuren poetischer färbung, dass ihn zb. Ranke (WGesch. IV 303) ganz ablehnen würde, wenn sich sein urheber nicht auf Priscus beriefe : so dürfe er 'nicht ganz' verworfen werden. aber die schilderung, welche Priscus selbst in seinem gesantschaftsbericht (aao. 204) von der würde, einfachheit und mäfsigkeit des grofsen barbaren gibt, steht mit der annahme eines durch sinnlose ausschweifungen herbeigeführten todes in so augenfälligem widerspruch, dass die tendenziöse farbe dieser darstellung unverkennbar ist : der todfeind der christenheit konnte nur im sündenpfuhl verkommen sein. vielleicht schwebte schon damals den byzantinischen gelehrten das vorbild Alexanders vor. allerdings scheint der name Ildico, di. 'Hildchen', vom got. Hildja (Müllenhoff Zs. 10, 159) auf den ersten blick zu der annahme, dass eine 'virguncula' oder 'puella' sich dem Attila zugesellte, zu stimmen. aber gerade diese deminutivform weist auf eine ganz andere stellung dieser letzten gattin Attilas hin. kehrt doch diese schmeichelform nicht allein in Attilas eigenem namen wider, sondern auch bei seinem bruder Bleda, der in QW. *Bletla*, bei Herm. Contr. *Bledla*, im mhd. epos durchweg *Blœdel* oder *Blœdelîn* genannt wird[2], bei seinem vorgänger Rua, für welchen die bezeichnung *Rugila* üblich ist (vgl. Altd. W. I 202 f, Mafsmann Kchr. III 938), bei seinen angeblichen söhnen *Blôdele* und *Vridele* (Kchr. 13861) und in einer reihe gotischer königsnamen (*Gudila, Badvila-Totila, Trapstila, Chintila, Svinthila*). dass diese sitte, beliebten herschern und deren angehörigen schmeichelnamen beizulegen, sich auf deren gattinnen

[1] nach Sigl. chron. aao. nannte sich Attila *rex Hunorum Medorum Gothorum Dacorum . . .*

[2] ebenso 'Ezzelin' in der sächs. Weltchr. ed. Weiland (Dtsch. chr. bd II) s. 129.

nicht erstreckt haben sollte, wäre nicht zu verstehn. so würde der name Hildico wol für die von Attila am ende seiner regierung bevorzugte gemahlin, also die nachfolgerin der Kreka, nicht aber für eine zum ersten- und vermutlich letztenmal an seinem hoflager erscheinende dirne (eine *Οὔννα παλλακίς* nennt sie schon das Chron. Pasch.) verständlich sein. Attila verschied also am blutsturz an der seite seiner damaligen germanischen gattin, welcher die gotischen stämme wie ihm selbst einen ihre zuneigung bekundenden schmeichelnamen beigelegt hatten. auch zeigt uns Jordanes schilderung keine 'puella' : in stiller trauer, schweigend ihr haupt verhüllend, mit der unterwürfigkeit einer gattin, aber der würde einer königin harrt Ildico an der leiche Attilas aus, bis am nächsten tage die wächter beunruhigt in die kammer eindringen, während Kezas Micolt jene sogleich durch ihr wildes jammergeschrei herbeiruft. vielleicht trug gerade die form des namens, richtig übersetzt, aber falsch ausgelegt, zur entstehung der bei Priscus auftretenden überlieferung bei.

Der name Hildico enthält vermutlich nur den zweiten teil eines compositums (vgl. Müllenhoff Zs. 10, 159). daraus ergibt sich die wahrscheinlichkeit, dass, wie in Helche und Blœdel, so auch in Kriemhild, welche in der sage als letzte gemahlin Attilas auftritt, uns eine geschichtliche figur erhalten ist. Attilas vermählung mit ihr stand nach Aventins auffassung (II 302, IV$_2$ 1137) mit dem gehorsam der deutschen stämme gegen ihn in einem gewissen zusammenhang (s. o. 15); er fügt ausdrücklich hinzu, dass sie im bairischen volksgesang fortlebe (*canitur apud nos* II 302). daneben bildete sich jedoch, offenbar unter dem einfluss jener von Priscus ausgehnden sagenform, eine variante, nach welcher Attila bei der vermählung mit der fränkischen königstochter Hildegunde starb. Aventin (II 306, vgl. IV$_2$ 1143) meldet nämlich: *dum cum nova nupta Hyldegunda, filia Herrici reguli Francorum, se oblectat, subito invitam exhalavit animam. cantatur apud nos antiquis carminibus Sycambriae quam nos Ophen, Ugri Budam vocare solent, Attilam habitasse et oppetisse*[1]. der name Hildico konnte nämlich wie das spätere Hilleke auch als deminutiv von Hiltgunt aufgefasst werden (vgl. Weinhold D. d. frauen I^3 16)[2]. die

[1] deutlicher noch IV$_2$ 1143 '*do er mit derselben hochzeit freud und wunn het zue nacht sich übersaufen het, fund man in zue morgen toten im pet.*

[2] WGrimm Altd. wäld. I 222 wollte Hildegunde direct mit Ildico identi-

orientalisch klingende umbildung erfuhr der name Ildico erst, als man seine trägerin zu einer baktrischen fürstentochter machte [1]. die ungarische tradition zeigt ihre verwantschaft mit der bairischen Hildegundensage auch darin, dass in beiden Kriemhild neben dieser 'nova nupta' — mit der sie eigentlich identisch ist — als eigentliche gattin Attilas galt. beide sagen bewahrten aber zugleich die vorstellung, dass Attila nicht durch mord, sondern durch einen blutsturz ums leben gekommen sei: dass der in seinem eigenen blute ersticken muste, der so viel fremdes blut vergossen (vgl. Olahus aao.), entspricht der ältern auffassung von Attilas charakter, die noch im 12 jh. in Baiern nicht ganz verblasst war [2].

2. Durch die 'astucia' Dietrichs vBern und der deutschen fürsten, 'quibus rex Ethele in collo residebat', zerfällt nach seinem tode die 'communitas Hunnorum' in zwei parteien, von welchen die eine dem Chaba, dem sohne der Honoria, an deren stelle Olahus jedesfalls richtiger Herriche, Helche nennt [3], die andere dem '*Aladarius ex Cremildi Germaniae principissa procreatus*' die alleinherschaft zu verschaffen sucht. zuerst regieren beide brüder nebeneinander, bis die 'astucia' Dietrichs, der dem Aladarius anhängt, zwischen ihnen einen kampf zum ausbruch bringt (vgl. auch Chron. Dubnic. Flor. scr. III 22). in einem ersten treffen unterligt Aladarius, dann wird Chaba in einem zwei wochen lang dauernden, in den mauern von Sicambria, Etzelburg, wütenden kampfe schliefslich überwältigt. diese schlacht ist so mörderisch, dass zwischen Sicambria und Potentiana das Donauwasser durch Germanenblut ungeniefsbar wird, was freilich die Deutschen 'ob dedecus' nicht eingestehn wollen. *Istud enim est prelium, quod*

ficieren (Walthar. 312 ff = Jord. 254), doch ist er später darauf nicht wider zurückgekommen.

[1] WGrimm aao. 262 denkt an silbenversetzung.

[2] Regensb. Kaiserchr. 13856: *do gevuogte iz sich dar nâch schiere daz Etzel ertranc in sîn selbes bluote.* Otto Frising. Chron. IV 28: *iusto Dei iudicio id factum arbitror ut qui semper humanum sanguinem sitiverat proprio quoque suffocatus interiret.* Heinrich vMüglin Zs. 12, 316: *konic Etzel der ertranc in sînem blûte sint er ein blûtvergîzer was.* eine ähnliche auffassung Sächs. weltchr. HS.[3] 320.

[3] Attilas ehe mit Honoria wurde nach der geschichte und der ältern sage nicht perfect (vgl. Olahus 887, Callimachus 861), erst in Sigleri chron. a 457 p. 44 heifst es: *A. qui primum Valentiniani filiam in uxorem habuit.. Micholdim duxit.* um beide versionen zu vereinbaren, sagt Olahus: *Herriche, Honorii Graecorum imperatoris filia.*

Huni **prelium Crumhelt** *usque adhuc nominantes vocaverunt*[1]. Chaba entkommt mit 15000 mann zu seinem grofsvater Honorius nach Griechenland und von da nach Scythien. noch zu Kezas zeit gibt es bei den Zeklern, die er für die nachkommen der aus dem 'prelium Crimildinum' geretteten, in Pannonien zurückgebliebenen Hunnen hält, ein auf Chaba bezügliches sprichwort[2]. nicht Chaba, sondern sein urenkel Almus führt die nachkommen der vertriebenen, di. die Ungarn, an die Donau zurück. Olahus aao. nennt den günstling Dietrichs *Aladaricus ex matre Kreinheiltz*[3], *filia ducis Bavarie*, und bemerkt, dass Dietrich, der 'princeps militiae Attilae' eine 'neptis Attilae ex sorore' zur frau hatte, was mit dem Anh. z. Hb. (HS.[3] 343) übereinstimmt, dessen abhängigkeit von bairischer sage wir schon oben wahrnehmen konnten (s. o. 14 n. 1)[4].

In dieser darstellung ist also Micolt wider verschwunden, dagegen ist an sich klar, dass der grofse kampf nicht deshalb nur nach Kriemhild den namen trug, weil ihr sohn darin eine rolle spielte, sondern weil sie selbst die anstifterin und belebende kraft desselben gewesen sein muss. ob nun aber diese rolle alter bajuvarischer sage entspricht, oder (wie WGrimm HS.[3] 184 und die neuern für ausgemacht halten) aus der Nibelungensage in die ungarische tradition hineingeraten ist, dies ist die für unsre untersuchung wichtigste frage.

Die geschichtliche entstehung dieser sage, soweit der untergang des Hunnenreichs selbst in frage kommt, ist voll-

[1] Chron. Monac. Flor. scr. III 218 : *quod* **bellum** *hodie ab Ungaris Crimheld vocatur.*

[2] '*tunc redire debeas, dicunt recedenti, quando Chaba de Graecia revertetur*'.

[3] weitere verstümmlungen des namens zeigt das Chron. Polon. Flor. scr. IV 19 *ex domina Curhundina*, p. 21 *ex prelio Cuminhuldino*, Chron. Dubnic. Flor. scr. III 21 *domina Crimihildina.*

[4] die von Keza abhängige tradition zeigt varianten mit wachsender antideutscher tendenz. so meldet das Chron. Vindob. (Florian. scr. II 119): *in istis preliis* **semper** *Chaba et Huni victoriam habuerunt. Postmodum vero Detricus de Verona* **per tradimentum** *Chabam fecit superari . . Mortuo itaque Attila tam filii quam Huni inter se sunt necati.* ebenso Chron. Dubnic. Flor. scr. III 22. Chron. Monac. ib. 218 : *Huni Chabam, Detricus Aladarium regem concluserunt, inter quos acerrimum bellum committitur adeo quod a Sicambria usque Potentianam Danubius Germanorum occisorum cruore* XV *diebus rubesceret. Quod bellum hodie ab Ungaris Crimhelt vocitatur. Detricus autem* **tradimento** *Chabam superans . . .*

kommen durchsichtig. die beiden kriege, welche den söhnen Attilas so verhängnisvoll wurden — der kampf am flusse Nedao, in welchem Attilas ältester sohn Ellak dem Gepidenkönig Ardarich und seinen verbündeten erlag (Jord. 261 f), und die vertreibung der übrigen söhne Attilas durch Walamer (Jord. 268 f) — sind in ein grofses kampfgemälde, dessen schauplatz nach Sicambria verlegt ist, zusammengefasst. in Aladarius oder Aladarich erkennen wir den Gepidenkönig Ardarich wider, den auch schon der Babenberger Otto vFreising (Chron. IV 26) Aldarich nennt (*Attila cum Aldarico Gepidarum et Walamiro Ostrogotharum regibus*): die sage stellt ihn als sohn der germanischen Kriemhild dem der nichtgermanischen Honoria oder Helche, Chaba, dem Ellak der geschichte, gegenüber; das eigentliche verdienst an der überwältigung Chabas und der Hunnen aber wird Dietrich zuerkannt, der hier an die stelle Walamers bzw. Theodumers getreten ist (s. o. 10). schon in den 'Gesta Theoderici' hilft Dietrich hierbei seinem oheim, welchem mehr noch als Ardarich die vernichtung der Hunnen zugeschrieben wird[1].

Für unsere hauptfrage entscheidend sind aber die merkwürdigen angaben des Lazius. an die erwähnung des Gepidenkönigs Ardarich knüpft er (aao. 757) folgende bemerkung: *Cuius (Ardarici) filiam Chrymhildem, Attilae desponsatam, ipsumque adeo Hunnum in eius nuptiis suffocatum fuisse gentilicii Hungarorum annales referunt: et propter quam Athila extincto Gothos Gepedasque cum Hunnis Athilaeque filiis cruentum bellum gessisse vulgares cum cantilenae nostrae gentis, tum vero rythmi illi demonstrant in antiquo codice Athilae historiam continente a me reperti* — folgen die verse Nibl. A. 1894, 1 bis 1900, 1 (Ortliebs ermordung) — *et quae sequuntur de illo cruento proelio filiorum Athilae cum Gepedarum et Gothorum principibus propter Chrymhildam Ardarici filiam sponsam excitato in ipsis nuptiis, in quibus suffocatus ex ira interiit Athila.* hieraus ergibt sich: 1) Lazius kannte eine volkstümliche ungarische epische tradition, welche von der bei Keza vorliegenden sage darin abweicht, dass

[1] Scr. rer. Merov. II 202: *mortuo Attala r. H. Walamer . . (Hunorum) dominium avite libertatis memor excussit et Ardericum regem Gepidarum ceterasque gentes Hunis subiectas in eadem facienda provocavit . . Walamer conglobatis suis duce Theodorico fratrueli suo super Hunos irruit tantaque caede in eos grassatus est, ut de reliquis qui superfuerunt Huni Ostrogotharum arma formidarent.*

Kriemhild nicht als mutter, sondern als tochter Ardarichs gilt und der ausbruch des kampfes in die hochzeitsfeier verlegt ist, wobei Attila durch einen zornausbruch erstickt, sodass also Kriemhild zugleich in die rolle der Micolt eingetreten ist; 2) er kannte österreichische volkslieder, welche ebenfalls davon meldeten, dass Kriemhild, die tochter Ardarichs, jenen grofsen krieg anstiftete oder doch verursachte, der schon in den 'nuptiae' begann, in welchem nach Attilas tode Goten (Dietrich) und Gepiden (Ardarich) das hunnische joch abschüttelten; 3) er hielt die ermordung Ortliebs für eine kampfesscene aus diesem 'proelium Crimildinum'. in diesen österreichischen volksliedern kam also der grundgedanke der sage, dass Attilas letzte germanische gattin, Kriembild, in verbindung mit den königen der Goten und Gepiden das Hunnenreich dem untergang weihte, deutlich zur anschauung. dass die Ungarn diese auffassung von den Germanen übernahmen, nicht umgekehrt, bedarf keiner erörterung. gewis war die historische Kriemhild weder die mutter noch die tochter Ardarichs, nur die sage rückte beide möglichst nahe zusammen. so überzeugt aber ist Lazius von ihrer gotisch-gepidischen herkunft, dass er an der oben (14) erwähnten stelle, wo er sie, um die Rüdigerscene zu verstehn, zur 'gattin' Attilas machen muss, ebenfalls als 'Gotin' bezeichnete. sein zusatz 'mulier atrox' lässt vermuten, dass er mit dem 'propter quam' der zweiten stelle sie als die intellectuelle urheberin des kampfes hinstellen will. aber weder in den bairischen 'cantilenae' noch in den ungarischen 'annales' zeigt sich der geringste einfluss der Nibelungensage; vielmehr erklärt sich die entstehung der sage vom 'proelium Crimhildinum' genau aus der stellung, welche wir aus dem namen 'Ildico' für Kriemhild und ihr verhältnis zu den germanischen stämmen herzuleiten versuchten.

Vielleicht klangen auch dem Aventin die weisen einer solchen alten 'cantilena' noch ins ohr, wenn er die erzählung jenes befreiungskampfes mit folgenden worten einleitet (IV_2 1160) : *der Gepitzen künig* Hardreich *was der erst im* harnesch, *der griff die* Haunen *mit werender* hant *an, erschlueg im streit den eltisten sun künig Ätzls, mit namen* Hellach, *erschlueg mit sambt im dreissig tausend* Haunen [1]. wie bei Jordanes erligt also hier Ellak dem

[1] vgl. II 329 : *Primus Hardaricus rex Gepidarum correptis armis invadit filium Attilae maximum natu Hellachum nomine et pugna superatum interemit.*

Gepidenkönig : man darf wol vermuten, dass es die ermordung dieses seines lieblingssohnes war, welche Attilas todbringenden zornausbruch herbeiführte, und dass Lazius durch die art, wie Ortliebs tod im Nibl. erzählt wird, an eben jene scene erinnert wurde[1].

Das selbständige fortleben Kriembilds in der bairischen volkssage wird schon durch die frühe beliebtheit ihres namens in den bairischen landschaften bezeugt (vgl. Zs. 12, 300, Förstemann i s. v.), der keineswegs eine solche anderer gestalten der Nibelungensage, etwa Hagens und Siegfrieds, entspricht. es begreift sich nun, dass die zunehmende christliche gesittung dieser heidnischen, walkürenhaften gestalt allmälich ihre teilnahme entzog und aus der kampfesstifterin eine 'mulier atrox', eine 'valandinne', einen ausbund weiblicher tücke und bosheit machte[2]. wie nun erklärt sich aber neben dieser Kriembild der bairischen Hunnensage das auftreten der rheinischen Kriemhild-Gudrun?

Versuchen wir das bunte geflecht zahlreicher um dieselben figuren gruppierter mythischer und historischer motive, aus welchen die Nibelungen-Burgundersage erwuchs, in der absicht zu entwirren, dem ursprünglichen wesen dieser rheinischen Kriemhild möglichst nahe zu kommen, so bietet die dänische fassung der sage (Hvensche Chronik, dänische volkslieder) trotz ihrer späten fixierung die von historischen bestandteilen am wenigsten berührte sagenform[3]. obwol auch hier das grundmotiv bereits verschoben und Kriemhild die rächerin ihres gemahls geworden ist, so sind doch sehr alte züge der sage noch deutlich erkennbar : Gremild ist die schwester des Hogne, beide sind kinder Niflungs (Nöglings), des besitzers eines grofsen schatzberges. ein solcher schatzberg erscheint auch in den Nibl. A. 89ff. 454. 682, 2 (wo Kriemhild 'ze Nibelunges bürge' wohnt), im Siegfriedslied, in färöischen liedern, in einer reihe deutscher Siegfriedsmärchen und in der ThS. 423ff. nach der ThS. 423ff und einem färöischen

[1] auch Ladislaus Suntheim (ca. 1500) HS.[2] 479 kennt den 'grofsen blutigen streit zwischen könig Etzels söhnen', verlegt ihn aber nach Potentiana.

[2] bruder Berthold bestreitet die landläufige auffassung, dass Crimhilt 'omnino mala' fuerit HS.[2] 181. sprichwörtlich dominus Meinhardus Zs. 12, 359, Margarethe Maultasch eine 'Chrymhildis' HS.[2] 314. alle diese zeugnisse weisen auf bairischen boden.

[3] in der Hvenschen Chr. (HS.[2] 344f) fehlen die burgundischen sagenhelden ganz, in den volksliedern (ib. 345f) wird ihrer nur einmal beiläufig gedacht.

lied (HS.[3] 368) wird schliefslich Attila in diesen schatzberg durch den sohn Hagens hineingelockt und eingeschlossen, sodass er seine habgier mit dem hungertode büfst. offenbar um diesen schatz zu gewinnen, hat Attila, den ThS. c. 39 als 'weise und habsüchtig', c. 359 als den 'habsüchtigsten aller männer' bezeichnet, die tochter Nibelungs zur ehe genötigt und seinen sohn, den hüter der schwester, heimtückisch ermordet. so fest wurzelte die ihm hier zugedachte todesart, welche dem niederdeutschen märchenmotiv vom Simeliberg entspricht (KHM. 142, vgl. bd III 225), in der sage, dass sie in der dänischen auffassung ganz sinnlos auf Kriemhild übertragen wird, während eine färöische sage (HS.[3] 368) Attila und Kriemhild zusammen den tod im goldberg finden lässt[1]. der spruch 'kunig Etzel durch eigennutze starb' (HS.[3] 319 n. 126) steht mit dieser sagenform im einklang. nicht wie der erlösende königssohn der deutschen märchen befreit er eine verzauberte jungfrau, ihren finstern, einäugigen hüter (KHM. 111) überwältigend, sondern aus 'eigennutz' bemächtigt er sich beider, um dann selbst in die unterwelt gelockt zu werden, deren schätze er zu gewinnen trachtet. weder Siegfrieds, noch Brunhilds, noch Gunthers und seiner brüder bedarf diese sage: aus der tatsache, dass Attila, dessen schreckensbild seit dem Hunnensturm von 451 bei den germanischen weststämmen lebendig blieb, während seiner ehe mit einer Kriemhild seinen tod fand und aus dem mythischen wesen der diesen namen tragenden märchenfigur findet diese einfachste erschliefsbare fränkische sagenfassung eine ausreichende erklärung.

Da Attila eine geschichtliche figur war, so muste man versuchen, auch Hagen und Kriemhild geschichtliche farbe zu geben. nach der sage war der Frankenkönig Meroweus im kampf mit Attila an der seite Gunthers gefallen (Avent. II 305), aber auch Priscus c. 8 (aao. 152) berichtet, dass Attila von einem mächtigen fränkischen häuptling gegen dessen bruder im j. 451 eben nach Gallien gerufen worden sei, und es ist sicher, dass ein teil der Franken, vermutlich die salischen, ihm feindlich gegenübertrat. indem nun Hagen mit Tronje, dem sitz der salischen Frankenkönige (Doornik, WMüller Myth. d. hs. 51), in verbindung gesetzt wurde, wurde die feindselige stellung Attilas zu Kriemhilds bruder

[1] nach Atlamal 34, Völss. 36 scheint es, dass Attila der mutter der Nibelungen einen ähnlichen tod bereitete.

an die geschichtlichen vorgänge angeknüpft. ob nun die historische Kriemhild, wofür manche momente sprechen würden, würklich eine fränkische königstochter war, welche Attila um 451 zu seiner bevorzugten gattin machte, darauf kommt es hier nicht an; deutlich ist nur, dass bei den Franken an Kriemhilds fränkische herkunft ebenso geglaubt wurde, wie bei den oststämmen wenigstens später an ihre gotisch-gepidische. einmal in das bereich derjenigen fränkischen mythen, deren mittelpunct Kriemhild bildete, hineingezogen, muste Attila allmälich auch zu Brunhild und Siegfried in beziehungen treten, die hier im einzelnen zu verfolgen nicht unsere aufgabe ist.

Einen unzweifelhaft historischen hintergrund weist nun die burgundische Gunther-Attilasage auf, welche sich als eine stammessage bildete, aber seit der vereinigung des Burgunderreichs mit dem Frankenreich allmälich mit jener fränkischen sage fest zusammenwuchs. schon vorher aber war diese burgundische sage mit einer sage verbunden worden, welche das Ildicomotiv nach einer bestimmten richtung hin weiter entwickelt hatte. schon im 7 jh. wird jenes mädchen, mit welchem Attila seine letzte hochzeit feierte — vielleicht war hierbei, wie Ranke WG. IV 303 andeutet, das alttestamentliche vorbild der Judith nicht ohne einfluss —, als seine mörderin angesehen[1]. aber bei der ganzen stellung, welche die sage diesem mädchen zugewiesen hatte, konnte es sich hierbei nicht um die befreiung der welt von ihrer gottesgeisel, sondern nur um die vollstreckung einer blutrache handeln. nach späterer auffassung (Poeta Saxo, QW.) rächte die mörderin ihren von Attila getöteten vater, dem sie selbst mit gewalt entrissen worden war. es lag nahe, die vernichtung der burgundischen Gibichssöhne, welche, wie uns die bairische sage lehrte, auf alle deutschen stämme einen tiefen eindruck gemacht hatte, mit dieser sagenform in verbindung zu bringen. zwischen den namen Hildico und Gundrun hat vielleicht der name Hildegunde eine art vermittlung gebildet. erscheint diese letzte 'nupta' Attilas in der bairischen sage als tochter des fränkischen königs Herrich, so ist dieser im Waltharius zu einem burgundischen könig geworden, welcher auf der gallischen heerfahrt von Attila bezwungen, zur vergeiselung seiner

[1] zuerst bei Marcell. Comes aao. 86 und im Chron. pasch. vgl. HS.[2] 9, Ranke aao.

tochter genötigt wurde. für den namen Gund(o)-runa dürfen wir wie für Gund(o)-hari und Gund(o)-mar burgundischen ursprung voraussetzen, worauf auch die verbreitung dieses namens im südwestlichen Deutschland hinweist[1]. in Burgund wird man also den ursprung derjenigen sage suchen dürfen, welche die schwester oder die tochter[2] Gunthers zur rächerin der Gibichssöhne machte[3], eine auffassung, welche eine so weitgehnde verbreitung fand, dass sie auch nach Skandinavien gelangte. aber wie Gunther nicht allein, sondern 'cum populo suo ac stirpe' zu grunde geht, so wird auch Gudruns rache erst vollständig, indem sie mit Attila das ganze Hunnenvolk dem untergang weiht. sie ermordet zuerst Attilas söhne, dann diesen selbst, 'der der vorsicht vergafs, da er voll und toll sich getrunken' (Atlaqv. 41), worauf alle krieger und schildjungfrauen im bau der Botelunge den feuertod erleiden; die Völss. 38 erzählt: die männer wollten nicht verbrennen, sondern erschlugen sich selber und fanden so den tod. dass die sage von der selbstvernichtung der Hunnen nach Attilas tode im 7 jh. im östlichen Europa wol bekannt war, ersehen wir aus Isidorus Hispal., welcher (Auct. ant. xi 278 col. 3) darüber berichtet : *Attila occubuit. statimque inter filios eius de obtinendo regno magna sunt exorta certamina. atque ita rursus Huni mutuis gladiis se occiderunt* (vgl. Chron. Vindob. Flor. scr. ii 119 : *Mortuo itaque Attila tam filii quam Huni inter se sunt necati*). da Baiern seit dem ende des 6 jhs. ebenfalls dem Frankenreiche angehörte, so ist eine einwürkung der bairischen Hunnensage auf die burg.-fränk. Gudrunsage schon an sich wahrscheinlich; sie ist aber auch sonst deutlich erkennbar. die heroische streitlust, mit welcher sich Gudrun selbst am kampf gegen die Hunnen beteiligt (Atlamal 44 ff), wobei sie zwei brüder Attilas tötet, dürfte der rolle der bairischen Kriemhild im 'bellum Crimildinum' entsprochen haben; die verlegung des kampfplatzes vom Rhein nach Attilas residenz erinnert an den kampf in

[1] Gundrun, Cundrun bei Piper; Gundrun, Chutrun in einem Füssener codex 9 (rect. 11) jhs. HS.[2] 455; andere beispiele Zs. 12, 315.

[2] dafür würde Aventins notiz über Kriemhild sprechen (s. o. 15); die beiden combinierten ereignisse lagen ursprünglich 16 jahre auseinander.

[3] mit Symons 657 diesen namen erst nordischer einführung zuzuschreiben, ligt kein zwingender grund vor; entspricht doch auch der nordische 'Gutþorm' dem burg. namen 'Gundomar'.

Sicambria; von den beiden ermordeten Atlisöhnen trägt der eine, Erp, den namen eines sohnes der Helche, vgl. ThS. 316 ff, sodass wir auch Eitil als vorläufer des Ortwin der ThS., des Ort der bairischen sage betrachten dürfen, — erst die nordische sage steigerte also das grausige des rachewerks, indem sie Gudrun ihre eigenen söhne töten liefs. auch in dem 3 Gudrunlied, welches Müllenhoff (DA. v 396 ff) in den anfang des 11 jhs. setzte, ligt die eifersucht zwischen den beiden gemahlinnen Attilas, von welchen Herkja, Helche, zu seiner kebse und magd herabgedrückt ist, wie sie nach der bairischen sage im kampf ihrer söhne später zu blutigem austrag kommt, als sagenbildendes motiv zu grunde (zugleich das einzige, wenn auch sehr verblasste sagenzeugnis für Attilas vielweiberei).

Die verflechtung der burgundischen Gunther-Gudrun- und der fränkischen Hagen-Kriemhildsage, wie sie bereits in der Edda vorligt, war zunächst durch die notwendigkeit geboten, zwischen den beiden sich gegenüberstehnden sagenfassungen über Attilas letzte gemahlin und seinen tod einen vermittelnden ausgleich zu schaffen. so machte man Hagen und Gunther zu brüdern[1], die nun beide Attilas gier nach dem Nibelungenschatz zum opfer fallen, wenn auch besonders in der ThS. 382 noch die anfängliche besonderheit ihres letzten geschicks deutlich hervortritt. um Gunther und Siegfried zusammenzubringen, nahm man einen dem lichtheros angehörigen dioskurenmythus zu hülfe[2]: indem nun Siegfried dem verdacht unkeuschen beilagers zum opfer fällt, wird der fränkische Hagen zu ungunsten des burgundischen Gunther von der untat der ermordung Siegfrieds entlastet — im Nibelungenlied stehen das alte motiv des neides (vgl. das Siegfriedslied) und das spätere des verdachts noch unausgeglichen nebeneinander —. endlich wurde zwischen den beiden frauen dahin

[1] dass eine mehrheit feindlicher brüder von anfang an dem lichtheros gegenüberstehn muss, ist nicht nötig anzunehmen. auch in KHM. 28 steht dem lichten helden nur éin bruder gegenüber. ebenso kennt die Hvensche chronik nur Hagen als Grimhilds bruder und also als Siegfrieds gegner (der daneben genannte Folgmar entstammt der Rosengartensage).

[2] vgl. den letzten teil des märchencyclus von den zwei brüdern (KHM. 60, vgl. bd III 102 ff, Rassmann I 374). die natursymbolik beruht ohne zweifel auf der wesensgleichheit zweier sich folgender tage. — dass Siegfried und Gunther nicht zusammengehören, ergibt sich aus dem Widsið (Symons 659).

ein ausgleich getroffen, dass Gudrun, die ihre rächerrolle behauptete, als nunmehrige schwester der könige und gemahlin Siegfrieds an die stelle der fränkischen Kriemhild trat, dass deren name aber auf die ihrer tochter wesensgleiche nibelungische mutter zurückgeschoben wurde[1]. dieses ganze neue sagengebilde trat nun aber immer stärker unter den einfluss Wormser localsagen, welcher für die deutsche fassung der sage entscheidend geworden ist. dass im Wormsgau sich überlieferungen aus der burgundischen zeit erhielten, wird schon durch den dortigen wald 'Burgunderhart' im 8 jh. (Rieger Hess. quartalbl. 27) wahrscheinlich; als mutmaſslicher wohnsitz der Gibichssöhne und schauplatz ihres untergangs hatte diese landschaft den ersten anspruch, jener sage ihre localfarbe zu geben. so brachte der dortige goldreichtum des Rheins (vgl. Heinzel Nibelungensage WSB. 109. 680) neue vorstellungen über die schicksale des Nibelungenschatzes zur reife; der Wodansdienst der Franken (vgl. Möller Zs. 43, 173f) hatte vielleicht schon früh an den Wodanswald (Odenwald) den tod seines lieblingssohnes und jagdgefährten (vgl. den 1 Merseb. spruch) geknüpft, was zur localisierung von Hagens untat in Wodansheim — Otenheim (Nibl. C 1013) — führte; vor allem änderte sich das wesen von Siegfrieds gattin, indem die tochter Nibelungs mit einem andern mythischen wesen zu einer gestalt vereinigt wurde, welches in der gegend von Worms eine art localer verehrung genoss, mit jener vielumstrittenen jungfrau, welche von ihren brüdern in den dortigen rosengärten verteidigt wurde. der alte fränkische tages- und lichtmythus verknüpfte sich mit dem hier zu grunde liegenden

[1] wie in den deutschen märchen die mutter der falschen braut ist es noch in der nordischen sage die mutter der Gudrun, welche mit hülfe ihrer tochter den lichthelden in die netze des verderbens lockt. der name Grimhild, 'Bellona larvata', erinnert deutlich an die falsche braut des deutschen märchens, welche KHM. 11, um ihre (nibelungische) einäugigkeit (vgl. Hagen im Waltharius) zu verbergen, die hälfte ihres antlitzes mit einer haube verhüllt (über ihre schwarze farbe vgl. KHM. 135, dazu bd III 217, nach WGrimm ein symbol der nacht, über ihre hässlichkeit KHM. 13, wo sie sich bis über den kopf zudeckt). die mutter ist also die nacht, die tochter die mondjungfrau, die ihr antlitz periodisch zu verdecken pflegt und der sonnenjungfrau (Bellona loricata, Brunhild) den lichthelden, dem diese sich verlobt hat, abtrünnig macht. vgl. auch KHM. 113, 122 (bd III 201), 56 (bd III 96), 193 (bd III 195). schon dieser gegensatz der beiden Hilden steht der annahme Kögels Litt.-gesch. I 1, 205 entgegen, dass in Deutschland der name der mutter secundär für die tochter eingetreten sei.

jahreszeitenmythus : die tochter Nibelungs wurde die tochter Isungs; an stelle der 12 Nibelungen, welche des schatzes walteten (Nibl. A. 95, 2), treten könig Isung, der winterkönig, mit seinen 11 söhnen, denen sich als 12ter Siegfried zugesellte (vgl. ThS. 168 u. 170, wo er Irung heifst und zu Gunthers vater gemacht wird; ferner Heinzel Nibelungensage 689). der name Nibelungen wurde nun auf die söhne und helden Gibichs übertragen, welchen die sage an stelle Isungs zum herrn des grofsen Wormser Rosengartens machte (ThS. aao.). 12 helden in Worms finden wir schon im Waltharius (vgl. auch Müller Myth. d. hs. 22), 12 sehr mühsam zusammengesuchte helden pflegen Kriemhilds im Nibl., 12 helden kennt der Biterolf, 12 helden der grofse Rosengarten. selbzwölft kommt daher Siegfried nach Worms — der lichtheros als frühlingsheros —, und in wenig geschickter weise verwischt das Nibl. A. 106ff den ursprünglichen sagenzusammenhang, nach welchem er sich (vgl. ThS. 168) das amt eines bannerträgers in diesem heldenkreise erwarb.

Diese veränderung, welche mit dem wesen der frühern Kriemhild vor sich gieng, hat ohne zweifel den entscheidenden umschwung in der sage, durch welche sie aus einer rächerin ihrer brüder eine rächerin ihres gatten wurde, vorbereitet. so lange ihr finsteres, nibelungisches wesen überwog, blieb sie im grunde selbst Siegfrieds feindin, ein blofses werkzeug ihrer mutter, um die verwundbare stelle am leibe des helden aufzufinden und an Hagen zu verraten, wovon in der 15 aventiure des Nibl. ein nunmehr zur lächerlichkeit entstellter sagenrest übrig geblieben ist[1]. als personification der vom frühlingsgott erweckten naturkraft ist Kriemhild ihrem gatten ähnlich geworden; Hagen allein bleibt der eigentliche vertreter des Nibelungengeschlechts. je mehr ferner die heiligkeit der ehe in den herschenden anschauungen diejenige des bandes zwischen bruder und schwester allmälich überwog (vgl. Vogt Ztschr. f. d. phil. 25, 415), desto mehr verschob sich das burgundische rachemotiv. vor allem aber glauben wir geltend machen zu dürfen, dass die auffassung Kriemhilds und

[1] da die unverwundbarkeit der unkörperlichen natur des lichts entspricht, so ist dieses attribut, das in anderer weise auch Baldur eigentümlich ist, dem lichtheros, dessen eigenschaften auf Siegfried übertragen wurden, wesentlich.

Attilas in der bairischen Hunnensage nicht ohne einfluss auf die rheinische sage bleiben konnte[1].

Die kampfesfrohe herrin des Rosengartens (vgl. Roseng. A. ed. WGrimm 984. 1024. 1026. 1431. 1856) hatte mit der walkürenhaften 'mulier atrox' der bairischen sage eine entschiedene ähnlichkeit gewonnen[2]. aber als rächende mörderin Attilas hatte die 'gotische' Kriemhild niemals gegolten, auch jene Hildegunde (Micolt) nicht, welche neben sie gestellt wurde; diese vorstellung rückte in um so weitere ferne, je freundlicher sich in der bairischen volkssage das bild Attilas allmälich gestaltete. schon Müllenhoff (Zs. 12, 301) wies darauf hin, dass der name Kriemhild nach den sprachlichen veränderungen, die er in Oberdeutschland erfahren, vermutlich durch bairische lieder noch vor dem 8 jh. an den Rhein und nach Mitteldeutschland sich neu verbreitet haben müsse. er wird hier nicht nur dazu geholfen haben, den namen Gudrun wider zu verdrängen, sondern auch gegenüber der unhistorischen mörderin Attilas seiner historischen letzten gemahlin wider zu ihrem recht zu verhelfen. wenn nun aber doch die 'Nibelungen' durch Attila und die Hunnen und zwar durch einen act der treulosigkeit ihren untergang gefunden haben sollten, so lag die vorstellung nahe, dass Kriemhild, die unheilbringende kampfesstifterin, dabei ihre hand im spiel gehabt habe.

Beachten wir, dass nach dem untergang des Agilulfingerreichs (788) Regensburg die residenz eines fränkischen königsgeschlechts wurde, dessen nahe beziehungen zu Worms und dem kloster Lorsch geschichtlich feststehn, so begreift sich der versuch, den verbreitetsten fränkischen sagenstoff auf dem alten boden der Hunnensage episch neu zu gestalten. der umstand, dass im Nibl. die Donau als die nordgrenze Baierns angesehen wird[3], weist in dieselbe zeit, in welcher das frgm. Muspilli (nach Kögel

[1] die historischen momente, welche man zur erklärung der entscheidenden sagenwendung herbeigezogen hat (Müllenhoff Zs. 10, 179), würden die passive rolle Attilas bei Kriemhilds rachewerk nicht erklären; auch müste man erwarten, dass sie sich schon in der nordischen sage würksam zeigten.

[2] in ihrer abneigung gegen 'mannes minne' (Nib. A. 15) bricht auch im Nibl. ihr früheres wesen durch die über sie gebreitete fremde hülle hervor.

[3] vgl. Paul. Diac. h. l. III 30 *Noricorum provincia, quam Baiuvariorum populus inhabitat, habet ab aquilonis parte Danuvii fluenta*; vgl. auch Contin. Fredeg. c. 108. nach Riezler Gesch. Baierns I 822 bestand diese grenze auch staatsrechtlich von 744—833.

ɪ 1, 320 zwischen 830 und 840) eine gewisse blüte der epischen technik in Baiern verrät[1]. wir möchten annehmen, dass schon damals die grundzüge des zweiten teils der Nibelungensage (von Kettners drittem liederbuch) hier festgestellt worden sind. ihre beeinflussung durch die bairische Hunnensage zeigt sich in einer reihe von puncten, wobei wir freilich nur die spätern bearbeitungen, wie sie in der ThS. und im Nibl. vorliegen, zur grundlage nehmen können.

a) Kriemhilds gestalt tritt während des nach Etzelburg (Sicambria) verlegten kampfes derartig in den vordergrund, dass auch dieser ein 'proelium Crimildinum' genannt werden könnte. nach der ThS. 350 schleppt sie selbst unermüdlich panzer, schilde und schwerter für die kämpfenden herbei, sie bietet (c. 386) ihr gold und silber und schmückt (c. 387) siegreiche helden mit goldringen. nicht nur der gefangene Hagen (Nibl. A. 2308, 4), sonauch ihr schutzbefohlener Dietrich redet sie noch vor beginn des kampfes (Nibl. A. 1686, 4) als 'vâlandinne' an. in ihrer wildheit stöfst sie den entseelt daliegenden brüdern feuerbrände in den mund, um zu prüfen, ob sie noch am leben seien (ThS. 392). da sie nach bairischer volksauffassung 'omnino mala' war (s. o. 25 n. 1), so scheute man sich auch nicht, alles, was die fränkische sage von Attila berichtete, ihr zur last zu legen : sie lockt die brüder herbei und facht den kampf an; auch Attilas habgier ist auf sie übergegangen : sie verlangt zu wissen, wo der Nibelungenschatz geblieben sei, was in diesem zusammenhange sinnlos ist. ebenso ist die niederbrennung von Etzels burg aus der fränkischen sage herübergenommen, nur sind es die eigenen brüder und landsleute, die sie dem feuertode weihen will. das bild der 'mulier atrox' konnte nicht vollständiger sein; sie ist würklich *Criemhilt diu vertâne, wîplîcher güete âne* (Zs. 12, 360).

b) Nicht minder lehrreich ist die haltung Etzels. dass sie wenig rühmlich ist, hat man wol erkannt (vgl. Kettner Österreich. Nibelungendichtung 250), aber wenn auch hier der Attila der geschichte zu einem gutmütigen, halb christlichen Ungarnkönig abgeblasst ist, so bleibt doch die rolle, die er spielt, streng genommen undenkbar. sie erklärt sich aber daraus, dass er während des 'proelium Crimildinum' bereits zu den abgeschiedenen gehörte hatte. es fehlte damit der dichtung an einer epischen anschauung seiner

[1] vgl. zb. die verse 73 ff.

beteiligung an einem handgemenge. er spielt den jammernden zuschauer, der es geschehen lässt, dass sein einziger sohn und erbe vor seinen augen ermordet wird — die 'cantilenae' liefsen ihn dann wenigstens vor zorn ersticken (s. o. 24) —, dass seine gattin in stücke gehauen, seine burg angezündet wird, sein unermessliches heer im kampfe sich aufreibt. so weifs denn auch am schluss der dichter mit ihm nichts rechtes anzufangen.

c) Die bairischen sagen vom kampf der Etzelvölker mit den Burgundern und vom 'proelium Crimildinum' sind zu einem einzigen kampfgemälde vereinigt worden. Gunther, seine brüder und sein kriegerisches gefolge erliegen auch hier schliefslich der hunnischen übermacht, aber den Burgundern verbleiben doch die daheim zurückgelassenen krieger und ein spross Gunthers, welcher die dynastie fortzusetzen vermag; dagegen ist Attilas herschaft durch den tod seines einzigen erben und aller bedeutenderen vasallen zum untergang reif geworden. die letzte entscheidung wird wie im 'proelium Crimildinum' bei Keza durch Dietrich gebracht, der also auch in der Nibelungensage die pannonische generation der Amelungen, insbesondere den Walamer vergegenwärtigt. das gewaltsame ende Kriemhilds, in der jetzigen fassung als ursprünglich undenkbar, würde sich durch herübernahme aus der bairischen volkssage, in der es den nach ihr benannten kampf abgeschlossen haben müste, am leichtesten erklären[1]. nach der einen version (ThS. 392, A. z. HB., HS.[3] 337) war es Dietrich, nach der andern (Nibl. A. 2314, 2, Kl. 398, Heinrich vMünchen, Mafsm. Kchr. III 958; vgl. anm. 3) Hildebrand, der gegenüber der 'vâlandinne' der poetischen gerechtigkeit zum siege verhalf.

d) Eben dieses auffallende hervortreten Hildebrands bedarf auch für unsere frage einer überlegung. seine durch die ermordung Kriemhilds als hervorragend gekennzeichnete stellung in der gotisch-bairischen Hunnensage erklärt sich durch seine zugehörigkeit zu den zeitgenossen der amelungischen brüdertrias: die ThS. c. 15 gibt ihm 23 jahre mehr als Dietrich und lässt ihn in Dietmars dienste treten. auch die merkwürdige angabe der ThS. c. 15, dass er der sohn eines herzogs von Venedig sei, ist

[1] da die nordische sage Gudruns schicksal nach dem untergang der Botelunge an eine ganz neue sage anknüpft, so lässt sich daraus immerhin entnehmen, dass ursprünglich Kriemhilds rolle im Hunnenlande mit jener katastrophe ausgespielt war.

damit wol vereinbar : Venedig war schon im 12 jh. herrin von Istrien, Dalmatien und Saveland (vZwiedineck-Südenhorst Venedig 16 ff), dh. Meraniens, der pannonischen Gotenheimat. die ThS. zeigt deutlich, wie er erst allmälich in die rolle eines waffenmeisters Dietrichs hineinwuchs [1]. als älterer zeitgenosse des letzteren bildet er das bindeglied der beiden amalischen heldengenerationen. aber wie Dietrich an die stelle Walamers trat, so ist auch Hildebrand vermutlich ein späterer Gotenheld [2], der zugleich — wie Dietrich — träger mythischer überlieferungen geworden war, und an die stelle eines ältern helden rückte, wahrscheinlich jenes Gesimund [3], den man gewöhnlich für seinen 'historischen vorläufer' hält (Zs. 12, 254) und der als erster kriegsheld Walamers sehr wol denkbar wäre.

Hildebrands einfluss auf die Nibelungensage beschränkt sich nun keineswegs auf sein persönliches eingreifen in die handlung, vielmehr erhellt seine hervorragende stellung in der bairischen sage auch aus der unverkennbaren tatsache, dass eine dieser sage fernstehnde heldengestalt, nämlich Hagen, in dem bairischen teil des Nibl. nach seinem bilde geformt worden ist. dass Hagen wie Hildebrand seinem herrn 'degano dechisto' ist, dass wir ihn wie diesen 'eo folches at ente' als Gunthers wie diesen als Dietrichs menschen-, länder- und wegekundigen bannerträger finden (vgl. Alphart 324, 4; Bit. 5621. 6351. 7352; DFl. 9163. 6148. 8683; Rab. 338. 583 mit Nibl. A. 1464, 3. 1466; ThS. 330. 363), dürfte dabei noch wenig ins gewicht fallen. entscheidender ist ein dem

[1] in der ältern schicht der ThS. tritt Hildebrand, abgesehen von den cc. 15—17, verhältnismäfsig selten hervor und gegen Wittich entschieden in den hintergrund; ganz übersehen ist er c. 96 (Ecke), c. 124 ff (Dietleib), c. 131 (tod Dietmars), c. 135 ff (Wildeber), c. 146 ff (Wittich und Heime), c. 231 ff (Herbord). in der jüngern schicht c. 287 ff wird er überall 'meistari' genannt — sonst nur in dem leicht kenntlichen einschub c. 187 —, und er erscheint hier inmitten einer neuen umgebung (Wolfhart, Helfrich, Diether) und als Wülfing c. 408 ff.

[2] Avent. II 356 nennt an stelle des Gotenkönigs Ildebad (Procop BG. II 29, Hildebad, Marc. Comes 106) einen 'Hildebrandus dux Veronensis'; doch möcht ich darauf kein besonderes gewicht legen, obwol er dabei an den Hildebrand der sage gedacht haben wird, der auch Bit. 5759 'von Berne' heifst, vgl. auch ThS. 173, wonach die burg auf seinem wappen nach der von Bern gebildet war.

[3] über den namen vgl. den index zu Mommsens Cassiodor; dagegen jetzt Kauffmann Zs. f. d. phil. 33, 1 ff.

Hildebrand besonders eigentümliches motiv. er liebt es, zur nachtzeit, bei mondschein, auf kriegerische abenteuer auszureiten, wobei er mit stammverwanten gegnern in freundliche oder feindliche berührung gerät und sich wichtige aufschlüsse zu verschaffen weifs. so erbietet er sich Alphart 645ff 'under helme und under schilde' der schildwacht zu pflegen, reitet dann mit einigen andern helden bei mondschein aus, lauscht ihm begegnenden feinden die pläne der gegner ab, wird dann aber erkannt und zum kampfe genötigt. in der ThS. 325 reitet er vor der entscheidenden schlacht mit Ermenrich als wartmann heimlich am strome hin, bis er eine furt zum übersetzen findet; am jenseitigen ufer trifft er seinen freund Reinold, den er seit zwanzig wintern nicht gesehen, und der ihm bereitwillig über Ermenrichs heerlager auskunft erteilt. während die freunde bei aufgehndem monde, sodass sie die beiderseitigen feldlager deutlich übersehen können, stromaufwärts reiten, begegnet ihnen eine gruppe von Sibichs wartmännern: der alte wird erkannt, tötet einen der feinde, gibt dann dem freunde über das hunnische heerlager bescheid und führt am nächsten morgen das heer durch die aufgefundene furt zur schlacht. auch in der quelle, welche in der Rab. 475ff benutzt ist, scheint eine derartige scene vorgekommen zu sein, da hier Hildebrand sich ebenfalls über das feindliche heerlager unterrichtet zeigt[1].

Dasselbe motiv begegnet in etwas veränderter form in der erzählung von Hildebrands heimkehr mit Dietrich, ThS. 399. er wird zur nachtzeit von dem jarl Elsung mit 32 kriegern überfallen, tötet eine anzahl derselben und überwindet insbesondere den Amelung, also einen ostgotischen landsmann, der ihm gegen schonung seines lebens die wichtige kunde von Ermenrichs tödlicher erkrankung mitteilt. die abhängigkeit aller dieser scenen von einer ältern grundform — leider versagt das Hildebrandslied in dieser frage — wird besonders durch eine einzelheit ans licht gestellt. in ThS. 327 wird berichtet, dass einer der angreifer Hildebrands helmhut entzweischlug, 'aber keineswegs versehrte er den helm selber', worauf Hildebrand ihm das haupt vom rumpfe trennte. ganz ebenso durchschneidet ThS. 400 einer der Elsungleute seinen

[1] der dichter setzt zwar die von Hildebrand begonnene aufzählung selbst fort, doch fällt ihm 496, 2 seine ursprüngliche absicht wider ein (vgl. auch Martin HB. II einl. XLIV).

helm; 'aber darunter war Hildegrin, der helm Dietrichs, und der widerstand dem hiebe wie sonst', worauf Hildebrand den gegner zu boden schlägt.

Auch Hagen übernimmt es bei der ankunft der Nibelungen an der Donau allein die nachtwache zu halten (ThS. 364, vgl. Alph. 327, 4). nachdem alle zur ruhe gegangen sind, reitet er, mit helm und schwert gewaffnet (ThS. 364, Nibl. A. 1472), bei mondschein (ThS.) am flusse hin, um eine furt zu suchen. nachdem er von den 'merwîp'[1] wichtige botschaft empfangen, ruft er den fergen: dieser schlägt *eine schalten daz si gar zerbrast Hagnen über daz houbet* (Nibl. A 1501) — das ruder zerschellt also an der festigkeit seines helms —, worauf ihm Hagen das haupt abschlägt. auch das auftreten der namen Amelrîch und Elsung (Else) kann hier nicht zufällig sein. aber die übereinstimmung geht noch tiefer. im Hildebrandlied ligt in der überreichung einer spange durch Hildebrand der rest eines dieser scene ursprünglich wesentlichen motivs[2]; sodann lässt sich aus ThS. c. 408 und dem jüngern Hildebrandlied (Steinmeyer MSD.[3] II 28; vgl. Kögel I 1, 235) eine sagenform erschliefsen, nach welcher der sohn diesen moment der sorglosigkeit zu einem tückischen streich gegen den vater benutzte. ebenso nun bietet Hagen dem fergen eine goldene spange 'vil hôch an eime swerte' (Nibl. A. 1493): aus gier nach diesem kleinod setzt der ferge über und sucht Hagen niederzuschlagen, als dieser es sorglos an der spitze des schwertes ihm zureicht.

Die ThS. c. 367 lässt in der dem fergenkampf folgenden nacht sogleich eine zweite Hildebrandsscene folgen, welche im Nibl. durch zwischenepisoden ein wenig abgerückt ist. bei seinem ausritt in der nächsten nacht findet Hagen einen friedlich der ruhe pflegenden wartmann; auch dem Ekkehard bietet er an der spitze

[1] diese stammen aus der fränkischen sage, nach welcher die Nibelungen einen meeresarm durchfahren müssen. auch die zertrümmerung des schiffes (vgl. Atlamal 35) hat nur in der nordischen sagenfassung sinn. der fährmann ist ursprünglich der totenschiffer (vgl. Simrock Myth. 249): Atlis reich ist mit dem totenreich, das jenseits des meeres im norden gedacht ist, identificiert. alle diese momente zeigen, dass die fränkische grundlage dieser bairischen sagenbehandlung sich von der nordischen darstellung nicht sehr weit entfernt haben kann.

[2] vgl. Jiriczek I 281 ff. es handelt sich eigentlich um ein erkennungszeichen.

des schwertes, das er dem schlafenden raubt, goldringe dar, erkennt dann in dem fremden einen landsmann und empfängt von ihm aufschlüsse und warnungen[1].

Wol erst im 12 jh. sind bei einer neuen behandlung des stoffes, aber auf grund derselben anschauung die mondscheinscenen des kampfes mit Gelphrat und Else, deren zusammenhang mit der Dietrichssage auch Kettner 216 betont, und der schildwacht mit Volker vor der herberge der könige hinzugefügt worden. gewis ist es nicht zufällig, dass die dichtung die beiden helden schliefslich im wort- und schwerterkampf einander selbst gegenübertreten lässt.

Man sieht deutlich: derjenige sänger, welcher dem fränkischen stoff bairische sagenfarbe gab, lebte und webte in den gestalten des Hunnen- und Amelungenkreises. wie er keinen zug missen wollte, um aus Kriemhild eine würkliche 'mulier atrox' zu machen, so hat er sich Hagen, dem er ganz objectiv gegenübersteht — für das verabscheuungswürdige der ermordung des fränkischen Siegfried hatte der bairische dichter keine empfindung — unter dem bilde Hildebrands zu vergegenwärtigen gesucht.

Neben der im Nibl. auftretenden sagenfassung, welche den ausbruch des kampfes — mit anlehnung an die bei Keza vorliegende darstellung — eine reihe von jahren nach der vermählung Kriemhilds ansetzte, entstand im anschluss an die von Lazius erwähnte version eine zweite, welche ihn in die 'nuptiae' selbst verlegte. sie ligt deutlich vor in der Weltchronik Heinrichs von München (anfang 14 jhs.)[2]. auch dass Etzel dabei seinen tod fand — man weifs nicht, ob erschlagen oder 'ira suffocatus' — wird hier berichtet[3]. noch im 15 jh. kennt Michael Beheim

[1] auch diese figur war vermutlich schon in der fränkischen sage vertreten: Ekkehard sitzt als warner am eingang der unterwelt. dass er sich als früherer landsmann Hagens entpuppt, ist bairisches Hildebrandsmotiv, aber seine identificierung mit dem 'markgrafen' Ekkehard aus dem ende des 10 jhs. weist auf denselben erfinder hin, der dessen zeitgenossen Pilgrim zum damaligen bischof von Passau machte (vgl. auch Zs. 43, 330).

[2] Mafsmann Kchr. III 958 v. 28: *Crîmhilt alsô gewarp daz beide recken und zagen ze Oven wurden erslagen;* ib. anm. 3 (nach zwei hss.): *wan dô sie die hôchzît mit Etzel dem künige hiel, dô ladete si dâ bî ir brüeder alle drî Günther Gîselhêr und Gêrnôt und Hagen, die alle den tôt nâmen und manec küener man.*

[3] ib. s. 960 v. 93: *wan dô Etzel tôt gelac und daz ze Ungern al sîn mâc in dem sale wurden erslagen.*

dieselbe sagenform[1]; um 1500 zeigt sie sich bei Ladislaus Suntheim bereits in starkem verfall[2]; im 16 jh. sind Aventin und Lazius nur noch die volkstümlichen 'cantilenae' bekannt, auf welche die fränkische sage keinen bleibenden einfluss gewonnen hat.

Eine bestätigung der von mir angenommenen sagenentwicklung bietet endlich der wunderliche bericht des Anh. z. Hb. (HS.³ 335 ff), in welchem sich auch hier wider bairischer sageneinfluss verrät. nicht ihren brüdern, sondern Dietrich und seinen mannen, den Wülfingen, will hier Kriemhild den untergang bereiten, weil jener ihren ersten gatten im Rosengarten erschlagen habe.[3]. ihr verhalten wird also auch hier auf ein rachemotiv zurückgeführt, aber daneben ist die ältere vorstellung mafsgebend geblieben, die ganz der bairischen sage angehört : sie wünscht die hunnische macht zu vernichten. sie beruft einen hoftag, auf welchem sie es darauf anlegt, 'dass die hünischen helden — deren kern eben die Wülfinge bilden — alle erschlagen werden'. mit diesem altertümlichen motiv ist dann freilich der untergang der burgundischen brüder zu einem ganzen verknüpft worden, welches ein widerspruchsvolles bild gibt, das aber für die sprödigkeit der volkstümlichen sage gegenüber der rittermäfsigen dichtung recht bezeichnend ist.

IV. DIETRICH VON BERN UND ATTILA.

Das 'proelium Nedao', dessen darstellung schon bei Jord. 261 poetische färbung trägt[4], bildete ursprünglich den abschluss der eigentlich bairischen heldensage : auch spätere schlachten in Pannonien, wie der untergang Rodulfs (Rüdigers) und der Heruler um 512 wurden vermutlich in dieses grofse völkerringen eingereiht. was diesseits desselben lag, hatte für den bairischen

[1] HS.³ 322 : *sy luden in auff hafs und neit als fraw Kreimhilt auff ir hochezeit in Heunen lud ir pruder drei.*

[2] HS.³ 479 : *die schoen Kreimhilt was sein letzste gemähel. auf der hochzeit ward jederman erslagen bis an vier menschen : praut und prautgam, Diethreich von Pern und der alt Hiltprant.*

[3] dass es eine solche sage gab, ersieht man aus Staricius HS.³ 364. auffällig ist auch, dass ThS. c. 400 Dietrich den helm Siegfrieds trägt.

[4] *admirandum reor fuisse spectaculum, ubi cernere erat contis pugnantem Gothum, ense furentem Gepidam, in vulnere suo Rugum tela frangentem, Suavum pede, Hunnum sagitta praesumere, Alanum gravi, Herulum levi armatura aciem strui. post multos ergo graves que conflictus* etc.

stamm kein unmittelbares interesse mehr. nur die geschicke der Ostgoten würkten auf diesen stamm zurück und nahmen seine teilnahme, wenn auch nur aus der ferne, noch bis zum untergang des Amelungenreichs in anspruch.

1. Die ältere sage fasste Theoderich, wie Kezas darstellung zeigt, als mächtigen beherscher des westreichs, den die Römer 'voluntarie' sich zum könig erwählt haben. es stimmt dies mit der fränkischen auffassung des 7 jhs., wie sie in den Gesta Theoderici vorligt[1]. auch die bairischen epen des 13 jhs., DFl. und Rab., fassen den Berner noch als 'römischen könig' — *voget* oder *künec von Roemisch rîche, Roemisch erde, Roemisch lant* usw. (vgl. DHB. II s. v. *Dietrîch* und *Roemisch*). nach Aventin (II 323) übertrug ihm Zeno *senatum populumque Romanum, Italiam, occidentale imperium,* aber auch die landschaften im norden und osten der Alpen von Vindelicien bis Pannonien *quem ad modum etiam apud nos cani solet.*

Der beiname des 'Berners' nun, den auch die bairische sage aufgenommen hat, ist für die auffassung, welche man von der stellung dieses herschers hatte, besonders charakteristisch. nach Procop BG. I 11 wohnte die hauptmasse der Goten in Gallien, Venetien, überhaupt in den nördlichen gegenden Italiens. nach ihrer niederlage wollte ihnen der kaiser i. j. 539 'Gallia transpadana' überlassen, wenn sie ihm das übrige Italien abträten (ib. II 29. III 2). die neue erhebung des volkes gieng von Venetien und zwar speciell von Verona aus (ib. II 30. III. 3)[2]; über Venetien 'wie auch früher' und 'in die städte und festungen dieser landschaft' verteilten sich die nordpadanischen Goten nach dem untergang des Teja (Agath. hist. I 1). so dürfen wir die fortdauer gotischer ansiedlungen in der gegend von Verona für wahrscheinlich halten[3]. die vorstellung, dass Dietrich in Verona seine residenz gehabt, hat also eine ethnologische grundlage — wie die fixierung Rüdigers in Bechlaren (Zs. 43, 313 ff), aber sie

[1] aao. 203 : *legati Romanorum supervenerunt, qui pro defensione reipublicae Theodericum illis in patriciatus dignitatem ordinari postulabant* etc.

[2] vgl. auch Marcell. Comes a. 540 : *Gothi trans Padum residentes . . . rebellare cupiunt.*

[3] der name Gossensass weist auf das vorhandensein gotischer enklaven bis zum Brenner (Haushofer Tirol 142).

setzt zugleich den untergang seines reichs, das erlöschen des eindrucks seiner universalen stellung voraus. auch bietet, soweit ich sehe, erst die quelle der Quedlinburg-Würzburger chronik, (QW.), das erste zeugnis für Dietrichs neuen beinamen.

Wären, wie schon Felix Hemmerlin (Zs. 15, 325) glaubte, die grofsen von Dietrich herrührenden bauten für seine localisierung in Verona mafsgebend gewesen, so würde man Veronas bevorzugung vor Ravenna, wo Dietrichs mausoleum, das der sage ganz unbekannt ist, noch heut an ihn erinnert, doch nicht verstehn [1]. dass Dietrich der hauptstadt des eigentlichen Gotenlandes Venetien eine gewisse vorliebe zuwante, sie mit bauten schmückte und öfters zu seinem wohnsitz wählte, steht fest (Anon. Vales. 51, 82); aber die bauten, welche die sage vor allem auf ihn zurückführte, das amphitheater und die thermen (Dietrichs haus und Dietrichs bad, vgl. Zs. 12, 319ff, 15, 315), sind römischen ursprungs und daher erst durch die sage mit ihm in verbindung gesetzt worden.

So hat man auch dem Hildebrand in einer die Etschklause beherschenden burg, deren anlegung man Theoderich zuschrieb (Aventin Ann. II 345) [2], oder in Garda (HS.³ 302. 304), dem Amelolt oder Amelung ebenfalls in Garda (DFl. 3633) oder Metze (DFl. 4460) [3] seinen wohnsitz zugewiesen.

Aus diesen gotischen erinnerungen erklärt sich auch die verwechslung des tirolischen Meran mit dem pannonischen [4]. Dietrichs riesen-, zwergen-, drachen- und Rosengartenkämpfe sind in derselben gegend localisiert. erwägen wir nun, dass sich die von Theoderich in Venetien angesiedelten flüchtigen Alemannen

[1] auch die lage Veronas an der pforte Italiens kann (wie Symons 690, Jiriczek I 128 es für möglich halten) für Dietrichs beinamen nicht entscheidend geworden sein. die Deutschen können doch die sage dort nur vorgefunden, sie nicht dort localisiert haben. auch gehörte Verona und Venetien wenigstens politisch seit 952 zu Deutschland.

[2] die 'urbs Hildebrandi' bei Arnold Lubec. VII 18 ist ohne zweifel dieselbe burg, welche Otto Frising. Gesta Frid. II 25 schildert.

[3] vermutlich die burg Kronmetz über Deutsch-Metz (Mezzo-tedesco) bei Salurn.

[4] sie ligt deutlich vor Wolfdietr. B 272, 2 : *dô riten si mit zühten ûz der stat ze Mêrân*, 4 *dô riten si vil ſchiere ze Eppan in daz tal.* das land 'ze Meran' Wolfd. D IV 231, 1 ist demnach Tirol. unentschieden muss bleiben, ob auch in der Regensb. glosse *Gothi Meranare* (Zs. 12, 414) an diese verwechslung zu denken ist. über die bewohner des burggrafenamts Meran vgl. Heinzel Ostg. hs. 32.

bis in die neueste zeit erhielten, dass die geschlossenen alemannischen sitze sich im Vinschgau mit den gotischen berührten, dass diese rhätischen Alemannen Theoderich als ihrem schützer und woltäter vor allem verpflichtet waren, so werden wir allerdings in ihnen die eigentlichen träger der um den Berner gruppierten spätern Gotensage sehen dürfen[1]. nicht die christianisierten Goten, sondern die bis ins 7 jh. dem heidentum ergebenen Alemannen müssen ihre naturmythen an Dietrich und Hildebrand geknüpft und eben in den obern Etschgegenden localisiert haben. in Pipers vorwiegend alemannischen Libri confrat. erscheint der name Dietmar 32-, Dietrich 33-, Otacher 32-, Amelung 29-, Hildebrand 20-, Ecke (der beliebteste held der Dietrichsmythen Zs. 12, 375) 45 mal.

Der bajuvarische stamm trat nach der besitznahme Nordtirols und des Pusterthals mit dieser heimstätte der Dietrichsage in nächste berührung; im jahre 952 wurde die mark Verona mit dem herzogtum Baiern vereinigt und sie blieb bei der teilung von 976 mit den andern grenzmarken bei Kärnten. so fand auch in Baiern die bezeichnung 'Veronensis' eingang; ja Dietrich selbst wurde bei Keza als 'Alemanne' bezeichnet (so fasst auch WGrimm Altd. ww. aao. den ausdruck). wenn in der ungarischen sage die wunderbaren eigenschaften des helms Hildegrin ganz in übereinstimmung mit dem Eckenlied geschildert werden (HS.[3] 182 f), wenn wir selbst in der Nibelungensage züge von Dietrichs mythischem wesen widerfinden (Nibl. A. 1924, 2; ThS. 391), so erkennt man, dass auch bei den Bajuvaren die mythischen sagen es waren, welche dem Berner besonders bei dem landvolk eine so grofse beliebtheit verschafften[2]. den beinamen des 'Grofsen' gibt er an den Westgotenkönig Theoderich I ab (Avent. IV$_2$ 1142)[3], dennoch behauptet er in Baiern auch als 'Berner' die würde

[1] vgl. besonders Uhland Germ. 1, 304, der (337) darauf verweist, dass noch kaiser Mauricius am ende des 6 jhs. sich '*Alemannicus et Gothicus*' nannte.

[2] Aventin IV$_2$ 1181 : *unser leut singen und sagen noch vil von im. man findt nit pald ein alten künig der dem gemain man pafs bei uns bekant sei, von dem si so vil wissen zu sagen.* über Dietrichs beliebtheit bei den bauern vgl. Uhland aao.; Zs. 12, 372.

[3] wenn er im Chron. imp. et pont. Bav., HS.[3] 464, als 'rex Gysegothorum dictus Berne' bezeichnet wird, so zeigt dies, wie schwankend die anschauungen waren.

eines 'römischen königs'. seitdem die Baiern sich selbst für nachkommen der Goten hielten (vgl. die Regensb. gl. *Amelunge Beier.*; ferner Chron. imp. et pont. Bav. *Gothis i. e. Bawaris* bei Heinzel Ostg. hs. 29), waren sie stolz darauf, anstatt der Alemannen den gefeiertsten held der oberdeutschen sage als ihren landsmann in anspruch nehmen zu können (*Bawari ex quorum stirpe fuit Theodericus de Berne* ib.). auch nicht als flüchtling, sondern als schützer Pannoniens erscheint er (nach Keza) an der Donau, und die vornehme stellung seiner vorfahren schimmert auch nach entstehung der exilsage deutlich selbst im Nibl. hindurch (vgl. A. 1492. 1686. 1836; auch ThS. 371. 376): seine 600 mannen bilden den kern und die letzte reserve von Etzels macht. sein vater Dietmar wurde ganz nach Italien geschoben (nach DFl. 2494 ff, vgl. Heinr. vMünchen 323, erbaut er Bern); Dietrich wird der einzige erbe von Walamers und Theodumers pannonischen taten, wenn jene auch in den volkstümlichen liedern mancher gegenden sich bis auf Aventins zeit behaupteten.

2. Für die entstehung der exilsage scheinen mir nun zwei ausgangspuncte in betracht zu kommen. schon im 7 jh. war die auffassung von Dietrichs verhältnis zu Odoaker durch die anschauung beeinflusst, dass die Ostgoten lange vor Theoderich uzw. unter Alarich nach Italien gekommen und dort im gegensatz zu den nach Spanien weiter wandernden Westgoten, aber allerdings unter der oberhoheit des oströmischen kaisers, zurückgeblieben seien (die belege bei Heinzel Ostg. hs. 32). dadurch wurde auch Odoaker zu einem ostgotischen könig, welcher sich gegen diese kaiserliche oberhoheit auflehnte und zum herrn von Rom machte, aber von einem andern, loyal gebliebenen mitglied des gotischen königshauses, seinem vetter Dietrich, im auftrage des kaisers überwältigt wurde [1]. die zeit seiner abwesenheit von Italien wurde nun von der sage mit Odoakers usurpation in zusammenhang gebracht: er, der eigentlich erbberechtigte Amaler, wird von seinem vetter vertrieben [2].

[1] auch Marcell. Comes a. 476 p. 91 sagt: *Od. rex Gothorum Romam optinuit.* Isid. Hispal. h. G. 283 col. I: *Th. junior fugato Arnolfo* (l. Onulfo) *rege Ostrogotharum*, col. II: *peremptoque Odoacar rege Ostrogotharum atque devicto fratre eius Onoulpho.*

[2] dass die zeit 'unsteten wanderlebens' (Jiriczek I 130, Symons 690) von 473—493 zur vorstellung eines exils geführt habe, ist nicht nötig an-

Dass diese vorstellungen auch in Baiern eingang fanden, ersieht man aus der Kchr., welche den 'alten' Dietrich vor Etzel aus Meran nach Lamparten, dem italienischen Gotenlande, fliehen lässt (s. o. 6), sodass der jüngere Dietrich, auch nachdem sein vater Meran widererobert hat, dem kaiser Zeno erklären kann : *'vil willic ist mir Mêrân, mîn kunne ist ze Lancparten'* (14011). die ältere sage liefs Dietrich vermutlich nach Byzanz zu kaiser Zeno vor Odoaker seine zuflucht nehmen; schon in Deors klage aber verbringt Dietrich sein 30 jähriges exil in Mæringaburg, dh. in dem westpannonischen Gotenlande (vgl. Kögel I 1, 51); im Hildebrandslied ist es der Hunnenkönig, der dem vertriebenen seinen schutz leiht. seitdem Dietrich in der bairischen sage an stelle seines vaters und oheims Attila zur seite getreten war, muste sich die vorstellung, dass dieser lange aufenthalt mit Odoakers feindschaft zusammenhing, von selbst einstellen. Hildebrand, der sich in wahrheit erst in Pannonien Dietrich zugesellte, teilt jetzt sein schicksal; auch sein 'künne' ist in Lancparten zurückgeblieben. so findet Dietrich in Attilas heerfahrten und unternehmungen mit den ihn begleitenden Amelungen während seiner exilszeit beschäftigung. die letzte dieser heerfahrten bildete nun der grofse feldzug Attilas nach Italien (von 452), von dessen fortleben in der bairischen sage Keza kunde gab (s. o. 17). nach dem verblassen der Honoriasage wurde Dietrichs zurückführung nach seinem eroberten königreich das allgemein verständliche ziel dieser grofsen hunnischen heerfahrt. wir meinen, dies ist die im Hildebrandslied vorliegende situation. dass der 'Hûneô truhtîn' selbst sich bei dem gegen Otacher heranziehenden heere befindet, wird zwar nicht gesagt; aber noch in der spätern erweiterten sagenfassung in QW. scheint Attilas persönliche teilnahme an diesem feldzug deutlich vorausgesetzt zu sein [1]. auch bei Keza endete Attilas heerfahrt in Ravenna, wo Odoaker nach sage und geschichte Theoderich erlag. diese zurückführung Dietrichs nach Italien schloss die fortdauer einer gewissen abhängigkeit von Attila und die anwesenheit Dietrichs bei den

zunehmen, da das Odoakermotiv dazu ausreicht. tatsächlich ist allerdings alles, was mit dem voritalischen aufenthalt der Goten in zusammenhang steht, in diese exilszeit verlegt worden.

[1] die worte 'interveniente Attila ne occideretur' verstatten kaum eine andre deutung, als dass jener selbst in Ravenna gegenwärtig gedacht wird

ereignissen nach seinem tode um so weniger aus, als, wenigstens in der bairischen sage, sein verhältnis zu dem hunnischen vasallenlande Meran, der alten Gotenheimat, in die er seine zuflucht nahm, fortgedauert haben wird.

Neben dieser an Dietrichs persönliche schicksale sich anlehnenden exilsage gab es eine zweite, welche ursprünglich nicht ihn, sondern sein volk und seinen letzten nachfolger betraf und die zerstörung des Amalerreiches zum ausgangspunct hatte. der alemannische character dieser überlieferung erhellt aus der art, wie Notker Labeo in seiner einleitung zum Boëthius den untergang des Gotenreichs schildert (vgl. Hattemer Denkm. des MA. III 13, Notker ed. Piper I 5 f). darnach wanderten zu gleicher zeit *nordenan zwêne chuninga* : der eine hiefs *in unsara wis O'tacher,* der *den stuol ze Rôme unde alle Italiam undergieng,* der andere *Thioterih nâhor imo Greciam begréif únde dîu lánt, tîu dánnân únz ze Tûonouuo sint.* der kaiser Zeno behandelt Dietrich freundlich und gestattet ihm *'mit O'tachere zevéhtenne, únde úbe er îm úberuuúnde Romam joh Italiam mít sînemo dánche zehábenne. Táz úrlub káb imo Zeno, sîn lánt jóh sîne líute ze sînên trîuuôn bevélehendo.* nachdem er Otacher besiegt und erschlagen, *tô netéta er ze érest nieht úber dáz, sô demo chéisere lîeb wás. Sô áber nâh îmo ándera chéiserâ uuúrten, tô begónda er tûon, âl dáz in lústa, únde dîen râten án den lîb, tîe îmo dés newâren gevólgig* (wie dem Boëthius, Symmachus, Johannes). als er bald darauf gestorben, *sîn névo Alderih* (geschichtlich sein enkel Athalarich) *zúhta daz rîche ze sîh. Romanum imperium hábeta to dánnân hína ferlôren sîna libertatem. Áber dóh Gothi uuúrten dánnân vertrîben fóne Narsete patricio.* der junge Alderich also büfst seinen versuch die kaiserliche oberhoheit abzuschütteln mit seiner und seiner Goten vertreibung. auch Frutolf (Ekkehard MG. SS. VI 141) berichtet von Narses: *gentem Gothorum de Italia exterminavit,* und im anschluss an ihn erzählt die sächsiche weltchronik (Dtsche chr. II 134) : *Narses sloch Totilam dot unde vordref de Goten von Italia, dat se dar nimmer me quemen* (nach 139 hält der chronist die Burgunder für die vertriebenen Goten). auf diese vertreibung der Goten glauben wir nun die strophe in Deors kl. beziehen zu dürfen, welche von der vertreibung der Goten (Geátes frige vgl. Kögel I 1, 151) handelt, die von Dietrichs exil in Mæringa-

burg deutlich geschieden wird. dagegen fehlt es an einem anhalt dafür, ob diese sage von einer heimkehr der Goten in ihr vaterland kunde gehabt hat, obwol diese vorstellung bei dem baldigen zusammenbruch der griechischen herschaft in Oberitalien und dem vorhandensein gotischer volksreste in Südtirol nicht fern gelegen hätte [1].

Dass nun dieses exil der Amelunge mit jenem Dietrichs allmälich verschmolz, dafür bietet ein bairischer bericht, derjenige der Regensb. Kchr., einen, wie ich glaube, bündigen beweis. die Kchr. setzt allerdings an die stelle des exils den historischen aufenthalt Dietrichs in Byzanz, aber nicht, weil sie denjenigen bei Etzel nicht kannte, sondern weil sie ihn für unhistorisch hielt [2]. hier nun stehn Dietrich zwei gegner gegenüber, Odoaker und Narses. zwar ist an stelle des letzteren Ezius (Aëtius) genannt, dass aber Narses gemeint ist, darüber kann kein zweifel sein. Ezius ist wie Narses kaiserlicher richter dh. exarch und statthalter in Rom. durch dieselbe äufserung, durch welche Narses nach der bekannten erzählung des Paul. Diac. (Hist. Lang. II 5) gegen die kaiserin Sophia aufgebracht wurde, so dass er Alboin zur rache herbeirief, wird auch Ezius so gereizt, dass er den Odoaker veranlafst, von Steier aus in Italien einzubrechen [3]. vom kaiser mit Italien belehnt, wird nun Dietrich gegen beide geschickt: in einem grofsen kampfe bei Raben besiegt und tötet er zuerst den Ezius, sodann den Odoaker. nicht nur die beiden exile, sondern auch die beiden feinde der Amelungen sind hier dicht zusammengeschoben worden.

Auf dasselbe ergebnis führt nun eine prüfung derjenigen überlieferung, welche Dietrichs vertreibung mit Ermenrich in verbindung gesetzt hat.

[1] auch nach Procop IV 34 versprechen die reste der Goten dem Narses, Italien zu räumen, ohne freilich ihr versprechen zu halten.

[2] 14176 : *swer nu welle bewæren daz Dieterîch Ezzelen sæhe, der heize daz buoch vür tragen.*

[3] 13950 : *si enwurde niemer vrô, er enquæme in ir phiesel, daz er die wolle ir ziese und ir anderen genezwîben*; Ezius antwort 13961: *ich gezeise ir eine wolle, si inubirwindet in nimmer an ir êren*; Paul. Diac. aao. : *ut eum in genicio lanarum faceret pensa dividere*; Narses: *talem se eidem telam orditurum, qualem ipsa, dum viveret, deponere non posset.* Mafsmann Kchr. III 934 verweist darauf, dass Aëtius mit der kaiserin Placidia einen ähnlichen streit gehabt habe.

Nachdem die erinnerung an Ermenrichs scythisches Gotenreich verschwunden war, versetzte man ihn teils, wie in Baiern, nach dem Gotenland Spanien (s. o. 12), teils aber, wie in Alemannien [1], im anschluss an die neue anschauung von der heimat der Ostgoten nach Italien. die auffassung, welche man aber von seiner übergewaltigen machtstellung festgehalten hatte, war mit der eines vom oströmischen kaiser abhängigen herschers unvereinbar; vielmehr muste schon der name got. *Airmanreiks* dh. der 'grofse könig' (WMüller Myth. d. hlds. 161 n. 2) dahin führen, in ihm einen vertreter dieser kaiserlichen oberhoheit selbst zu sehen. so wird er geradezu 'kaiser' genannt (vgl. HS.[3] 508 s. v.) und als herr Roms, Ravennas und Unteritaliens (Apuliens) dh. der oströmischen gebiete auf der halbinsel bezeichnet (ThS. 13. 84; vgl. Zs. 43, 325)[2]. anderseits behauptete sich auch die alte auffassung seines wesens: schon der Widsiđ (HS.[3] 19) nennt ihn den 'zornigen, treulosen'; in Deors kl. herscht der 'wölfisch' gesinnte, grimme könig über weitverbreitete völker des Gotenreichs: mancher held sorgt, 'dass er des königreichs überwältigt werde' (HS.[3] 24). wenn nun in einem lande, in welchem die Ermenrichsage eine so starke verbreitung gefunden hatte, wie in Alemannien [3], nachdem in der volkstümlichen überlieferung nicht nur die namen der letzten Gotenkönige (auch Notker kennt nur den Athalarich), sondern auch die ihrer griechischen gegner allmälich verschollen waren, Ermenrich selbst zum feind seines geschlechts gemacht, die vertreibung der Goten als sein werk betrachtet wurde, so entsprach dies ganz dem verblendeten, selbstmörderischen charakter, welcher seinem wesen von anfang an eigentümlich war. in der weigerung Dietrichs, den von Er-

[1] vgl. Herm. Aug. Chron. 982: *Th. ex Ostrogothis i. e. qui olim in Italia remanserant*, ebenso Bernold, Heinzel Ostg. hs. 33,

[2] durch eine blofse berufung auf Uhland I 100 kann mit Jiriczek I 138 die auffassung, dass hier in Ermaurich das griechische kaisertum repräsentiert ist (WMüller aao. 175 ff, KMeyer Dietrichssage 23), nicht zurückgewiesen werden.

[3] in Pipers index zähl ich 24 mal *Ermenrîch*, 24 mal *Suanahilt*, 30-mal *Witigowo* (40 mal *Wato*), 80 mal *Heimo*. — wenn dagegen der name *Harlung* gar nicht, *Harilo* nur 2 mal, *Fritilo* 5 mal, *Embrico* 3 mal erscheinen — anderseits der einheimische *Eckehart* 25 mal —, so bestätigt dies unsere Zs. 43, 321 ausgesprochene ansicht von der nichtalemannischen herkunft der Harlungen.

menrich geforderten zins zu zahlen, ThS. 284, ist das alte historische sagenmotiv noch recht deutlich erhalten; im Anh. zu Hb. (HS.[2] 333) ergreift Dietrich sogar selbst zuerst gegen den kaiser die waffen. nur wird ursprünglich nicht Dietrich, sondern eine dem Alderich Notkers entsprechende sagengestalt an dieser stelle gestanden haben. wenn nun in diesem zusammenhang plötzlich ein jüngerer bruder Dietrichs, Diether, neben ihm auftaucht, von dem die ältere sage nichts weifs[1], so erinnert einmal der name Theodahari an den letzten aus dem blut der Amaler stammenden Gotenkönig, Theodahad[2], den würklichen 'neffen' Dietrichs, der durch die ermordung der Amalasuntha *'daz rîche ze sih zûhta'*, anderseits Diethers gestalt selbst durch ihre jugendlichkeit an eben jenen Athalarich, Dietrichs enkel, welchen Notker für den letzten Gotenkönig hielt. auch ihn lässt die sage dann vor Ermenrich ins exil gehen, wie wir dies von Notkers Alderich annehmen müssen. dass er sich aber erst später dem Dietrich zugesellte, geht aus dem Hildebrandsliede und QW., die von diesem 'bruder' Dietrichs nichts wissen, deutlich hervor. da Theodahad schon 10 jahre nach Dietrich sein ende fand, so hätte er sein jüngerer bruder immerhin sein können.

Ausser den Ostgoten machte Narses aber auch der existenz zweier anderer germanischer völker ein ende: den mit den Ostgoten unter ihrem könig Friedrich, dem freund und schutzbefohlenen Theoderichs, eingewanderten Rugiern, welche nach Procop BG. III 2 (vgl. auch Gesta Theod. c. 10 p. 204, wonach sie das gebiet um Pavia besetzten) ihre nationale eigenart streng bewahrt hatten und am kampf mit den Griechen sich tapfer beteiligten — fünf monate hindurch hatte der von ihnen erhobene könig Erarich sogar die führung des kampfes (541) — und den resten der meist unter Odoaker nach Italien eingewanderten Heruler (Brenten). wie für die letzteren ihre sagenhaften vertreter Embrico und Fritilo, welche im Widsið unter Ermenrichs gesinde auftreten, erscheinen[3], so wird auch der sagenhafte repräsentant

[1] an den historischen Theodemund ist gewis nicht zu denken, vgl. Jiriczek I 122f.

[2] bei Piper findet sich 9mal *Thiether* (*Thiethere*), je 1mal *Thiethad* und *Thiethaht*.

[3] doch darf an die möglichkeit gedacht werden, dass der letzte Herulerkönig Sindwald oder Sindwal, welchen Narses hängen liefs, in dem sagen-

der Rugier, Friedrich, ein opfer von Ermenrichs verblendung[1]. es entsprach ferner der auffassung, dass Ermenrich vor allem gegen sein eigenes geschlecht wütete, wenn — wie Suanahild zu seiner gattin gemacht wurde — so auch Friedrich, Diether, Dietrich und die beiden Harlunge zu Ermenrich und damit untereinander selbst in nahe verwantschaftliche Beziehungen gesetzt wurden[2].

So dürfte es wenige fälle geben, wo geschichtliche vorgänge so deutlich erkennbar wie hier durch das sie verschleiernde sagengewand hindurchschimmern[3]. auch dass Emenrich selbst sich im hintergrund hält und sein heimtückischer ratgeber Sibich als der eigentliche unheilstifter erscheint, entspricht dem verhältnis des kaisers zu Narses, der als sein heimlicher feind ja noch in der Kchr. hervortritt. die vereinigung dieser späteren Ermenrichsage mit der Dietrich-Odoakersage tritt zuerst in QW hervor. Ermenrich tötet hier seinen sohn Friedrich, lässt seine neffen, die Harlunge, hängen, vertreibt dann '*instigante Odoacro*', der ebenfalls sein

haften *Sindolt* fortlebt, für den Piper 11 belege hat, und der DFl. 3008. 3634. 3764 unter Dietrichs mannen erscheint (dass er derselbe ist wie im Nibl., beweist seine zusammenstellung mit *Hûnolt* DFl. 3007). — es sei mir gestattet, hier nachträglich auf die von mir Zs. 43, 319 übersehene arbeit von CPlatner (Über spuren deutscher ansiedlungen im osten der Elbe, Forsch. z. d. gesch. 17, 409) zu verweisen, welcher s. 449 mit den auch von mir angeführten argumenten, denen er noch ein wichtiges zeugnis aus Pulkawa hinzufügt, die identität des brandenburgischen Harlunge (Brenten) mit den Herulern nachweist. ich trage noch nach Sigleri Chronol. ano. 45 : *Odoacrum Herulum sive Saxonem interemit.* Aventin (vi, 1168) nennt die Heruler 'Hörl', was genau zu dem namen der Herulerortschaft Hörlfing bei Salzburg (Zs. 43, 313) stimmt.

[1] über diesen Friedrich vgl. Jiriczek I 134 n. 1. da die Rugier im Widsið v. 69 besonders erwähnt sind, so kann der v. 124 dort genannte Friedrich allerdings mit dem Rugierkönig nicht identisch sein (Zs. 43, 326 n. 2).

[2] dass bei dieser verknüpfung, wie man angenommen hat, die gemeinsame zugehörigkeit Dietrichs und Ermenrichs zum Amalerhause mitgewürkt hat, ist möglich, aber nicht wesentlich. im Anh. z. Hb. (HS.[3] 331) ist 'Ermentrich' der bruder Dietrichs, was wider mit der bairischen auffassung im Chron. imp. et pont. Bav. stimmt : *Th. de Berne et frater eius Ermelricus*, HS.[3] 464.

[3] ohne mich auf seine beweisführung festzulegen, halt ich doch WMüllers ansicht von der repräsentation der stämme durch bestimmte sagengestalten (Myth. d. hs. 5) in gewissen grenzen für berechtigt.

neffe ist (s. o. 43), seinen neffen Dietrich zu Attila. später verliert er selbst sein leben durch Hernid und Serila, denen Odoaker zugesellt ist, der dann — wie in der alten sage (s. o. 43) nach abstofsung der byzantinischen herschaft (ermordung Ermenrichs) — die herschaft in Italien usurpiert, um schliefslich bei Ravenna dem mit hunnischer hilfe zurückgeführten Dietrich zu erliegen. seitdem hat Odoaker nicht blos als tückischer ratgeber, sondern auch als usurpator dem älteren unheilstifter Sibich den platz geräumt. in der ThS. c. 401 giebt dieser seinem erkrankten herrn einen heimtückischen rat, der ihm den tod bringt, bemächtigt sich dann selbst der herschaft in Rom, wird aber von dem heimkehrenden Dietrich in einer grofsen schlacht bei Greganborg (Griechenburg, di. Ravenna, die hauptstadt des Exarchats) überwältigt und von Hildebrands sohn erschlagen (c. 413)[1].

Aber auch eine reihe geschichtlicher facta aus den letzten kämpfen der Goten hat in der erzählung von Dietrichs flucht und rückkehr ihren sagenhaften niederschlag gefunden. die bei Frutolf (Scr. VI 130) vorliegende historische vulgata meldet über *Narses*: *deinde* (nach Totilas tod) *urbes eorum munitissimas* i. e. *Veronam et Brixiam suscipiens universam Italiam . . ad reipublicae iura reduxit.* ebenso sucht sich in DFl. Ermenrich nicht nur Veronas, sondern vor allem auch Brescias (*Brissân*) (5547 ff) zu bemächtigen. sodann erinnert die rolle, welche Witege spielt, in den hauptpuncten unverkennbar an diejenige des Witigis[2] der geschichte. die sage hat ihm allerdings den königstitel versagt, sie kennt nur die Amaler als gotische könige und lässt die gotische königsreihe mit Athalarich oder Theodahad (Theodahari, Diether) schliefsen. sie hat aber die tatsache festgehalten, dass der letzte Amaler durch Witigis seinen untergang fand. nach seiner erhebung sante Witigis dem flüchtigen Theodahad einen mörder nach, der ihn unweit Ravenna auf freiem feld von hinten überfiel und 'wie ein opfertier' niederstiefs (Proc. I 11). schon im

[1] nicht ganz mit recht bemerkt Heinzel Ostg. s. 60, es finde kein eigentlicher kampf mehr statt : Sibich führt 13000 mann Dietrich entgegen.

[2] Procop nennt ihn stets *Οὐίττιγις*, die lat. quellen Vitigis oder Vitiges. die möglichkeit der von mir vorgetragenen auffassung streifte bereits EHMeyer in der besprechung von KMeyers Dietrichssage Zs. f. d. phil. 1, 375.

7 jh. aber erscheint Witigis selbst als mörder seines vorgängers [1]. auch der schauplatz der unthat — das ufer des Santerno im westen von Ravenna — entspricht der gegend, in welche die sage die überwältigung des jugendlichen Diether durch den kampferprobten Witege verlegte. der geschichtliche Witigis war wie der sagenhafte Witege einer der ausgezeichnetsten kriegshelden Theoderichs gewesen. schon im jahre 488 hatte er sich im kampf mit den Gepiden ausgezeichnet (Procop I 11); die proclamation bei seiner erhebung (536) zeigt den kriegsergrauten helden [2]. verdankte er also seine angesehene stellung vor allem der gunst seines früheren herrn, so muste die ermordung des letzten Amalers sich um so mehr als ein act treuloser undankbarkeit den empfindungen der zeitgenossen einprägen, als sein späteres verhalten keineswegs den erwartungen der Goten entsprach. so erschien auch die capitulation des Witigis in Ravenna [3] als ein an seinen landsleuten verübter verrat, wie die auslieferung Rabens an Ermenrich durch Witege (DFl. 7712ff) [4].

Dass der historische Witigis mit dem älteren gotischen sagenheld Vidigoja (Jord.), Witigouwo (alem.), dem sohne Wielants und dem notgestallen Heimes verwechselt und in eine gestalt zusammengezogen wurde, ist bei der grofsen beliebtheit, deren sich dieses heldenpaar in der alemannischen sage erfreute (s. o. 47 n. 3), leicht erklärlich. vielleicht trugen hierzu auch die beziehungen jenes ältern helden zu Ermenrich bei, nachdem dieser in die spätgotische sage hineingezogen war. anderseits aber wurden beide helden doch auch von einander geschieden, so in DFl., wo 8659 neben *Heime Witegouwe*, aufserdem 8661 neben *Witege* ein *Witegis* genannt wird, und im Anh. z. Hb. (HS.[3] 326), wo unterschieden wird : '*Wittich ein helt. Wittich Owe syn bruoder*'. die neuere sagenforschung hat freilich in

[1] Marcell. Comes ano. 106 : *Theodatum occidit in loco qui dicitur Quirinus iuxta fluvium Santernum.*

[2] Cassidor. Var. x 31 ed. Mommsen p. 318 : .. *regem sibi Martium Geticus populus inveniret. et amare novimus viros fortes qui saepius bella peregimus.*

[3] vgl. Jord. 313 : 'nec mora se ad partes dedit victoris'.

[4] wenn sein verschwinden in den fluten der Adria an die art erinnert, wie er zur see sich von Ravenna aus der rache seiner landsleute entzog, so klingt hier das mythische motiv wol nur zufällig an das historische an.

Witege einen andern helden der Dietrichszeit, den Tufa, widererkennen wollen [1], dessen schwankendes verhalten Theoderich im kampfe mit Odoaker eine zeit lang verlegenheiten bereitete. die möglichkeit, dass besonders in der gefangennahme von Dietrichs helden durch Witege ein aus dieser episode stammendes motiv enthalten ist, kann nicht bestritten werden, anderseits muss es befremden, dass weder Jordanes noch die gesta Theoderici der Tufaepisode mit einem worte gedenken; auch kann doch eben nur dem historischen Witigis, nicht dem als held ganz intacten Witegouwe [2] dieser schandfleck angehängt worden sein.

Die sage hat den untergang Diethers durch Witege zu einer episode der Rabenschlacht, sie hat ferner den Witege zum typischen überwinder jugendlicher helden gemacht, um auch andere kampfesfreudige jünglinge in dieser schlacht seiner überlegenen kriegserfahrung zum opfer fallen zu lassen — die beiden Helchensöhne, Nudung und Alphart (mit Alph. tod vgl. DFl. 9527). nach der einfügung der Dietherepisode entstand also folgendes sagengeflecht. Dietrich und Diether werden von ihrem oheim Ermenrich zur flucht zu Attila gezwungen; mit hunnischer hülfe kehren beide zurück und besiegen und töten Sibich (Odoaker-Narses) [3], der sich nach Ermenrichs tode (wie Odoaker) der herschaft bemächtigt hat, wobei jedoch Diether durch Witege seinen tod findet. zu diesen, wie wir meinen, gotisch-alemannischen sagenelementen sind nun aber in der späteren epischen darstellung erweiterungen und veränderungen getreten, deren bairischer ursprung leicht erkennbar ist.

a) Wir rechnen dahin zunächst die verknüpfung der Rüdiger-, dh. der bairischen Herulersage mit der sage von Dietrichs verbannung (vgl. DFl. 4744ff, ThS. c. 289, Anh. z. Hb. HS.[3] 333), womit weiterhin die sage von Dietrichs verlobung mit Herrad im zusammenhang steht (Zs. 43, 309), durch welche Dietrich in Etzels 'freundschaft' aufgenommen wird.

b) Ferner gehört hierher die in der späteren überlieferung

[1] Rieger, Wolfs Zs. f. myth. I 232. Heinzel Ostg. hs. 57. Symons 695. Jiriczek I 308. dagegen WMüller Myth. d. hs. 160.

[2] vgl. die charakteristik des Witege in der ThS. c. 175, in welcher der anklang des namens an alts. *hwît* 'weiſs' mitgewürkt zu haben scheint.

[3] ThS. 331 erscheint Sibich als Dietrichs eigentlicher gegner in der schlacht bei Gronsport (Raben).

auftretende vorstellung von den ungeheuren verlusten, welche Dietrich in der Rabenschlacht erlitt und die einer vernichtung seiner machtstellung gleichkamen. da der Anh. z. Hb. in den auf Dietrich und die Hunnen bezüglichen abschnitten, wie wir widerholt feststellen konnten, auf volkstümlicher bairischer überlieferung fufste, so glauben wir auch den darin erhaltenen bericht über den untergang des Amalerreiches hierher ziehen zu dürfen. nachdem gemeldet worden ist, wie Dietrich und Hildebrand allein von Etzels hof heimkehrten, heifst es (HS.[3] 338): *Darnach ward aber ein streite bereidt, der geschach vor Berne. do ward der alt Hiltebrant erschlagen von künig Günther, der was fraw Crimhilten brůder* (wenn kurz vorher im anschluss an die Nibelungensage Gunthers tod berichtet worden ist, so bezeugt dieser widerspruch das alter dieser erzählung). *und do kame ye einer an den andern bisz daz sy all erschlagen wurden. alle die helden, die in aller welt waren, wurdent do zůmal abgethan aufsgenummen der Berner.* aber auch dieser folgt einem zwerg, der ihm sagt: *'dyn reich ist nit me in dieser welt.' also gieng der Berner hyn wege, und weysz nyemant wo er kummen ist, ob er noch in leben oder todt sy*[1]. ganz in übereinstimmung hiermit berichtet Aventin (II 347): *canitur apud nos Theodericum subito nusquam comparuisse.* statt einer vertreibung wuste also diese vermutlich bairische sage von einer vernichtung der Ostgoten vor Dietrichs abscheiden, ja von einer art götterdämmerung, in welcher die ganze heldengeneration, in deren mitte Dietrich lebte, ihren untergang fand, zu berichten. in der tat handelte es sich in dem gotisch-oströmischen kriege um einen kampf, an welchem fast alle dem heldenzeitalter angehörigen völker pro oder contra teilnahmen: auf der einen seite aufser den Ostgoten die Rugier und italienischen Heruler, Skiren und Turcilinger, ferner die Alemannen (Agath. I 6 ff), Franken (Proc. III 33), Gepiden (ib.), Burgunder (ib. II 12), auf der andern aufser den Griechen und Römern die Hunnen (ib. II 1), Heruler (II 13), Langobarden (III 39). offenbar mit anlehnung an diese volkssage lässt nun Heinr. dVogler bzw. seine quelle in den kämpfen, welche Dietrich auf seinen heimfahrten zu bestehn hat, alle völker und helden, von denen er irgend kunde hat — darunter auch Gunther — gegen einander auftreten und sich in einem ungeheuren gemetzel gegenseitig allmälich ver-

[1] gewis mit unrecht zweifelt WGrimm an der 'echtheit' des hier zu grunde liegenden 'gedichts' (HS.[3] 338).

nichten. nur die notwendigkeit für den kampf in Etzelburg noch einige helden übrig zu lassen, legt ihm in der aufzählung der gefallenen einige beschränkung auf. dennoch ist das blutbad so unermesslich, dass er DFl. 9666ff sagt: *als ich mich kan versinnen, sô lac der liute dâ sô vil, daz ich daz wol gesprechen wil, daz bî niemens zîten in stürmen od in strîten sô manic man nie wart erslagen,* und Dietrich ausruft 9908ff: *'owê nû hân ich gar wunne unde vreude verlorn sît mîne recken ûz erkorn alle hie nû tôt sint.'* auch von der Rabenschlacht versichert der Dichter (Rab. 779): *ich gehôrt bî mînen zîten an buochen nie gelesen in allen landen wîten ist nie kein strît sô herte gewesen sam der ze Raben sicherlîche.* weil man auch den wesentlichen inhalt des 'proelium Crimildinum' — den untergang der Etzelsöhne und ihrer verbündeten — in neuer form mit diesen kämpfen zu verbinden strebte, behauptete sich nur in den 'cantilenae' des landvolks und in der ungarischen sage die ältere überlieferung über jenen kampf. so haben ereignisse, die von 452 bis 552 reichten, in diesem grofsen kampfgemälde ihren niederschlag gefunden.

c) Die erste epische zusammenfassung dieser sage dürfte unter umständen erfolgt sein, welche eine berücksichtigung der Nibelungensage noch nicht erforderlich machten. wenn alle helden in diesem kampfe zu grunde giengen, also auch zb. Gunther, der darin auftritt, so war die behandlung, welche die Nibelungensage im 9 jh. allem anschein nach in Baiern gefunden hatte, auf diese sage ohne einfluss geblieben. nach dem aussterben der Karolinger fand die bairisch gefasste Nibelungensage zunächst wol nur noch in Rheinfranken (Lorsch) weitere pflege. allein schon in der ThS. ist auf die notwendigkeit, eine anzahl helden, besonders Dietrich selbst, in Etzelburg wider auftreten zu lassen, rücksicht genommen[1]. zunächst wurden einzelne helden, wie Rüdiger, dessen tod aus dem 'bellum Nedao (Crimildinum)' vermutlich ebenfalls in die Rabenschlacht verlegt worden war (wovon noch ThS. c. 338 spuren aufweist, vgl. Zs. 43, 311), ebenfalls zu Etzel zurückgeführt, anderseits griff die anschauung platz, dass auch auf der gegenseite Ermenrich und Sibich am leben geblieben seien[2], so

[1] doch fallen Wolfhart und Helferich noch in der ThS. 333. 334 vor Gronsport (Raben), vgl. Zs. 43, 310.

[2] wenn in dem gedicht von 'Ermenrikes dot' Dietrich HS.³ 67, im A. z.

dass die letzte entscheidung erst nach Dietrichs rückkehr mit Hildebrand stattfinden konnte. daher widerholt die schlacht bei 'Greganburg' ThS. 412 nur die ältere einfachere form der schlacht von Raben (Gronsport), mit der veränderung, dass Sibich nicht von Dietrich, sondern von Hildebrands sohn erschlagen wird.

Der einfluss der jüngeren Amelungensage auf die neubehandlung der Nibelungensage zeigt sich besonders in der trüben beleuchtung, in welche Dietrichs geschick getreten ist. wenn er auf die kunde vom untergang der seinen ausruft (Nibl. A 2256): *'unt sint erstorben alle mîne man, sô hât mîn got vergezzen'*, so erinnert dies nicht allein an seine klage nach der schlacht bei Bononje, sondern auch an das resignierte bekenntnis, mit welchem die letzten Goten sich dem Narses ergaben: sie sähen jetzt, 'dass gott wider sie sei und eine unüberwindliche macht ihnen gegenüberstehe' (Procop BG. IV 35). auch die bedeutsame rolle, welche Rüdiger im Nibl. zugedacht ist, lässt diesen einfluss erkennen.

d) Zu diesen späteren bairischen sagenelementen, welche in der Amelungen- und Nibelungensage eingang gefunden haben, gehört endlich die bedeutende stellung, welche das geschlecht der Wülfinge innerhalb der heldensage gewonnen hat. schon im Widsið 29 heifst es *wéold Helm Wulfingum* : auch Alph. 761, 4 erscheint Wolfhelm in hervorragender stellung neben Hildebrand. Helmnot, Helmschrot, Helmschart, anderseits Wolfhart, Wolfhere (Widsið 49), Wolfwin, Wolfprant und Wülfing gehören derselben sippe an. der name der Wülfinge haftet nun ohne zweifel an dem königsgeschlechte und dem volke der Skiren, als deren letzte herscher Edico ('Heifshunger?') und Hunwulf (Jord. 271) erscheinen. auch Odoakers vater heifst Edico, wie sein Bruder Onwulf. der name Wülfing gehört besonders Steiermark an[1]. aus Stire holte daher Ezius den Odoaker herbei. JGrimm Gesch. d. d. spr. 327 meinte geradezu, dass der name Stira für Skira eingetreten sei. skirischer ursprung ist auch für

Hb. (HS.[3] 326) Ekkehard den Ermenrich erschlägt, so hat auf diese fassung die ältere Ermenrichsage eingewürkt.

[1] nach Martin HB. I einl. XXVI erscheint dieser name besonders häufig in Österreich, doch gehören die von ihm angeführten beispiele nach Steiermark. auch Mone Teutsche hlds. 16 hat eine grofse menge steirischer beispiele hierfür gesammelt. vgl. auch Schönbach Zs. 20, 192 n. 3.

das weitverbreitete geschlecht der Welfen (JGrimm aao.) vorauszusetzen, in welchem neben Welf auch der name Ethico widerkehrt. daher die beliebtheit der Wülfinge besonders auch in Alemannien[1].

Während es in den älteren teilen der ThS. augenscheinlich mühe machte, um Dietrich eine vollbesetzte tafelrunde zu versammeln (müssen doch selbst Hagen und Gunther herbeigezogen werden), belebt sich Dietrichs hof in den jüngeren partien der ThS. und in den mhd. epen mit den zahlreichen gestalten des Wülfingengeschlechts: selbst Hildebrand wird für diese sippe in anspruch genommen. es beruht dies auf der sich seit dem 11 jh. entwickelnden vorstellung von der gotischen herkunft der bewohner von Steier, Kärnten und Krain (vgl. Heinzel Ostg. hs. 65), welcher auch die heldensage rechnung trägt. neben Dietleib, dessen volk aus dem Gotenlande Spanien nach Steier übersiedelt, tritt so auch der steirische held Nudung in Dietrichs heldenkreis ein[2]. im Biterolf, im gr. Rosengarten, in den Nibl., im Anh. z. Hb. bilden die Wülfinge den eigentlichen kern von Dietrichs mannen; sie geleiten ihn zu Etzel ins exil — anstatt der geringen zahl von 30 helden, welche ihm nach der früheren auffassung (III Gudrunlied 5, 1) dahin gefolgt waren. im Rosengarten, in der Virginal, auch im Anh. z. Hb. werden Dietrichs helden geradezu als Wülfinge bezeichnet; Lancparten, das Ostgoten- oder Amelungenland, wird das land der Wülfinge: so sind sie in der späteren heldensage aus den vertretern der Skiren zu solchen der Ostgoten geworden. immerhin tritt auch im Nibl. ihre relative selbständigkeit Dietrich und Hildebrand gegenüber anschaulich genug hervor (vgl. die 37 avent.).

v. ERGEBNISSE.

Das vorhandensein einer altbairischen Hunnensage darf, nachdem sich uns der Inhalt von Kezas Gesta Hunorum im wesentlichen als magyarisiertes bairisches sagengut ergeben hat, nicht wol bezweifelt werden. diese sage umfasste einen complex historisch-

[1] bei Piper zähl ich 8 mal *Wolfhelm*, 52 mal *Wolfhere*, 153 mal *Wolfhart*. letzterer name scheint also weitaus der beliebteste der ganzen heldensage zu sein.

[2] seine Nürnberger herkunft im Alphart 79 beruht vermutlich auf der bezeichnung 'castra Norica' für Nürnberg.

epischer erinnerungen, die im wesentlichen — im gegensatz zu den fränkischen und alemannischen sagen — auf christlichem boden fixiert naturmythischer motive entbehrten, in der 'vulgaris fabulatio' und den 'cantilenae' des landvolks sich erhielten und sich seit etwa dem beginn des 11 jhs. auch nach Ungarn ausbreiteten, zugleich aber der kunstmäfsigen epischen dichtung als nährboden dienten[1]. zu diesen überlieferungen rechnen wir: 1. die eroberung Pannoniens durch Balamber (Waldemar) im kampf mit den Ostgoten unter Winithari (dem 'alten' Dietrich), 2. die erhebung Attilas zum herrn Pannoniens und Germaniens nach der unterwerfung der Goten, die erbauung von Etzelburg (Sicambria) und die ermordung Bledas, 3. den feldzug der Etzelvölker nach Gallien und die überwältigung der Burgunder (Gunther, Sigismund) in einem grofsen kampfe am Rhein, 4. die unterwerfung des nördlichen und östlichen Europa mit hülfe der Goten, 5. den feldzug Attilas gegen Ravenna, 6. Attilas vermählung mit der germanischen fürstentochter Kriemhild, 7. Attilas tod durch einen blutsturz (Hildegunde-motiv), 8. den untergang des Hunnenreiches auf anstiften Kriemhilds durch den Gepiden Ardarich und den Ostgoten Walamer (Theodumer, Dietrich) in einem grofsen kampfe in und um Etzelburg ('proelium Crimildinum').

Der einfluss dieser sage auf die fränkisch-burgundische Nibelungensage zeigte sich 1. bereits in merowingischer zeit in der rolle Gudruns als vernichterin des Hunnenreiches; 2. in karolingischer zeit in der verwandlung Kriemhilds in eine 'vâlandinne'. ihr einfluss auf die bairisch-alemannische Amelungensage zeigte sich 1. in der bereicherung der Dietrichssage durch deren verquickung mit der pannonischen Gotensage (Athanarich, Winithari), 2. in der ausbildung der sage von Dietrichs exil und heimkehr. die Nibelungensage erfährt durch die berührung mit der durch die Hunnensage beeinflussten Amelungensage vermutlich schon in karolingischer zeit zwei veränderungen: 1. durch die nach dem vorbild Hildebrands umgestaltete auffassung Hagens, 2. (vielleicht) durch das eingreifen Dietrichs in die letzte entscheidung.

[1] Zwierzina Zs. 44, 101 glaubt, dass die dem Nibl. zu grunde liegenden einzellieder zt. im 'grobbairischen' dialect gehalten und 'in ihrem ton für das niedrige volk berechnet waren'. dagegen, dass sie, wie auch Z. meint, schon in der Nibelungenstrophe verfasst gewesen seien, äufsert Schönbach D. christentum in der altd. heldendichtung 50, lebhafte zweifel.

durch ihre berührung mit der erweiterten Amelungensage im 12 jh. bereichert sie sich 1. durch neue Hildebrandsscenen, 2. durch neue kämpfergruppen (Wülfinge), 3. durch einflechtung der figur Rüdigers [1].

Die Hunnensage selbst lässt folgende veränderungen erkennen : 1. Attila wird allmälich einziger repräsentant der Hunnenzeit, 2. er wird seines grausamen charakters allmälich entkleidet (streichung der Bledasage), 3. die sage vom Burgunderfeldzug wird zt. in die Nibelungensage verflochten, 4. die sage von dem feldzug nach Ravenna geht völlig in die Dietrichssage auf, 5. die sage vom 'bellum Crimildinum' hält sich selbständig nur noch in der volkstümlichen und ungarischen überlieferung : ihre motive und ihr inhalt aber finden innerhalb des kunstmäfsigen epos verwertung a) in der bairischen behandlung der Nibelungensage, b) in der zur Dietrichssage gehörigen sage von der Rabenschlacht.

Unter den bairischen landschaften darf vor allem Österreich als hauptpflegestätte der heldensage gelten. hielt man doch den namen Austria für gleichbedeutend mit Ostrogothia (Heinzel Ostg. hs. 30), daher auch in diese landschaft das 'proelium Zeizenmure' verlegt wurde. der lieblingsheld dieser landschaft, Rüdiger, (vgl. Henning Nibelungenstudien 18) ist daher zu einer besondern bedeutung in der Amelungen- und Nibelungensage gelangt. jener bischof Günther von Bamberg, der begeisterte verehrer der deutschen heldensage im 11 jh. [2], stammte aus einer an der Enns und Traun begüterten familie (Giesebrecht III[4] 60). nicht nur

[1] ebenfalls bairischen, aber geistlichen ursprungs sind vermutlich die — nur im Nibl., nicht in der ThS. erscheinenden — pilgrimscenen (bes. A. 1260), die kaplanscene (A. 1514 ff), die kirchgangscene (A. 1787 ff), von denen die zweite ein ganz neues, den klagen des clerus über den übermut des laienadels entsprechendes motiv einschiebt. die in Passau entstandenen aufzeichnungen dürften dabei nicht ohne einfluss gewesen sein. — als neue rheinische (Worms - Lorscher) motive müssen zwischen dem 9 und 12 jh. sich entwickelt haben : 1. die freundschaft des Rosengartenkämpfers Volker mit Hagen (vgl. auch die Hvensche chronik), 2. der Sachsenkrieg, für welchen als vorbildlich mehr noch die von Worms ausgehnden sächsischen feldzüge Heinrichs IV im 11 jh., als diejenigen Karls dGr. angesehen werden dürfen, wenn auch alte sagenelemente zu grunde liegen.

[2] *'semper Athalam, semper Amalungum et cetera id genus portenta tractat'* HS.[3] 37.

die gemeinsame grundlage der ThS. und des Nibl. (Kettners drittes liederbuch), sondern auch die vermutlich durch einen Passauer spielmann bewürkte abschliefsende redaction (Kettner 288) sind unzweifelhaft auf österreichischem boden entstanden. daneben weisen bestimmte spuren — zahlreiche urkunden, die eine ausgebreitete kenntnis der heldensage in dieser landschaft verraten[1], sowie die bedeutende stellung der Wülfinge in der spätern heldensage — auch auf Steiermark als eine wiege deutscher heldendichtung.

Zum schluss seien mir, um gang und methode meiner untersuchung zu rechtfertigen, noch folgende bemerkungen gestattet.

Die erste pflicht deutscher sagenforschung scheint mir eine möglichst umfassende ausnützung des günstigen geschicks, durch welches die vorgänge unsers heldenzeitalters nicht nur zum gegenstand mündlicher, sagenhafter überlieferung, sondern zugleich fremder beobachtung und schriftlicher berichterstattung geworden sind (vgl. Nitzsch Gesch. d. d. volkes i² 25). sodann gilt es das eigentum der verschiedenen deutschen stämme, wo dies angänglich ist, möglichst sorgfältig von einander zu sondern und die möglichkeit und art der gegenseitigen einwirkung ihrer überlieferungen zu prüfen. ferner aber bedarf das innerhalb der stämme selbst zu tage tretende sagengut einer berücksichtigung seiner socialen verbreitung. der gegensatz zwischen dem einfachen episch-historischen lied und dem eigentlichen heldengesang (vgl. Symons 608) beruht nicht allein auf dem verschiedenartigen stofflichen interesse an den behandelten personen oder ereignissen, sondern zugleich auf dem sich langsam entwickelnden gegensatz der naiven, dem volkstümlichen aberglauben zugeneigten überlieferungsweise der 'rustici', die allmälich sich des waffenhandwerks ihrer vorfahren, deren überlieferungen sie gleichwol fortsetzten, entwöhnten, und dem anspruchsvolleren, mythischen motiven abholden geschmack des aus dem bauernstand langsam emporsteigenden, sich aristokratisch abschliessenden kriegerstandes (vgl. Nitzsch aao. ii 4 ff). noch mehr muste diese abneigung gegen den volkstümlichen aberglauben sich geltend machen, seitdem das rittertum die kirchliche weihe empfing; nur die eigentlich kriegerischen vorgänge und erscheinungen der einheimischen sagen-

[1] vgl. Schönbach Zs. 20, 192 n. 3. Schröer Germ. 17. 65 ff.

überlieferung nahmen seitdem das interesse des ritterlichen adels noch in anspruch. wer den kostbaren schatz der im volke lebenden 'alten mæren' als gegenstand rittermäfsiger dichtung nicht ungenutzt lassen wollte, war zu veränderungen genötigt, welche den bestand und inhalt der volktümlichen überlieferung veränderten und trübten[1]. geben uns also die sog. volksepen des 12 und 13 jhs. kein klares bild der im volke sich fortpflanzenden sagenhaften überlieferungen, so verdienen die viel später, erst nach dem verfall der ritterlichen dichtung hervortretenden bruchstücke und trümmer der eigentlichen volkssage, so weit sie schriftlich fixiert worden sind, um so sorgfältigere beachtung. gewis ist auch diese 'niedere' heldensage, wie man sie nennen könnte, im laufe der jhh. nicht unverändert geblieben. die teilnahme an den eigentlich heldenhaften, kriegerischen vorgängen ist geringer, die für die mythischen stärker — die helden sind zb. vielfach zu riesen geworden, manche motive erscheinen vergröbert oder sind ganz verblafst, anderes ist durch verwechselungen infolge von ähnlichkeiten in namen und situationen in verwirrung geraten, die ursprüngliche fülle der historischen gestalten hat sich vereinfacht: aber trotz diesem natürlichen verwitterungsprocesse überraschen diese unscheinbaren zeugnisse, wie sie uns bei Keza, im Siegfriedslied, im Anh. z. Hb., bei Aventin, bei Lazius entgegentreten, durch die treue und ursprünglichkeit ihrer der heldendichtung oft schroff widersprechenden angaben. denn wenn auch die volkstümlichen mæren die grundlage des kunstmäfsigen epos bildeten, so scheint umgekehrt der einfluss, welchen die grofsen cyclischen conceptionen der ritterdichtung auf den inhalt der alten 'cantilenae' geübt haben, im ganzen genommen sehr gering gewesen zu sein.

[1] so wird, um nur das lehrreichste beispiel hervorzuheben, der conflict der königinnen im Nibl. auf eine lehnsrechtliche frage hinausgespielt.

Grofs-Lichterfelde. GEORG MATTHAEI.

DIE ÜBERLIEFERUNG DES LIEDES VOM HÜRNEN SEYFRID.

Steinmeyer und Golther haben sich das verdienst erworben, die textkritisch verwickelte überlieferung des Seyfridsliedes der entwirrung wesentlich näher zu führen : der erste durch seine notizen Zs. f. d. ph. 5, 105 und durch die überlassung weiterer arbeiten an Golther, dieser durch seine ausgabe des liedes in Braunes neudrucken n. 81. 82 (1889). aber zur völligen klärung ist das problem noch nicht gekommen; es hat sich vor allem wol gerächt, dass Golther nicht all die erhaltenen alten drucke selbst neben einander gesehen, sondern sich zt. wenigstens mit abschriften und collationen begnügt hat. hier hofft die vorliegende untersuchung, die sich Steinmeyers und Golthers arbeiten und zumal den laa.apparat dankbar zu nutze macht, etwas weiter helfen zu können; einmal durch nochmalige ausdeutung des schon bekannten materials und namentlich stärkere verwertung der in den alten heften befindlichen illustrationen, die zugleich zu einer kunsthistorisch wol nicht unwichtigen ermittlung führt; anderseits auch durch eine dem umfang nach geringe, dem inhalt nach aber wol verwendbare vermehrung der bisher aufgedeckten überlieferung [1].

Ich stelle zunächst — unter benutzung von Golthers einleitung, auf die ich hier überhaupt verweise, und unter verwertung der von ihm gewählten siglen — das bisher bekannte material zusammen.

1. Nh = Nürnberg, Kunigunde Hergotin o. j. nur bibliographisch bekannt.

2. N = Nürnberg, GWachter o. j. exemplar im Kestnermuseum zu Hannover.

3. H = Hamburg, JLöw o. j. exemplar in Celle, kirchenministerialbibliothek.

4. F = Frankfurt aM., WHan o. j. exemplar in Celle.

5. B = Bern, SApiarius 1561. exemplar in Berlin Yf 7711.

[1] den directionen der universitätsbibliothek in Basel, der kgl. bibliothek zu Berlin, der kirchenministerialbibliothek zu Celle, des Kestnermuseums zu Hannover und der k. k. hofbibliothek zu Wien bin ich zu herzlichem dank verbunden.

6. S = Strafsburg, ChMüllers erben 1580. nur bibliographisch bekannt.

7. O = o. o. 1585. exemplar in Wien, hofbibliothek.

8. O' = o. o. 1591. nur bibliographisch bekannt.

9. Ba = Basel, JSchröter 1592—4. unvollständiges exemplar in Basel, universitätsbibliothek.

10. L = Leipzig, NNerlich 1611. nur bibliographisch bekannt.

11. V = ein druck, aus dem Goldast Paraeneticorum veterum pars I (1604) einige stellen anführt; bestimmt mit keinem der unter 1—10 genannten drucke identisch. Golther hätte, um einen gewissen zeitlichen anhaltspunct zu geben, darauf aufmerksam machen können, dass Goldast s. 52 (zu str. 76, 2) von einer 'vetus editio' spricht. — dagegen wird man nicht mit der sicherheit, mit der Golther es tut, die citate in CSpangenbergs Adelspiegel II (1594) auf eine sonst nicht bekannte ausgabe zurückführen können: er hat zwar einen völlig abweichenden vers (2, 5), es wird sich aber später noch zeigen, dass er die willkürlichsten änderungen vornimmt und daher für die textkritik ganz aufser betracht bleiben muss.

Dazu kommt nun

12. He = ein druck, von dem sich nur die holzstöcke zu 15 illustrationen erhalten haben; sie sind im besitz der firma Heitz u. Mündel in Strafsburg, und zweimal sind mit ihnen die bilder neu abgedruckt worden: a) durch EMartin: Jb. d. Vogesenclubs 6 (1890), 84 ff, b) durch PHeitz: originalabdruck von formschneiderarbeiten d. 16 u. 17 jhs. (Strafsburg 1894) taf. CXXIII ff. mit recht weist schon Martin, wenn auch nur zweifelnd, auf die möglichkeit einer identität mit der oben unter 6 genannten, verlorenen Strafsburger ausgabe hin. aber da es — angesichts zb. der beiden Tellbilder taf. CXXVIII — nicht einmal sicher ist, ob alle stöcke der Heitzschen sammlung ursprünglich nach Strafsburg gehören, wird es sich zunächst wol empfehlen, die identification zu unterlassen und den druck vorläufig als besondere nummer zu führen.

Endlich aber

13. X = zwei blätter aus einem, wie man sofort sieht, nicht ganz jungen druck des Seyfridsliedes, eigentum der kgl. bibliothek zu Berlin Yd 9261 (vorgeklebt ist ein im druck völlig verschiedenes blatt: Ein anders Lied. Icu klag den Tag vnnd alle ſtund /

Gedruckt zů Augspurg / bey der Agatha Geglerin). unser bruchstück enthält die strophen 7, 5 bis 13, 8 und die drei holzschnitte IV. V. VI. ohne jeden zweifel haben wir hier die fragmente vor uns, die Golther unter nr 11 seiner zählung bibliographisch aufführt, die aber schon Steinmeyer vergeblich gesucht hatte : der Calvarysche catalog, durch den St. von den bruchstücken wuste, stammt v. j. 1887, und das gleiche datum nennt der umschlag der Berliner fragmente als jahr der erwerbung. der benutzung zugänglich aber wurden sie erst in den neunziger jahren und musten daher Steinmeyer und Golther entgehn.

Tatsächlich lagen Golther nur sechs drucke : N, H, F, B, Ba und O vor, und über das verhältnis, in dem sie zu einander stehn, ist er zu folgendem schluss gekommen. H geht direct auf N zurück und kommt daher textkritisch nicht weiter in betracht. der erste druck ist nicht erhalten. zwischen ihm und N steht kaum eine zwischenstufe — ein grund für diese annahme ist nicht angegeben. F und Ba gehören, wie eine menge von stellen beweist, eng zusammen, doch ist Ba nicht eine überarbeitung von F, beide drucke haben vielmehr eine gemeinsame quelle, einen druck, den G. aus bilderkritischen gründen, von welchen wir gleich zu sprechen haben, ins jahr 1538 setzen möchte. B ist — wie übrigens auch Ba — sehr stark überarbeitet, enthält aber auch manches alte und echte. ähnlich steht es mit dem drucke O, der selbständig auf das original zurückgeht. einen stammbaum der drucke vermag G. nicht aufzustellen, sondern er scheidet vier selbständige texte : 1. N; 2. die vorlage von F und Ba; 3. B; 4. O. der ausgabe zu grunde wird N gelegt, weil B und O zu spät und zu frei sind; G. ist namentlich dann überzeugt, in N die richtige lesart zu haben, 'wenn sie in sämtlichen drucken, auch mit ausnahme von B, sich vorfindet; ferner wenn eine lesart von N durch O oder B gestützt wird; auch ein zusammengehn von B und O verdient beachtung; zuweilen kann das richtige auch nur in einem drucke sich erhalten haben, in fällen, wo eine modernisierung eines altertümlichen ausdruckes für alle gleichmäfsig nahe lag'. G.s praxis, mit der er dem verlornen urdruck so nah wie möglich zu kommen hofft, ist im allgemeinen die folgende : 1. er gibt die la. von N zu gunsten des wortlauts der andern texte auf, wenn diese einig sind oder wenn wenigstens nur B abweicht; ausnahmen bilden die fälle, in denen

die la. von N im gegensatz zu der concurrenzla. keinen verstofs gegen die metrischen anforderungen darstellt; 2. wenn N mit einem der andern texte oder gar mit zweien gegen eine von einem text (ausschliefslich B) oder zweien gebildete gegengruppe übereinstimmt, wird die la. von N beibehalten, sie müste denn a) einen metrischen fehler aufweisen, oder b) an sprachlicher altertümlichkeit der andern la. nachstehn. an beispielen für dies verfahren wird weiterhin kein mangel sein.

Wir wollen nun versuchen, ob es uns nicht gelingt, die vorhandenen drucke entschiedener in bezug auf ihre verwantschaftsverhältnisse zu charakterisieren, womöglich ihren stammbaum aufzustellen, und werden zu diesem zwecke zunächst die bilder und dann die texte hinsichtlich ihrer zusammengehörigkeit genauer prüfen.

1. Die bilder.

Hier kommen nur in betracht die drucke 2, 4, 5, 9, 12, 13; allenfalls auch 7 : 3 ist bis auf ein schon von Golther mit recht als unursprünglich bezeichnetes titelbild ohne illustrationen; von 1, 6, 8, 10, 11 sind exemplare nicht bekannt. 12 und 13 hat Golther noch nicht berücksichtigen können; 7 lässt er bei seite, weil es nur 'das gewöhnliche titelbild' enthält. so vergleicht er nur N (2), F (4), B (5), Ba (9) und zerlegt sie in zwei gruppen : NF — BBa. 'die situation auf den bildern in BBa und NF ist dieselbe; unmöglich aber können die plumpen darstellungen in NF die vorlagen für die feinen in BBa gewesen sein; vielmehr fand das umgekehrte statt. die holzschnitte, welche sich in BBa erhielten, sind die des originals, das allem nach ein schön und gut ausgestatteter druck gewesen ist; die von NF entstammen aus einer späteren auflage . . .' ohne zweifel ist die gruppeneinteilung richtig. aber die notwendigkeit des schlusses 'vielmehr fand das umgekehrte statt' wird niemand einsehen; auch ohne die bilder zu prüfen, wird man theoretisch die möglichkeit aufstellen dürfen, dass auch feine bilder unter anlehnung an plumpe hergestellt sein können, zumal wenn uns von diesen nur nachahmungen vorliegen, die vielleicht ihrerseits die 'plumpheit' erst verschuldet haben; ferner aber könnten ja auch die 'feinen' bilder ebenso unursprünglich sein wie die plumpen, zumal wenn wie hier die gruppe NF die jahre 1540—55 (resp. 1538, s. u.), die gruppe BBa die jahre 1561—1594 vertritt. die sache ligt

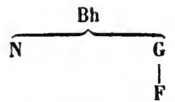
offenbar überhaupt so einfach nicht, und nur eine genaue prüfung wird aufklärung schaffen können; sie mag zugleich Golthers sonstige bemerkungen über die bilder berücksichtigen.

Ich beginne mit N. seine holzschnitte machen den rohsten eindruck von allen, wie die unten mitgeteilte probe deutlich zeigt; aber gerade hier ergibt sich, wie wenig man von der rohheit eines nachschnitts (denn dass es sich nicht um originale handelt, wird sich sogleich erweisen) auf die rohheit des urbildes zurückschliefsen kann. hier nämlich ist die kleine kunstgeschichtliche entdeckung zu machen, auf die schon oben angespielt wurde. 'auf den bildern in N zeigt sich zuweilen ein ziemlich undeutliches monogramm HP', sagt Golther. auf der unten gebotenen probe ist es allerdings würklich ziemlich unklar; aber bei genauerem zusehen kann man auch da das erkennen, was auf verschiedenen andern bildern von N ganz deutlich herauskommt: das monogramm heifst HSP. das aber ist eines der berühmtesten der deutschen kunst des 16 jahrhunderts: es ist das zeichen des Hans Sebald Beham. nun wird freilich niemand annehmen, dass die rohen arbeiten, die wir hier vor uns haben, direct von der hand des grofsen kleinmeisters herrühren; offenbar haben wir nachahmungen eines äusserst ungeschickten holzschneiders vor uns. dass er das monogramm des künstlers mit herübernahm, braucht uns nicht zu verwundern: ein ausgezeichneter aufsatz JLuthers über den 'ideendiebstahl in dem decorativen bücherschmuck der reformationszeit' (Zschr. f. bücherfreunde 1, 2, s. 463 ff bes. 470 f) hat uns gezeigt, dass dieses verfahren bei den raubdruckern des 16 jahrhunderts gar nicht so ungewöhnlich ist. allerdings findet das monogramm sich nur auf den bildern 3, 4, 5, 6, 8, 12, 14, 18, 23, und ich wage nicht zu entscheiden, ob man Beham nur für diese nummern die originale zusprechen darf; bemerkt sei nur, dass die bilder 17, 19, 20, 22, 24 (?) wenigstens den typischen platz für das monogramm aufweisen. nirgendwo in der Behamlitteratur ist bisher von diesen Siegfriedbildern des meisters die rede, und auch verwante gegenstände hat er kaum behandelt. dagegen ist es vielfach bezeugt und belegt, dass er im dienste des buchdrucks als illustrator tätig war; man wird zunächst angesichts der tatsache, dass Beham geborener Nürnberger war und dass N in Nürnberg gedruckt ist, der vermutung geneigt sein, dass er die originalbilder ebenfalls für eine Nürnberger

druckerei gefertigt hat, und wird an die oben unter nr 1 aufgeführte ausgabe der Hergotin denken. der umstand, dass das monogramm auf einigen bildern ISP, auf andern ISB lautet, ermöglicht uns auch eine ziemlich genaue datierung: dieser übergang von P zu B vollzieht sich in dem jahre 1530/1 (vgl. WvSeydlitz in Meyers Allg. künstlerlexikon III 318). aber gerade diese datierung nimmt uns die möglichkeit, mit sicherheit auf einen Nürnberger druck zu schliefsen, und die betrachtung der zeitlich nun am nächsten liegenden unter den erhaltenen ausgaben führt doch vielleicht auf eine andere spur.

F nämlich weist, wie schon hervorgehoben, holzschnitte auf, die mit denen in N in allerengster verwantschaft stehn; die unten gebotene probe mag das deutlich machen und zugleich ein beispiel sein für die umkehrung der stellung, die — auch Golther ist das aufgefallen — auf den meisten bildern (4—12, 16, 19, 20, 24—27) zu beobachten ist. die vorlagen für N sind sie nicht; das beweist nicht etwa der umstand, dass F frühestens vom jahre 1555 stammt: denn der drucker könnte ja die alten stöcke übernommen haben, sondern zunächst die tatsache, dass die monogramme Behams hier fehlen und nur die leeren plätze sich finden; die bilder sind ferner im ganzen nur sehr wenig besser als in N. wir haben also zunächst grund zu der annahme, dass beide bilderserien nachahmungen des gleichen originals, des drucks mit den Behambildern darstellen. ganz so einfach braucht es indessen nicht zu sein: schon Steinmeyer hat bemerkt, dass das bild 6 in F auf einem stein die jahreszahl 1538 trägt, während die druckerei von WHan, aus der F stammt, erst 1555 zu arbeiten begann: Han ist der nachfolger von Hermann Gülferich in Frankfurt, von dem er verlagswerke und holzstöcke übernahm. entweder also muss man mit Steinmeyer schliefsen, dass darunter auch die stöcke für die bilder gewesen sind, die uns in F vorliegen, oder man muss annehmen, dass Han diese bilder des so erschlossenen Gülferichschen druckes hat nachschneiden lassen und dass der betreffende 'künstler' die alte jahreszahl gedankenlos mit herübernahm. wahrscheinlicher ist das erstere, und jedesfalls kommen wir so auf einen terminus post quem non für die Behamschen bilder: der holzschneider, der in Gülferichs auftrage 1538 die Behamschen originale copierte, hat im gegensatz zu dem arbeiter, dem wir die bilder in N verdanken, das Behamsche

monogramm fortgelassen, einmal aber genau an seinen platz, eben auf jenen stein, die zahl des jahres gesetzt, in dem das buch erscheinen sollte. wichtiger aber noch ist der locale zusammenhang. so wie 1555 WHan sich an den verlag seines vorgängers Gülferich gehalten hat, so hat möglicherweise 1538 HGülferich seinerseits in dem hürnen Seyfrid ein verlagswerk seines vorgängers ChEgenolf, des ersten Frankfurter druckers, nachgedruckt. denn in Egenolfs auftrag und für dessen druckerei ist Hans Sebald Beham als holzschneider vielfach tätig gewesen, während arbeiten für andere Frankfurter officinen von ihm nicht bekannt sind; und so spricht eine gewisse wahrscheinlichkeit dafür, dass ein verlorener druck Egenolfs die Behamschen bilder enthalten hat. das oben ermittelte datum ihrer entstehung (1530/1) ist dem nicht entgegen, denn Behams früheste arbeit für Egenolf gehört ins jahr 1529 (vgl. LRosenthal im Rep. für kunstwiss. 5, 382). mit sicherheit wird sich die frage : Nürnberg oder Frankfurt? schwerlich entscheiden lassen; jedesfalls aber müssen wir einen verlornen druck (Bh) annehmen und kommen somit bisher zu folgendem stammbaumfragment:



Gehn wir nun zu der zweiten gruppe und betrachten zunächst die holzschnitte des — älteren — druckes B. im ganzen sind es, da die nummern 2, 8, 15, 17, 20—23 und, wie überall, 28 fehlen, 20 Bilder. wir teilen sie zunächst in zwei abteilungen. die eine umfasst die nummern 1, 3—10, 18, 25; man mag den titelholzschnitt dazurechnen. von ihm abgesehen zeigen sie alle die gleiche gröfse; sie scheinen, einschliefslich des titelbildes, von dem gleichen künstler herzurühren. von dem erschlossenen typus Bh entfernen sie sich ziemlich weit; erst bei genauerer betrachtung zeigt es sich, dass es an gewissen zusammenhängen zumal in der composition nicht fehlt. er tritt besonders im titelholzschnitt (Siegfrieds abschied von Siegmund) zu tage, der auch hier wie dort sich von den übrigen durch fast doppelte gröfse unterscheidet, ist aber auch in 3, 4 (?), 7—10, 18 zu erkennen; immerhin ist er so weitläufig, dass man zunächst kein recht hat,

die ganze leistung von B direct auf Bh oder seine descendenz zurückzuführen. die andere gruppe, die die nummern 11—14, 16, 19, 24, 26, 27 umfasst, ist sehr buntscheckig. schon die formate sind keineswegs gleich; die nummern 11—14, 16, 24 stimmen unter einander überein, während die übrigen (19, 26 und 27) von ihnen abweichen und auch in sich nicht einheitlich sind: 26 ist viel gröfser als 19 und 27. diese kleinste abteilung enthält drei auch zeichnerisch sehr unbeholfene versuche ganz selbständiger art, die von zwei verschiedenen zeichnern herrühren, welche sich von den künstlern der hauptgruppe beide deutlich unterscheiden. die in sich zusammengehörigen nummern 11—14, 16, 24 haben einen andern ursprung. wenn man zb. 24 genau betrachtet, sieht man alsbald, dass es gar nicht darstellt, was es darstellen sollte: die dazu gehörige beschreibung lautet: '*Hie falt Süwfrid inn einer onmacht vor groſſer hitz vnd müde*'; das bild dagegen zeigt einen ritter, der schlafend am baum sitzt, nicht weit von ihm grast sein pferd, und vorn ligt ein gebundenes reh am boden. das ist eine situation aus dem Sigenot (str. 28): '*Hie ſitzt der Berner auff einer Heid vñ leſt ſein Roß eſſen das grůne graß*', nachdem er eben ein '*gewild*' erlegt hat. und der verdacht, dass hier ein bild aus dem Sigenot für das Siegfriedslied verwertet worden ist, bestätigt sich alsbald: zwar versagen die überlieferten drucke, aber PHeitz hat vor einigen jahren neudrucke nach Sigenotholzstöcken geliefert, die in seinem besitz sich befinden ('Dietrich von Bern' Strafsburg 1894), und hier findet sich tatsächlich als nr 2 ein bild, das mit B 24 auf den ersten blick identisch erscheint und sich bei genauerer betrachtung als ein sorgsamer nachschnitt erweist: '*Hie ſitzt der berner auf der heyd*'. und alsbald bestätigt sich auch der eindruck, dass B 11—14, 16, 24 éines ursprungs sind: B 13 ist ebenso zum verwechseln ähnlich der nr 6 bei Heitz ('*Hye wolt der ryß den Berner gefangen heben*': muss hier als kampf mit Kuperan um den schlüssel gelten), und B 14 der nr 8 bei Heitz ('*Hye kumpt der ryße mit eynem ſchylt*'. die Heitzschen stöcke sind keineswegs vollständig, und so haben wir nun das recht, auch für B 11, 12, 16 nach entsprechenden Sigenotsituationen zu suchen, wenn auch die zugehörigen holzstöcke sich nicht erhalten haben. und wir suchen nicht vergebens. B 11 lässt sich folgendermafsen beschreiben 'ein ritter zu rosse bückt

sich nach der rechten herunter und gibt einem daneben stehenden zwerge die hand'; das aber ist die schilderung, die OSchade von dem im Nürnberger Sigenotdruck zu strophe 58 gehörigen holzschnitt gibt: die entsprechenden worte lauten : '*Hie nimpt der Berner vrlaub von dem Zwerg / vñ der Zwerg weiſt jm den weg*'; in B steht über dem 11. bilde '*Hie kumpt der zwerg Euglin zů dem Hürnin Süwfrid im wald / vnnd zeiget jm den Dracken-ſtein*'. so ist als illustration 12 ('*Hie nimpt der Hürnin Süwfrid den Zwerg by dem houpt / vnd ſchlecht jn vmb die ſteynin wand*') das Sigenotbild gegeben, zu dem folgende worte gehören : '*Hie ſchlug der Riß ein hag vmb den Hiltebrant, vñ fieng jn bey dem bart*'; die unten gebotene abbildung wird zeigen, dass hier tatsächlich ein ritter die stelle des zwergen einnimmt. B 16 endlich gehört offenbar zu Sigenot 113 : '*Hie kompt der Riß zu dem Berner*', der in dem unten angedeuteten 'tiefen stein' schmachtet; zur darstellung der scene, in der der zwerg den hürnen Seyfrid mittelst der nebelkappe vor Kuperan errettet, ist es sehr ungeeignet. offenbar ist der illustrationsschmuck von B der art zu stande gekommen, dass der drucker zwölf holzstöcke eines älteren druckes erworben und sich für die fehlenden stücke auf dreierlei art geholfen hat : 1. indem er einige situationen ohne bilder liess, 2. indem er drei neue bilder anfertigte, 3. indem er sechs mehr oder weniger passende Sigenotbilder verwertete, deren holzstöcke er besafs. daraus ergibt sich die einstige existenz einer uns verlorenen ausgabe (V), die die hier nur zum teil erhaltenen Seyfridbilder vollständig enthielt. — anders argumentiert Golther : er macht darauf aufmerksam, dass B 11 die zahl 1552, B 24 die zahl 1551 oder 52 (sehr undeutlich!) enthält, und dass wir damit vielleicht auf einen älteren druck der fünfziger jahre geführt werden. diese vermutung scheint zunächst durch unsern nachweis durchaus hinfällig geworden zu sein, dass gerade diese beiden bilder dem Sigenot angehören : Apiarius, der drucker von B, brauchte sie erst 1561 zur vervollständigung seiner Seyfrid-ausgabe herangezogen zu haben.

Und doch wird es sich einigermafsen wahrscheinlich machen lassen, dass zwischen V und B noch ein druck ligt, der demnach zwischen 1552 und 1561 entstanden sein muss. wir können gleich noch weiter einschränken : zwischen 1552 und 1557. in diesem jahre nämlich, am 14. september, brachte Hans Sachs

seine tragödie vom hürnen Seufrid zum abschluss. wenn wir nun auch aus dem zweiten, textkritischen teil unserer untersuchung das übrigens nicht neue ergebnis vorweg nehmen, dass dem Hans Sachs zwar das lied vom hürnen Seyfrid, aber keiner der erhaltenen texte als quelle gedient hat, so erwächst uns doch hier die pflicht, die frage aufzuwerfen, ob sich eine benutzung auch der Seyfridbilder wahrscheinlich machen lässt und auf welchen druck wir da geführt werden. und da kommen wir auf eine auffallende erscheinung. in den illustrierten ausgaben, die zunächst in betracht kommen: N und F, zeigt das zwölfte bild Siegfried waffenlos, wie er den zwerg bei seinem langen haupthaar ergreift: N list auch geradezu: *bey dem har.* Hans Sachs dagegen macht vor v. 449 seines dramas folgende scenische bemerkung: '*Sewfrid grewſt den zwerg peim part vnd mit der andern hant das ſchwert, ſpricht*'. und nun betrachte man das hier reproducierte bild 12 aus B: Hans Sachsens bemerkung ist geradezu als eine beschreibung dieses bildes zu bezeichnen.

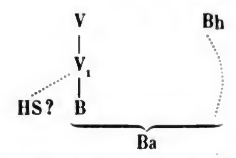


Nun kann ja aber Hans Sachs B darum nicht benutzt haben, weil der druck des Apiarius erst vier jahre nach der abfassung der tragödie erschien. es bleibt also nur die möglichkeit, dass er sich an einen ältern druck des gleichen zweiges gehalten hat; die verlorene ausgabe V kann das nicht gewesen sein, weil B 12 gerade eines der dem Sigenotdruck entlehnten bilder ist. diese entlehnung kann daher nicht erst 1561 stattgefunden haben; der erhaltene druck aus diesem jahre stellt offenbar eine mit dem gleichen material hergestellte zweite auflage vor: die familie

Apiarius druckte, wie zb. die dramen Hans vRütes beweisen, schon seit den dreifsiger jahren in Bern. wer bedenken trägt, in diesem hypothetischen Berner druck von 1552—57 (V_1) Hans Sachsens quelle zu sehen, muss annehmen, dass ein deutscher nachdrucker dieser schweizerischen ausgabe auch die bilder für die seinige (HS?) hat nachschneiden lassen und damit Hans Sachs die grundlage für seine tragödie geliefert hat.

Es folgt der Basler druck Ba von 1592/4, den wir leider, da die letzten blätter fehlen, nur bis zum bilde 23 controlieren können. zunächst zeigt sich, dass das titelbild und die nummern 1, 3—9, 18 und 19 von denselben stöcken abgedruckt sind, die wir in B benutzt fanden : der Basler Schröter hat also zu erwerben gesucht, was bei Apiarius noch vorhanden war. von den echten stöcken war aber nun auch 10 inzwischen verloren gegangen; er ist durch eine ungeschickte, aber in der anlage sehr getreue nachahmung ersetzt. dagegen hat Ba keines der bilder, die eigentlich zum Sigenot gehören : offenbar waren die nicht zu haben gewesen, weil man die stöcke nach der benutzung wider zu den übrigen Sigenotstöcken gelegt und nun nach mehr als drei jahrzehnten den damaligen notbehelf vergessen hatte. so musten andre bilder neu hergestellt werden. der damit beauftragte künstler aber hat offenbar empfunden, dass die darstellungen des druckes B hier oft nicht recht zum text passten und hat sich nur gelegentlich von ihnen beeinflussen lassen. so von bild 12, das wir oben abgebildet haben, darin, dass Siegfrid als ein bärtiger, nicht mehr ganz junger mann erscheint. im übrigen aber sind wir darin wider zum normalen zurückgekehrt, dass Siegfried den gegner würklich bei dem haar und nicht bei dem bart ergreift; auch sonst ist die anordnung der auf dem bilde in N und F viel ähnlicher. ebenso steht es mit 13, das recht sinnlos nachher nochmals als 17 gebracht ist; ganz frei erfunden ist 20, das dann nicht sinnvoller bei 23 noch einmal geboten wird. dagegen sind die neuen bilder, die Ba als 11, 14, 16 bringt, den Behamnachahmungen so ähnlich, dass man nicht über die annahme hinwegkommt : der zeichner von Ba muss neben B auch einen druck der Behamgruppe in der hand gehabt haben.

Als stammbaum für diese gruppe stellt sich also nun heraus:



Wir kommen nun zu den bildern, die Steinmeyer und Golther noch nicht bekannt waren. X enthält nur drei : nr 4, 5, 6. von allen illustrationen — wenn wir die nur zu erschliefsende leistung Behams ausnehmen — stehn sie künstlerisch am höchsten; die hier gegebene probe mag dies urteil rechtfertigen. leider aber liefs sich der künstler, obwol ich mich sachkundiger hülfe erfreute [1], nicht ermitteln; der gesamtcharakter weist nach Südwestdeutschland, am ehesten nach Strafsburg und in eine nicht zu späte zeit. und nun das verhältnis zu den bisher behandelten bildern. wir stellen hier bild 4 aus N, F und X nebeneinander; es zeigt sich, dass N und F zwar viel enger mit einander verwant sind als mit X, dass aber anderseits ein ganz handgreiflicher zusammenhang zwischen allen dreien besteht. was man im

X



[1] den herren dr LKemmerer und dr PKristeller sprech ich hiermit aufrichtigen dank aus.

N



F



ersten augenblick meint : das urbild von N und F, also Bh vor sich zu haben, ist völlig ausgeschlossen : von Beham ist der holzschnitt keinesfalls. die nächste vermutung ist die, dass wir es mit einer weitern nachahmung von Bh zu tun haben, dass die filiation also die folgende ist:

```
        Bh
 ________________
N       G       X
        |
        F
```

Aber auch diese hypothese lässt sich nicht halten. denn während die verwantschaft BhX bei nr 4 so grofs ist, ist sie für nr 5 und 6 höchstens in ganz allgemeinen zügen zu behaupten.

es ist aber durchaus unwahrscheinlich, dass ein nachahmer Behams sich einmal auffallend eng an sein vorbild angeschlossen, es sonst aber nur ganz von weitem benutzt haben soll : N und F zeigen, wie eng Beham die nachahmer in seinen bann zog.

Damit man aber nicht annehme, 5 und 6 seien nur durch irgend einen zufall so selbständig geraten, die übrigen, verlorenen bilder von X hätten wol wider die in 4 beobachtete ähnlichkeit mit Bh besessen, sei hier zunächst der noch nicht behandelte druck He bzw. der von ihm allein überkommene rest : 14 seiner bilder besprochen. es sind die nrr 1—3, 5, 8, 10, 12—14, 18, 20, 24 (in zwei nicht völlig übereinstimmenden ausführungen, deren eine, wie EMartin gewis mit recht annimmt, verworfen wurde) und 25; ferner ein bild, das zu keiner der vorhandenen überschriften stimmt und nach Martins ansprechender annahme am besten zu strophe 95 passt. die bilder gehören, wie schon das costüm der dargestellten personen zeigt, in die letzten jahrzehnte des 16 jhs. vergleichen wir sie nun zunächst mit X, so kommt da nur bild 5 (Siegfried beim köhler) in betracht. hier aber sind X und He, von kleinen costümabweichungen abgesehen, einander so vollständig ähnlich, dass offenbar ein verhältnis vorligt wie zwischen Bh und N : genaue copie der vorlage. und da sämtliche bilder in He den gleichen stil aufweisen, wird sich behaupten lassen : He geht überall auf X zurück und liefert uns somit einen ersatz für einen grofsen teil der verlorenen bilder von X.

Vergleichen wir nun so auf einem umwege die bilder von Bh mit den bildern von X, so ist eigentlich bei allen der zusammenhang zu erkennen; am meisten und fast in dem mafse wie bei bild 4 in den nrr 10 und 14, am wenigsten in (5), 8, 18. und nun nehmen wir die oben aufgestellte behauptung wider auf : es ist durchaus unwahrscheinlich, dass X auf Bh zurückgeht, dass einem nachahmer Behams soviel bewuste ablehnung neben soviel bewuster anlehnung zuzutrauen ist. dagegen steht der annahme des umgekehrten verhältnisses nichts im wege : der meister mochte sich aus dem werk eines vorgängers hie und da etwas brauchbares aussuchen; hat man doch Beham in bezug auf sein bibelwerk sogar eines mehrfachen plagiats an Holbein beschuldigt (vgl. Rosenberg, H. u. B. Beham s. 71 f). auch das vorkommen jenes ganz isolierten bildes zu str. 95 spricht gegen eine ableitung

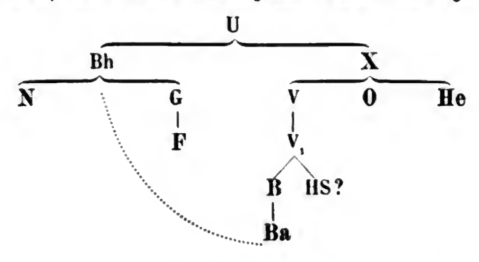
von X aus Bh; denn es wäre kaum denkbar, dafs zwei andre nach Bh arbeitende holzschneider : N und G unabhängig von einander gerade dieses bild fortgelassen haben sollten.

Ob wir nun aber in X würklich den urdruck selbst vor uns haben, nach dem Beham arbeitete, oder ob X erst einen nachdruck vorstellt, der seinerseits sich ziemlich getreu an den urdruck (U) und seine bilder hielt, wird sich nach den drei holzschnitten, die X bietet, schwerlich mit sicherheit ausmachen lassen. gegen seine ursprünglichkeit scheint mir der umstand zu sprechen, dass sich auf dem oben widerholten bilde 4 unter den drachenköpfen eine tafel befindet, für die ich keine andre erklärung weifs, als dass sie zur aufnahme des monogramms bestimmt ist. das monogramm aber findet sich nicht : es hat wol in U gestanden, ist aber von X nicht mit herübergenommen worden. auf dieses U könnte He natürlich auch direct zurückgehn.

So bliebe schliefslich das verhältnis von X—He zu B zu erörtern. im ganzen sind die in B noch vertretenen originalbilder recht selbständig, und so wird es schwer zu entscheiden sein, ob sie der gruppe Bh oder der gruppe X näher stehn. immerhin weist zb. schon bild 1 : Siegfried in der schmiede, wo gruppe Bh im hintergrunde noch den knecht am blasebalg zeigt, während gruppe X und B sich mit der vorführung Siegfrieds und des meisters am ambofs begnügen, weist ferner die composition des bildes 5, das in B wie in gruppe X den köhler zu Siegfried in den vordergrund stellt, ziemlich deutlich darauf hin, dass B von X, nicht von Bh beeinflusst ist.

O ist illustrationslos bis auf das titelbild : Siegmund, gefolgt von seinen edeln, nimmt von Siegfried abschied. ein solches titelbild muss schon in U vorhanden gewesen sein und sich schon hier durch besondere gröfse ausgezeichnet haben : darin stimmen N und F als vertreter der gruppe Bh und B als vertreter der gruppe X überein. auch die künsterische composition ist im ganzen überall dieselbe; B zeichnet sich nur dadurch aus, dass hinter Siegfried ein landschaftlicher fernblick sich auftut. dieser fernblick findet sich nun auch in O, dessen titelbild im übrigen auf die gröfse der andern holzschnitte reduciert ist, während NF = Bh nur die nächste nachbarschaft des schlosses sehen lässt, und so werden wir wol das recht haben, auch O der gruppe X zuzuweisen. freilich ist der anhalt nicht besonders stark.

Fassen wir nun das ergebnis dieser bilderkritischen betrachtung zusammen, so dürfen wir eine gewisse wahrscheinlichkeit für die richtigkeit des hier folgenden stammbaums beanspruchen; die puncte, an denen wir nicht zu völliger sicherheit gelangt sind, hat die untersuchung ausdrücklich hervorgehoben:



2. Die texte.

Verwirrend bunt ist das bild der laa., das Golthers apparat dem auge bietet, und der möglichkeit, die abhängigkeitsverhältnisse ganz befriedigend festzustellen, scheint es zu spotten. dies urteil gilt auch dann, wenn wir, wie es mir durchaus geboten erscheint, die zahlreichen übereinstimmungen und nichtübereinstimmungen der drucke auf dem gebiete der schreibung, der laute und der formen für die bestimmung der zusammengehörigkeit wesentlich bei seite lassen; im allgemeinen wird man ja den satz aufstellen können, dass die individuelle sprachbehandlung, die in den einzelnen in betracht kommenden druckereien herscht, stärker ist als die sprachliche beeinflussung durch den als vorlage benutzten druck, und so wird man aus der übereinstimmung von einzelnen sprachformen in zwei drucken nur dann auf ein abhängigkeitsverhältnis schliefsen dürfen, wenn ausnahmsweise eine solche form dem normalen sprachcharakter des einen druckes entschieden widerspricht. aber auch bei fortlassung dieser stellen bleiben genug andre, unbedingt zu berücksichtigende übrig, die jede durchgeführte gruppenbildung zu vereiteln scheinen, weil die zunächst zu berücksichtigenden elemente NFBBaO zu den verschiedensten combinationen zusammentreten : NO—FBBa; NFBa—BO; NB—OFBa usw. usw.

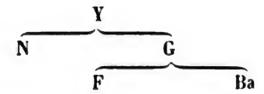
Um uns in diesem gewirr einigermassen zurechtzufinden, versuchen wir, uns zunächst an die gestaltung der eigennamen

zu halten. deren drei kommen in betracht: Siegfried, Kriemhild, Kuperan. Siegfried erscheint als *Seyfrid* und *Seufrid*: *Seyfrid* heifst er in N, F, Ba (und H, dessen völlige abhängigkeit von N Golther befriedigend nachgewiesen hat); *Seufrid* in B, O (und O_1), in den nur bibliographisch bekannten S und L, endlich in V und dem oben (s. 71) als V_1 oder HS? bezeichneten druck, den HSachs benutzt haben muss. damit wären zwei gruppen der überlieferung gegeben. statt *Krimhilt* findet sich *Grymhilt* nur in F und Ba, die somit zu einer unterabteilung der ersten gruppe zusammentreten. die reinliche scheidung aber wird durch den riesen Kuperan grausam zerstört. *Kuperan* heifst er in N, F und HS, *Ruperan* in O und Ba; aber nicht genug damit, dass auf solche art jene zweiteilung gründlich verschoben ist, wird durch das verhalten von B der zustand noch weiter verwirrt: hier heifst der riese bei seinem ersten auftreten ein mal *Ruperan*, später dagegen stets *Kuperan*.

Immerhin: der name des helden wird zunächst einigermafsen entscheidend sein, und auch an jener durch *Grymhilt* bezeichneten sonderstellung von F und Ba dürfen wir festhalten. denn Golthers nachweis der textlichen zusammengehörigkeit beider drucke ist durchaus überzeugend. selbst wenn wir alles rein orthographische und lautliche bis auf das allerwichtigste bei seite lassen, bleibt eine grofse anzahl von stellen übrig, an denen F und Ba, von allen andern abweichend, zusammenstimmen; es sind — Golthers liste muss berichtigt und ergänzt werden —: titelgedicht 1; 1, 2; IIc; 14, 7; 16, 1; VIIe; 19, 4; 25, 5, 6; 32, 4; 36, 1, 2; xb; 38, 5; 40, 1; 44, 8; 47, 6, 8; 48, 4, 5; 52, 1; 54, 6; 60, 5; 61, 5; 62, 3; 73, 6; 79, 7; 85, 1, 4; 87, 4; 88, 3; 89, 1; 90, 4; 95, 3; 97, 2; 110, 1; 116, 7; 127, 3; 128, 5; 130, 6; 138, 1, 2; 142, 4. ganz richtig hat Golther ferner mit rücksicht auf 37, 1; 46, 1; 63, 7; 80, 5; 126, 1 (124, 6 scheint mir minder entscheidend) darauf hingewiesen, dass Ba nicht einfach auf F zurückgeführt werden kann; beide müssen vielmehr eine gemeinsame vorlage gehabt haben. wir nennen sie G.

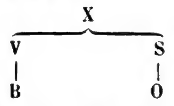
Dieses G nun tritt durch die übereinstimmung in der namensform *Seyfrid* mit N zu einer gruppe zusammen; diese gruppenbildung bestätigt sich dadurch, dass die zahl der fälle, in denen N nur mit G (= FBa) zusammengeht, nicht gering ist und so

wichtige stellen wie 9, 7; 33, 7; xc; 85, 2; 97, 2; 158, 6 umfasst; minder wichtig sind 48, 6; 60, 3; 102, 3; 133, 8; 153, 2; 154, 7; 161, 1; 174, 3. anderseits ist die zahl der abweichungen zu grofs, als dass man G direct auf N oder N auf G zurückführen dürfte, und es sind nicht etwa nur solche fälle, in denen der drucker von N oder der von G der vorlage gegenüber selbständige änderungen vorgenommen haben könnten: wir finden vielmehr, dass bald N bald G mit den übrigen drucken zusammengeht, dass also bald N bald G an einer gemeinsamen vorlage geändert haben muss. nennen wir diese vorläufig Y, so ergibt sich zunächst folgender stammbaum:



Anderseits wird nun die zusammengehörigkeit der beiden drucke B und O, die durch die namensform *Seufrid* angedeutet ist, durch die ganze anzahl von stellen bestätigt, an denen sie gegen die drucke der *Seyfrid*gruppe übereinstimmen; zu den eben aufgeführten sei noch 85, 1 gefügt. dass die zahl nicht gröfser ist, erklärt sich ganz gut dadurch, dass wir es mit späten drucken zu tun haben, dass also B und O wol nicht direct auf einen gemeinsamen alten vordruck X zurückgehn, dass wir vielmehr zwischenstufen werden ansetzen dürfen, die stark differenzierend gewürkt haben. dass aber ein solches X existiert hat, dass nicht etwa O auf B zurückgeführt werden kann, wird durch die auch von Golther bemerkte übereinstimmung vieler stellen von O und die nichtübereinstimmung derselben stellen in B mit den übrigen drucken bewiesen. eine jener zwischenstufen zwischen X und B haben wir vermutlich in V vor uns; zu einem schlagenden beweise reicht freilich die überlieferung nicht aus, aber die hochalemannische lautgebung im allgemeinen und die kleine übereinstimmung 54, 2 gerade mit B, daneben 89, 5 weist doch wol auf den zusammenhang hin. — schon Golther hat s. xiv darauf aufmerksam gemacht, dass die titelbezeichnung von O: '*Hürnen Sewfried Gesangsweiß*' mit dem titelwortlaut des sonst nicht bekannten druckes S übereinstimmt und dass wir daher

wol in S die quelle von O erblicken dürfen. so treffen wir hier also vorläufig den stammbaum :



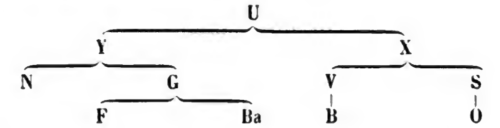
Die existenz von X aber ist, wie schon erwähnt, durch das auftauchen der Berliner fragmente aus dem hypothetischen ins reale erhoben. freilich sind es nur 6½ strophe. hier seien zunächst die abweichungen der in betracht kommenden verse : 7, 5—13, 8 von Golthers text ganz genau verzeichnet : auch hinsichtlich der orthographie und interpunction : 7, 5 (,) 6 *mann* (;) 7 (,) 8 *in* IV, 1 *Hye bedeckt Sewfrid g* [rest des wortes zerstört; vgl. das facsimile o. s. 72] *bawmen* 2 [*ein* zerstört] *vnd* vor *will* fehlt *alle* 8, 1 *Da* (,) 2 *Dracken* (,) 3 *Lintwürm Kröten Atter* (.) 4 *ſeinen* 5 (,) 6 *bergen* *eim* (,) 7 *bawmen* (,) 8 *Riſß* *überal.* 9, 1 (,) *würme* 2 *keiner* (,) 3 *blyben* (,) 4 (.) 5 *Do* *hyn züm* (,) 6 *feür* (.) 7 (,) 8 *würm* V, 1 *Hye nimpt Sewfrid* *bey* 2 *würm verbreñen* 10, 1 *würm* (,) 2 *bächlin thet her* (;) 3 *Sewfrid* (,) 4 *drein* (;) 5 *erkalte* (,) 6 *Da* *hürnein* (;) 7 *dem ſelben* 8 *Schmiert leibe ſein.* VI, 1 *Hye* *ſchmiert* *Sewfrid würd* *hürnen* 2 *zwiſch* [rest zerstört] *ſchulteren nit* 11, 1 (,) 2 (.) 4 *ſeinen todte* (,) 5 *in* 6 (;) 7 *Künig* *hoff* 8 *Vnd mañheyt* 12, 2 *Künig ſein Tochter* (,) 3 *Künig* 4 *züm weibe* (;) 5 (.) 6 (,) (,) 7 *theyle* (,) 13, 1 *Nnn möcht* (,) 3 *reiche* 4 *Keyſer* (;) 5 *Sewfrid* 6 *einer ſteynen* (,) 7 (,).

Leider bieten weder die sprachformen noch die typen besonders viel charakteristisches; bei den letzteren fällt zunächst eine entschiedene ähnlichkeit mit den typen ins auge, die Kunigunde Hergotin zu Nürnberg in den dreifsiger jahren verwante, und man könnte versucht sein, danach das bruchstück für einen rest des verlorenen druckes Nh zu halten, wenn sich nicht bei allen angestellten vergleichen die kegelbreite als abweichend erwiesen hätte. der lautstand scheint mir am ehesten nach Strafsburg zu führen, und so kämen etwa die dort in den dreifsiger jahren thätigen drucker wie WKöphl, WRihel, BBeck, JFrölich, SBund, JCamerlander in betracht. Camerlanders typen sind, so-

weit ich sehe, ganz abweichend; drucke der andern offizinen stehen mir gegenwärtig nicht zur verfügung, und so muss ich es einem kundigeren überlassen, vielleicht an der hand der oben s. 72 gebotenen typenprobe den drucker zu ermitteln. ein terminus post quem non, nämlich das jahr 1534, wird für diesen druck wahrscheinlich durch JAberlins 'Kurtzer begriff vnd innhalt der gantzen Bibel' (vgl. Zs. 15, 325; Golther s. IX) gesetzt, der in dem genannten jahr allerlei '*vnnütze langwirige vnd hailloße lieder vnd maiſtergeſang*' verdammt und öffentlich verboten haben möchte : neben dem Berner, Ecken ausfahrt und herzog Ernst erscheint da auch '*der hürne Sewfrid*' : mit dem *ew*, nicht mit dem *ey*.

Zwei der für die gruppenbildung NG—BO entscheidenden puncte enthalten diese verse : den namen des helden und das verbum *zünden* 9, 7, das in NG steht, während BO *ſtoſſen* bietet. X hat *Sewfried* und *ſtoſſen*, stellt sich also durchaus zu BO : von der gesuchten grundlage dieser beiden drucke ist demnach in X ein rest gefunden. X stimmt ferner IV d zu der isolierten la. von B, 10, 2 zu der von O und stellt auch damit den gegensatz zu der gruppe NG dar.

Anderseits aber stellt sich X auch mehrere male den abweichenden laa. von B oder O gegenüber zu dem wortlaut von NFBa = NG = Y oder zu N (10, 5), das in diesem falle Y repräsentiert, in andern fällen geht es mit NFBa = Y oder einem gliede seiner descendenz und B oder O gegen O oder B zusammen (zb. 8, 6 NOX *bergen*). es steht also offenbar auch Y sehr nahe : nicht so, dass es aus ihm herzuleiten wäre, sondern so, dass es mit ihm auf eine gemeinsame quelle U zurückgeht. es ergibt sich also der folgende stammbaum :



Nun besinnen wir uns aber wider : schon der name *Ruperan* — *Kuperan* zeigt uns, dass die sache so einfach nicht liegen kann. Ba wird durch die form *Ruperan* auf die seite von O, also zu X gewiesen; B hat nur einmal *Ruperan*, sonst *Kuperan*, gehört also mindestens auch zu N und F, das heifst zu Y.

Zunächst also Ba. die sonstigen übereinstimmungen von Ba und O gegenüber einer einheitlichkeit in der lesart der andern drucke sind sehr unbedeutend : 15, 3 *dem* statt *den* (übrigens nur scheinbare gleichheit), 104, 5 *Er* statt *Es* — also buchstabenvertauschungen, die gewiss selbständig vorgenommen werden konnten; 46, 6 *heißt* statt *hieſs* — eine ähnlich zu erklärende tempusänderung; 62, 6 fortlassung eines *vil* : — lässige behandlung der verstärkenden partikel (so setzt Ba zb. ganz selbständig *gar* für *vil* : 107, 4; O lässt 85, 6 allein *vil* fort); somit bleibt nur 29, 8, wo Ba und O übereinstimmend *auß* statt *von* (*deym munde*) haben, — doch wohl auch eine naheliegende änderung, auf die zwei setzer unabhängig von einander kommen können; in der überschrift von bild IV lesen beide *Wie* statt *Hie*, aber bei Ba ist das nur einmalige rückkehr zu dem *Wie*, das beim bilde I alle drucke haben, während das *Wie* in O überall steht, — offenbar eine änderung, die durch den fortfall der illustrationen bedingt wurde : genau so verfuhr der drucker von H, der ganz gewis ohne zusammenhang mit O arbeitete. so werden wir also eine besondere beziehung zwischen O und Ba leugnen dürfen. ebenso werden auch die stellen, an denen sich O zu Ba und F den andern drucken gegenüber stellt, nicht weiter auffallen; sie sind so zu erklären, dass in FBa die la. von G sich erhalten hat und dass O und G zusammen die la. von U darstellen, während N und B abweichen, verderbtes zu bessern suchen, unter umständen auch einmal zufällig auf eine naheliegende gleiche änderung verfallen. oder umgekehrt. solcher art sind die fälle 28, 7; 58, 4; 84, 7; in gewissem sinne XIX e; 136, 8; 152, 6; 162, 1 (*Da* widerholung des *Da* 161, 8); 166, 8; 168, 4; 171, 7. an den letzten fünf stellen handelt es sich nur um gleichheit von F und B : Ba ist hier nicht erhalten; aber auch vorher stimmen ein paar male nur F und O zusammen : XI d; 68, 4; 135, 1, und hier repräsentiert F den vordruck G, während Ba abweicht. die wichtige stelle 68, 4 wird im 3 abschnitt noch genauer erläutert werden.

Dagegen finden wir zwischen B und Ba eine anzahl von übereinstimmungen, die sich schwerlich als zufällig, unabhängig entstandene werden deuten lassen. beide schieben in VI c das wort *allein* ein, ersetzen 39, 7 *beyſt* durch *weich*, fügen 43, 5 hinter *nie* das wort *kein* hinzu und ersetzen 139, 8 *Des* durch *Darzů*; auf

die weitern übereinstimmungen ıvd; 14, 1; 18, 6; 41, 3; 89, 5 leg ich weniger wert. offenbar hat Ba aufser G auch B neben sich gehabt und dessen laa. hie und da berücksichtigt; so entnahm es ihm auch 59, 2 die namensform *Ruperan* und behielt sie dann bei, während B selbst später zu *Kuperan* übergeht.

Wie aber kommt nun umgekehrt B zu seinem spätern *Kuperan*: zur verbesserung des fehlers *R* in *K* im gegensatz zu seiner vorlage in der gruppe X? ligt der fall vielleicht ähnlich wie bei Ba, dergestalt also, dass B aufser seiner vorlage V auch einen druck der gruppe Y benutzt hätte? in diesem fall müste sich auch sonst eine reihe auffallender übereinstimmungen zwischen B und einem der beiden drucke aus der Y-gruppe (N und G) gegenüber einheitlichen laa. in O und in dem andern abkömmling von Y finden. diese reihe lässt sich nun tatsächlich nachweisen, und sie ist sogar besonders grofs. während die übereinstimmung zwischen B und N sich auf wenige nicht sehr belangreiche stellen erstreckt (28, 7; 58, 4; 84, 7 usw., vgl. o. s. 81), ist sie zwischen B und FBa sehr stark und bezieht sich auf wichtige puncte: 8, 6 (wo wir durch X sogar einen besondern beweis dafür haben, dass sich in G einerseits, in B anderseits nicht etwa die urlesart erhalten hat); 40, 6; 41, 2; 47, 8; 48, 6; 70, 8; 71, 2; 83, 2; 85, 5; 92, 4; 99, 3; 110, 7; 112, 5; 114, 2; minder wichtig 17, 5; 34, 4; 48, 3; 53, 1; 83, 3; 110, 4; 140, 2; auffallend weiter 153,6; 157,4; 167,8; 178,5. in den letzten vier fällen stimmt B nur zu F, weil der text von Ba hier verloren ist. dagegen gibt es auch aus dem ersten teil des gedichts mehrere stellen, in denen B nur mit F übereinstimmt: 12, 3; 48, 8; 69, 2; 112, 7; wenigstens an einigen dieser stellen, zb. an der ersten, repräsentiert F bestimmt nicht die la. von G, und so wird man sagen dürfen: B hat 1561 aufser seiner vorlage V auch noch den zeitlich naheliegenden druck F von 1556 benutzt, der offenbar in grofser auflage gedruckt und viel verbreitet wurde (vgl. aufser Golthers hinweis p. xı auf Kelchner und Wülcker auch Pallmann, SFeyerabend s. 139).

Mit dieser erklärung wären, wie mir scheint, alle scheinbaren widersprüche beseitigt. es bleibt die einzige frage: welche ausgabe hat Hans Sachs für seine tragödie benutzt? das problem, ob der dichter etwa auch, abgesehen vom Rosengarten, neben

dem gedruckten Siegfriedslied das darin verarbeitete lied von Siegfrieds drachenkampf gekannt und verwendet habe, scheint mir durch Drescher in negativem sinn erledigt zu sein. einen augenblick sieht es freilich so aus, als ob es — trotz Golthers widerspruch s. xxiv — ein besonderes lied von Siegfried gegeben habe, das seine schicksale von der geburt bis zum tode behandelt hätte und in dem man dann auch die alleinige quelle von Hans Sachsens ebenso umfassender tragödie erkennen würde. Cyriacus Spangenberg nämlich liefert an der schon genannten stelle des Adelsspiegels nicht nur, wie Golther s. viii angibt, eine kurze inhaltsangabe des ganzen liedes, sondern schiebt zwischen die geschichte von Siegfrieds hochzeit und von Siegfrieds tod gerade wie Hans Sachs noch die behandlung seines kampfes mit Dietrich von Bern ein; man möchte zunächst um so mehr annehmen, dass Spangenberg sich an ein besonderes lied von Siegfrieds leben und tod gehalten habe, als er in einer mitgeteilten probe eine ganze zeile in wesentlicher abweichung von allen bekannten drucken darbietet. bei näherer betrachtung aber der andern abschnitte, die Spangenberg der deutschen heldensage widmet, zeigt sich, dass er auch sonst excerpte aus verschiedenen gedichten zusammensetzt und dass er seine texte überhaupt — von gesichtspuncten aus, deren allgemeine erörterung nicht hierher gehört — stark redigiert : so hat er hier die erwähnte zeile verändert, um sie reimen zu lassen. offenbar hat er, gerade wie Hans Sachs und unabhängig von ihm, Rosengarten und Siegfriedslied als quellen verwertet, letzteres in dem druck Ba, der gerade wie der betr. band des Adelsspiegels 1594 erschien (*Seyfrid, Grimmhildt, Ruperan*).

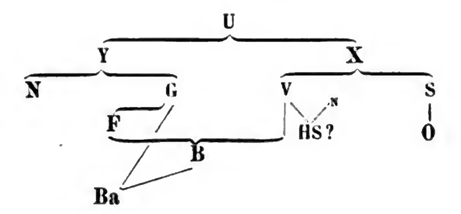
Von hier aus also kommen wir der frage, welche ausgabe Hans Sachs benutzt habe, nicht bei. Golther führt s. xxiv eine stelle aus der tragödie (570) an, die sichtlich zu der la. von N (85, 1 ff) stimme, kann sich aber anderseits nicht entschliefsen, N für die quelle zu erklären, weil Hans Sachsens held nicht, wie in N *Seyfrid*, sondern *Sewfrid* heifst. Drescher (Studien zu Hans Sachs i s. 7 f) sucht diese schwierigkeit durch den hinweis zu heben, dass die form mit *eu* in den drucken des liedes erst nach der abfassung des dramas erscheine, dass sie sich aber ohne zusammenhang mit dem liede als volkstümlich schon viel früher belegen lasse. der nachweis aber, dass es einen druck

6*

des liedes mit der form *Seufrid* spätestens aus dem jahre 1534 gibt, nämlich X, wirft uns in das alte dilemma zurück.

Tatsächlich lässt sich nicht nur jene eine stelle (*deyn wunden*), sondern eine ganze anzahl von stellen anführen, an denen Hans Sachs am nächsten zu N sich fügt. er hat neben dem schmied einen knecht, den er vor seiner ersten rede (v. 131) *ſchmidknecht* nennt : N führt 4, 8 diese bezeichnung in offenbar selbständiger la. ein. v. 541 '*Dw junger helt*' hat nur in N (68, 4) eine analoge anrede, ebenfalls eine la., die der drucker von N frei erfunden hat. v. 1045 wird als Siegfrids lieblingsplatz *ain prunen kald* bezeichnet; dieses *kalt* hat 177, 6 nur N, während FOB *baldt* lesen. nach v. 586 kann das in der scenischen bemerkung erwähnte schwert wenigstens nur auf die gruppe Y gehen (vgl. 87, 3f); ebenso steht es mit dem *ſterben* v. 654 (vgl. 103, 8). dass Sachs vor v. 513 *mit ſeiner ſtehelen ſtangen* schreibt und damit (vgl. 62, 3) gegen alle drucke zu einer sonderla. von FBa stimmt, will nicht viel besagen, da es bei Hans Sachs eine analogiebildung nach dem unmittelbar vorhergehnden *ſeiner ſtreitaxt* sein wird. dagegen weist eben der name *Sewfrid* doch auf einen druck der andern gruppe, und wenigstens eine stelle lässt sich anführen, an der HSachs von N deutlich abweicht und mit dem drucke B übereinstimmt : v. 666 heifst es bei ihm : *Vnd zerfall dich in dawſent ſtůeck*; N hat gemeinsam mit FBaO in dem entsprechenden verse (114, 7) : *Er ſprang zů hundert tůcken,* während B ganz allein *Er fiel* bietet; ferner heifst das ganze drama wie BFBa '*Der hůrnen S.*', während N gar keinen titel hat und die andern drucke der gruppe X den artikel fortlassen. da HSachs B aus chronologischen gründen nicht gekannt haben kann, werden wir annehmen dürfen, dass ihm die vorlage von B : V in die hände gekommen und ihn zur abfassung der tragödie angeregt hat, dass er aber dann doch den alten Nürnberger druck hervorsuchte und ebenfalls neben sich aufs pult legte. ganz ausgeschlossen wär es aber auch nicht, dass uns ein besonderer Seufriddruck (HS?) verloren wäre, der ein conglomerat von N und V dargestellt und HSachsens einheitliche quelle gebildet hätte.

Fassen wir nun die gesamtergebnisse dieser textkritischen betrachtung zu einem stammbaum zusammen, so ergibt sich das folgende bild:



3. Das ergebnis.

Nunmehr vergleichen wir die resultate der bilderkritischen und die der textkritischen untersuchung miteinander, um festzustellen, ob es in der hauptsache die gleichen sind, und um dann etwa den einen stammbaum aus dem andern zu ergänzen oder zu berichtigen. von einem urdruck sind hier wie dort zwei drucke abhängig; den hypothetischen druck Y der textkritischen betrachtung werden wir nun mit dem Bh der bilderkritischen identificieren dürfen. die letztere ergab für Bh als entstehungszeit 1530/31, die erstere für X als terminus post quem non 1534; U wird also wol in den zwanziger jahren gedruckt sein.

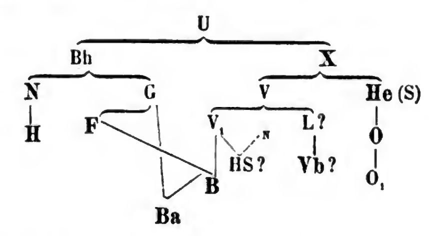
Bh liefert hier wie dort das material für zwei tochterdrucke: N und G. von G stammt F ab, und wenn die bilderbetrachtung auch Ba zu einem gliede der familie Bh in beziehung setzte, so dürfen wir von der textkritik her jetzt als dieses glied G bezeichnen.

Von X stammen hier wie dort V und O ab; He ist textlich nicht überliefert, wird aber nach den illustrationen hier einzusetzen sein und sich nun wol um so mehr mit dem nur bibliographisch bekannten S (Strafsburg 1580) identificieren lassen, als wir auch X nach Strafsburg verlegen wollten und als die form *Sewfrid* des überlieferten titels diesen druck jedesfalls zur gruppe X weist. in He dürfen wir also nun wol die quelle von O vermuten.

Auf V geht in beiden stammbäumen nicht nur B zurück, in beiden untersuchungen ergab sich vielmehr auch, dass die oder eine von Hans Sachs benutzte ausgabe mit der quelle von B identisch ist oder von ihr abhängt; die bilderkritische betrachtung aber nötigt uns, zwischen V und B noch einen druck V_1 einzuschieben.

So reinlich geschieden, wie es bis hierher aussieht, sind beide gruppen nun aber keineswegs. für Ba zunächst ergab die bilderbetrachtung zusammenhang nicht nur mit einem gliede von Bh, sondern auch mit B; die textuntersuchung bestätigt es, dass der Basler drucker Schröter zwei drucke : G und B herangezogen hat. ebenso aber hat offenbar, obwol das nur auf textkritischem wege sich ergibt, der drucker von B zwei drucke : V_1 und F sich zu nutze gemacht.

Fassen wir nun alles zusammen und ordnen auch die noch nicht behandelten drucke ein : H zu N; O_1 zu O; L dem wortlaut des titels nach zu B oder, wenn Golther es mit recht als quelle des volksbuchs aus dem 18 jh. (Vb) ansieht, wol zu V, V_1 oder HS. dann ergibt sich:



Sehen wir von den jüngsten drucken : Ba, O, O_1, L, ferner von H und eventuell von HS? ab, so ergibt sich auch eine scharfe landschaftliche scheidung : Bh stellt eine durchaus mitteldeutsche, X eine durchaus südwestdeutsche gruppe dar.

Es bleibt endlich die letzte frage übrig : wie lassen sich diese ergebnisse textkritisch verwerten oder, praktisch gesprochen, zu einer revision der Goltherschen ausgabe benutzen? diese revision vollständig zu liefern, ist hier nicht der platz, aber wenigstens einige allgemeine hinweise nebst einigen beispielen mögen sich noch anschliefsen.

Mit vollem recht hat Golther hervorgehoben, dass die aufgabe des herausgebers nur die sein könne : unter zugrundelegung des geeignetsten druckes einer reconstruction des urdruckes zuzustreben. nur entspricht seine praxis nicht recht dieser theorie, oder er scheint die gewis nicht haltbare vorstellung zu haben, dass dieser älteste druck eine gewisse sprachliche und metrische

reinheit besessen habe. alle drucke stimmen zb. 95, 6 in dem worte *zur* übereín; trotzdem setzt Golther der metrischen richtigkeit wegen *zů der* in den text. noch weniger aber scheint es mir anzugehn, eine solche scheinbare herstellung der urlesart auf den isolierten und sprachlich-metrisch einwandfreien wortlaut eines einzelnen druckes zu begründen, wie es Golther zb. 15, 6; 15, 7; 36, 7; 109, 6; 139, 5; 143, 8; 153, 7 tut (vgl. die theoretische rechtfertigung s. xvi). nur ein einziger druck ist, wie sich zeigen wird, tatsächlich dafür geeignet; im übrigen handelt es sich um mehr oder weniger späte conjecturen von N oder F oder B oder Ba gegenüber der schon in U verderbten überlieferung, die ja zufällig einmal das richtige treffen mögen, die aber irgend einen urkundlichen wert nicht besitzen. hat doch Golther selbst s. xi zb. die in Ba hervortretende leidenschaft für das glätten sehr richtig charakterisiert.

Alle herstellung des wortlauts von U muss so ausfallen, dass die entstehung jeder la. in den einzelnen drucken mit hülfe des oben ermittelten stammbaums sich erklären lässt. übereinstimmung von Bh und X ergibt den wortlaut von U; solche übereinstimmung ligt vor nicht nur, wenn die beiden vertreter von Bh : N und G (= FBa) den gleichen text bieten wie die beiden vertreter von X : B und O, sondern, wie zunächst theoretisch allgemein gesagt werden muss, wenn je ein glied der beiden gruppen diese gleichheit aufweist. von der übereinstimmung NO gilt das ohne frage gewöhnlich; auch Golther hat das s. xvi betont, praktisch aber nicht immer durchgeführt (vgl. zb. 41, 2; 61, 7; 71, 2; 83, 2; 83, 3; 111, 6). ebenso steht es mit GO, das auch, wenn Ba sich nach B richtet, durch FO ersetzt sein kann. so ist es zb. 68, 4, wo in U vermutlich stand : *Vnd thet Seyfriden* und sodann ein unverständliches reimwort auf *-an* folgte : die gleiche la. stand in X, in Bh, in G. O behält sie bei oder ändert höchstens das reimwort; ebenso F, das dafür *ſagen* einführt. N und B bemühen sich, etwas ganz neues zu geben und kommen unabhängig von einander auf das mehr als naheliegende *ſprach*, das ja vor fast allen directen reden steht; B behält wenigstens das alte mittelwort *Süfriden* bei. Ba schliefst sich dann frei an B an. — dagegen ist die combination FBaB = GB für den wortlaut von U kaum irgendwie beweisend, zumal wenn NO einig sind: B hat, wie sich herausgestellt hat, F benutzt, und so wird die

gleichheit FBaB oft nur, gerade so wie FBa, die la. von G darstellen. NB wird auf U schliefsen lassen, wenn nicht nur O, sondern auch FBa = G oder wenigstens F abweicht, auf das B ja sonst zurückgehn kann. hiermit ist auch schon gesagt, dass, während wir aus den übereinstimmungen NGO, NBO, GBO meist auf das vorhandensein der betr. la. in U schliefsen dürfen, die gruppierung NGB nicht mit sicherheit das gleiche ermöglicht, sondern ebensogut auch nur die la. von Bh darstellt. daraus ergibt sich, dass O der einzige druck ist, der unter umständen gegen die übereinstimmung aller andern drucke die la. von U bewahrt hat.

In vielen fällen aber handelt es sich nicht um eine der bisher genannten combinationen, sondern um die gruppierung OB—NFBa oder die damit identische OBBa—NF (Ba hat in diesem falle nicht G, sondern B benutzt). dann kommen wir (zb. 15, 8; 19, 1; 33, 7; 54, 5; 60, 5; 85, 1 ff; 97, 2; 108, 3 uö.) nur bis zur gegeneinanderstellung der laa. von Bh und X; welche von beiden ursprünglich ist, wird dann textkritischen erwägungen allgemeiner art überlassen bleiben müssen, und die entscheidung wird oft non liquet sein. leider gehört dazu auch die frage, ob wir im titel des liedes die namensform *Seyfrid* oder *Seufrid* anzuwenden haben. die heranziehung andrer denkmäler spricht wol für *Seyfrid,* aber ebenso gut könnte der drucker von U grade die im 16 jh. populäre form *Seufrid* verwendet haben, und erst Bh braucht wider zu *Seyfrid* zurückgekehrt zu sein.

In bezug auf die möglichkeit, die schrift- und lautformen von U aus den übereinstimmungen und abweichungen der überlieferten texte herzustellen, ist gewis eine noch gröfsere vorsicht geboten, und zb. die sonst so bedeutsame gleichheit in N und O wird da nichts beweisen. aber wenn alle drucke einig sind wie zb. 77, 4, ist doch wol die schreibung *gewinnen* statt *gwinnen* trotz ihrer metrischen fehlerhaftigkeit für U in anspruch zu nehmen, und auch wo NGO, NBO und GBO übereinstimmen, dürfen wir wol an die rettung der alten formen glauben. zb. wird 20, 7 in U ganz gewis *waynete tåglichen* gestanden haben. immerhin wird eine gewisse skepsis in solchen fällen wenigstens da am platze sein, wo es sich um einzelne worte handelt.

Eine möglichkeit, für die richtigkeit dieser theoretischen erwägungen eine art praktischer stichprobe anzustellen, ist in den

versen 7, 5—13, 8 gegeben. denn hier besitzen wir X, das wir sonst nur erschliefsen. tatsächlich liefert, wie 9, 7 zeigt, die übereinstimmung von B und O die la. von X; ebenso ergibt die gleichheit von N und O, aus der wir U erschliefsen wollen, den wortlaut von X : das beweist 8, 6. die la. von GB durfte also nicht in den text gesetzt werden. anderseits stimmt X auch einmal : 7, 8 mit GB überein, das somit U repräsentiert, während N und O abweichen, allerdings auch untereinander; immerhin zeigt es sich, dass die verbindung FBaB nicht immer nur G darstellt, sondern dass auch dann in B gelegentlich X erhalten sein kann. noch deutlicher wird das ɪvd, wo B sogar gegen eine einigkeit von NFO sich als vertreter von X erweist, und wo also die oben gegebene hauptregel, in NFO stets U = BhX zu sehen, sich als nicht anwendbar herausstellt; immerhin werden wir hier in der la. von X = B nur eine auffallende abweichung gegenüber U erkennen, die O leicht aus eigenen mitteln wider gut machen konnte. anderseits bestätigt sich die oben aufgestellte behauptung, dass O unter umständen die la. von X und somit vielleicht die von U bewahre, an zwei stellen : 10, 2 und 12, 3; an beiden stimmt tatsächlich nur O mit X überein. die regel, dass in mehr orthographisch-lautlicher hinsicht bei einem zusammengehn aller drucke gegen einen wol die la. der überzahl für U in anspruch genommen werden kann, findet 13, 1 insofern einen rückhalt, als hier nun auch X mit FBaBO *möcht* gegen das *mu͛gt* von N bietet; die skepsis gegenüber der hoffnung, auf solche art stets das richtige zu treffen, kann sich auf 10, 5 berufen, wo auch Golthers ausgabe mit FBaBO das participium *erkaltet* als das ursprüngliche in den text setzt gegenüber dem präteritum *erkalte* in N : durch X wird jetzt *erkalte* als die echte la. erwiesen; G und O haben von einander unabhängig die einfache glättung *erkaltet* vorgenommen.

Als gesamtergebnis haben wir somit festzustellen, dass zwar nach wie vor die herstellung des ursprünglichen textes mit erheblichen schwierigkeiten verbunden ist, dass wir aber in bezug auf die möglichkeit, die einzelnen teile unseres materials zu bewerten, doch wol ein stück vorwärts gekommen sind.

SAnton am Arlberg, 3 sept. 1901. MAX HERRMANN.

WALTHER 76, 18.

jâ sæhe ich gerner veltgebû,
ê daz ich lange in selher drû
beklemmet wære als ich bin nû,
ich wurde ê münch ze Toberlû.

'*veltgebû* gesellt sich als drittes zu *anger* und *lô* v. 11; vgl. 64, 13 f' schreibt Wilmanns: er scheint danach sowenig als einer unserer lexikographen über die bedeutung des wortes in zweifel gewesen zu sein, das beispielsweise vom Mhd. wb. I 289[b] als 'bestelltes feld' erläutert wird und ähnlich, soviel ich sehe, allerwärts aufgefasst scheint. dass es so heifsen kann, ist sicher — aber passt das auch in den zusammenhang? der dichter hat seinem ärger auf den hartnäckigen winter schon in recht derben worten luft gemacht: *Ê daz ich lange lebt alsô, den krebz wolt ich ê ezzen rô* leitete er die vorausgehnde strophe ein, mit dem wunsche: 'lieber möcht ich mich als mönch nach Dobrilugk zurückziehen' schliefst er gleich darauf würkungsvoll das durchweg auf drastischen ausdruck und drastische würkung angelegte gedicht. und mittendrin soll der matte seufzer stehn: 'da säh ich doch wahrlich lieber [so *gerner* A, C hat *gerne*] bestelltes feld!'? nein, *veltgebû* bedeutet hier etwas ganz anderes: 'bergwerk', 'grubenbau', und Walther will also sagen: 'eh ich noch länger in den fesseln eines solchen winters liege, da möcht ich mir lieber die innenansicht eines bergwerks wünschen — oder in einem weltabgeschiedenen cistercienserkloster hausen'. (man sieht, ich nehme v. 19. 20 als *ἀπὸ κοινοῦ* zwischen 18 und 21.)

veltgebû ist ein *ἅπαξ εἰρημένον*, und auch Walther würde sich seiner ohne den reimzwang dieses vocalspieles kaum je bedient haben. darum braucht es noch nicht von ihm neu gebildet zu sein, aber wir dürfen uns immerhin trösten, wenn wir auch aufserhalb der mhd. wörterbücher keinen zweiten beleg auftreiben, der auf den buchstaben stimmt. ich habe die beiden ergiebigsten quellen für den wortschatz der alten bergmannsprache, Matthesius 'Sarepta' (ausg. von 1571) und die umfassende sammlung der alten bergrechte in ThWagners Corpus juris metallici (Leipzig 1791) sowie eine reihe neuerer einzelpublicationen durchblättert, gesteh aber, dass ich damit nicht hinausgekommen bin über die nachweise in HVeiths ungemein reichhaltigem Deutschen berg-

wörterbuch mit belegen (Breslau 1871), das ich bei dieser gelegenheit trotz manchen schiefen etymologien und auch bedeutungsansetzungen aufrichtig schätzen gelernt habe. es ist kaum nötig, daneben auf die älteren bergwörterbücher zurückzugreifen, die bei vBahder Die deutsche philologie im grundriss nrr 1567—1576 verzeichnet stehn, höchstens etwa auf CvScheuchenstuel Idioticon der österreichischen berg- und hüttensprache (Wien 1856).

Über die bedeutung von *feld* im bergmannsdeutsch handelt der sehr ausführliche artikel von Veith s. 177—183 : V. unterscheidet die weitere bedeutung 'ein gröfserer oder kleinerer teil der festen masse des erdkörpers . . ., welcher gegenstand bergmännischer untersuchung ist oder sein kann' und die engere 'grubenfeld, verliehenes feld', das auf der erdoberfläche abgegrenzt ist. so heifst denn der bergmann im mhd. märe vom Feldbauer (Germ. 1, 346—356) geradezu *veltbûwère*, und der ausdruck *veltbû* war der ältern sprache wahrscheinlich in der allgemeinern bedeutung 'bergbau' und in der speciellern 'grubenbau, grubenanlage' geläufig. nur die letztere ist bezeugt durch die beiden folgenden belege : *Es hat auch ein veldpau, da joch und stempfl*[1] *inn ist, vierzehen tag recht, und ein offen schurff hat nit lenger recht, wenn an den dritten tag*, bergbrief des Leonhard Egkelzhaim, bergrichters zu Schladming v. j. 1308 (bei JGLori Sammlung des baier. bergrechts, München 1764, s. 5ª) und *Ain veldpaw, da joch und stempl inne ist, hat an den hohen pirgen recht dreyviertzehen tag, und an den nidern, dartzw man altag gen mag, viertzehen tag*, bergordnung k. Maximilians f. Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain v. j. 1517 (ThWagner Corp. jur. met. sp. 40 § 49). an beiden stellen handelt es sich um ausgesteifte grubenanlagen, namentlich stollen, und zwar ist die rede von der 'fristung' oder 'freiung', dh. von der zeitweisen enthebung eines bergbautreibenden von der ihm gesetzlich obliegenden pflicht zum beginn oder zur fortführung von arbeiten nach eingelegter mutung (Veith s. 202). diese bestimmungen werden zb. im ungarischen bergrecht von 1575 unter art. x '*Von fristung der gebäue*' abgehandelt (Wagner sp. 188ff, vgl. § 1 *gebäue oder schächte*) : so kämen wir von *veldpaw* und *gebäu* für den gleichen begriff auch geradezu auf das waltherische *veltgebû* 'grubenbau', in erster linie 'stollenanlage'.

[1] senkrechte und wagerechte resp. schräg gestellte balken.

Walthers vocalspiel ist, wie die hineinziehung von Dobrilugk beweist, am meifsnischen hofe gedichtet. die zuhörer werden also, wenn sich der sänger in ein bergwerk wünschte, zunächst an das Erzgebirge gedacht haben: die reichen silberschätze von Freiberg waren in den 60er und 70er jahren des abgelaufenen jahrhunderts erschlossen worden, und schwerlich wird man Ermisch beim worte zu nehmen brauchen, der in seiner schönen einleitung zum urkundenbuch des Freiberger bergbaus (Cod. dipl. Sax. reg. II 13, s. XIf) den ältesten gewinn des edelmetalls ziemlich mühelos schildert: man fand die silbererze 'am tage oder dicht unter tage', tiefere grubenbauten waren kaum erforderlich. Walther dachte jedesfalls an solche grubenbauten, und vielleicht war ihm auch der ausdruck dafür aus seiner österreichischen heimat geläufig: es mag immerhin erwähnt werden, dass jenen belegen für *veldpau* aus bajuvarischem gebiete kein ähnlicher aus Freiberg[1] oder Goslar[2] zur seite tritt. die heimat des märes vom Feldbauer muss wol in Böhmen gesucht werden: es fehlen die reime *-e:-en* inf., die man bei einem Meifsner erwarten sollte, und auch die verse 60f *daz man beginnet dâ von sagen zu Vrîberc unt zu Ungern* sprechen nicht für die unmittelbare nähe der obersächsischen bergstadt.

Setzt man das gedicht bald nach dem zeitpunct (1210) an, wo Dobrilugk mit der Ostmark an Meifsen gefallen und somit in den gesichtskreis der meifsnischen hofgesellschaft gerückt war, so darf ich wol daran erinnern, dass zum j. 1211 (s. Schultz Höf. leben I² 134) di. nach dem urteil prof. Holder-Eggers am wahrscheinlichsten für den winter 1210/11 deutsche (Ann. Mellic. MG. SS. IX 506, 47ff *Maxima nix, qualem se nemo in partibus nostris vidisse testabatur, effusa est*) wie italienische annalen (Ann. Ceccan. ebda XIX 300, 19f *Hoc anno nix descendit ad terras, quod omnis homo vivens dicebat nunquam tantam vidisse*) einen ungewöhnlich reichen schneefall melden. der gleichfalls heftige winter 1209/10, auf den Holder-Egger die nachrichten der chronik von Reinhardsbrunn (SS. XXX 577), einer fortsetzung der Chron. reg. Col. (p. 230 ed. Waitz) und des Reiner von SJacob (SS. XVI 663) beziehen möchte, kommt daneben nicht in betracht. E. SCH.

[1] Freiberger stadtrecht von ca. 1300 (ed. Ermisch 1889) und Cod. dipl. Sax. reg. II 13. [2] Goslarer bergrecht von ca. 1359 (ed. Schaumann im Vaterländ. arch. f. Niedersachsen jahrg. 1841; datierung nach Neuburg Goslarer bergbau bis 1552 s. 86ff).

ZUR GESCHICHTE DER MHD. LYRIK.

Zs. 34, 213*ff hab ich aus der hs.* 730 *der Grazer universitätsbibliothek (die dann in meiner abhandlung : Über eine Grazer hs. lateinisch-deutscher predigten,* 1890, *ausführlich besprochen wurde) eine predigt abgedruckt, die, für das fest der unschuldigen kinder bestimmt, an den textspruch psalm* 97, 1 : cantate Domino canticum novum *eine disposition knüpfte, welche durch sechs namen von gattungen deutscher lieder bestimmt wurde. zu dem zeugnis dieses stückes haben sich nun noch zwei andre fassungen gefunden, die beide aus dem Graecensis nr* 176 *stammen. das ist eine hs. lateinischer predigten, pergament, ungefähr aus dem ende des* 13 *oder anfang des* 14 *jhs., wahrscheinlich von den Minoriten zu Pettau hergestellt, die viel Bertholdsches gut enthält. da ich über sie noch anderwärts eingehend handeln will, spar ich hier eine weitläufige beschreibung.*

Dort findet sich nun zunächst eine predigt, die nahezu identisch ist mit der früher von mir veröffentlichten, aber doch in der anordnung nicht unwesentliche unterschiede aufweist, sodass ich hier wenigstens den anfang abdrucke.

(86[b]) De nativitate Domini (rot).

Nota quinque canciones, que secundum consuetudinem seculi solent cantari. primus dicitur Taglied, quem cantant vigiles, homines desides a sompno ad opus excitantes. secundus dicitur Loblied, quem cantant joculatores, divites hujus mundi pro munere, aliquando mendaciter, commendantes. tercius dicitur Chlaglied, qui in morte principum bonorum canitur, in quo eorum probitas lamentatur. quartus dicitur Minlied, quem cantant juvenes, per hunc amorem suum exprimentes. quintus dicitur Leticie, quem cantant corizantes, per hunc se alterutrum ad leticiam provocantes. hos quinque cantus fidelis anima debet Domino canere.

Den weiteren verlauf der predigt hier mitzuteilen, lohnt nicht, denn sie verfährt zwar viel ausführlicher als das stück des Graec. 730, *deckt sich aber in allem wesentlichen mit diesem. so bringt auch sie das beispiel des königs Alexander (Zs.* 34, 216 *z.* 58*ff, wo dem dort fehlerhaften* falles = folles *hier* folliculi *entspricht) und das des mönches Felix am schluss. die ursprüngliche identität der beiden dispositionen erhellt auch aus den sätzen, die bei*

jeder liedgattung deren inhalt bestimmen : sie lauten in den beiden fassungen wörtlich gleich und sind nur im Graec. 176 *besser überliefert. wenn hier auf das* canciones *des eingangs mit* qui *und* quem *fortgefahren wird, so lehrt das spätere* cantus = der sanc, *wie dieses masc. gemeint war. verschieden sind die beiden stücke dadurch, dass in A (wie ich Graec.*730 *nennen will) sechs gattungen von liedern genannt werden, in B (= Graec.* 176) *hingegen nur fünf, und zwar vier in der ordnung = A* 1. 4. 2. 3, *indes B* 5 *inhaltlich zwar mit A* 6 *zusammenfällt, aber einen andern namen trägt; A* 5 *das* scheltlied *fehlt in B.*

Zu den namen und ihren definitionen habe ich (mit rücksicht auf das Zs. 34, 217*f vorgebrachte) nur wenig zu bemerken. auch hier begegnet das* klageliet, *das in B auf den tod guter fürsten eingeschränkt wird, während A es aufserdem noch den* probi homines *zugesteht. jedesfalls verstärkt dieses zeugnis den eindruck, dass solche dichterische totenklagen vorzugsweise in Österreich heimisch waren. meinen darlegungen in dem buche Das christentum in der altd. heldendichtung s.* 106 *habe ich nachzutragen : man wird vielleicht (aufser dem anonymus des Spervogel) noch Reinmar den Alten und Walther vdVogelweide als zeugen für die gattung der totenklage aufrufen dürfen. den ältesten beleg gewähren wol die lateinischen klagelieder auf den tod des letzten grafen von Pütten, Eckbert* III (*†* 1158 *vor Mailand), die vZahn im zweiten band der Beiträge zur steiermärkischen geschichte veröffentlichte. eine totenklage auf könig Ottokar von Böhmen* (1278) *hat Bartsch Liederdichter*[3] *s.* 304 *v.* 559—580 (*nach der Colmarer hs. Böhmer Zs.* 4, 573*f als* Cantilena de rege Bohemie) *herausgegeben.*

B 5 *muss* leticie *nach analogie der übrigen vier angaben als nominativ aufgefasst werden. der definition in B nach ist es ein gesang, der mit tanz verbunden ist, und zwar weltlicher art; A stellt dieser definition unpassend noch den satz voran z.* 52 : hoc cantant angeli et sancte virgines coram Deo et agno. *das fremdwort* leticie *ist natürlich nur aus* laetitia *umgebildet. mag sein, dass die* vox gaudii et vox laetitiae *bei Jerem.* 7, 34. 16, 9. 25, 10. 33, 11, *ferner der* dies laetitiae *Cant.* 3, 11 (*das lied* Dies est laetitiae *bei Mone Lat. hymnen* I 62 *nr* 47; *Hoffmann Gesch. d. d. kirchenl.*[3] *s.* 295 *nr* 160) *dem prediger hier das wort nahe gelegt haben, jedesfalls gehört es später der bairisch-österreichischen volkssprache an. Schmeller-Frommann bringt* I 1533 'das letitzel:

ergötzung durch essen und trinken und tanzen'. in dieser bedeutung kenn ich es gleichfalls aus Wien und dem Wiener wald, gelegentlich mit dem nebensinn, dass die kosten des vergnügens von der gesellschaft gemeinsam bestritten werden. die verbindung von gesang und tanz lässt keinen zweifel übrig, dass leticie *und* letitzel *nur verschiedene stufen der entwicklung aus* laetitia *darstellen. das lateinische wort ist also denselben weg gegangen wie* gaudium, *das sich über bair.* gaudi (*Schmeller-Frommann* 1, 872) *zu österr.* gaudé = *'hetz', mit ungemein vielfach abgestuftem begriff, verschoben hat.* —

Die disposition einer predigt nach den gattungsnamen weltlicher lieder kann ich noch ein drittes mal belegen. derselbe Graecensis nr 176 *bietet unweit vor B noch einen sermon zur weihnacht dar* (= *C*), *den ich hier vollständig abdrucke.*

(83[d]) De nativitate Domini *(rot).*

'Cantate Domino canticum novum, quia mirabilia fecit'. psalmus. David, previdens in spiritu incarnationem (84[a]) filii Dei, exclamat et dicit: 'cantate etc.' in quibus quidem verbis duo facit. primo hortatur nos ad tripudium sive gaudium spirituale, 5 cum dicit: 'cantate Domino canticum novum'. declarat nobis Dei patris opus admirabile, cum subjungit: 'quia mirabilia fecit'. primo hortatur nos ad gaudium spirituale, non mundiale, quia illud addit Deus: Ysaia: 'sollempnitates vestras odivit anima mea', et Amos: 'odi et projeci festivitates vestras'. exemplum de rege 10 Balthasar. require in sermone: 'Parvulus natus etc.' item deridetur diabolus. require in sermone: 'Ewangelizo etc.' item occidit protinus. require ibidem. unde ad illud gaudium non hortatur nos psalmus, sed ad gaudium spirituale, dum dicit: 'cantate etc.' ille cantat Domino canticum novum, der newe dinch 15 nu ervindet, do mit er Domino Jhesu Christo dine in diser hochzeit. et nota triplicem cantum, qui modo cantandus est Domino. primus: diei, ein taglied. istum cantum vigiles, trege leut in aurora excitando. istum debent modo cantare vigiles, hujusmodi sunt prelati et predicatores, die tregen bruder, una homines de- 20

2 *Psalm.* 97, 1, *verwendet im introitus der dritten weihnachtsmesse* 5 primo hortat *hs.* — *Esther* 8, 16: gaudium, honor et tripudium 9 *Isai.* 1, 14. — *hs.*: sollempnitates u. odit et in annos. odi et proj. 11 *Daniel* 4 *und* 5: Baltassar 11 P. n. *introitus der* 3 *weihnachtsmesse.* 12 Ewang. *Evangelium der* 1 *weihnachtsmesse.*

sides excitando, qui in lecto se vertunt de uno latere ad aliud sic, sicut hostium, quod vertitur in cardine. hii sunt vigiles, de quibus dicit Dominus: 'super muros tuos, Jerusalem, constitui custodes tota die, et ⟨tota⟩ nocte non tacebunt'. secundus cantus
25 Dei, ein loblied. istum cantum cantant hystriones et cantores dominorum, laudantes eos pro muneribus. istum cantum debent cantare modo regi nostro nato precipue viri religiosi, dicentes: 'Parvulus natus etc.' item cantum anglicum: 'Gloria in excelsis'. tercius cantus Dei, ein senlied. disen sanch sing ein lieb nach dem andern, vide-
30 licet, so lieb von lieb in fremdeu lant geschaiden ist: 'Dilecte mi, revertere, ain langes peiten tůt mir we'. disen sanch schullen nů singen andechtig sel und sprechen: 'veniat dilectus meus in hortum suum'. et nota quod de triplici regno. Primo de regno divino, von einem gôtleichen land, hoc est de patre. psalmus:
35 'egressio ejus a summo celo etc.' et in Johanne: 'exivi a patre etc.' o genemer got, quare voluisti venire in hunc mundum? quasi in ardentem et candentem ignem. Johannes: 'totus mundus in maligno', id est, in malo igne vitiorum, 'positus est'. istam fornacem calefacit diabolus triplici igne peccatorum. in ista fornace
40 besenget diabolus quibusdam faciem per flammam superbie. o we was prunsender unde zundender (84^b) antlutze coram me sedent! quosdam decoquit in igne avaritie et cupiditatis, quosdam verbrinnet er igne gulositatis, quosdam die sothent er in igne odii et invidie, quosdam assat in igne ire et inimicitiarum, quosdam
45 incendit igne boser geluste und falscher lieb. ecce, in istam fornacem et in istum mundum, in quo diabolus ita multipliciter comburit homines, revenit Dei filius, ut nos salvaret, ne nos omnino combureremur. ecce, iste est angelus magni consilii, quem pater de celis Deus misit liberare tres pueros de igne. legimus enim
50 in Danieli de quodam rege etc. dic historiam, quomodo pueri in fornacem missi sunt. per Nabuchodonosor significatur diabolus; per tres pueros tria genera hominum; per fornacem, que septem

21 una latere, *vielleicht hat die erinnerung an das entsprechende deutsche wort den fehler hervorgerufen. — der satz nach Prov.* 26, 14 23 *Isai.* 62, 6; *die abkürzungen der hs. sind fehlerhaft* 27 c. m regi *hs.* 28 Gl. i. e. *Luc.* 2, 14, *das evangelium der* 1 *weihnachtsmesse* 29 andern so lieb v. so lieb von lieb *hs.* 32 *Cant.* 5, 1 ortum *hs.* 35 *Psalm.* 18, 7 *hs.*: egressia 35 *Joann.* 16, 28 37 1 *Joann.* 5, 19 42 de quo quid in igne *hs.* 48 magnus consilio *Jerem.* 32, 19; *vgl. Isai.* 9, 6 50 *Daniel* 3, 49 51 *Daniel* 3, 1 f 52 fornacem qui *hs.*; *wider einfluss des deutschen?*

modis succendebatur, significatur mundus, qui incensus est igne septem mortalium peccatorum; per angelum, qui ignem mitigavit, filius Dei significatur. o felix puer primus, quem iste angelus, 55 scilicet filius Dei, defendit, quod flamma superbie eum non exurit! adhuc felicior est puer secundus, quem custodit de igne avaritie. o felicior omnibus ille tertius, quem salvat de igne luxurie et invidie ne per eum inquiratur. omnes isti pueri, id est, qui per Jhesum salvantur, debent benedicere et laudare Deum cum tribus 60 pueris, dicentes : 'benedictus es etc.' Secundo venit de regno spirituali, hoc est, de Spiritu sancto. de isto regno, hoc est, spiritu, scilicet venit, do er von seiner gewesenschefte fuit conceptus juxta illud : 'qui conceptus est de Spiritu sancto'. hoc diu predixerat Habacuc, dicens : 'Deus ab austro veniet etc.' den 65 haizzen wind, den ungesunden wind, der do wet in dem sumer ein uber mer her, der di leut da machet sich, chranch, plod an dem leib, der den leuten erlaidet und machet widersteunde ezzen, trinchen, slaffen : sich, den wint haizze wir den osterwint. sich, lieb, da ist uns pei wedeutet deu chraft des heiligen geistes. 70 welich mensch so selich ist, do der heilig geist auf ⟨in⟩ wahund wirt, der mensch der wirt chranch, sich, blode, ze wegen di werch elleu, di got wider sint und deiner sel schedeleich. ita debilitat Spiritus sanctus exteriores sensus corporis, quod, ut dixi, nulla mala opera potest perpetrare. oculos facit ita de(84°)bi- 75 les, quod non possunt respicere vanitatem. hoc petebat psalmus: 'averte oculos meos, ne videant vanitatem'. et sic de singulis sensibus. et propter hoc, ut in bono recipiant illud. psalmus: 'os habent et non loquuntur'. facit etiam ventus ille, daz dem menschen widerstet und daz erlaidet cibus, potus, sompnus und 80 wertleich vreud, sicut patet in religiosis et devotis hominibus, qui, cum alii comedunt, ipsi abstinent etc. sich, daz ist der osterwint, des her Salomon nach wunscht in Canticis : 'veni, Auster!' et per Austrum significatur nobis Spiritus sanctus; per hortum

56 flamma super *hs.* 59 inquiretur *hs.* 61 *Daniel* 3, 52. — *der gesang der jünglinge im feuerofen bildet einen teil der laudes des winterlichen sonntagsbrevieres* 63 gewescheft *hs.* 64 qui conc. e. d. S. s. *aus dem Credo* 65 predixerat ab ac d. *hs.* 66 des haizzen wind der ungesunde w. den do —, *hs.* 71 auf wanund wirt *hs.* 74 dixi in illa mala opera opera p. p. *hs.* 76 *Psalm.* 118, 37 78 *Psalm.* 113, 5 83 wunscht meā veni austro *hs.* 84 ortum *hs.* — *Cant.* 4, 16 : perfla hortum meum.

85 Salomonis significatur nobis Maria, de Salomonis stirpe orta. tunc perflavit auster hortum Salomonis, cum Spiritus sanctus Mariam ab originali peccato in utero matris purificavit. do wart Salomonis gart grunund von schulden manicher plûmen, cum Maria impleta fuit gotleicher genaden. do wart Salomonis gart fruchtper von ma-
90 nigem sûzzen obze, do Maria tragund wart verum Deum et hominem. do wart daz hofgesint von Salomonis garten gespeiset, quando Maria genuit ze trost toti mundo Jhesum Christum. propter quod dicit Ysaia : 'ecce, virgo concipiet etc.' item in alio loco dicit : 'et vocabitur nomen ejus Admirabilis, ein wundrer, etc.'
95 ultimo dicit : 'et vocabitur Altissimi filius'. propterea jubilat ecclesia, dicens : 'ex te enim ortus est sol etc.' dar umbe so sprichet propheta dicens: —. Tercio venit de regno virginali, von einem magdelichen lande. vel aliter dicas, quod venit von einem chunichleichen lande, hoc est, de beata virgine, quia de
100 stirpe regia processit. unde Sapientia de Christo dicit : 'a regalibus sedibus venit'. nota : pater dicitur regnum propter unam causam : quia ipse creavit celum et terram et omnia regna, sicut Deus in symbolo. Spiritus dicitur regnum propter unam causam, quia ipse ordinat, gubernat et regnat omnia regna. unde dicitur
105 in Genesi : 'spiritus Dei ferebatur super aquas', intelligitur : regens, gubernans omnia. beata virgo dicitur regnum, quia de stirpe regia processit. Mattheus : 'Liber generationum, id est, Christi, filii David'. item, quia ad regnum celorum nemo nisi per ipsam poterit venire. tercio, quia corpus suum bene rexit, sicut rex
110 potens, qui bene regit populum sibi subjectum. quarto dicitur regnum, ideo quod illum, scilicet Dei filium, quem scripta omnium doctorum, sapientia omnium magistrorum, cogitationes omnium hominum, desideria (84[d]) omnium sanctorum, laus omnium ange-

86 ortum *hs.* 88 f *die ersten male bietet die hs.* dv = do. — von manichen schulden plûmen *hs., vielleicht steckt in* schulden *ein part. präs.* [*etwa* spilden? *E. S.*] 93 *Isai.* 7, 14 94 *Isai.* 9, 6 (Emmanuel = Altissimi filius). — invocabitur *hs.* 96 *aus dem Magnificat der weihnachtsvesper* 97 *das citat ist ausgefallen* 99 qui de st. *hs.* 100 *Sap.* 18, 15 103 ff *für* dicitur *und* regnum *stehn falsche abkürzungen* 101 *im* 1 *artikel des Credo* 104 dicitur in Cant. *hs.* 107 *Matth.* 1, 1 112 sapientia omnium in gratiarum *hs.* 114 f *das ganze citat ist falsch, es muss heifsen:* Psalmus : notum fecit Dominus salutare suum, *welche stelle sowol in den psalmen der dritten weihnachtsmesse vorkommt, wie auch als antiphon sich im brevier des tages mehrfach findet.*

lorum comprehendere non possunt, ipsi circumdedit. Jeremias: 'novum fa. dominus etc.' propterea etiam canit ecclesia : 'sancta 115 et immaculata virginitas etc.' hoc est, quod dicitur in libro Sapientie : 'dum medius similiter etc.'

115*f* s. e. i. v. *ist der anfang des responsoriums nach der* 6 *lectio der dritten nocturn im brevier des tages* 116f *auch dieses citat ist völlig verdreht, es bildet die fortsetzung zu dem citat z.* 99 : *Sap.* 18, 15 *und lautet* : durus — in mediam terram prosilivit.

Je nachdem man den ausgangspunct der betrachtung wählt, ist die disposition des stückes C gegen A und B beschränkt oder in C bereichert worden. C bringt nur das tage-, lob- und minnelied, das klage- und freudenlied (B), sowie das scheltlied (A) sind nicht vorhanden. die definitionen stimmen zwischen allen drei fassungen nahezu wörtlich überein, bei der ausführung stehn sich A und C näher. beim loblied fehlen in C die probi homines *von A, während unter der bezeichnung* cantores dominorum *sänger in fester stellung an fürstlichen höfen gemeint scheinen. an die stelle des minneliedes von A und B rückt in C das (sonst unbelegte)* seneliet. *das wort ist gebildet wie das* senemære, *mit dem Gottfried vStrafsburg in der einleitung seines Tristan* 168. 211 *spielt und das er umschreibt durch* senelîchez mære 97, senedez mære 122f. *es ist nun recht interessant, zu sehen, wie der prediger in C (der dann der spätere gewesen wäre) den allgemeinen begriff des minnelieds durch den engeren des sehnsuchtsvollen liebesliedes ersetzt, als ob nach seiner auffassung das liebeslied* κατ' ἐξοχήν *ein lied getrennter liebender sein müste. ob schon die worte* so lieb — ist *z.* 30 *als erinnerung an ein versificiertes beispiel anzusehen sind, weifs ich nicht. jedesfalls aber bildeten z.* 30*f die beiden verse:*

Dilecte mi, revertere,
ein langez bîten tuot mir wê

den anfang eines damals bekannten liebesliedes, freilich nicht eines volkstümlichen. vielmehr erweist sich dadurch die fortdauer der vagantenlieder, die aus lateinischen und deutschen zeilen gemischt sind und für die Carmina Burana nr 138. 141. 145. 146 *beispiele darbieten, bei nr* 112, *einem trennungsliede, klingt sogar die erste deutsche zeile des refrains (der beginnt :* Floret silva undique) nâch mîme gesellen ist mir wê *an unser citat an. in diesem wird, wie so häufig in der vagantenpoesie, das mädchen als sehnsuchtsvoll und liebesbedürftig aufgefasst (vgl. Hoffmann Gesch. d. d.*

kirchenl.[3] *nr* 17 *s.* 91, *lat.-deutsch*, 4 *strophe* : Hern Jesu ist nâch minnen wê, er gert der kiuschen briute mê). *mit voller absicht geht dann der prediger z.* 32 *zu dem spruche Cant.* 5, 1 *über, wo gleichfalls der* dilectus meus *vorkommt, der* veniat in hortum suum, *eine art geistliches gegenstück zu dem stückchen weltlichen liedes. dass aber deshalb in den beiden versen nicht ein erzeugnis des predigers selbst* (*über geistliche minnesänger vgl. jetzt die zusammenstellung bei Mayer u. Rietsch Die Mondsee-Wiener liederhandschrift s.* 54*f anm.*) *vermutet werden darf, braucht wol nicht besonders erwiesen zu werden : das citat war sinnlos, wofern das lied der zuhörerschaft nicht vertraut klang.*

Noch verlangen ein paar deutsche worte des folgenden textes der predigt genauere betrachtung. man wird sich dabei vor augen halten müssen, dass dieses stück ungemein schlecht überliefert ist, und zwar sind die ganz groben fehler meines erachtens auf zweierlei art entstanden : die einen durch verhören, die andern durch verlesen. beide sind am bequemsten zu erklären, wenn man für die überlieferung des codex die gewöhnlichen stufen der aufzeichnung mittelalterlicher predigten annimmt, dass nämlich zuerst ein (*oft berufsmäßsiger*) *zuhörer die rede des predigers nachschreibt, und dass zweitens diese flüchtige aufzeichnung mit gewis häufig schwer leserlicher cursive und starken abkürzungen von einem andern in minuskel umgeschrieben wird, das gibt dann lagen und mit der zeit einen sammelband. es kommt bei dem Graecensis hinzu, dass der ausarbeitende schreiber kein gebildeter geistlicher war, weil er sonst den text und die citate nicht in so jämmerlicher weise hätte misverstehen und versudeln können. — z.* 41 *gewährt einen beleg für das verbum* brunsen, *das, wenn Lexer recht hat, nur einmal sonst vorkommt, im Trojanerkrieg Herborts vFritzlar s.* 10386, *wo der höhepunct des kampfes zwischen Achilles und Hektor bezeichnet wird :* dâ brunsete ir gesmîde von dem fûre, daz dar ûz spranc, *vgl. Frommanns anm. und Pfeiffer im glossar zum Megenberger s.* 586. *die bedeutung ist in beiden stellen dieselbe : erglühen, was in der predigt auf die gesichtsfarbe der sündigen zuhörer angewendet wird. daher war das angeschlossene synonyme* zundende *leicht herzustellen = leuchtend. schwieriger steht es mit dem nächsten satz, wo die versuchungen des teufels in fünf parallelen wendungen* (*dazu noch z.* 46) *durch den gebrauch des feuers ausgedrückt werden. nun passen aber die beiden verba* verbrinnet

und sothent (*wofern das überhaupt richtig ist*) *durchaus nicht zu* quosdam *und zu* er, *denn dadurch wird ihnen intransitiver sinn aufgezwungen, den sie nach ihrer form nicht haben können. da wäre es ganz einfach,* verbrennet er *zu schreiben; was fängt man aber mit* sothent *an? ist die schreibung beizubehalten, dann kann sie nur auf ein bis jetzt unbekanntes sw. verbum* söden *ausgelegt werden* (*vgl. Schmeller* II 227 *f*), *das den zustand des gesotten werdens bezeichnete; die verknüpfung mit* sieden *wäre dem zusammenhang der stelle nach schwer abzulehnen. dann müste man das folgende* er *streichen. muss aber die schreibung angegriffen werden, dann bleibt nur raten übrig, und da könnte eben so gut* swelzen = '*brennen, verbrennen*' (*auch da müste* er *fortbleiben*) *darunter gemeint sein als irgend ein andres verbum*[1]. — *z.* 72 *ist* ze wegen *merkwürdig, denn es ist in einer weise construiert, wie sie die lebende bairisch-österreichische mundart kennt* (*Schmeller*^{2} II 876 *und meine persönliche erfahrung*), *und bietet so ein schönes zeugnis dafür, wie alt solche anscheinend ganz jungen fügungen sein können.*

[[1] *an trans.* verbrinnen (*das Lexer* III 84 *aus Jeroschin belegt*) *braucht man im mhd. so wenig anstofs zu nehmen, wie an intrans.* verbrennen *im nhd. ein fehler steckt wol nur in dem plural.* n *von* sothent; *wenn man* th *obd. als* t *nimmt und in* ô *den umlaut ergänzt, den unser schreiber nicht bezeichnet, so erhält man* sœtet, *das lautgesetzliche factitiv zu* sieden, *das Lexer zufällig nur als md.* sœden (II 1050) *bietet. E. S.*]

Graz. ANTON E. SCHÖNBACH.

ZUM LIED UND ZUM VOLKSBUCH VON HERZOG ERNST.

Im laufe des jahres 1900 erhielt die hiesige kleine altertumssammlung, der 'Rittersaal' in Burgdorf, der seinen sitz in dem ehrwürdigigen Zähringerschloss, der würkungsstätte Pestalozzis, aufgeschlagen hat, aus der hinterlassenschaft eines landwirts zu Urtenen im bernischen Oberargau einen alten druck des liedes von herzog Ernst. ich verglich das heftchen mit den ausgaben von Haupt (Zs. 8, 477—507), von Huegel (Beitr. 4, 480—499), vdHagen u. Primisser (Heldenbuch II 277—233) und Bartsch (Herzog Ernst 189—213), wobei ich beträchtliche abweichungen entdeckte, aber doch bemerkte, dass der Hauptsche

text nach dem Nürnberger drucke der Kunigunde Hergotin zu grunde liegen müsse. die Basler universitätsbibliothek nun enthält unter den büchern aus dem nachlasse WWackernagels (bezeichnet Wack. 215) einen mit dem meinigen durchaus übereinstimmenden druck, nur mit dem unterschiede, dass er vollständig erhalten ist, während in meinem exemplar das letzte blatt fehlt. gleichzeitig fand ich aber in derselben bibliothek einen druck des volksbuchs von herzog Ernst (bezeichnet Wack. 159), der von dem text bei Bartsch, auch von dessen varianten, vollständig abweicht und merkwürdigerweise den nämlichen titel führt wie das lied. die übereinstimmung der überschriften ist zwar eine ganz irreführende, indem der inhalt des volksbuchs dem titel durchaus nicht entspricht, sondern im grofsen und ganzen derselbe ist wie in den übrigen ausgaben; aber ein zusammenhang zwischen den beiden drucken scheint doch zu bestehn. da nach der ansicht von hrn bibliothekar prof. dr GBinz in Basel die typographische ausstattung des liedes nicht über die mitte des 18 jhs. zurückweist, ja vielleicht auf noch spätere zeit deutet, das volksbuch aber die jahreszahl 1610 trägt, so muss der titel des letzteren aus einer ältern auflage des liedes abgedruckt sein. auf inhaltlichen zusammenhang deutet nur das vorkommen des wortes *Carfunckel* in meinem volksbuch F I, während dieser name sonst nur dem liede, der Wiener hs. von B und dem Böhmischen volksbuch eigen ist (Bartsch CLXII). freilich heifst es auch in der Simrockschen ausgabe der Deutschen volksbücher III 314 : *Diesen Stein heifset man zu Latein Unio, zu deutsch Carfunkel,* ebenso GSchwab Die deutschen volksbücher für jung und alt widererzählt, s. 72 Reclam. weil aber beide herausgeber den text in moderner sprache darbieten, können sie nicht als ganz echte quellen benutzt werden.

Besprechen wir nun zunächst das Basler volksbuch und die abweichungen von andern ausgaben. es ist in kl. 8⁰ gedruckt und enthält 10 bogen, von A bis K nummeriert, mit bezifferung der einzelnen blätter von II bis V. das erste blatt von bogen K fehlt; das büchlein schliefst mit bl. 7 des 10 bogens. 50 holzschnitte, das titelblatt inbegriffen, zieren es. hinsichtlich des titels verweis ich auf den gleichlautenden in meinem liede; eigen ist dem volksbuch nur ein anderer titelholzschnitt, der den herzog Ernst, seinen freund Wetzel und die indische prinzessin, alle drei zu pferde, zeigt, und der zusatz : 'Getruckt zu Basel, bei Johann

Schröter 1610'; ferner steht beim lied: '*Der Herzog Ernst*', während dem volksbuch der artikel fehlt. die zeilenzahl bei ununterbrochenem druck ist 26 auf der seite. wenn nun auch mein druck von dem texte bei Bartsch in fast allen einzelheiten abweicht und sprachlich nur im anfang einige übereinstimmungen zeigt, so ist doch diese fassung des volksbuchs nicht unbekannt; denn abgesehen von den titeln und der ältern sprache stimmt sie im wesentlichen mit der bearbeitung von GSchwab überein (nur dass hier die wunder der kaiserin Adelheid weggelassen sind), während die Simrocksche bald mit Bartsch, bald mit meiner ausgabe im einklang ist. bemerkenswert ist bei Simrock die erhaltung einzelner eingestreuter reimzeilen, die sich bei Bartsch, aus der lateinischen prosaversion stammend, zahlreich finden. capitelüberschriften hat mein text am meisten, 50, entsprechend der zahl der holzschnitte, Bartsch am wenigsten, 12, Simrock 20; Schwab hat wol von sich aus alle weggelassen.

Die übereinstimmung meiner version mit der Schwabschen zeigt sich besonders in einer einzelheit. beide lassen Ernst in *Paris* landen und von dort nach Rom schiffen. da sich der dichter während der zeit der abfassung in Stuttgart aufhielt, ligt es nahe, dass er das exemplar auf der kgl. öffentl. bibliothek benutzte. nach erkundigungen bei hrn dr Rath befindet sich dort ein undatierter druck ungefähr vom jahre 1700 mit ganz anderm titel, aber mit demselben fehler *Paris* für *Bari*. Bartsch 294, 17 hat *Barus*, Simrock III 337 *Bari*. charakteristisch ist für die Basler ausgabe, sowie für Schwab und Simrock, dass der protestantismus überall durchbricht, indem die specifisch katholischen stellen entweder ausgelassen oder geändert worden sind. zb. in Rom *entlediget si der bapst offenlich vor aller priesterschaft und senaten von allen sünden und pannen* (Bartsch 295, 16—17), während mein volksbuch die beichte weglässt und der papst eine von Ernst nachgesuchte vermittlung zurückweist; *denn er stunde selbs nicht in einigkeit mit dem Keyser* (J III), ebenso Schwab s. 88, Simrock III 337. bei Bartsch 301, 28 wird in Nürnberg die messe gelesen und der segen ausgeteilt; im Basler druck wird das evangelium gesungen (schluss des 9 bogens), ebenso Schwab s. 91, Simrock III 342.

Ein misverständnis in der datierung des todes kaiser Ottos I hat die ausgabe von 1610 mit Simrock gemein. Bartsch 231,

29—32 heifst es : *darinne* [in *Maidpurg*] *er auch begraben ward nach Christi gepürt neunhundert und in dem ainundsibenzigsten jare. Do er dannocht was gronen in der plomen seiner jugende, ward im zuogeaignet ain hailiglebende hausfraw mit namen Ottegebe.* das Basler volksbuch hat A IV : *Nach Christi Geburt neunhundert, vñ in dem ein vñ sibentzigsten jar, da er noch war grunen in der Blumen seiner jugend, war jme zugeeignet aufsdermassen ein schöne Haufsfraw, mit namen Ottegeba.* ebenso Simrock III 273; bei Schwab s. 46 fehlt die jahreszahl.

Bei den abweichungen im einzelnen zu verweilen lohnt sich nicht, da die Schwabsche ausgabe jedermann zugänglich ist.

Der Burgdorfer druck des liedes hat wie der Hauptsche 24 blätter in kl. 8, aber in gröfserem format als das Basler volksbuch, und enthält 12 holzschnitte in roher manier, die den dargestellten trachten nach ins reformationszeitalter zurückreichen. das titelbild, einen geharnischten ritter zu pferde mit einer burg im hintergrunde darstellend, kehrt C I wider. da Haupt nur 10 holzschnitte und zwar ungefähr an denselben stellen wie mein druck hat, so müssen zwei (str. 67 und 75) spätern datums sein, unterscheiden sich aber nicht wesentlich. die anfangszeile : *Es fuhr ein Herr was Ehrenreich* stimmt zur Dresdner hs. (Beitr. 4, 480); sonst aber scheint mein druck wie gesagt eher von dem Nürnberger abzustammen. schreibung und sprache zeigen ein jüngeres gepräge, und verschiedene stellen sind ganz verdorben. da ich die durchgehnden abweichungen meines druckes (B) vom Nürnberger (N) beim variantenverzeichnis nicht angebe, so seien sie hier vorausgeschickt.

Zunächst die orthographie : die substantiva sind in B mit ganz wenigen ausnahmen grofs geschrieben, bisweilen auch die mit substant. zusammengesetzten adjectiva, zb. 1, 1 *Ehrenreich*, 72, 8 *Königlich*. — *u* wird nie durch *w*, *i* fast nie durch *j* (im hauptitel steht *jhme*), dagegen häufig wie in N durch *y* widergegeben in der verbindung *ey* neben *ei*; für mhd. *ei* steht zuweilen auch *åi*, *åy*, zb. 45, 10 *Kåiserin*, 82, 6 *Kåyser*, 67, 10 *Wåinen*, 32, 11 *låyd*. — statt *ů* immer *u* (*fuhren* 6, 12. 10, 1. 58, 1); statt *ew* : *eu* oder *eů*; statt mhd. *æ* : *å*, zb. *wår*, *håt*, *thåt*, *kåmen*, *schwåre*, *unmåre*, dies *å* aber auch zt. für mhd. brechung und umlauts-*e*, zb. 45, 3 *empåren*, 73, 5 *verjåhen*, 30, 3. 4 *Hånde*, 76, 8 *långer*, 68, 4 *Schnåbler*, 73, 8 *Pråchten*. — *ie* oft für ge-

dehntes mhd. *i*; so heifst es stets : *viel, dieser, verblieb, trieb, geschrieben, nieder.* vereinzelt bezeichnet doppelvocal die länge: 83, 3 *Gaabe,* 51, 1 *Schaar,* 61, 3 *Heeres,* 67, 6 *Speer,* 78, 13 *Zween.* — *h* dient oft als dehnungszeichen : *Fahrt, Wahl, ihn* (auch dat. pl.) usw., sogar *Stahl* (= stall) 38, 7. — *th* steht zb. in *thât, Leuth, Muth, dt* für *d* in N zb. 87, 4 *todte,* 52, 6 *kundte,* für *t* in N zb. 34, 5 *Magdt,* 63, 9 *genandt*; umgekehrt steht *d* für *dt* in N 59, 1 *Land,* 33, 11 *wird.* anders 46, 1 *Abendtheur.* — *fs* ist regelmäfsig durchgeführt für die conjunction *dafs*; aufserdem je einmal *defs, bifs, aufs, alfs*; 51, 1 *fůrbas* (N *fůrbafs*). — doppelconsonant ist viel häufiger als in N; ich hebe hervor: *Graffen, Taffelrunde, Mutter, nemmen, genommen* (N *genumen* und *genummen*), *kommen, Kâmmerer, Jammer* (gegenüber N 3, 9 *jomer*), *jâmmerlich*; dagegen 30, 6. 42, 11 *Elende, Elend.* — *Donau* wird mit *D* und *Th* geschrieben, zb. 6, 12 *Donau,* 10, 1 *Thonau.* — der mhd. harte auslaut ist nach nhd. weise erweicht : *freundlich, Tugendhafft* usw., *sprang : Gedanck* 69, 5. die mhd. erweichung des *t* nach liquida unterbleibt : 16, 6 *werthe,* 45, 2 *werthen* (adj.).

Lautliches : über *o, ô* für N *u. ů* s. u.; hier sei nur 4, 10. 22, 12. 51, 10 *fôrcht* für *fůrcht* erwähnt, dagegen 55, 5 *fôrchten* für *forchten.* statt *sun* steht das nhd. *Sohn.* — den umlaut hat B häufiger als N, zb. 26, 7. 33, 1. 66, 12. 13 *über,* 57, 8 *Bâumen,* 77, 13 *gâch.* 19, 3 steht alemannisch *wurden* für *wůrden* (s. u.). der rückumlaut tritt nicht ein, doch 73, 2 *horten* (s. u.). rundung des vocals : 77, 7. 87, 5 *reůt* neben 68, 6 *reit,* 79, 6 *wôlle : Geselle,* 35, 13 *auferwôhlte,* 35, 8 *erschrôckte,* 18, 12 *hülff* (imperativ!). — synkope : 9, 3 hat B *schadet* (N *schadt*), 29, 6 *leuchtet* (N *leucht*), umgekehrt 75, 4. 10, 9 *antwortet* (N *antwort*); dagegen 83, 12 *bestâht* gegen N *bestâtet.* *leucht* und *antwortet* sind das ältere.

Wortformen und flexion : 3, 12. 20, 11. 45, 1. 3 *nicht* (N *nit*), 22, 2 *nit* statt *nie* in N. statt *unde* 51, 3. 53, 4 *und,* 77, 9 *und auch.* für *umb* immer *um.* das in N zwischen *m* und *t, d* eingeschobene *b* oder *p* fehlt, zb. 5, 4. 12, 3 *fremde.* — das *n* der schwachen substantiv-declination ist verloren 62, 7 *manche Jungfrau*; doch 35, 2 *Mit der Jungfrauen,* beides gegen N. beim adjectiv fällt das *n* des acc. sg. fem. stets weg : 35, 2 *die lange Nacht* usw. — für *het, hetten* in N steht teils *hät, hätten,* teils *hat, hatten,* beides für den ind.; für *wiste, weste* N hat B

wufste, wůfste, für *mochte môchte.* mehrmals steht die endung der 3 pl. für die der 2, eine nordostschweizerische eigentümlichkeit : 24, 13 *thund,* 41, 10 *ob ihr uns wôlten sagen,* 87, 1 *Ihr sollen.* auch die erhaltung des *nd* in der 3 pl. 65, 3 *sprachend* ist alemannisch. umgekehrt zu einander verhalten sich beide drucke 47, 1 *hôret* und 63, 1 *hôrend.* der schon mhd. vorkommende wegfall der endung in der 1 pl. vor dem personalpronomen findet sich in N öfters; B hat die vollformen 9, 12. 15, 2. 12. 52, 9. 53, 8. 58, 13. 76, 6. — das verbum *fahren* scheint 19, 9 mit *führen* verwechselt zu sein : *Sie fůhrten krum und unverricht Wol auf dem wilden Wage.*

Auch im wortschatz zeigt sich B viel moderner als N. für das temporale *do* steht überall *da* aufser 53, 11. 73, 13 im reim auf *froh.* das causale *wann* wird überall durch *dann* ersetzt aufser 57, 9, wo dafür *denn* steht. 4, 4. 26, 12 ist *michel* durch *mâchtig,* 54, 3 *lützel* durch *wenig,* 39, 7. 55, 3 *beyten* durch *harren,* 76, 13 *den vollen* durch *das viele,* im titel vor str. 54 *Ro/s* durch *Pferdt* ersetzt (38, 8 steht dagegen *Ro/s,* 48, 5 *Ro/s* für *Ryss*; übrigens hat auch N 47, 13 *Pferdt*). 64, 9 heifst es : *Dann will ich sein eigen seyn* (N *wesen seyn*); das offenbar nicht mehr verstandene verbum *wesen* wird 31, 5 durch *werden* gegeben. der infinitiv *zogen* wird 65, 13 als präteritum von *ziehen* aufgefasst.

Altertümliche genitive sind aufgegeben; 55, 3 steht *kein harren* (statt : *keyns beytens*), 50, 9 *Ich mag euch streiten nicht erlahn* (statt : *streytens*), 65, 4 *Wir lassen euch die Tochter nicht* (statt : *der Tochter*). dagegen 22, 12 *Ich fôrcht der Reifs werd uns zu viel.* 10, 6 *Hertzog Ernst fragens da began.* 45, 1 ist *da/s* an stelle des pron. *des* getreten.

Eine sonderstellung nehmen die sprachlichen formen im reime ein. hier oder überhaupt im versschluss hat B öfter ältere formen gewahrt als sonst, so starke präterita der *i*-reihe mit *ei* : 3, 12 *entweich* sogar im reimlosen 12 vers (N *entwich*), 52, 2 *entweich* : *Streich,* 68, 2 *reit* : *weit* (im versinnern 77, 7. 87, 5 *reût*), daneben 77, 1. 2 *verblieb* : *vertrieb* und 76, 8 *bleiben* : *vertreiben.* das präteritum von *sein,* sonst *war,* erscheint als *was*: im reim 27, 2. 60, 4. 71, 7. 77, 5. 77, 13; im versschluss 88, 12; formelhaft in subjectlos angehängtem satz : 1, 1 *Es fuhr ein Herr was Ehrenreich,* 33, 3 *was weite,* 58, 5 *was gut*; aufserdem nur 70, 12. — im reime ist auch der rückumlaut ausnahmsweise er-

halten : 30, 8 *geluste : kufste*, 37, 3 *gehörten : horten*. — 54, 7 altertümlich *verlahn*, 89, 11 *lahn* (: *an, kan*). — während es 65, 8. 82, 3 für *ferr fern* heifst, steht 84, 1 im reime *ferr : wär*. im reim regelmäfsig *Indian* (56, 6 *Indiane : schone*); aufser reim gern *India*.

Die diphthongierung von mhd. *î* kann vielleicht auf zeit und ort einiges licht werfen. da trotz offenbar jüngerem alter häufiger als in N die alte länge steht, allerdings nur in nebensilben, möchte man alemannischen ursprung annehmen, zumal die beiden erhaltenen exemplare sich in der Schweiz finden. *i* und *ei* reimen : 1, 1 *Ehrenreich : Friederich*, 49, 11 *Mägetlin : seyn*, 54, 8 *sicherlichen : Reiche*, 78, 4 *Königin : Wein*, 83, 5 *Käyserin : sein*; dagegen 61, 2 *Königin : gesyn*. N hat zb. 78, 4 *Künigein*, dagegen 83, 5 *Kayserin*. im versinnern hat B deminutives *-lin* 50, 10. 51, 2. 52, 4. doch ist in B auch *ei* im reim häufig; so 63, 4 *Mägdelein : seyn*; und die neu eingeführten reime 52, 4 *klein : sein*, 75, 5 *stein : fein* sprechen dafür, dass der redactor von B jedesfalls in stammsilben *ei* sprach. — darf für alemannischen, speciell schweizerischen ursprung verwertet werden 38, 7 *Stahl*? das wort wird in der ganzen Schweiz mit langem *a* gesprochen. vgl. ferner die endung der 3 pl. für die 2 (s. 12).

Bartsch nimmt s. LXXXI für den Nürnberger druck als heimat des dichters den Niederrhein oder den mittleren Rhein an. aufser den durchgeführten *ei* für mhd. *î* verraten aber verschiedene umstände wenigstens den drucker als Baier oder allenfalls Augsburger. so die harten anlaute *p* und *t* (*prunst, tunckel* ua.), für die B stets *b* und *d* list (nur 73, 8 *Prächten* und 30, 4 *truckt*); das neuere alemannisch hat oft anlautendes *t* für *d*, weniger *p* für *b*. bairisch ist ferner das vorwiegen des *u* vor *o* : N hat fast durchweg *vernumen* oder *vernummen*, *kummen*, *frummen*, *wilkum*, *sunst*, wo B *o* aufweist; in N meist auch *Künig* usw. für *König* usw. in B. der von Bartsch erwähnte mangel des umlauts würde auch auf das bairische passen; übrigens bezieht sich sein erstes citat auf eine reconstruierte stelle, sein zweites muss ein irrtum sein. in der flexion fällt die 1. 3 pl. *seind* in N auf gegenüber *sind* in B 41, 3. 42, 3. 46, 2. 3. 57, 13. 63, 8.

Das alter von B aus der sprache einigermafsen genau zu bestimmen ist kaum möglich. die orthographie ist, wie wir ge-

sehen haben, ziemlich modern, und einige misverständnisse, die an unsinn grenzen, weisen auf ziemlich späte zeit hin (so 13, 6. 52, 6; *hindan* wurde entstellt 38, 11. 71, 4). der reim wird rührend durch verwandlung von *klaufs* in *Haufs* 24, 7; ähnlich 74, 10 *erwehrten* statt *ernerten*. er wird getrübt durch den umlaut 29, 6 *schône : Krone*, während anderseits *schone* 62, 3, *schon* 75, 11 sogar für das adjectiv steht. 47, 5 ist *fecht* wol druckfehler für *secht* (N *lûgt*), ein verbum, dessen wahl meiner annahme alemannischen druckorts nicht günstig ist. der reim 76, 1. 2 *vergieng* : *missling* statt *ergie : entlie* ist unglücklich. die mhd. ableitungssilbe *-ære* ist so abgeschliffen, dass der überarbeiter 1, 8 ein anderes reimwort, *Herre*, zu *Burger* hinzusetzte. 70, 3 ist dagegen *Kämmerer* im reim auf *Mähr* geblieben. — im äufsern war der drucker unachtsam, indem 27, 1. 44, 1. 59, 1 die zeilen nicht abgesetzt sind und 9, 2 das reimwort *mein*, 42, 2 *seyn* auf der falschen zeile steht, 49, 3 der ganze vers fehlt. entstellten versbau zeigt zb. der reim 3, 3. 6 *Leuthe : allezeit*.

Gegenüber den vielfachen modernisierungen und offenbaren verschlechterungen ist aber doch zu betonen, dass sich, besonders im reime, altertümliche formen erhalten haben (vgl. s. 106), ja dass B bisweilen ältere laa. aufweist als N, so 3, 12 *entweich* für *entwich*, 30, 10 *dicke* für *offte*, 33, 4 *kôstlichen* für *kôstlich* (vgl. s. 12). anderseits haben beide manche altertümlichen worte gemein wie 3, 12 *Zeher* (= zähre), 19, 11 *drat* (mhd. *drâte*), 60, 8 *jähen*, 32, 5 *unmähr*, 19, 10 *auf dem wilden Wage*, ausdrücke, die nur zum geringsten teil in der mundart, wenigstens der alemannischen, fortleben. aber auch wenn der druck sich als ein sehr später herausstellen sollte, hätte es interesse, zu sehen, wie noch im 18 jh. epische volkslieder aus dem mittelalter fortlebten und, wenn auch der zeit angepasst, doch in verhältnismäfsig altertümlicher sprache immer neu aufgelegt wurden.

Stofflich fällt in B auf das *fälschlich* der überschrift, das zum texte des liedes nicht stimmt, wol aber zu der auffassung des volksbuches : wie also der besprochene druck des volksbuches seinen titel dem liede entnahm, so hat die überschrift des liedes in B eine leichte beeinflussung durch das volksbuch erfahren.

Und nun möge der vollständige titel und eine collation des textes mit dem abdruck Haupts folgen.

Der

Hertzog Ernst,

Eines Fürsten Sohn aus Bäyern,
wie er fälschlich angeben ward, als wolt er Keyser
Friederich seinem Stiefvatter mit Gifft vergeben haben,
deshalb er in des Keysers Ungnad kam, jhme aber durch
Hülff seiner Mutter entgieng, und was ihm für
Abentheur mit dem Geschnäbleten König, Ry-
sen und Zwergen, zuhanden gangen sey.

Alles sehr lustig und kurtzweilig zu lesen
und zu singen.
In der Weifs
Wie Herr Ecken aufsfahrt.

(Holzschnitt)

Gedruckt in diesem Jahr.

1, 1 Es fuhr. 2 Friederich. 6 weiter. 8 Land, Leut Burger und Herre. 13 mufs. — 2, 1 allerschönest. 2 So je. 5 zwantzig. 9 stellt. — 3, 6 und allezeit. 7 an freuden. 12 entweich. 13 Als wenn der. — 4, 4 Sein Gsind war mächtig und auch grofs. 9 Dannoch. 10 förcht mich. — 5, 1 der *fehlt*. bekandt. 7 nach. — 6, 8 redlich sicherlichen. 11 wir beyde sind. 13 Griechenland. — 7, 2 B'gierd. 7 was. 9 Liebe. — 8, 2 deiner. 3 gefället. 6 aufserwöhlet. 8 das. — 9, 1 selbs. 2 meyn *fehlt*. 3 schadet. 7 So merck mich wie ich das. 12 sitzen.

Hie fahrt Hertzog Ernst und der Graff mit einander die Thonau zu Thal.

10, 2 Meilen. 7 fragens. (*nach* 8 *Holzschnitt*). 9 antwortet. 11 Dafs ein. 13 Euch möcht. — 11, 1 da bedachte. — 12, 2 gar lobesan. 6 Das machten sie gar. — 13, 3 auch Vorrathe. 5 im Land mochte. 6 ihr satt ware. 7 Glen. 9 ihre 12 wieder heraufs. — 14, 4 Ernste. 5 duncket. — 15, 2. 12 wissen. 4 finstre nein. 9 Sah recht. 10 dareine. 11 lobesan. — 16, 7 Welte. 11 ein Vorraht. 12 sollen. 13 Seyt. — 17, 11 gehen. 13 davon. — — 19, 3 wurden. 5 wilder Wagen. 9 führten. 11 liesse.

Hie hauet Hertzog Ernst den Carfunckel.

(Holzschnitt)

20, 7 der schlug. 12 sahen. 13 Rechtsam. — 21, 1 empor. 2 sahen. — 22, 2 nit. — 23, 6 gedeuchte. 8 war. 9 glantz. 12

da liefsen sie. — 24, 7 Haufs. 12 dargehn. 13 thund. — 25, 4 Ja Hertzog. 5 solches. 12 Rufften. — 26, 3 und sie. 4 Und funden. 10 einnemmen. 11 vor. 12 Herr war mächtig. — 27, 6 gar recht. 7 zogen. 10 lobesan. 13 Zu der Burg. — 28, 4 bewahren. 12 Dasselb thäten sie uns sehen.

Titel: . . . . . von India mit ihnen.

29, 1 da. 3 trug eine. 5 Steine. 6 Sein Gwand leuchtet gar schöne. 12 gstohlen. — 30, 5 mäniglichen. (*Holzschnitt* 7 Er empfieng das Jungfräuelein. 10 dick. — 31, 1 jämmerlich. 4 ungefügten. 5 werden. 7 sterben ehe. 12 Gsang. — 32, 4 sprangen. 5 ihr so gar. 8 und schreyen. 13 Herr. — 33, 4 köstlichen. 5 daran. 8 ungemuth. 10 hut. 11 heut. — 34, 3 Gselle. 11 heut hie beystahn.

Titel: erschlägt den Schnäbleten Mann.

35, 2 Jungfrauen die lange. 5 jenseit des Rheines. (*Holzschnitt*). 7 Ernst stiefs. 12 India. — 36, 10 milden Muthes. 13 India gantze. — 37, 1 Darnach sahen. 4 die Thür und Thor. 12 schöne. 13 Da brächten Burge. — 38, 3 letzt kondt. 11 hinan. 13 manchen. — 39, 1 Kleinod. 7 harren. 10 eilen davon. — 40, 3 Allein von dieser Mäyde. 9 keins. — 41, 10 wölten. 13 mannich. — 42, 1 da zu den Herren fein. 2 seyn *fehlt*. 3 Leuth feyn. 4 war auch. 5 ich nun. 7 die Hand. — 43, 1 thue. 9 schnäbler Mann. 12 kommen. — 44, 7 auch *fehlt*. 9 schnäbler. 13 Hülffe. — 45, 1 Dafs nicht genug dancken. 4 möcht. 6 das hie gären. 8 Vom Adel hoch gebohren. 9 Darzu so ist die. 11 So bin ich auch. 12 Der ihm allzeit wol dienen. — 46, 1 den Abendtheur. 2 Das sind wir wol. 4 ein. 6 darinn. 10 thun. 13 Hand. — 47, 1 höret. geschah. 3 Gwilde. 5 fecht. 9 rechte. 10 Jetzund in. 11 Da zogen sie aufs ihre Schwerdt. 12 Mann. 13 drey gar schnelle. — 48, 2 Schofs. 5 Rofs das.

Titel: vnd behalten den sige *fehlt*.

49, 3 *fehlt*. 10 müsset. da *fehlt*. 11 gebet. 12 euer. (*Holzschnitt*). — 50, 2 Leuthen. 6 kurtzer. 7 anderst. 9 streiten. 12 ein grossen Streite. — 51, 2 ein. 3 ander. 6 sein Strasse. 9 Ungemacht. 10 förcht unserthalb. — 52, 2 entweich. 3 sie. 4 Hertzog Ernst sprach ihr Leuthlin klein. 5 Wolt ihr hie. 6 Dafs wehrsam. 7 Durch Gott wenden euern. 8 Wölt ihr uns hie entweichen. 9 erdencken. 10 bereichen. 13 mancher. —

53, 4 Felsen. 6 Betrübet war. 7 Allhie müssen. 8 mögen. 10 grossen. 11 namens Riemen.

Titel: Hie lassen sie sich an einem Felsen hinab und müssen die Pferdt lassen stehen, und gehen zu Fufs.

54, 3 wenig. 4 und Graff. 8 Glaubet uns sicherlichen. 13 mifsling. — 55, 2 eylen. 3 kein harren. 6 grofs beschwåre. 9 legen keinen Platz. 11 kehren. 13 kamen sie. (*Holzschnitt*). — 56, 4 Auff demselben. 5 jn *fehlt*. 6 Ee. 9 India. 12 Graffe.

Titel: Hie fahren sie auff einem Flofs in India.

58, 6 Wolgethane. 7 seht die gute. 12 bekandt hie. 13 schiffen. (*Holzschnitt*). — 59, 4 zu Haufs. 8 fröhlich. 10 gewåhre. — 60, 8 nimmermehr. — 61, 2 fröher nicht. 3 nun. 7 liebste. 11 helffen. 12 wieder kommen. — 62, 1 war. 7 auch manche Jungfrau. 8 thåten sie gehen. 12 von Kråfftē.

Titel: Hie empfahet . . . . . sein.

63, 1 hörend. 3 Vergangen ist mein schwere. 4 umfieng das Mågdelein. 9 er 13 gantz. (*Holzschnitt*). — 64, 4 vor nie erkennet. 7 Edle. 9 Darum will ich sein eigen seyn. 10 gewonnen. 12 Du håttest mich sonst verlohren. — 65, 2 gehört. 3 sprachend. 4 die. 5 uns auch. 7 wirs von dann. 9 Mein Herr soll sie zum Weibe han. 13 Heim zu Land sie da bald zogen. — 66, 4 alles was. 8 Auf dafs es euch alles bleibe. 9 liebliches.

Titel: Hie gibt der König Hertzog Ernsten seine Tochter zum Weib.

67, 2 beruffen. (*Holzschnitt*). 11 Bifs dafs Ernst. 13 Des Edlen Fürsten wurden froh. — 68, 1 erschallen weit. 2 das hört der da für reit. 4 zog. 5 war auch. 13 euch wol sagen. — 69, 1 erklagt. 2 allein wol. 6 Schlugen ihn. 8 jåmmerlichen. 12 Dafs. — 70, 1 von einem. 3 Kåmmerer. 4 Derselb hat. 5 Dasselbig doch aufs keinem. 6 keiner bösen. — 71, 2 schlug. 4 hintan. 5 ihn das Volck. 9 Ob man sie wurd verletzen. 10 schanden. 11 Oder der. 12 gar bald. 13 verschlossen. — 72, 1 frommer. 3 du jetzund so. 4 Uns von. 5 Von gutem Gwand ein neu Hoffkleid. 8 Und auch die Königlich. 11 ihm. 13 uns da der. — 73, 6 håtten vernommen. 7 er halt. 9 Ehr. 12 freut. 13 Ehren und Würden. — 74, 7 sehr. 8 Ehe sie sich ihr. 10 erwehrten. 13 seyn. — 75, 4 leucht. 5 fein. 11

manch. (*nach* 13 *Holzschnitt*). — 76, 1 gar vergieng. 2 Der Hertzog sprach uns nicht mifsling. 5 Solt ihr nun jetzund. 6 Müfsten. 8 hie långer. 9 geschicht. 12 gute. — 77, 1 verblieb. 5 in India. 6 es. 8 Taffelrunde. 9 und auch. 11 wann. 13 gåch. — 78, 2 war. 5 Kôstliche Speifs darzu den. 9 Ja Hertzog. 11 ihm. 12 Gschach alls aus Lieb der Tochter sein. 13 Defs waren die Zween gar wolgemuht. — 79, 7 môcht. 8 ihm. 9 in Indian. 12 erwurbens. — 80, 1 Abends. 3 Da gedacht er. 4 Wolhin gegen. 5 der *fehlt*. 7 mit dem Kåyser. — 81, 1 versûhnt. 8 Abend als. 11 Eh dafs. 12 Indian. — 82, 1 schrieb. 2 wohl es ihm. 3 fremden. 7 ers fr. 11 Aber das. abgahn. 13 nimmer. — 83, 1 Doch. Gnade. 3 Von wegen. 4 grosse. 12 beståht. 13 hieng. — 84, 1 schrieb. ferr. 7 selbs so gefügt. 9 Das mich erfreut und wol genügt. 11 Weil er. 12 so. — 85, 2 Ihme. Graffen Herr. 4 Verlurst. 9 da zuhand.

Titel: empfahet. Kåyserliche.

86, 1 Da der Kåyser mit Todt abgieng. 2 Gar bald Hertzog Ernst auch empfieng. 4 Er zog eylend heraufs zu hand. 8 Als wann. 9 sein Mutter. — 87, 1 sollen. 4 ihm auch. 5 reût sehr. (*Holzschnitt*). 12 beyd. — 88, 2 Der da. 9 die Reise. — 89, 2 begieng. 5 Ernst. 6 thåt er. 10 und Herre. 11 jetz- und bleiben lahn. 13 Sing jetzt einer ders besser kan.

Burgdorf i. d. Schweiz, dec. 1900. H. STICKELBERGER.

Lückenbüsser.

Im eingang des Heliand, den uns nur der Cottonianus erhalten hat, list man bei allen herausgebern v. 12ff:

sia uurðun gicorana te thio
that sie than evangelium énan scoldun
an buok scriban . . . .

der absichtssatz mit *te thiu that* lässt den conj. erwarten, und M bietet diesen auch in allen fällen : 1240. 1429. 3534f. 3839. 4149. 4518. (4592). 5882; C aber weist ganz wie oben den ind. auf 4149 und aufserdem 1230, wo es wider allein steht : das sind die drei fälle, die Behaghel Syntax § 497 IIIb 1 für den ind. anführt. nun hat aber C vorwiegend die neigung, in den ind. auszuweichen : 247. 354. 426. 609. 634. 888. 897. 1079. 1225. 1733. 1900. 2070. 2786. 3615. 3861. 4018. 4133. 4847. 4935. 4939, viell. auch 3022, wo die ausgaben M verwerfen. diesen 20 (+ 1 + 3) fällen stehn 6 mit der umgekehrten entgleisung gegenüber : 853. 1312. 4201/2. 4538. 4906. 5698, und nur einmal hat man auch einen sichern conjunctiv aus C hervorgeholt : 4344, im hauptsatz. wenn wir den ind. von C verwerfen, wo ihm ein conj. von M gegenübersteht, dann sollen wir in genau entsprechenden fällen den conj. auch da einsetzen, wo C allein die überlieferung darstellt : v. 13 l. *scoldin*, v. 1230 l. *uueldin*. E. S.

DEUTSCHE DAKTYLEN.[1]

In den handbüchern der metrik und im unterricht der schule wird gemeiniglich jeder dreisilbige tact bei unsern neuzeitlichen dichtern, wenn er aus einer accentuierten und zwei folgenden nicht accentuierten silben besteht, als daktylus bezeichnet. diesen irrtum möcht ich beseitigen und zu einer sorgfältigeren unterscheidung anregen. schematisieren wir uns einen antiken daktylus, vornehmlich älterer zeit, so sind wir gewohnt, es mit diesen zeichen zu tun : – ◡ ◡. das sind notenwerte; das zeichen – bedeutet den doppelten wert des zeichens ◡. und die gesamtheit – ◡ ◡ kündet an, dass der antike daktylus auch von späteren metrikern stets noch als ein zwei- bezw. vierteiliges mafs aufgefasst wurde, musikalisch ausgedrückt als ein 2/4 oder 4/8 tact ♩♪♪.

Nun ist der ganze silbenbestand der antiken sprachen nach dem zeitwert genau aufgeteilt. von jeder silbe kann man, sei es nach ihrem lautlichen gehalt an sich, sei es nach ihrer stellung im satze, angeben, ob sie an zeitwert dem zeichen – oder dem zeichen ◡, einer viertel- oder einer achtelnote entspricht.

Eine derartige genaue bewertung aller silben nach ihrer zeitdauer fehlt der neuhochdeutschen sprache; wir haben keine einzige silbe, von der wir aussagen könnten, sie sei an und für sich oder durch position an dauer halb so lang oder doppelt so lang als die andre. wenn wir daher rhythmische und metrische schemata aufstellen wollen, so muss die zeitdauer aller silben principiell als gleich lang gelten; und nur hinterdrein erst wird, wie in der musik, so auch in der poesie, die eine oder andre silbe durch den articulatorischen, logischen oder emphatischen accent, der auf sie gelegt wird, eine etwas gröfsere, aber nie genau messbare und constant bleibende zeitdauer beanspruchen.

Daraus folgt : wollen wir einen daktylus im deutschen nachbilden, so können wir die exacte zeitliche abstufung der silben, wie sie der antike eigen ist, nicht zum ausgangspunct nehmen. das primäre bei uns wird vielmehr die dreizahl der silben sein, die principiell alle von gleicher dauer sind. dh. dem zwei- bezw.

[1] ein vortrag, der auf ausdrücklichen wunsch von ESchröder hier so abgedruckt ist, wie er (am 2 october 1901) in der germanistischen section der Strafsburger philologenversammlung gehalten wurde.

vierzeitigen antiken daktylus entspricht im deutschen ein $^3/_4$ tact x́ × ×, der nur gemäfs den in aller rhythmik, speciell auch in der musik geltenden gesetzen, noch eine kleine variation durchmachen, eine nebenform annehmen kann. die erste nämlich der drei silben von gleicher dauer rafft, vermöge des accents, der auf sie fällt, gern eine etwas längere zeitdauer an sich, und zwar auf kosten der unmittelbar folgenden, in senkung stehnden silbe. so wird aus dem grundschema x́ × × leicht die modification x́ · ◡ ×, dh. dem würdig einherschreitenden antiken daktylus von der form ♩♪♪ entspricht logisch im deutschen bei streng tactierendem vortrag der leichtbeschwingte hüpfende tact ♩.♪♩ (bezw. ♩♩♩). verstacte von dieser art haben wir demnach als echte daktylen im deutschen zu bezeichnen.

Aber es gibt bei uns noch eine zweite, anders geartete gruppe von drei silben, die gewöhnlich auch als daktylus bezeichnet wird, obwol sie ganz andren charakters ist.

Wenn wir im deutschen einen trochäus schematisieren sollen, so können wir das, gemäfs dem vorhin gesagten, nicht anders als durch die zeichen für zwei silben, die principiell beide die gleiche zeitdauer haben (x́ ×). es unterscheidet sich also ein deutscher trochäus wider wesentlich von einem antiken. der antike besteht aus einer silbe von der dauer einer viertelnote und einer von der dauer einer achtelnote, – ◡ = ♩♪, ist also ein dreizeitiges mafs. der deutsche trochäus dagegen, weil uns solche normierte zeitabstufungen für die silben fehlen, setzt sich aus zwei silben von grundsätzlich gleicher dauer zusammen, ist also ein zweizeitiges mafs. wol wird auch hier die erste dieser beiden silben durch den auf sie gelegten accent gelegentlich eine kleine dehnung erfahren; diese ist aber weder ein unumgängliches erfordernis, noch ist sie messbar, noch wird sie, abgesehen von ganz seltenen declamationseffecten, so stark sein, dass sie die erste silbe zur doppelten dauer der zweiten anschwellt.

Nun haben wir im deutschen verstacte, deren structur, grundrhythmus und zeitdauer ganz diesen zweizeitigen deutschen trochäen entspricht, nur dass die senkungssilbe verdoppelt ist (x́ ◡ ◡). das sind demnach auch tacte von drei silben, aber zweibezw. vierzeitige tacte, die ja nicht mit den vorhin betrachteten deutschen daktylen zu verwechseln sind. da man sie aber einmal seit alters mit den echten daktylen vermengt hat, so mögen

wir sie als unechte deutsche daktylen bezeichnen, wenn wir sie nur ihrem wesen nach immer als trochäen mit aufgelöster senkung erkennen.

So weit die rein rhythmische unterscheidung von echten und unechten daktylen. woran sind sie nun sprachlich zu erkennen? die antwort ist nicht schwer. an der hebungsstelle darf man den charakteristischen unterschied gewis nicht suchen, er muss also in der senkung zu finden sein.

Man ist gewohnt, bei allen mehr als zweisilbigen verstacten die senkungssilben, so zahlreich sie sein mögen, gern als eine undifferenzierte masse von gleichberechtigten und gleichartigen factoren zu behandeln. das mag ja für rohere und summarische betrachtung genügen. dennoch gibt es auch unter den senkungssilben eines und desselben tactes noch abstufungen. und durch beobachtung und berücksichtigung dieser unterschiede treten erst die letzten feinheiten eines versmafses hervor.

Für unsern fall ist klar, was die musik längst erkannt hat: dass nämlich bei den echten (dreizeitigen) daktylen (♩♩♩ = ♩. ♪♩) die zweite senkungssilbe ein kleines übergewicht über die erste hat, während bei den (zweizeitigen) unechten daktylen (♩♪♪) die erste ein wenig an schwere die zweite überwiegt. eben dies verhältnis nun kann eine sprache wie die deutsche vollkommen klar zum ausdruck bringen; und jeder aufmerksame lauscher kann sein ohr für die feststellung der feinern accentunterschiede, die hier in frage kommen, schulen. allerdings, über die betonungsgesetze im nhd. könnten wir noch viele untersuchungen brauchen. die schwierigkeit, hier zu einwandfreien resultaten zu gelangen, ligt nicht in den auffangenden organen; geschulte ohren oder auch sorgfältig registrierende apparate wären wol zu finden. aber an articulierenden individuen fehlt es. entweder können die menschen überhaupt nicht sprechen, wenigstens keine verse. oder sie sind befangen; dann betonen sie entweder unbewust falsch, oder bewust richtig. beides aber ist für die beobachtung unbrauchbar. erforderlich ist ein unbewust richtiger vortrag, dh. der vortrag eines menschen, der gewohnt ist, stets genau und richtig zu articulieren, und der nun verse spricht, ohne dass er weifs, dass man ihn augenblicklich auf das rhythmisch-metrische hin belauscht.

Mustern wir die sämtlichen zusammenstellungen von drei

silben, die bei neuhochdeutschen dichtern — selbstverständlich nicht bei stümpern, sondern bei meistern — als daktylen gelten, so ergeben sich drei gruppen. dabei sind die cäsurstellen daktylischer verse, an denen sich die verhältnisse leicht verschieben, mit vorsicht zu behandeln.

Wir haben als gruppe A: die echten, dreiteiligen daktylen, ♩. ♪♩, bei denen also die zweite senkungssilbe an schwere die die erste überwigt; es sind verstacte hüpfenden charakters, bei denen sich leicht, aber nicht notwendig, auch ein beschleunigtes vortragstempo einstellt. solche tacte werden gebildet:

1. durch ein compositum, dessen erster bestandteil zweisilbig, der zweite einsilbig ist: *Wissenschaft* (Gryphius), *Felsenkluft*, *Flügelschlag* (beide bei FrStolberg), (Kissen-)*überzug*, *Rüsteviel*, *honigsatt* (alle drei bei Goethe), *ruhelos* (Schiller), *wolkenlos* (Klopstock), *jammervoll* (Goethe), *zweierlei* (Bürger) usw.;

2. wenn die beiden senkungssilben zusammen ein wort bilden, das den ton auf der zweiten silbe trägt; der fall ist sehr selten: [in das] *Grab hinein* (Schiller);

3. wenn die erste senkungssilbe die tonlose endung eines wortes, die zweite ein selbständiges einsilbiges wort ist: *Mädchen mit* (Annette vDroste), *trennet sich*, [ge]*härtet zum* [Kampf] (Schiller), *fürchte nicht* (Schiller), *schnöde wies dieser ihn* [ab] (Bürger), [den zu] *loben*, *der* (Bodmer), *sagte mir* (Bürger). selbst der proklitische artikel hat noch ein geringes übergewicht über solche tonlose endungen; daher gehören verbindungen wie *über den*, *beide die*, *aber der* mit in diese gruppe. und ebenfalls schliefsen sich den tonlosen endungen die enklitischen pronomina *er* und *es* an: *ging er zur* [Jagd] (Bürger).

Die gruppe B bilden die unechten, zweiteiligen daktylen (♩♪♪), in denen die erste senkungssilbe die zweite an schwere übertrifft. solche tacte können entstehn:

1. durch ein compositum, bei dem der erste bestandteil ein-, der zweite zweisilbig ist; dabei sind die flexionsformen der composita mit den schweren suffixsilben *ling*, *heit*, *ung*, *bar*, *sam*, *los* usw. mitzuzählen. also: *Waldvögel* (Annette vDroste), *Schöpfungen* (Klopstock), *Thüringen* (Goethe), *Jünglinge* (Platen), [Ge]*dächtnisse* (Bodmer), *fruchtbaren* (Goethe), *zahllose* (FrStolberg), *trostlosen* (Lenz), *langsamer* (Hölderlin). auch uneigentliche composita gehören hierher: *Wild Ane*[mon'] (Annette vDroste);

2. wenn die beiden senkungssilben zusammen ein wort bilden, das seinen ton auf der ersten silbe trägt : [ich emp]*fand keine* [Triebe], *All ihre* (beides bei Lenz), *ist euer* [Zeuge] (Klopstock), *Treu ihre* [Kinder] (Herder). diese fälle sind sehr selten und, so viel ich erkenne, bei Goethe, Hölderlin, Geibel und vielen andern dichtern unmöglich. gleichwertig mit solch einem zweisilbigen wort ist übrigens eine silbenverbindung, die aus einer einsilbigen verbalform und darauf folgendem enklitischen pronomen personale gebildet wird : *hier will ich* [sterben] (Herder);

3. wenn die zweite senkungssilbe ein völlig tonlos gewordener proklitischer artikel, die erste eine selbständige einsilbige verbalform, präposition oder conjunction ist : *Sieh in dem* [zarten Kind], *scheu wie das* [zitternde Reh], [das] *Horn durch die* [Wälder] (alle drei beispiele bei Schiller), [der] *Herr zog den* [Arm] (Bodmer);

4. wenn die zweite senkungssilbe ein tonloses präfix oder die völlig unbetonte eingangssilbe eines wortes, die voraufgehnde erste senkungssilbe dagegen ein selbständiges einsilbiges wort, wenn auch nur ein artikel ist : *zart die Na*[turen] (Schiller), [zu]*letzt ihr ver*[stocktes] (Annette vDroste), *heimzuge*[langen], [zu]*erst die er*[habnen], *hört es er*[schien], *dein sich er*[barmet] (die letzten vier beispiele von Bürger), *leicht mein Ge*[sang] (Fritz Stolberg), [ihr] *habt sie be*[freit] (Goethe). an stelle des selbständigen einsilbigen wortes kann auch das einsilbige schwere schlussglied oder suffix eines compositums treten : [zur Ver]*sammlung be*[rufen] (Bürger); [den] *Landmann be*[schränket] (Goethe), [nach der] *Hauptstadt der* [Welt] (Goethe).

Ganz allgemein ist festzustellen, dass nach der eigenart unsrer sprache dreisilbige tacte von der form **B** im deutschen viel schwerer zu finden und viel seltener sind als solche von der form **A**.

In eine gruppe **C** würden sich endlich alle jene complexe von drei silben stellen, zwischen deren zwei senkungssilben keine abstufung erkennbar ist. hier wird es möglich, der einen oder der andern senkungssilbe nach belieben künstlich ein kleines übergewicht zu geben. die wichtigsten erscheinungen in dieser gruppe sind :

1. alle jene wörter, die auf zwei unbetonte silben ausgehn, also formen wie *rauschenden, heftige, betete*;

2. alle silbenverbindungen, in denen die zweisilbige senkung aus den beiden schweren suffixen eines doppelcompositums gebildet wird : *Menschlichkeit* (Schiller), *Sittsamkeit* (Bodmer);

3. alle silbenverbindungen, die sonst wol in die gruppen **A** und **B** eintreten könnten, aber für gruppe **A** eine zu schwere erste, für gruppe **B** eine zu schwere zweite senkungssilbe haben: *Jungfrau und* (Schiller), *einsam mit* (Bodmer), [jedes] *Gliedmaſs an* [ihnen] (Bodmer), *Mitleid und* [Liebe] (Lenz), *Leinwand von* [Gent] (Goethe);

4. alle silbenverbindungen, in denen die zweisilbige senkung durch die tonlose endung eines wortes und das tonlose präfix eines andern gebildet wird : *Blumen ver*[einigt] (Schiller), [in der] *Speere Ge*[wühl] (Schiller); *Völkerge*[bieter] (Bürger). die tonlose endung kann auch durch den tonlosen, von einer präposition abhängigen artikel vertreten werden : *An dem Ge*[burtstag] (Bodmer);

5. alle silbenverbindungen, in denen die zweisilbige senkung durch das zusammentreffen eines enklitikon und eines proklitikon entsteht : *löst sich das* [Band] (Schiller), [Woher] *nehm' ich die* [farben] (Bodmer).

Gewis wird bei weiterer untersuchung und differenzierung die gruppe **C** noch einzelnes an die gruppen **A** und **B** abzugeben haben. ich möchte aber bei einem ersten versuch der einordnung lieber zu viel vorsicht, als zu viel willkür walten lassen.

Nun erhellt wol von selbst, dass ganz verschiedene rhythmische würkungen entstehn müssen, je nachdem, ob in einer dichtung tacte der einen oder der andern art überwiegen. gedichte, in denen nur eine art von tactfüllungen rein und ausnahmelos durchgeführt wäre, gibts nicht. wie in allen metrischen fragen im deutschen, so muss man auch hier den rhythmischen charakter eines gedichts feststellen nicht nach der absoluten vollständigkeit, sondern nach der mehrzahl der kennzeichen, die nach éiner richtung weisen. also:

1. Wenn in einem gedicht mit vorwiegend dreisilbigen tacten die zahl der tacte von der form **A** erheblich gröſser ist als die von der form **B**, so reiſst der hüpfende charakter, die elasticität und zugleich die straffheit dieser überwiegenden rhythmen auch die veränderlichen tacte von der form **C** mit sich fort und schafft damit ein energisches übergewicht über die minorität von der gruppe **B**. wir dürfen dann im sinne der deutschen metrik von

einem echt daktylischen gedicht sprechen, das in seiner würkung freilich den antiken daktylischen dichtungen diametral entgegengesetzt ist.

2. Wenn dagegen die zahl der tacte von der form **B** denen von der form **A** überlegen ist, so zwingt diese übermacht auch die tacte von der gruppe **C** in die gleiche form und mäfsigt den eiligeren gang der wenigen untermischten verstacte von der form **A**. dann haben wir ein gedicht, dessen versmafs wir nach den principien deutscher metrik als trochäisch mit reichlicher verdopplung der senkungssilben bezeichnen müssen, ein versmafs, das in seiner feierlicheren würkung aber den daktylischen mafsen antiker epen gleichkommt.

3. Halten die tacte von der form **A** und **B** sich die wage, so ist der charakter des gedichts der einer zurückhaltung oder gar unentschiedenheit, der bei einem echten künstler feine würkung tun kann.

Suchen wir nach beispielen für diese drei arten daktylischer gedichte, so finden wir die schönsten belege bei Goethe. als er seine homerische parodie 'Reineke Fuchs' dichtete, da suchte er diesem humoristischen epos die gröste leichtigkeit des vortrags zu geben. natürlich kroch er nicht berechnend mühsam von vers zu vers und tiftelte seine würkungen aus, sondern überliefs sich seinem künstlerischen gefühl. uns aber ist es hinterdrein aufschlussreich, die mittel zu erkennen, durch die er den gewollten eindruck erreicht. da finden wir denn, dass Goethe in den hexametern dieser dichtung zunächst die dreisilbigen tacte streckenweise sehr vor den zweisilbigen bevorzugt. unter den dreisilbigen aber gibt er den leichtfüfsigen echten daktylen von der form **A** das allerentschiedenste übergewicht über die schwereren unechten daktylen von der form **B**. das durchschnittsverhältnis ist:

A	B	C
46 %	11 %	43 %

doch kommen auch stellen vor, in denen das verhältnis sich noch mehr zu ungunsten der gruppe **B** verschiebt. in den versen 1, 1—40 ist die verteilung diese:

A	B	C
49 %	8 %	43 %

n den versen 2, 60—80 gar:

45 %	6 %	49 %

der eingang des gedichts mag eine probe auf die würkung sein:

> Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen: es grünten und blühten
> Feld und Wald; auf Hügeln und Höhn, in Büschen und Hecken
> Übten ein fröhliches Lied die neuermunterten Vögel;
> Jede Wiese sproſste von Blumen in duftenden Gründen,
> Festlich heiter glänzte der Himmel und farbig die Erde.
> Nobel, der König, versammelt den Hof; und seine Vasallen
> Eilten gerufen herbei mit groſsem Gepränge; da kommen
> Viele stolze Gesellen von allen Seiten und Enden,
> Lütke der Kranich, und Markart der Häher, und alle die Besten.

Dabei sind diese quirlend lebhaften verse nicht etwa resultat eines ersten, gleichsam improvisatorischen wurfes. die lesarten verraten uns vielmehr, wie Goethe unverdrossen sich bemüht hat, überladene tactfüllungen zu entlasten und, wo es irgend angieng, ursprünglich einsilbige senkungen in zweisilbige zu verwandeln: 1, 28 *beschmitzt > besudelt;* 2, 61 *verschmäht > verschmähet;* 2, 66 *der Fuchs > der Rothe;* 2, 74 *zu Fuſs > zu Fuſse;* 2, 192 *selbst > selber;* 2, 201 *verschmäht > verspottet* usw. der eingangsvers hatte ursprünglich den stockenden gang:

> Pfingsten kam, das liebliche Fest; schon grünten und blühten,

während er jetzt unaufhaltsam dahinplätschert:

> Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen; es grünten und blühten;

2, 61 lautete ursprünglich:

> Ei! verschmäht ihr so den Honig, mancher begehrt' ihn!

jetzt lesen wir:

> Ei! verschmähet ihr so den Honig, den mancher begehret?

solche beispiele bietet der apparat der Weimarer ausgabe in fülle. übereinstimmend zeigen sie, wie der dichter durch seine correcturen die tacte vermehrte, die wir als echte deutsche daktylen bezeichnet haben und die nun durch ihre übermacht die minderzahl der unechten daktylen in den lustigen wirbel mit hineinreiſsen.

Genau das gegenbild zeigt 'Hermann und Dorothea'. jenes hüpfende versmaſs wäre der würde dieses ernsten stoffes unangemessen gewesen; und darum hat Goethe, wider nicht vom nachdenken, sondern von seinem unbeirrbar richtigen gefühl geleitet, den gewichtigen unechten zweizeitigen daktylen von der form **B** hier breiteren raum gegeben. natürlich können diese tacte, die, wie erwähnt, im deutschen gemäſs der eigenart dieser sprache an sich schon seltener sind, nicht in so groſser überzahl auftreten wie im 'Reineke Fuchs' die echten daktylen. auch

hat Goethe in 'Hermann und Dorothea' nicht einen einheitlichen charakter des versmafses durch das ganze hin durchgeführt. vielmehr liebt er ein differenzierendes verfahren, das aber doch immer beweist, wie er, wo es irgend angeht, die unechten daktylen den leichteren echten die wage halten lässt. einige stichproben können es erläutern:

In den versen 1, 1—31, der behaglichen rede des löwenwirts, ist das verhältnis:

A	B	C
29 %	30 %	41 %

2, 1—35 in Hermanns zwar äufserlich ruhiger, aber innerlich erregter rede:

A	B	C
38 %	nur 18 %	44 %

2, 82—96 in der rede des apothekers nehmen echte und unechte daktylen gleichen raum ein:

A	B	C
27 %	27 %	46 %

3, 44—66 im gespräch der eltern überwiegen die ruhigeren tacte:

A	B	C
25 %	29 %	46 %

sehr interessant ist die stelle 4, 71—110, die ansprache Hermanns an die mutter. so lange hier die rede leidlich ruhig bleibt, bis v. 92 incl., halten sich die formen **A** und **B** die wage:

A	B	C
25 %	25 %	50 %

von da an, wo die worte schwung und pathos annehmen, siegt die form **A**:

A	B	C
53 %	14 %	33 %

aber selbst an stellen, wo die leichteren tacte von der gruppe **A** in der mehrzahl sind, ist doch das übergewicht selten erheblich. 5, 1—38 in der rede des pfarrers:

A	B	C
28 %	23 %	49 %

6, 1—19 in den worten des fremden richters:

A	B	C
33 %	25 %	42 %

Diese beispiele können genügen. hinzuzufügen ist nur noch,

dass der eindruck der ruhe und gemessenheit in dieser dichtung noch durch die aufserordentlich vielen zweisilbigen tacte verstärkt wird, die nach meiner erfahrung so zahlreich nur bei Bürger vorkommen.

Mögen auch hier die eingangsverse des epos als probe dienen:

Hab' ich den Markt und die Strafsen doch nie so einsam gesehen!
Ist doch die Stadt wie gekehrt! wie ausgestorben! Nicht funfzig,
Deucht mir, blieben zurück, von allen unsern Bewohnern.
Was die Neugier nicht thut! So rennt und läuft nun ein jeder,
Um den traurigen Zug der armen Vertriebnen zu sehen.
Bis zum Dammweg, welchen sie ziehn, ist's immer ein Stündchen,
Und da läuft man hinab, im heifsen Staube des Mittags.
Möcht' ich mich doch nicht rühren vom Platz, um zu sehen das Elend
Guter fliehender Menschen, die nun, mit geretteter Habe,
Leider, das überrheinische Land, das schöne, verlassend,
Zu uns herüber kommen, und durch den glücklichen Winkel
Dieses fruchtbaren Thals und seiner Krümmungen wandern.

Und möge auch hier darauf hingewiesen werden, dass nicht im ersten versuch dem dichter diese beabsichtigte ruhe der verse sich einstellte.

1, 1 war ursprünglich reich an hüpfenden tacten von der form A:

Hab' ich doch Strafsen und Markt noch nie so einsam gesehen!

dann sogar:

Sah ich doch Strafsen und Markt noch nie so verlassen und einsam!

und nun erst:

Hab' ich den Markt und die Strafsen doch nie so einsam gesehen!

Ebenso 1, 4 ursprünglich:

Rannte doch jeder und lief, mit unbezwinglicher Neugier,

während es jetzt heifst:

Was die Neugier nicht thut! So rennt und läuft nun ein Jeder.

Aus diesen proben geht wol zur genüge hervor, dass wir zwar immer noch sagen dürfen, 'Reineke Fuchs' und 'Hermann und Dorothea' sind beide im gleichen versmafs, nämlich in hexametern abgefasst. tiefer aber ins wesen der sache dringen wir, wenn wir die unterschiede hervorheben und betonen, 'Reineke Fuchs' ist überwiegend in echten daktylen geschrieben, während in 'Hermann und Dorothea' durch grofse strecken hin die unechten daktylen überwiegen. in der würkung sind die beiden versmafse weit von einander unterschieden.

Als drittes käme neben dem vorwalten der form A oder

dem der form **B** noch die mischung beider in betracht. doch ist diese meist nicht das resultat starken, sondern mangelnden stilgefühls. künstlerische würkung tut sie in Schillers 'Dithyrambe', dem gedicht mit den auffällig vielen schweren einsilbigen wörtern im ersten tact der daktylischen verse. auch kann es bedeutenden eindruck machen, wenn inmitten ruhigerer verse plötzlich eine episode von echt daktylischem rhythmus erscheint oder umgekehrt. ein beispiel bieten Schillers 'Geschlechter' v. 12—15, wo voran zwei verse unechter daktylen (form **B**) die jungfrau charakterisieren, sodann zwei verse echter daktylen (form **A**) dem jüngling gewidmet sind:

Scheu wie das zitternde Reh, das ihr Horn durch die Wälder verfolget,
Flieht sie im Mann nur den Feind, hasset noch, weil sie nicht liebt.
Trotzig schauet und kühn aus finstern Wimpern der Jüngling,
Und gehärtet zum Kampf spannet die Sehne sich an.

Im ganzen sind im deutschen daktylische gedichte von der hüpfenden art viel häufiger als die von der andern gattung. und es dient sehr zur kennzeichnung eines dichters, wenn man weifs, ob er die tacte der gruppe **A** oder die der gruppe **B** bevorzugt. auch hierfür ein paar belege:

Für das 17 jh. ist die entscheidung noch schwer zu treffen, weil 1. damals in der papiernen metrik eins der folgenschwersten gesetze galt, nämlich, dass jedes einsilbige wort ohne rücksicht auf seine stellung im satz nach belieben als lang oder kurz (dh. betont oder unbetont) zu brauchen war, und weil 2. wortaccent in der prosa und im vers sich nicht immer deckten. im vers konnte man *bisher, frühzeitig, abscheiden, anbinden* usw. betonen. trotz dieser schwierigkeit treten aber doch unterschiede unter den dichtern hervor. Gryphius zb., der leidenschaftliche grübler, wenn er ausnahmsweise einmal daktylen anwendet, bevorzugt tacte von der form **A**, während Simon Dach, dessen zurückhaltender art dieses versmafs überhaupt wenig zusagt, in seinem einzigen versuch, dem allerdings zu einer melodie gedichteten hochzeitscarmen für Anke van Tharaw, die behäbigeren tacte der form **B** besonders in der mitte des liedes überwiegen lässt. das verhältnis ist:

A	B	C
35 %	39 %	28 %.

Im 18 jh. ist es interessant zu sehen, wie Klopstock von seinem gefühl geleitet worden ist. will man erkennen, wie er bemüht war, für den antiken hexameter ein deutsches surrogat zu schaffen, so braucht man nur die erste fassung des Messias mit der letzten zu vergleichen, muss dabei natürlich, da es uns hier auf rein metrische fragen ankommt, sich nicht durch stilistische merkmale den blick trüben lassen.

Das resultat der untersuchung ist:

1. Die zahl der zweisilbigen tacte in Klopstocks hexametern nimmt beständig zu, die der dreisilbigen nimmt ab. 1748 machen die zweisilber (abgesehen von den selbstverständlich zweisilbigen sechsten tacten der hexameter) 26 % aus, 1799 betragen sie 35 %.

2. Unter den dreisilbigen tacten bleibt 1799 die absolute summe der unechten daktylen (gruppe **B**) allerdings der von 1748 gleich; das bedeutet aber bei der verringerten gesamtzahl der dreisilbigen tacte procentualisch eine vermehrung. das verhältnis ist:

	A	B	C
1748:	35 %	19 %	46 %
1799:	34 %	22 %	44 %

Durch diese beiden mittel sind Klopstocks hexameter von ausgabe zu ausgabe ruhiger geworden und haben sich der würkung antiker hexameter um ebensoviel genähert, wie sie sich von deren structur entfernt haben.

Dazu kommt ein drittes : die allzuschweren consonantenreichen silben und die verstöfse gegen den prosaaccent meidet Klopstock bei zunehmenden jahren nach kräften in der zweisilbigen senkung. er nimmt seinen versen damit manches hemmnis und verstärkt durch die gröfsere glätte abermals den eindruck epischer ruhe.

Uns interessiert hier am meisten die beobachtung, dass Klopstock gelegentlich das ganz richtige, sicherlich unbewusste gefühl hatte, dass unechte daktylen (form **B**) der würde eines ernsten epos am angemessensten sind. dafür sprechen manche sehr bezeichnende verbesserungen im 'Messias', die sich sonst schwer deuten liefsen:

1, 3 : 1748 Und durch die er Adams G*eschlechte die* Liebe der Gottheit
1799 Und durch die er Adams G*eschlecht zu der* Liebe der Gottheit

1, 35 : 1748 Gott kam *selber vom* Himmel herab
1799 Gott kam *selbst von dem* Himmel herab

1, 107 : 1748 An dem Hügel, den ich vom *Blute des* Bundes schon voll sah
1799 An dem Hügel, den *ich von des* Bundes Blute schon voll sah
1, 247 : 1748 *ohne die* Dämmrung
1799 *nicht in der* Dämmrung

und so noch viele änderungen und vor allem zahlreiche zusätze.

Dass Klopstock auf diesem wege auch von Bodmer begleitet wird, will wenig sagen, da die schweizerischen hexameter nichtsdestoweniger unharmonisch bleiben; für die erleichterten rhythmen hat Bodmer viel zu plumpe schwere tactfüllungen angewant. das verhältnis im 'Noah' ist übrigens:

	A	B	C
1752:	38 %	14 %	48 %
1765:	38 %	21 %	41 %

Nach diesen betrachtungen kann man nun auch zum teil schon den streit über den deutschen hexameter entscheiden, für den freilich aufserdem noch cäsurfragen, zahl der zweisilbigen tacte ua. in rechnung kommen.

1. Die frage ist oft gestellt worden : haben wir überhaupt deutsche hexameter? darauf ist je nach dem standpunct mit ja und mit nein zu antworten. der deutsche dichter muss sich entscheiden, ob er mehr die äufsern merkmale oder mehr die innere würkung antiker hexameter nachahmen will. man kann das eine so gut wie das andre. Goethe hat es bewiesen, dadurch, dass er unbewusst seinem rhythmischen gefühl folgte. was Voss und Schlegel mit allzu klarem bewusstsein sich abquälten, das sind zum grofsen teil zwar äufserlich richtige, aber melodielose exercitien geworden. der antiquarische reiz ist für den kenner gröfser als der ästhetische. Goethes hexameter aber sind, auch wenn sie akademischer strenge nicht genügen, künstlerisch der schönste ersatz für antike epische verse, den wir haben. und es ist ein glück zu nennen, dass der allzu gewissenhafte dichter durch äufsere verhältnisse daran gehindert wurde, den gutgemeinten verbesserungsvorschlägen von Heinrich Voss zu folgen.

2. Auch Gottfried August Bürgers einwände gegen den hexameter finden durch unsre charakteristik daktylischer verse teilweise ihre erledigung. bekanntlich hat dieser dichter nicht nur sehr lesenswerte gedanken über die übersetzung der alten niedergeschrieben, sondern auch einen grofsen teil der Ilias einmal in hexameter, ein andermal in fünffüfsige jamben übertragen, um

die entscheidenden vorzüge dieses zweiten versmafses einleuchtend zu machen. nun muss man in diesem falle würklich der jambenübersetzung den preis zuerkennen. damit ist aber durchaus noch nicht erwiesen, dass der hexameter grundsätzlich für das deutsche unbrauchbar sei, sondern nur dass er es für Bürger war. das verhältnis echter und unechter daktylen in seiner übersetzung ist ungefähr:

A	B	C
41 %	12 % (in manchen partien bis zu 8 % sinkend)	47 %

wenn nun Bürgers hexameter einerseits durch eine überfülle zweisilbiger tacte (es sind abgesehen von den sechsten hexametertacten 41 %) äufserst schleppend wurden, und er anderseits durch einen starken procentsatz echter daktylen (form A) die mangelnde beweglichkeit wider erzwingen wollte, dann konnte er bei so zwiespältigem bemühen wol sagen, die Ilias lasse sich in deutsche hexameter nicht poetisch würksam übertragen. für s e i n e beständig stockenden und wider angetriebenen hexameter hatte er recht.

3. Ein abermaliger einwand ist sodann von dem geistvollsten manne erhoben worden, der überhaupt in metrischen fragen während des 18 jhs. das wort ergriffen hat : von Karl Philipp Moritz in seinem 'Versuch einer deutschen prosodie'. er will überhaupt keine deutsche hexameter als solche gelten lassen und erklärt sie in bausch und bogen für trochäische verse, untermischt mit daktylen. er hat in der tat für einen teil der in frage kommenden verse das richtige getroffen, sogar noch in weiterem sinne, als er selbst geglaubt hat. haben wir doch selbst die eine hälfte der deutschen daktylischen verse, die unechten daktylen, also gerade diejenigen, die der würkung antiker daktylen am nächsten kommen, für eine abart trochäischer verse erklären können.

4. Und endlich mag noch die meinung eines letzten zweiflers erörtert werden. Platen hat gewarnt:

Weil der Hexameter episches Mafs den Hellenen gewesen,
  Glaubst du, er sei deshalb Deutschen ein episches Mafs?
Nicht doch! Folge des Wissenden Rat! zu geringen Gedichten
  Wend' ihn an! Klopstock irrte wie viele mit ihm.

Um das zu verstehn, muss man untersuchen, wie Platens eigene, nach seiner ansicht also doch normale hexameter aussehen. und da findet man nach unsrer unterscheidung immer annähernd die gleiche gruppierung.

In den 'Antiken':

A	B	C
30 %	20 %	50 %

im 'Theater von Taormina':

A	B	C
35 %	17 %	48 %

in den 'Fischern auf Capri':

A	B	C
34 %	21 %	45 %

und ähnliche verhältnisse überall. als durchschnitt etwa:

A	B	C
34 %	19 %	47 %.

Was also Platen im ohre klang, das waren hexameter, die zwar nicht die beweglichkeit der verse des 'Reineke Fuchs' haben, aber doch für die würde eines grofsen epischen stoffes reichlich unruhig sind. hatte KPhMoritz nur die eine hälfte der hexameter durch seine definition umspannt, so hat Platen nur die andre im auge. und darin kann man ihm recht geben: seine eigenen leichtfüfsigen hexameter eignen sich für das grofse monumentale epos nicht zum besten.

So hat denn unsre untersuchung, die ausschliefslich den daktylischen teil der hexameter betrachtet hat und natürlich durch manche paralleluntersuchung zu ergänzen wäre, sich doch hoffentlich nicht als nutzlos erwiesen. mir wenigstens ist die gröfse der verskunst Goethes, die unbewusst, traumwandlerisch sicher das rechte trifft, selten so klar geworden wie durch die erkenntnis, dass er in seinen beiden epischen dichtungen den hexameter so für seine zwecke zu modeln wuste, dass im grunde zwei verschiedene versmafse daraus wurden.

Leipzig. ALBERT KÖSTER.

DIE NORDISCHEN VÖLKER BEI JORDANES.

1. NAMENFORMEN UND TEXT.

Wenn irgendwo bei einem schriftsteller der antiken zeiten nordische endungen bewahrt sein können, so ist das in dem nordischen völkerverzeichnisse bei Jordanes der fall, das nach Müllenhoffs einleuchtender vermutung DA. II 57. 67 zu seinem grösten teile auf mündlichen nachrichten jenes nordischen königs Rodvulf beruht, der nach demselben alten gewährsmanne sein königreich verlassen hatte, um beim Gotenkönig Theoderik in Italien schutz zu suchen und zu finden.

Die merkwürdigen unlateinischen wortendigungen eines teils dieser völkernamen haben schon Zeufs veranlasst (Die Deutschen und die nachbarstämme 505), bei *uagoth, gautigoth, uinouiloth* an eine nationale flexion und zwar an die got. pluralendung *-ōs* zu denken, was er durch die tatsächlich got. pluralendung in *Suehans* desselben Jordanesabschnittes, sowie durch die mehrfach vorkommenden got. endungen *-ans* und *-ens* (di. *-jans*) jenes andern abschnitts, in dem die von Ermanarik beherschten völker aufgezählt werden, stützen zu können glaubte. ich selbst bin nach vielen fruchtlosen versuchen, die namencomplexe nach möglichen l a t e i n i s c h e n pluralendungen neu einzuteilen, zu der überzeugung gelangt, dass allerdings nationale, aber nicht gotische, sondern urnordische pluralendungen neben den lateinischen zu grunde liegen, und zwar so, dass diese nordischen plurale, die in den lateinischen text zumeist als indeclinabilia eingiengen, als von den südlichen litteraten nicht verstandene und daher grammatisch nicht controlierbare complexe schon bei der ursprünglichen aufnahme entstellt wurden und dann im laufe der graphischen fortpflanzung noch weiteren verderbnissen unterlegen sind, während der eine got. declinierte name *Suehans*, sowie die lateinische flexion tragenden *Screrefennae, Finnaithae, Gauthi* ua. in ihrem auslaute von jeher durchsichtig erschienen und so auch im grofsen und ganzen geblieben sind.

Dass es mit der von Zeufs vorgetragenen auffassung der endung *-oth* als got. *-ōs* nicht geht, hat Müllenh. DA. II 63 bei gelegenheit seiner beurteilung von *gautigoth* wesentlich aus gründen der wortbildung behauptet; für mich von noch gröfserem gewichte ist die absolute unwahrscheinlichkeit einer darstellung

von auslautendem got. *-s* durch *th* (*þ*), das wäre eine lautsubstitution, die nicht nur ohne beispiel ist, sondern zu der auch von got. wie lat. seite her bei wesentlicher gleichheit des tonlosen *-s* nicht der geringste anlass vorlag. aber urnordische pluralendungen im völkerverzeichnisse sind nicht nur überhaupt aus dem munde Rodvulfs mit gröfserer wahrscheinlichkeit zu erwarten als gotische, sondern ihr auslautendes *ʀ* war auch ein weder got. noch latein. genau ersetzbarer laut, der zu sonst ungewöhnlichen substitutionen wol anlass geben konnte. zumal dort können nordische namen in der form ihrer originalen lautaufnahme in den bericht übergegangen sein, wo weder die ethnographische kenntnis der Goten eine gotische, wie bei den *Suehans*, noch die wenigstens litterarisch umfassendere kenntnis der römischen kreise eine lateinische, wie bei den *Screrefennae*, *Gauti* usw. an ihre stelle setzen konnte.

Zu dieser annahme, die ja an und für sich schon probabel ist, veranlasst mich im besonderen und in bestimmteren umrissen der name *Feruir* in der zweiten längeren reihe (Jordanes Getica ed. Mommsen 59, 10), ohne varianten überliefert, der den eindruck eines gut transscribierten und wolerhaltnen urnord. plurals der *i*-declination **Ferwīʀ* macht und der einer umschreibung in latein. **Ferui(i)* leicht deshalb entgangen sein kann, weil der name eben sonst völlig unbekannt, aus latein. oder griechischen quellen nicht weiter nachweisbar war.

Aber der fall, dass urnord. *ʀ* durch latein. *r* dargestellt sein kann, ist für den ersten blick nur éiner, und der schlüssel zu den übrigen unlateinisch endigenden namen wäre nicht gefunden, wenn man nicht zu der annahme fortschritte, es sei in andern fällen urnord. *ʀ* auch anders als durch latein. *r* widergegeben worden.

An der spitze der eben erwähnten reihe des völkerverzeichnisses findet sich der name *helmil* A (var. *ahelmil* HPV²L, *athelmil* V¹, *athelnil* OB, *ahelmi* X, *ahemi* Y), dessen auslautendes *l* keine mögliche lat. pluralendung ist und bei geforderter zurückführung auf eine solche lediglich als einmal geschehene verlesung für oberlanges *i* erklärt werden könnte.

Ist aber dieses *l* kein irrtum der graphischen widergabe, sondern richtige form der ersten wortaufnahme, so kann es für urnord. *ʀ* stehn und einem urnord. volksnamen **Helmīʀ* an-

gehören. der ersatz von *R* durch *l* ist dabei nicht etwa germanisch, sondern fällt dem romanischen aufzeichner zu und verhält sich wie der ersatz von germ. *r* durch lat. *l* in der latein. umbildung des volksnamens *Hermundurus* bei Aulus Gellius *Hermŭndŭlŭs* (Zeuss 104), eine umbildung, der sich auch Jordanes Get. 87, 16 bedient : *Hermundolus*, so die haupthss., während Z allein die gewöhnliche form des namens *Hermundurus* hergestellt hat. auch wenn bei Jord. 108, 4 die hss. im volksnamen *Olibriones* zt. *l* wie A, zt. *r* : *Oribriones* wie L zeigen, wird es sich nicht um eine verwechslung des schriftbildes von *l* und *r*, sondern um lautlichen ersatz, hier allerdings umgekehrt *r* für *l* handeln.

Das *a* oder *at* in den varianten des nordischen volksnamens ist angeschleift und nichts anderes als eine latein. den text fortführende conjunction, am ehesten eine alte kürzung *autem*, wofür Wattenbach Anleit. z. lat. palaeogr. 4 aufl. 68 tatsächlich die form A͡T angibt, während die hs. H nach Mommsens prooem. zu Jordanes XLVI für diese conjunction allerdings nur die kürzung *aū* darbietet.

Dass das *a* oder *at* aber zum namen überhaupt nicht gehört, ergibt sich aus der in A stehnden form, wo dasselbe übergangen ist. der copist von A kann übrigens die partikel auch für eine in der luft hängende präposition *a* gehalten und deshalb weggelassen haben. die form der haupthss. *ahelmil* erklär ich so, dass in dem fälschlich zusammengezogenen **athelmil* zunächst eine verlesung von *t* zu *c* eingetreten ist und dass dann in **achelmil* an stelle des scheinbar hiatusfüllenden *ch* einfaches *h* gesetzt wurde. dieser graphische process widerholt sich wenigstens sogleich bei der schreibung des volksnamens der *Hǫrdar* Jord. 60, 2, wo aus einer form **(h)arothi* der urhs. zunächst mit *c* für *t* : *arochi* HPVAX und endlich mit *h* für *ch* : *arohi* L geworden ist.

Wie stilgerecht übrigens die adversative conjunction am eingange des in rede stehnden abschnitts ist : *post hos *autem Helmil, Finnaithae, Feruir* . . . ergibt sich aus den übrigen einführungen der einzelnen völkerreihen des verzeichnisses, wie *aliae uero ibi sunt gentes,* oder *alia uero gens ibi moratur,* oder *sequitur deinde diuersorum turba nationum*, weiters *sunt et his exteriores,* ferner *nec non et pares eorum,* endlich *sunt quam-*

quam et horum positura, sodass an der richtigen bewertung der partikel *a* oder *at* wol nicht im geringsten gezweifelt werden kann.

Der schluss dieser reihe *Gauthigoth acre hominum genus* . . ., so die haupthss., var. *Gautigoth* OBXY, ist weiters lehrreich für die art, wie die ganze aufzeichnung der nordischen völker überhaupt betrachtet werden muss. *Gauthigoth* ist eine blofse zusammenschreibung, zu trennen und zu ergänzen in **Gauthi Gothi*, wobei *Gothi* als apposition und erklärung des vorangehnden nordischen volksnamens *Gauthi* aufzufassen ist. auf welchem wege der complex *goth* sein auslautendes *i* verloren habe, ist unsicher. möglicherweise aber war der geläufige volksname überhaupt endungslos und nur mit übergesetztem striche dargestellt, also in der form *goth̄*, die Mommsen im prooemium zu Jordanes L neben *ostroḡ, gep̄, theod̄* als kürzungen des cod. Mediol. Ambros. notiert; man vergleiche hierzu noch *rug* O* corr. in *rugi* O Jord. 60, 2. oder *ostrogoth̄* A Jord. 121, 2 für acc. plur. *-gothas*.

Die meinung der stelle ist also eine meinung im sinne des Cassiodorus-Jordanes, nämlich die, dass die Gauten : Goten seien; gar nicht überraschend in einer schrift, in der, um den glanz des herschenden volksstammes zu erhöhen, die gotische geschichte 1300 jahre vor Jacob Grimm mit kühnem schlusse an die der Geten angeknüpft und überall in der alten geschichte der scythisch-thrakischen länder vermeintliche gotische beziehungen aufgedeckt werden. keineswegs ist hier von einer nachricht des Rodvulf die rede, aber als glossierende erläuterung ex mente Cassiodori-Jordanis ist die apposition *Gothi* vollkommen aufrecht und alle versuche den complex *Gauthigoth* als besonders abgeleitete form **Gautigôs* Zeufs 511, oder als compositum **Gautþjôd* Müllenh. DA. II 63, oder in der form **Gauthgothi*, **Gauthigothi* als eine schlechte erfindung des Cassiodorus zu erklären, die aus derselben fabrik wie *Gothiscandza* stamme und die absicht verfolge, das volk der südlichen Skadinavia von den Goten des festlandes und der inseln, den *Hreidgotar* und *Eygotar* zu unterscheiden, Müllenh. ebd., sind nicht zu billigen.

Sachlich enthält ja die erläuterung **Gauthi* (*Gothi*) allerdings einen irrtum, den irrtum eines gelehrten, der den Gotennamen an den anklingenden namen der Gauten heftet, aber von einem kunstproduct der ethnographischen nomenclatur ist hier so wenig die rede, wie bei dem namen *Gothiscandza*, von dem ich längst

gezeigt habe, dass er ein vollkommen richtig und gut gebildeter, auch ethnographisch wol zu rechtfertigender ortsname sei.

Verstanden sind an dieser stelle des Jordanes die *Vestrgautar*, nicht die *Östgötar* wie Müllenh. im index zu Mommsens Jordanesausgabe annimmt. es ergibt sich das sogleich aus dem folgenden texte, der fortfährt . . . *sunt et his exteriores Ostrogothae, Raumariciae, Ragnaricii, Finni mitissimi* . . ., denn die aufzählung wählt hier im wesentlichen die *Vestrgautar* zum mittelpunct und nennt als *exteriores* (nicht *ulteriores*), di. als nach aufsen von diesem mittelpunct gelegene nachbarn im umkreise zuerst die *Austrgautar* im osten, dann die *Raumar* im nordwesten, die leute von *Rânríki* im westen, endlich die *Finni mitissimi* im norden.

Dabei ist der name *Ōstrogŏthae* (so an allen 18 stellen bei Jordanes in allen 10 hss. Mommsens), gotisch-lateinisch schon wegen des monophthongs *ō* im ersten teile gegen altes germ. *au* in *Gauthi*, wider eigener ersatz des Cassiodorus-Jordanes für den nordischen nationalen namen im berichte Rodvulfs, der, wenn er als compos. vorlag, vielleicht **AustragautoR* gelautet hat.

Während also bei *Gauthi* der würkliche, nur in der flexion latinisierte nordische name noch dasteht und durch nach art einer glosse beigesetztes *Gothi* erläutert ist, hat der ursprüngliche verfasser an der zweiten stelle den nordischen ausdruck völlig unter den tisch geworfen und sich seiner ethnologischen meinung entsprechend dafür der bei den römischen gelehrten üblichen nostrificierten form des Ostgotennamens bedient.

Eine bemerkenswerte lautsubstitution *r* für *đ* zeigt der name der *Skridefinnen* bei Jord. 59, 1 *gentes Screrefennae*, so in den hss. der 3 classe XYZ, wozu die formen der übrigen hss. im verhältnis von graphischen verstümmlungen des complexes *gente(s) s(c)(re)refennae* stehen. so ergab sich *crefennae* in OB durch verlust des anlautenden scheinbar dittographischen *s* (nach *gentes!*) und des zweiten gleichfalls anscheinend dittographischen *re*; einseitigen ebenfalls pseudo-dittographisch zu beurteilenden *sc*-verlust zeigen die formen *rere(ae)fennae(e)* in HPVL, noch weitern verlust endlich die *refennae* in A.

Es ist durchaus nicht sicher, dass in der form *Screrefennae*, die die completeste und für Cassiodor-Jordanes ältest erreichbare ist, das innere *r* im wege der graphischen reproduction für *d*,

bezw. *t, th* Müllenh. index zu Jord., eingetreten sei, es wird sich bei dieser schreibung des namens, der ags. bei Aelfred *Scridefinnas*, bei Prokopios *Σκριθίφινοι*, bei Paulus Dial. *Scritobini*, bei Adam vBremen *Scritefinni* lautet, wol um einen lautersatz der dentalis handeln, die aus dem zusammenhalte der drei darstellungen *d*, *θ* und *t* ganz sicher als germ. *d* erklärt werden kann.

Dieser lautersatz von *đ* durch *r* aber weist, gleich dem ersatze der german. *i* in diesem namen durch einheitliche *ĕ*, unbedingt auf vermittlung durch eine actuelle sprechform und zwar, wie wir schliefsen müssen, eine lateinisch-romanische sprechform sing. **scrērē-fēnna* aus **skrīđī-finna(R)*, denn, wenn auch Tacitus *Fenni* hat, so zeigt doch das in seinen belegen mit Jordanes zt. gleichzeitige, zt. sogar ältere urnordische hier nicht mehr *e* sondern *i*, so im personennamen *Fino* des steines von Berga, und *i* müste selbstverständlich auch das wulf. gotische haben.

Dieser lautersatz *r* für *đ*, der auch innerhalb des germanischen eine vereinzelte, wenn auch nicht ganz identische parallele hat : ahd. *erdo* für *eddo* zb. Hild., got. *aiþþau* (man vgl. auch das hiatusfüllende *r* in ahd. *scrirun* für **scriun*), lässt die möglichkeit zu, dass er im verhältnis germ. lautgebung zu lat. reproduction auch umgekehrt eintreten konnte, noch mehr vielleicht, wenn das darzustellende germ. *r* kein gewöhnliches, sondern urnord. *R* war. da nun des weiteren auslautendes germ. *đ*, got. wechselnd *d* und *þ*, in lateinischer umschrift sowol durch *d* als auch durch *th* dargestellt wird, wofür die schreibungen bei Jordanes *Beremud* 103, 11, 18, *Evermud* var. *Evermoth* 137, 8, 10 zu got. **mōþs* (belegt nur gen. *mōdis* Lc 4, 28, dat. *mōda* Mc 3, 5), sowie *Himnerith* 107, 22, *Hilderith* 87, 9 zu urnord *-rīdaR* 'eques' zeugnis geben, so ergibt sich für die auf *-oth* auslautenden namen des nordischen völkerverzeichnisses wie *Vagoth*, so ohne varianten, die möglichkeit, dass sie durch vermeintliches *-ođ* auf tatsächliches urnord. *-oR* zurückgehn, dass also im gegebenen falle der erste aufzeichner des von Rodvulf **WagoR* gesprochenen namens **wagođ* gehört und dies als *uagoth* schriftlich fixiert habe. die bei Zeufs 505 aufgestellte gleichung *uagoth* : an. *Vagar* anwohner am fufse des Dofrafjalls scheint demnach vom standpuncte der etymologischen verwantschaft wol discutierbar, weniger freilich nach unsrer kenntnis vom geographischen, da der Dovrefjeld nach FMS. 12, 275 zwischen Trondhjemsamt und Hede-

markensamt in Norwegen gelegen ist, die völker der ersten längern reihe aber, wie schon die von Müllenh. DA. II 62 auf die küstenlandschaft *Tjust* an der Ostsee bestimmten *Theustes* lehren, in Südschweden orientiert werden müssen.

Sicherer gehört unmittelbar zum norweg. volksnamen der in der inschrift von Opedal im dat. *Waȝe* überlieferte masculine personenname **Waȝaʀ*. es steht aber kaum etwas dawider, in den *Uagoth*, **Wagoʀ* des Cassiodorus-Jordanes eine mit den norwegischen *Vagar* gleichbenannte, jedoch geographisch getrennte völkerschaft zu erblicken.

Was den folgenden namen der reihe *bergio*, var. nur *bargio* O und *hergio* A, betrifft, so wäre derselbe lateinisch gefasst hinter dem *i* abzuschneiden. es erübrigte dann ein *o*, das zum folgenden namen gezogen eine form **ohallin* ergäbe, deren deutbarkeit mir gröfseren schwierigkeiten zu begegnen scheint, als der in gewöhnlicher weise abgeteilte complex *hallin*. ich nehme also lieber an, dass das *o* tatsächlich an das ende des voranstehnden namens gehöre und dass dann *bergio* zu urnord. **bergioʀ* zu ergänzen sei, di. nom. plur. eines *ia*-stammes, dessen auslautendes *ʀ* schon in der originalaufnahme unausgedrückt geblieben ist. diese unterschlagung des consonantischen auslauts ist ohne zweifel schon in den lautlichen eigenschaften des *ʀ* bedingt, das ein laut von schwacher articulation war und bei der schriftlichen fixierung mit den alphabetischen mitteln des lateinischen, das für ihn keinen adaequaten buchstaben besafs, leicht auch vollständig übergangen werden konnte.

In ausgedehntem mafse verstummt bekanntlich das auslautende aus germ. *z* entwickelte westgerm. *r*, und es ist nicht ausgemacht, dass dies erst auf der stufe *r* geschehen sei, es kann dies verstummen vielmehr schon auf der auch für das westgerm. vorauszusetzenden stufe *ʀ* eingetreten sein.

Der folgende name *hallin*, var. *hallim* AY, zeigt die pluralform des an. *yxn* aus **uxniʀ* (Noreen An. gramm.[2] 177), dh. er ist als **hallinn* zu verstehn, wobei *-ĭnn* assimilation aus *-ĭnʀ*, *-ĭnĭʀ* die pluralendung eines swm. *n*-stammes mit *e*-vocalisierung, germ. *-ĕnĕz*, vorgerm. *-enes*, griech. in *ποιμένες* darstellt.

Die erhaltung des pluralischen *ĕ* in urnord. *đohtrĭʀ*, *θύγατρες*, des steines von Tune kann gegen die hier angenommene synkope und assimilierung nicht geltend gemacht werden, da

urnord. *-riR* aus *-erez* eben eine andre form der synkope zeigt und die urnord. genitive sing. von *n*-stämmen : *Keþan* Belland und *Igingon* (oder **Igijon*) Steinstad gleichfalls die umformung von *-*ōnz* durch *-*anR*, *-*onR* zu *-an*, *-on* darbieten.

Der letzte complex der reihe *liothida* (var. *liotida* A), auffallend schon wegen des *io*, das für sonst gewöhnliches *iu*, *eo*, *eu* aber allerdings auch in dem personennamen *Thiodimer* 130, 16 bezeugt ist (so 1 mal gegen, nach stellen berechnet, 19 *iu* und 4 *eo* in diesem namen), könnte einen und zwar latein. flectierten volksnamen nur dann darstellen, wenn er nach dem *i* abgeschnitten und das restierende *da* etwa als auf *turba* rückzubeziehende kürzung **dā* = *dicta* gefasst würde. da Wattenbach aber für *dictus* nur die kürzung *dcs* angibt, so ist mir diese annahme bedenklich und ich muss schliefsen, dass *liothida* überhaupt kein volksname, sondern vielmehr ein an stelle eines solchen gesetzter gegendname ist. dabei ist nun wider zweierlei möglich : der gegendname ist ein urnordisches fem. abstractum auf germ. *-iþō*, dann ist er hinsichtlich seines auslautenden vocals latinisiert, oder die endung *-ida* gehört als solche dem urnord. worte an, dann handelt es sich um ein neutrum wie *hlaiwa*, *horna* und um eine neutrale dentale ableitung wie ahd. *zimbrid*, *gebûid* 'bau', *ferid* 'nauigium', *hulid* 'uelamentum', ags. *dœt rœced* 'a house, hall, palace'.

Der erste name der reihe : *Theustes*, var. *Theusthes* O, *Theustis* X, *theutes* HPVL, *teuthes* A, zeigt in den formen der haupthss. ohne inneres *s* einen graphischen aus ligiertem *st* zu erklärenden verlust, der sich nicht anders wie bei *autronia* L gegen *austronia* HPV und andre formen mit *s* Jord. Get. 116, 20 verhält. seine pluralform *-es*, gegen die das einmalige *-is* in X nichts beweist, ist am ehesten eine äufserliche latinisierung durch antritt des pluralischen *s* an eine urnord. adjectivische pluralform **þeuste*, got. **þiustai*. der übertritt der an. masc. pluralendung des adj. in die analogie der nominalen declination durch vermehrung des auslautenden *-e* um ein angehängtes *-r*, der nach dem zeugnisse *sijosteR* des steines von Tune schon urnordisch ist, dürfte also für das völkerverzeichnis Rodvulfs nicht anzunehmen sein. es werden sich hiefür später noch andre anhaltspuncte ergeben.

Die 3 längere reihe lautet nach Mommsen auf grund der haupthss. *dehinc Mixi, Euagre, Otingis*, wozu BXY die varianten *mixti*,

VXYZ *euagrae* und mit zwischenvocal O *euagere*, B *euagerae*, OBX *othingis* gewähren.

Schon Mommsen macht zu der stelle die anmerkung 'possis cogitare de Greutungis', und Müllenh. hat im index hiezu die reihe, die Martens schön übersetzt: 'sodann die Mixer, Euagrer und Otingis', wenigstens auf **mixti Euagreotingis* reduciert, also auf nur einen componierten volksnamen, dessen ersten teil *eua-er* freilich als ungedeutet erklärt. aber die etymologische gleichheit des zweiten teils mit dem got. volksnamen der *Greuthungi* hebt er hier wie DA. II 64 ausdrücklich hervor. es wäre nun bei festhaltung eines compositums mit *eua-* im ersten teile gewis möglich, dass, wie Müllenh. am zweiten orte vermutet, der name *Greotingi* als solcher determiniert wäre, sei es mit einem auszeichnenden beiworte wie *Herescildingas* oder *Sûrdene* im Beowulf, sei es geographisch wie etwa die *Walagoti* di. 'die italischen Goten' der fränk. völkertafel DA. II 280, es wäre aber ebenso möglich, dass schon die örtliche grundlage des nordischen namens determiniert war und man also von einem localnamen **Evagreot-* auszugehn hätte.

Ich ziehe aber in erwägung, ob nicht *eua* überhaupt etwas andres, als ein teil des volksnamens, etwa eine im verlaufe der graphischen weitergabe zur form *eua* gelangte lateinische conjunction sei, die an dieser stelle des textes zwar nicht erforderlich, jedoch bei dem mit conjunctionen nicht sparsamen Jordanes auch nicht auffällig erscheinen könnte. da passt nun m. e. sehr wol latein. *etiam*, das durch kürzung *etiā* leicht zu *eua* werden konnte und den satzteil *dehinc mixti *etiam Greotingis*, vor dem komma, nicht punct zu setzen ist, aufs schönste an die Gauten anknüpft, von denen also gesagt ist, dass sie von irgend einem puncte an mit den Greotingen gemischt wohnen.

In der 4 reihe ist das formelle verhältnis von *raumariciae(e) ragnaricii* HPVLA, var. *raumaricae ragnarici* OBXY zu erörtern, wo Mommsen höchst merkwürdig *Raumarici Aeragnaricii* in den text setzt. es ist dabei doch wol nicht zweifelhaft, dass die diesen zwei verschieden ausgeprägten lateinischen umschriften vorausliegenden nationalen plurale einheitlicher form gewesen seien, dass also nicht etwa der dem auslautenden *-iae* entsprechende eine swm. *n*-bildung, der dem *-ii* gemäfse aber eine stm. *io*-ableitung (also got. *-ans* und *-os*, urnord. etwa *-ann* und *-oR*)

gewesen sei. da aber bei beiderseits vorausliegenden pluralen eines *n*-stammes die latinisierung *-ii* ebenso unverständlich bliebe, als bei pluralen auf *-ioR* die latinisierung *-iae*, so muss eine form gesucht werden, die beide umprägungen verständlich erscheinen lässt, und diese find ich in adjectivischen pluralen auf *-įe*, got. *-jai*, wozu sich die *-riciae* als mechanische umschrift, die *-ricii* aber als latinisierung, ersatz der german. adjectivendung durch die latein. *-ius*, *-ii* verhalten. **Raumarīkįe* und **Ragnarīkįe*, sing. *-rīkįaR*, got. *-reikeis*, sind also 'die Raumrikischen' und 'Ránrikischen'.

Bei dem folgenden volke, das mit latein. beiworte und zusatz eingeführt wird *Finni mitissimi* (var. *mittissimi* O) *Scandzae cultoribus omnibus mitiores* vermutet Müllenh. DA. II 64, Jordanes habe vielmehr *minores* geschrieben und Mommsen stimmt in der fufsnote zu 59, 24 dieser conjectur bei.

Ich bin damit vollkommen einverstanden, nur nicht aus dem grunde, den Müllenh. angibt, dass, um die sanftheit dieses volkes auszudrücken, eine fassung ohne den comparativ, also **Finni mitissimi Scandzae cultorum omnium* allein schon genügt hätte, denn der doppelte beisatz ist m. e. auch zweifacher art, der erste ein den Finnen zugelegter beiname, der zweite aber die erläuterung desselben. wenn also **minores* zu lesen ist, so ist m. e. kaum auszuweichen, dass vorher auch *minimi* verstanden und etwa **minissimi* gelesen werde, eine superlativform, die neben der sonst vorkommenden *minimissimus*, zb. bei Arnobius, wol behauptet werden kann. wie diese aus dem gewöhnlichen superlativ *minimus*, so wäre jene eben aus dem comparativ *minor*, *minus* weitergebildet. die fassung dieses erläuternden beisatzes schliefst auch die möglichkeit aus, dass wir es hier mit einer bezeichnung der territorialen gröfse zu tun hätten wie sonst, wo wir *minores* bei völkernamen antreffen (zb. *Chauci maiores* und *minores*, oder *Scythia magna* und *minor* bei Jordanes) und gestattet einzig und allein beziehung auf die körpergröfse, so dass **minissimi* wol sicher als übersetzung eines von germ. seite her für diese Finnen aufgebrachten spottnamens mit der bedeutung 'kleinerchen' angesehen werden darf.

Die einführenden worte der 5 reihe *nec non et pares eorum Uinouiloth . . . cogniti in hac gente reliquis corpore eminentiores* knüpft Müllenh. DA. II 64 an die Finnen an. ich hielt es an

sich wol auch für möglich, dass sie an die mit *Gauthi Gothi* endigende gruppe, die überhaupt bis hieher die trägerin des ganzen syntaktischen gefüges der aufzählung ist, bezw. an das zuletzt genannte volk dieser gruppe anzuknüpfen seien. man könnte also wol verstehn : *sunt et his (Gauthis) exteriores Ostrogothae . . . nec non (exteriores) et pares eorum (Gauthorum) Uinoviloth . . . cogniti . . .* und in diesem falle könnte *pares* auch 'gleich' heifsen und müste sich auf die den Gauten nachgerühmte kriegstüchtigkeit, *acre hominum genus . . .*, oder auch auf ihre art zu wohnen, *excisis rupibus . . . inhabitant,* beziehen. ist aber die stelle *nec non et pares eorum (Finnorum) . . .* zu verstehn, was ja näher ligt, so kann *pares* schlechterdings nicht 'gleich' bedeuten, da ja die *Uinouiloth* weder *mites* noch *paruuli* sind. nicht *mites,* denn es heifst sogleich von ihnen : 'wie denn auch die Dänen, die aus ihrem stamme hervorgegangen sind, die Heruler aus ihren ansitzen vertrieben haben, die unter allen völkern der Scandia wegen ihres überhoben wuchses einen hervorragenden namen für sich beanspruchen', noch *paruuli,* weil sie eben *in hac gente,* di. der *Scandzae cultores,* der bewohner der Scandia, als die übrigen an leibesgröfse überragend bekannt sind.

Die conjunction in *quamuis et Dani* zieht eine folgerung oder einen vergleich und kann daher unmöglich in der gewöhnlichen weise einräumend 'obgleich, obschon' verstanden werden, sondern eher im sinne von *quam ob rem.* ich übersetze also die verbindung *quamuis et* mit 'weshalb denn auch, wie denn auch'. in ähnlicher weise steht das *quamquam et,* mit dem die folgende reihe eingeleitet ist *sunt quamquam et horum positura,* auf die *Uinouiloth* zurückweisend, nicht einräumend, sondern anreihend und ist als 'gleichfalls, ebenfalls' zu verstehn.

Den ersten complex der 5 reihe *uinouiloth,* var. *uuinouiloth* V, *uinouilohth* O, schneidet Müllenh. DA. II 65 hinter dem 7 buchstaben ab : *uinouil* und sucht index zu Jord. in diesen buchstaben den norwegischen volksnamen *Vinguli.* Zeufs hatte sich 686 f. hiefür eine form **Quinovilos* zurechtgemacht und dieselbe den nordischen *Kvænir* gleichgesetzt. ich betrachte das schliefsende *th* des complexes widerum als substitution für urnord. *R,* das innere *ou* aber als jene schreibung für germ. *w,* die ich schon an andern stellen des Jordanes *Ouiiamuthis* 126, 21 und *Ouida* 87, 9 nachgewiesen habe. ich nehme weiter an, dass

germ. *n͡g* hier in derselben weise durch einfaches *n* dargestellt sei, wie das in den bei Braune Ahd. gr.[2] 94 f gesammelten beispielen *gevanen*, *sprinet* usw. der fall ist, und gelange demnach zu einer vorausliegenden urnord. sprechform **wingwiloR*, die mit dem nord. volksnamen *Vinguli* wol vereinbar ist. ein andrer weg, diese verbindung herzustellen, wäre der, im ersten *O* des complexes einen alten lesefehler *O* für *G* anzunehmen, der als solcher dann schon bis in die uncialis zurückreichen müste.

In dem folgenden *suetidi* einen volksnamen zu erkennen bin ich nicht in der lage. wie in diesem complexe **Aethini*, di. die *Χαιδεινοί* des Ptol., an. **Heidnir*, *Heinir*, oder gar mit herübernahme des *oth* zu **Othsuetidi* : **Aethseuii*, **Aethsaeuii*, di. *Eidsifjar* oder *Heidsaevi* stecken sollte, wie Müllenh. im index sowie DA. II 65 mutmafst, entzieht sich meiner einsicht, und *Suetidi* mit Zeufs 514 aus *Suiþiôd* abzuleiten, halt ich weder graphisch und grammatisch für wahrscheinlich, noch geographisch für möglich. in unmittelbarer verbindung mit den nord. flectierten *Uinouiloth* ist ein lat. flectierter volksname *Suetidi*, der ja nicht der name eines auch sonst bekannten und aus andern quellen verificierbaren volkes wäre, um so weniger glaublich.

Ich vermute demnach, dass *sueti* der nom. plur. des lat. adj. bz. participiums *suētus* ist und dass das *di* zum folgenden *cogniti* gehöre und ein gesteigertes participium **dicogniti*, attributiv zum nord. volksnamen darstelle, das aus *dīnoscere* 'unterscheiden, wahrnehmen' und aus *cognitus* 'bekannt, erkannt' contaminiert ist. **dicognitus* würde also 'als sich unterscheidend bekannt' bedeuten und liefse sich seiner bildung nach mit dem gleichfalls gesteigerten *percognitus* 'durchaus bekannt' zu *percognoscere* wol vergleichen. da nun *pares* auf die Finnen bezogen nicht 'gleich' bedeuten kann, weil ja der text selbst das gegenteil der gleichheit aussagt, so kann ich dieses wort nur substantivisch verstehn und übersetz es mit 'genossen'. dazu gehört dann das attributive *sueti* 'gewohnt', so dass also die 'langen Uinouiloth' als gewohnte genossen der 'kleinen Finnen' bezeichnet werden. es ist dabei wol möglich, dass *suetus* gleich sonstigem *assuetus* auch die bedeutung 'bekannt', also 'die bekannten genossen', vertrete, ja wol auch eine bedeutung 'vertraut, befreundet' wäre möglich, wenn man den bedeutungsübergang von an. *vanir* 'götter', eigentlich 'freunde', aus *vanr* 'gewohnt, gewöhnt' ins auge fasst.

Der einbruch der Eruler in Skadinavien und umgekehrt die besetzung ihres gebiets an der westlichen Ostseeküste, wovon Prokop Bell. Goth. 2, 15 meldet, fällt in das jahr 512 (Zeufs 508). der geographischen diathese Rodvulfs aber gehört die darauf bezügliche notiz bei Cassiodorus-Jordanes *quamuis et Dani* . . . kaum an, sondern sie ist wol aus andrer quelle eingeschaltet.

Die form der namen nom. *Dani*, acc. *Herulos* ist die gewöhnliche latein. recipierte, die varianten *eruleos* B[a] und *erulos* LB[b] sind belanglos, wenn auch die letzte form ohne prothetisches *h* vom germ. standpuncte aus bekanntlich die richtigere ist.

Dass *Dani*, an. *Danir* ein name geographischer herkunft ist, steht fest, ebenso dass *Eruli* : urnord. *erilaʀ*, as. *erl* pl. *erlos*, ags. *eorl*, pl. *eorlas* eigentlich eine standesbezeichnung ist; dass aber *Danir* aller wahrscheinlichkeit nach aus einem ortsappellativisch determinierten compositum mit *dan-*, wie anscheinend *Danmǫrk* selbst abstrahiert ist, während die composita *Danaríki*, *Danaveldi*, *Danabygdir* das heutige Halland in Schweden, *Danaskógar*, heute Dane-Forest in England mit dem genit. des volksnamens gebildet sind, also keine ortsappellativische, sondern eine ethnologisch-politische relation enthalten, könnte wol bemerkt werden. und gewis ist, woran Zeufs 509 zweifelt, die ursprüngliche *Danmǫrk*, die noch nicht mit dem *Danaríki* gleichbedeutend ist, als kleinere landschaft in Skadinavien, und nicht auf den inseln zu localisieren. etymologisch aber scheint mir *Danmǫrk* nichts mit dem hierzu verglichenen ags. *denu* 'tal' zu tun zu haben, das ja germ. *ĕ* besitzt, sondern vielmehr mit ahd. *tanna* 'abies, quercus', mhd. *tan* m. 'der tannwald' determiniert zu sein, und zwar so, dass schon urnord. eine synkopierte form des ersten teils **dan-marko* vorlag.

Der bericht schliefst mit einer sechsten längern reihe *sunt quamquam et horum positura Grannii, Augandzi, Eunixi, Taetel, Rugi, Arochi, Ranii quibus* . . ., für deren verständnis gleichfalls schon von Zeufs und Müllenhoff das meiste geleistet ist.

Die *Grannii*, var. *Granni* AOXYZ, *Granii* L sind die norwegischen *Grenir* Müllenh. index und DA. II 65; die *Augandzi*, var. *Auganzi* LA, *auganti* V, *aigandziae* Z, *aganziae* OB die *Egdir*; die *Arochi*, var. *arohi* L, *arachi* YZ die *Hǫrdar*; die *Rugi*, var. *Rug* O[a] die norwegischen *Rygir* (Zeufs 507, Müllenh. ind. und DA. II 66).

In dem complexe *Taetel* sucht Müllenh. ind. und DA. II 66 die norweg. *Thilir* in *Thelamǫrk* und schon Zeufs hat in diesem sinne die la. von OB *ethelrugi* in **theli rugi* aufgelöst.

Die laa. aller hss. mit ausnahme von L bieten in dem volksnamen *Granni, Grannii* dieselbe mechanische verdopplung des *n*, die bei Jordanes auch in den varianten *haliurunnae, Hunnila, Athannagildis, Jordannis* neben den richtigen formen mit einem *n* erscheint. auch die verdopplung des *i* in der flexion hat keinen im ursprünglichen suffixersatze gelegenen grund und ist eine secundäre. die ursprüngliche form des latein. textes wird also nicht anders wie bei *Dani, Rugi* gegen urnord. **Danīʀ, *Rugīʀ*, an stelle des *-īʀ* : lat. *-ī* gesetzt und einfach **Grani* umgeschrieben haben.

Zum zweiten volksnamen dieser reihe ist zu bemerken, dass *augandzi* nicht die la. des Jordanes sein kann, sondern der classe OB entsprechend **aganziae*, denn der name *Egdir* enthält kein *au* im stammvocale und konnte nie ein solches enthalten haben. das *au* der laa. der classen I und III ist gleich dem *ai* in Z auf dem wege der abschriften eingedrungen und enthält einen graphischen parasiten, nicht anders wie die lesung *raugna*-Monacens. Zeufs 504 gegen sonstige *ragna-*, oder *raumauricae* OBXY gegen *rauma-* der übrigen hss. was im besondern das zwischen *a* und *g* entwickelte *u* betrifft, so konnte es durch eine ligierung der beiden buchstaben in der minuskelschrift *ag* vorgetäuscht werden.

Aber auch hinsichtlich der flexion ist die form mit auslautendem *-iae* der hss. OBZ vorzuziehen, da sich die romanische assibilierung *dz* bei auslautendem einfachem *i* nicht hätte entwickeln können.

In allen hss. also, wo der name auf blofses *i* auslautet, ist ein zu dem folgenden *eunixi* scheindittographisches auslautendes *e* beseitigt worden. auch *auganti* in V, das nur bei folgendem *e* assibiliert *zi* gesprochen werden kann, weist darauf hin.

Die unmittelbar folgenden complexe, die ich einschliefslich des volksnamens *rugi* vergleichsweise hierher setze *eunixit aetel rugi* HPVL, *eunx̄ hethel rugi* A, *eunixi gethel rugi* X, *eunixi getel rugi* Y, *eunixi gethelrugi* Z, *unixet ethelrugi* O, *unixae ethel rugi* B, dazu *unixitetelrugi* Mon. bei Zeufs 506, reducieren sich auf eine gemeinsame grundform **eunixitethelrugi*, bei der das

anlautende *e* fehlen (OB), das zweite *i* durch *e* oder *ae* ersetzt (OB), das erste *t* (so 6 mal) durch *g* (XYZ) oder *h* (A) vertreten sein, oder auch ganz fehlen kann (B), während das zweite *th* (5 mal) in den sechs übrigen fällen auf *t* reduciert ist. es schiene demnach möglich, dass auch an der ersten stelle einmal *th* gestanden sei und dass also schon der gemeinsame stammvater der Jordaneshss. ein dittographisches **the-thel-rugi* enthalten habe. lehrreich für diese annahme wäre ua. die dittographie in der stelle *sunt et his exteriores* Jord. 59, 12, wo die hss. der III classe : *et tethis* X, *et thethis* YZ den anschein eines besondern volksnamens **thethi* erwecken, der aber lediglich auf widerholt gesetztem *et* : **etethis* beruht.

Stellt nun der complex *thel* den volksnamen **theli* dar, der wie er dasteht ein auslautendes *i* auf graphischem wege eingebüfst haben muss, so erübrigt vor ihm bei annahme von dittographie ein complex *eunixi*, oder bei verwerfung eines dittographischen vorgangs *eunixite*. zu diesem hypothetischen volksnamen wusten weder Zeufs noch Müllenhoff etwas zu sagen, und wenn letzterer im index zu Jord. behauptet, Zeufs 507 habe in diesem complexe den namen **Sugnii* gesucht, so ist das ein irrtum : Zeufs deutete vielmehr den letzten complex dieser reihe *ranii* auf **Sugni, Sygnir* bewohner von *Sogn* in Norwegen, nicht den in rede stehnden. ich halte den fraglichen complex überhaupt für keinen volksnamen, sondern für einen verlesenen und entstellten bestandteil des latein. textes und corrigiere denselben entweder zu **et mix(t)i* oder zu **et mixte*, wobei ich in jedem falle auf die vorhergehnde verbindung *dehinc mix(t)i . . . Greotingis* verweise. bei annahme eines dittographischen *te* hätte sich also Jordanes auch hier der *t*-losen form des participiums **mixi* bedient, im andern falle aber, der wol vorzuziehen sein wird, einer zerdehnten form des adverbiums **mixĭte* für *mixte*, wozu wir die svarabhaktische bildung *domesitigus* für *domesticus* (Kraus Die altchristl. inschr.) vergleichen können. die buchstaben **tm* dieser berichtigten lesung enthalten die gleiche anzahl von basten wie das überlieferte *un*, die geforderte verlesung ist auf dem gebiete der minuskelschrift, nicht der uncialis, leicht möglich.

Dagegen scheint mir Zeufs annahme einer verlesung von *ranii*, var. *rami* O, *ranni* B, *rannii* AXYZ am ende der reihe aus **sugni* etwas weitgehend zu sein, da nicht nur *r* aus *s* und

a aus *u* verlesen, sondern auch ein inlautendes *g* übergangen sein müste.

Müllenhoff schlug eine ergänzung **arothi(th)ranni* vor und nahm den complex **Thranni* als darstellung des volksnamens an. *Þrénder, Þrændir*, ags. *Þrówendan* (so richtiger als *-as*), der auch im ahd. p. n. *Thruoant* erhalten sei.

Ich kann aber nicht finden, dass selbst ein complex *(th)ranni* mit rückerstattetem *th* den volksnamen, der ja allerdings bei Jordanes **thrauandii* lauten müste, enthalten könne.

Da sich aufserdem für einen selbständigen durch *ranii* repräsentierten volksnamen kein anhalt ergibt — denn was von den **Hronas* im Widsiđ 63 *mid Hronum ic wæs and mid Deanum and mid Headoréamum* zu halten sei, ist unsicher, da die reihenfolge dieser namen eher auf das südliche Schweden, als auf die nachbarschaft der *Þilir, Rygir* und *Hǫrdar* in Norwegen hinweist —, so entschliefs ich mich, den in den hss. regelmäfsig in scriptura continua verbundenen complex *arochirani(i)*, zunächst nach Zeufs und Müllenh. berichtigt **(h)arothirani(i)*, hinter dem *r* abzuteilen, in **harothir* einen urnord. plural **HaroþīR* zu erkennen, der dann natürlich in an. *Hǫrdar* nicht direct fortgepflanzt ist, sondern im verhältnis der doppelform wie *Hýner : Húnar* Noreen An. gr. I[2] 174 steht, und *ani(i)* widerum als bestandteil des latein. textes zu fassen. ich geh dabei von **ani* aus und nehme an, dass es aus **alii* verlesen sei und dass es am ende wegen des folgenden *quibus* ein schliefsendes *q.*, di. die alte kürzung für *que* Wattenbach Anleitung z. lat. pal.[4] 66, verloren habe. es ergibt sich mir demgemäfs eine textgestaltung *sunt quamquam et horum positura grani . . . (h)arothir aliiq. quibus . . .*, wonach der letzten reihe im bericht Rodvulfs noch andre ungenannte stämme von geringerer bedeutung hinzugefügt werden. die verlesung **alii* zu *ani* kann selbstverständlich gleichfalls erst in der minuskel entstanden sein. die herstellung von *th* aus *ch* in **(h)arothir* ist übrigens über jeden zweifel erhaben, da Rodericus Toletanus, der die vorliegende stelle des Jordanes ausschrieb (vgl. Rerum Hispanicar. scriptores Francof. 1579 tom. I 15 und Hispania illustrata Francof. 1603 tom. II 32), hierfür, wie schon Zeufs 506 anmerkt, tatsächlich die lesung *Arothi, thanni* bietet.

Über die *gens Adogit* im nördlichen teile der Scandza, mit der Jordanes seine nachrichten eröffnet, hat Zeufs 685 die un-

haltbare vermutung ausgesprochen, dass diese form, cod. Ambr. angeblich *Adegit*, verstümmlung aus *Scridefini* sei und dass sie ebenso den *Sirdi-* (*Scirdi-*, *Scridi-*)*feni* des geographen von Ravenna entspreche, wie die *gentes Refennae* bei Jordanes den *Rerefenni* des Ravennaten.

Das ist nun allerdings nicht einmal mehr discutierbar, da ja die *Sirdi-* und *Rere-fenni* des genannten geographen ein und derselbe name, nur in verschiedener entstellung ist.

Müllenhoff las im index zu Jord. *(*h*)*alogii* und identificierte den namen hier wie DA. II 41. 67 mit den *Háleygir*, *Háleygir*, den bewohnern von *Hálogalandi*, dem nördlichsten teil von Norwegen, heute Nordland. gegen die herstellung von *ii* aus *it* (ich selbst habe früher Zs. 39, 160 differenzierte dittographie *t* aus *c* von dem folgenden *consistit* her angenommen) wäre nichts einzuwenden, es findet sich ja auch die umgekehrte entwicklung *i* aus *t*, zb. in *Aithanarico* Jord. 95, 15 und 96, 3, so alle hss. mit ausnahme von *Athana-* in A und *Atana-* in B an beiden stellen, wo also ein vorausliegendes **atthana-* die gemeine lesung mit *i* vermittelt. auch die rückerstattung eines *h* im anlaute machte wenig beschwerde, aber dass die so erreichte form **hadogii* die latinisierung einer ältern ausprägung des namens *Háleygir* sein könne, ist unglaublich und gewinnt durch Müllenhoffs griechische vermittlung DA. II 41 : *ΑΔΟΓΙΟΙ verlesen aus *ΑΛΟΓΙΟΙ an glaubwürdigkeit keineswegs, da wir den volksnamen bei Jordanes nicht mit der im zweiten vocale gekürzten genitivform des namens in *Háloga-landi* vergleichen dürfen, sondern nur mit der vollen form, und es keineswegs evident ist, dass in dem *o* von **hadogii* oder selbst **halogii* das *au* des nordischen namens stecken könne. zudem müste die frage gestellt werden, ob die auf dem einen oder andern wege erschliefsbare urnordische form des namens *Háleygir*, die also zugleich die natur des *á* der stammsilbe aufzuklären hat, mit dem hypothetischen **halogii* vereinbar sei. nach der gewöhnlichen etymologie des namens, die *há-* auf german. **hauha-* zurückführt, wäre das offenbar nicht der fall.

Dass es sich aber bei *adogit* um einen namen und nicht, wie Dietrich Aussprache des got. 99 f glaubt, um eine in den text geratene glossierung zu 'consistit' : **ū degit* di. 'uel degit' (aus dem angebl. *adegit* des Ambros. geschlossen) handelt, ergibt sich wol aus der vollkommenen nichtigkeit einer solchen glossierung, die nur als

stilistische variante, nicht als erläuterung aufgefasst werden könnte. da ich nun trotz den gegen Müllenh. geltend gemachten bedenken an eine, nur anders zu formulierende verbindung der *Adogit* mit den *Háleygir* glaube, acceptier ich die rückerstattung eines anlautenden *h* und lese **hadogii*, bzw., da das *t* am ende des wortes alt sein wird, **hadogith*, worin ich abermals die orthographische vertretung lat. *th*, di. *đ* für urnord. *R* anzunehmen geneigt bin. dass ursprüngliches *th* graphisch zu *t* vereinfacht werden konnte, ligt auf der hand, man vgl. *Sinderit* A gegen sonstiges *Sinderith* Jord. 137, 6, *Euermut* A gegen *Euermoth* O (sonst *Euermud*) ebda 137, 8 ua.

Die sich hieraus ergebende folgerung ist dann die, dass der name **HadogiR* gleichfalls aus dem berichte Rodvulfs stamme, was in ansehung des umstandes, dass er sonst den alten völlig unbekannt ist, nicht unwahrscheinlich dünkt.

Von den laa. des namens *Suehans*, so in HPVXYZ, den ich noch zu erledigen habe, interessiert *Suhueans* in A mit orthographischem *uhu* gleich germ. *w*; *Sciehans* L zeigt verlesung von *u* zu *ci*; *Sue(æ)thans* in BO scheint, wenn nicht *th* blofs graphisch aus *ch, h* entwickelt ist, eine mittelalterliche correctur des volksnamens mit rücksicht auf *Suiþiód, Schweden* zu enthalten.

Die form des namens bei Jord., der urnord. etwa **Swi(j)ann*, aus älterem **SwianiR*, gelautet hat, ist bekanntlich gotisch, stammt also als solche gewis nicht aus dem munde Rodvulfs. aber auch die nachricht von der pferdezucht dieses volkes, die mit der der Thüringe verglichen wird, sowie die von ihrem pelzhandel nach Rom gehört nicht dem berichte Rodvulfs an, der wol eigentlich erst bei *sequitur* beginnt und bis *arochiranii* reicht, im weiteren nur von der gleichfalls aus abliegender quelle bezogenen zwischenbemerkung *quamuis et Dani . . . . . affectant praecipuum* unterbrochen. da in der von Mommsen beigezogenen stelle aus Cassiodorus Varien IV 1 der Gotenkönig dem könig der Thüringe den empfang von silberweifsen pferden bestätigt, so stammen wol beide die *Suehans* betreffenden angaben aus der unmittelbaren kenntnis Cassiodors.

Der ausdruck *sappherinas pelles*, var. *sapphirinas* ua. enthält das aus *sappīrus*, *σαπφείρος* 'blauer korund' oder auch 'lasurstein' abgeleitete adjectiv und ist wol gewählt, um an dem satten schwarz (decora nigrido) der felle einen blauen stich hervorzu-

heben. es wird sich um blauschwarze zobelfelle handeln, die noch heute als die kostbarste qualität dieser marderspecies betrachtet werden.

Da aber der zobel auch im altertum erst jenseits des Urals vorkam, so könnte man den ablativus absolutus *commercio interueniente per alias innumeras gentes* allesfalls auf den handelsweg von den sibirischen völkern zu den Schweden, nicht auf den von den Schweden zu den Römern beziehen und übersetzen : 'und sie sind es auch die vermöge des handelsverkehrs durch andre zahllose völker h e r die saphirischen felle zum gebrauche der Römer exportieren, berühmt durch das schöne schwarz dieser felle'. doch halt ich das für unsicher.

Was die zu *Theustes . . . Liothida* gemachte bemerkung bei Jordanes betrifft: *quorum omnium sedes sub uno plani ac fertiles et propterea inibi aliarum gentium incursionibus infestantur,* wo die hss. der classe III im wesentlichen die la. *sub una planitie* haben, die der I classe *fertilis* schreiben und nur B in *planae* das genus fem. hergestellt hat, kann ich der conjectur Müllenhoffs DA. II 63 *quorum omnium sedes *supina, plana ac fertilis* nicht beitreten, sondern eher der ansicht Mommsens, *sub uno* bedeute 'similiter' und *sedes* sei bei Jord. masculin gebraucht.

sedes ist ja doch gewis in der gewöhnlichen weise pluralisch 'sitze' und die meinung der stelle die, dass wie die fruchtbarkeit des bodens den grund, so die ebene, ungeschützte lage dieser sitze die leichte gelegenheit für die einfälle der fremden völker biete.

Es ist mir also sehr wahrscheinlich, dass *sub uno . . . ac* eine conjunctionelle verbindung sei und soviel wie *simul . . . ac* bedeute. dagegen haben allerdings die hss. der III classe den ganz und gar abweichenden sinn 'in einer ebene gelegen' hineincorrigiert. das folgende *inibi* local gefasst 'eben dort' scheint recht überflüssig, aber temporal erklärt 'eben jetzt, gerade jetzt' gäbe es den wichtigen aufschluss, dass Cassiodor-Jordanes von den einfällen fremder völker in das gebiet der südschwedischen Germanen als von einem gleichzeitigen ereignis spräche, und es dürfte dann wol der bereits erwähnte einbruch der Eruler um das jahr 512 darunter begriffen werden.

Der nachsatz nach der folgenden gruppe *acre hominum genus et ad bella prumtissimum* bezieht sich nicht auf die ganze gruppe

helmil . . ., sondern nur auf die zuletzt genannten *Gauti* (**Gothi*); ein ausdruck, der die ganze gruppe zusammenfasste wie bei der vorhergehnden, wo das durch das adj. *omnes* geschieht, fehlt. auch der satz *dehinc mix(t)i *etiam Greotingis* zielt demnach nur auf die *Gauti*, nicht auf die vorhergehnden völker der gruppe.

Dagegen fasst der satz *hi omnes excisis* (var. *exesis* BXY, *exsis* O) *rupibus quasi castellis inhabitant ritu beluino* die ganze gruppe von *helmil* bis *greotingis* zusammen. damit ergibt sich ein lebendiger contrast zwischen der ersten in fruchtbaren ebenen wohnenden gruppe gegen die zweite, die in felsenhöhlen lebt. *ritu beluino* ist natürlich ein starker ausdruck gleich der *beluina saevitia* am ende des ganzen berichts, wovon in wahrheit einiges abzuziehen sein wird. ich schliefse aus den *excisis rupibus* auf befestigte wohnungen an und auf felsen oder in von felswänden eingeengten schluchten.

Auf die ganze gruppe, von der aber allerdings die *Gauti* im besondern im vordergrunde der betrachtung stehn, bezieht sich die folgende bestimmung *sunt et his exteriores.* der vorschlag Müllenhoffs (index zu Jordanes), die ohne varianten überlieferte form *ostrogothae* in **uestrogothae* zu corrigieren, ist zu verwerfen, da es einerseits völlig unerwiesen ist, dass zu Rodvulfs zeiten die combination *Vestrgautar* schon existiert habe — durch gleichzeitiges **AustragautoR* ist sie wenigstens nicht unbedingt gefordert —, anderseits **uestrogothae* keine litterale darstellung des möglichen urnordischen wortes wäre, und endlich Jordanes, wenn er einen ausdruck der gotisch-latein. geographischen nomenclatur an stelle des urnord. namens setzte, sich des herkömmlichen *Vesegothae* bedient hätte und nicht einer form, die in der got. ethnographischen überlieferung überhaupt gar nicht vorkommt. die auffassung von *exteriores* 'nach aufsen gelegen', nicht 'darüber hinaus gelegen', auch nicht 'nach links gelegen' noch mit Martens 'weiter vorn', ist damit geographisch begründet.

Die einführung der letzten gruppe *sunt quamquam et horum positura* scheint an *Raumariciae, Ragnaricii, Finni *minissimi* . . . *nec non* . . . *Vinouiloth* . . . anzuknüpfen.

Es ist noch die frage, auf welche völker sich das pronomen des relativsatzes *quibus non ante multos annos Roduulf rex fuit, qui contempto proprio regno ad Theodorici Gothorum regis gremio conuolauit* . . . erstrecke.

Ich glaube, dass diese erstreckung auf die ganze durch das voranstehnde **et mixte* als éine zusammengehörige gruppe kenntlich gemachte reihe **Thel(i)*, *Rugi*, *(H)arothir aliique* statthabe, die zusammen das *regnum* des königs Rodvulf ausgemacht haben kann. die *Germani* im schlusssatze sind die Germanen des festlandes. die kämpfe, auf die hier angespielt ist, dürften wol mit der flucht Rodvulfs in ursächlichen zusammenhang gebracht werden. auf grund dieser textlichen betrachtungen übersetz ich die ganze stelle im zusammenhange:

'In deren (der insel Scandia) nördlichem teile hält sich das volk Adogit auf, das im mittsommer 40 tage und nächte beständiges tageslicht haben und ebenso zur winterszeit eine gleiche anzahl tage und nächte hindurch die tageshelle nicht kennen soll. durch solchen wechsel von trauer und freude ist es andern (völkern) an vorteil und schaden ungleich. und dies warum? weil sie zur zeit der längeren tage die sonne im osten längs des horizonts zurückkehren sehen, zur zeit der kürzeren aber die sonne nicht so bei ihnen gesehen wird, sondern anders, weil sie durch die südlichen sternbilder geht und während sie uns sich von unten her zu erheben scheint, jene unterhalb des horizonts umkreisen soll.

Andre völker sind aber dort die Screrefennae, die den lebensunterhalt nicht vom getreide suchen, sondern vom fleisch des wildes und von eiern der vögel leben; woselbst eine so reichliche brut in den sümpfen niedergelegt wird, dass sie (die vögel) sowol der art vermehrung schaffen, als auch dem volke sättigung in fülle.

Ein andres volk aber wohnt dort, die Suehans, die gleich den Thüringen sich ausgezeichneter pferde bedienen. diese sind es auch, die zum gebrauche der Römer die saphirischen pelze im wege des handelsverkehrs durch andre zahllose völker hindurch exportieren, berühmt durch das schöne schwarz der pelze. diese, während sie dürftig leben, kleiden sich aufs reichste. es folgt hierauf ein haufe von verschiedenen völkern, die Theustes, Vagoth, Bergio, Hallin, Liothida, deren aller wohnsitze zugleich eben und fruchtbar sind und deshalb gerade jetzt von einbrüchen fremder völker beunruhigt werden. nach diesen aber die Helmil, Finnaithae, Fervir, Gauti (Goten), ein hartes geschlecht der menschen und zum kriege vorzüglich bereit, im weitern auch gemischt

mit den Greotingen. diese alle wohnen in ausgehöhlten felsen wie in schlössern nach art von wilden tieren. nach aufsen von diesen liegen die Ostrogothae, die Raumariciae, Ragnaricii, die sehr kleinen Finnen, die kleiner sind als alle bewohner der Scandia, sowie auch ihre gewohnten genossen die Vinoviloth, bekannt in diesem stamme als die übrigen an leibesgröfse überragend; wie denn auch die Dänen, die aus ihrem stamme hervorgegangen sind, die Heruler aus ihren eigenen sitzen vertrieben haben, die unter allen völkern der Scandia wegen ihres überhohen wuchses einen hervorragenden namen für sich beanspruchen. derselben lage sind auch die Grani, die Agandziae und gemischt die Theli, Rugi, Harothir und andre, deren könig vor nicht vielen jahren Rodvulf war, der mit verschmähung seines eigenen reichs an den busen des Gotenkönigs Theoderik eilte und ihn fand nach seinem begehren. also kämpften diese völker, die Germanen an körper und mut überragend, mit der wut wilder tiere'.

2. GEOGRAPHISCHE ANORDNUNG UND ETYMOLOGIE DER NAMEN.

Dass die *gens Adogit* bei Jordanes, die spätern nordischen *Háloygir* sowie jenes volk, das bei Prokop *Θουλῖται* heifst und in verbindung mit *Σκριθίφινοι* und *Γαυτοί* genannt wird, ein und dieselbe geographische individualität sei, ist kaum abzulehnen. wie Jordanes, erzählt auch Prokop von dem 40 mal 24 stündigen tag im sommer und der gleich langen nacht im winter bei diesem volke, und Müllenhoff ist geneigt (DA. II 44), auch Prokops quelle hierfür in dem Cassiodorischen werke zu suchen. um so mehr aber fällt es auf, dass Prokop keine spur eines der *gens Adogit* entsprechenden namens gewährt. wenn auch die norwegische landschaft *Helgeland* im amte *Nordland* streng genommen nicht bis zum 68° nördl. breite hinaufreicht, jenseits dessen erst nach Müllenh. DA. II 41 die bedingungen für die geschilderte erscheinung zur zeit der beiden sonnenwenden gegeben ist, so reicht sie doch so nahe hinan, dass man für die alte zeit wol auch eine ausdehnung bis in die kritische geographische lage annehmen kann.

Gehören nun die *Adogit*, **Hadogīʀ* mit den *Háloygir*, *Háleygir* auch *Hölgar* (*Haulgar*) FMS. XII 309 etymologisch zusammen, so kann die gewöhnliche ableitung des nordischen namens mit *há-*

zu an. *hár*, got. *hauhs*, germ. **hauhaz* im ersten teile (Zeufs, Noreen, Much) nicht bestehn bleiben, sondern man muss *há-*, *hǫ́-* als contractionsproduct aus **hada-*, **hadu-* auffassen, bezügl. dessen lediglich auf die analogie von schwed. *Skåne*, an. *Skánoy* zu ags. *Scedenig*, latein. germ. *Scadinauia* verwiesen zu werden braucht. für den zweiten teil des nordischen namens aber wird man in der tat besser mit RMuch Zs. 39, 40 von ahd. *lôh*, ags. *léah*, litt. *laũkas* 'feld' ausgehn und das *ŏ* in der secund. genitiv-composition *Hálogaland*, *Hŏlogialand* (woneben auch volles *Hŏlaygialand* vorkommt) FMS. xii 298. 309 als kürzung in nebentoniger silbe verstehn, wogegen Noreen, was ich nicht billigen kann, im wesentlichen die deutung Zeufs fortsetzt und Abriss 93 an eine doppelform aisl. *løygr* und *loge* 'flamme, lohe' denkt. wir haben also als grundlage der *Háløygir*, *Hǫ́lgar* eine territorialbenennung urnord. mit *-*laugaR*, oder besser vielleicht plur. *-*laugoR* 'felder' im zweiten teile anzunehmen. an stelle dieses substantivs scheint in dem urnord. namen **Hádŏgiʀ* germ. **wega-*, got. *wigs*, an. *vegr*, aschwed. ablautend *vagher* vorzuliegen, so dass als grundlage dieses ein territorialname **had-wegaR* oder plur. **had-wegoR* aus **hadu-wegaR* erscheint, der wie an. *Nór(v)egr* 'regio angusta' Noreen Svenska etymol. 22 gebildet ist und wol synkope des themavocals wie etwa latein. germ. *Chasuarii* aus **Chasuaruarii* erlitten hat. in dem aus dem landnamen mit *i*-suffix abgeleiteten volksnamen ist die synkope *o* aus *we* dann noch um einen schritt weiter gegangen.

Die art der determinierung sowie die bedeutung des determinierenden wortes zu bestimmen ist schwierig. doch scheint das etymon im namen der südnorwegischen landschaft *Halland* aus **Hadland* (Egilsson 292) widerzukehren, woraus der volksname *Hadar* (*Haudar*) und dann mit dem genitiv dieses eine neue formierung des landschaftnamens *Hadaland*, heute *Hadeland* über Romerike FMS. xii 296, Zeufs 519 abgeleitet ist. der gen. pl. in *Hadaland* wird durch das gleich gebaute compos. *Hadadrottinn* FMS. ebda erwiesen.

Aus der deutschen toponymischen nomenclatur vergleichen sich die composita mit *hadu-* und *hada-* : *Hadulôha*, *Hadoldun* 'land Hadeln' südl. an der Elbemündung, *Hadastat*, *Hadawich*, *Hadeburgi*, *Hadeburun*, *Hadamar*, *Hademar*, *Hademinni*, die wol einheitliches germ. **hadu-* enthalten, da der übergang des *u* > *a*, *e*

in der compositionsfuge sich auch bei den hierhergehörigen personennamen zb. *Hadupurc, Hadapurc, Hadeburc* findet. auf ursprüngliches **Haðulauga-* scheinen ja auch die formen mit umgelautetem wurzelvocal **Hǫ́lgar*, **Hǫ́logia-*, **Hǫ́laygialand* FMS. aao. zurückzuweisen.

Im nordischen findet sich aufserdem noch *Höð* (*Hauð*) di. doch wol **haðu-* als name einer norweg. insel FMS. xii 308.

Die bedeutung von **HaðulaugaR* wäre also etwa 'schlachtfeld' und die von **HaðwegaR* die gleiche.

Das hierauf genannte volk erscheint nach dem wortlaute der Jordanesstelle *aliae uero ibi sunt gentes Screrefennae* als eine summe von einzelnen stämmen, die nach Müllenh. index sowol die Lappen als auch die ausgestorbenen *Kvœnir* umfasste. Alfred aber trennt *Scridefinnas*, die er in den nordwesten der Schweden setzt, von *Cvénland* im norden derselben (Zeufs 686).

Die bedeutung des determinierten namens urnord. **Skridifinnann* oder *-oR* hat Zeufs 684 aus an. *scriða* 'klettern' als 'Kletterfinnen' bestimmen zu können geglaubt, 'weil sie auf steigschuhen auf den eisfelsen der nordalpen ihre beute zu erreichen wusten', wogegen Müllenh. DA. ii 44 nach an. *scriða á skiðum* 'auf schneeschuhen laufen' den namen von dieser eigentümlichkeit ausgehn lässt. aber an. *skriðr* m. gen. *skriðar* (*i*-stamm Noreen An. gr. 1^2, 171) bedeutet nicht 'schneeschuh', sondern 'lauf, bewegung' vorzugsweise vom gleitenden laufe des schiffes gebraucht, ebenso ags. *scriðe* m. 'a course' astronomisch vom umlauf der gestirne und das entsprechende ahd. wort *scrit* pl. *scriti* m. ist 'passus, gressus, gradus'. es ist somit nur klar, dass diese Finnen mit einem bestimmten begriff der bewegung determiniert sind, ohne die geringste sicherheit, dass derselbe in dem gleiten *á skiðum* seine positive auflösung besitze. da das hierhergehörige ags. adj. *widscriðel* Wright-Wülcker 60, 43 'vagus' bedeutet, so scheint mir das compositum 'Schritt'- oder 'Lauf-Finnen' vielmehr auf den mangel fester sitze, auf unstäte, wandernde lebensweise bezogen werden sollen, sodass wir also zu einer erklärung 'Wanderfinnen' gelangen, die sich onomatologisch wie die *Sarmatae uagi* der Tab. Peut. verhalten.

Das um den Mälar- und Hjelmarsee gruppierte skadinavische hauptvolk ist nach gewöhnlicher anschauung zuerst bei Tac. Germ. 44 *Suionum hinc ciuitates* und 45 *trans Suionas aliud*

mare, Suionibus Sit(h)onum gentes continuantur erwähnt. ich glaube aber, dass dasselbe schon bei Plinius genannt ist und dass die stelle N. h. IV 96 *portionem tantum eius* (*Scadinauiae*) *quod notum sit hilleuionum* (var. *illeuionum*) *gente quingentis incolente pagis, quae alterum orbem terrarum eam appellat* zu lesen sei **illa suionum gente . . ., quae . . .,* denn von der vermeintlichen *gens hilleuionum* list man bei keinem andern autor ein zweites mal, was auffallend wäre, da das volk nach Plinius worten nicht nur ein bedeutendes, sondern geradezu das hauptvolk des 'alter orbis' war.

In jedem falle ist die form mit *i*, die sich in aisl. *Suiar* und *Suiþióð* fortsetzt, früher bezeugt, als die mit *e* : aschwed. *Swēar, Swērīke*, ags. *Swéon, Swéoland, Swéoðéod.* an diese zweite knüpft Noreen Abr. 36 die got. form bei Jordanes *Suehans* an und schreibt sie in wulf. **Swaians* um (*ai* = offenes *ǣ* wie in *saian* udglm.), wogegen Möller Anz. XXV 117 vielmehr eine got. form **Swijans* verlangt. vom standpuncte der latein. orthographie bei Jordanes ist es keineswegs ausgemacht, dass das *e* in *Suehans* lang und offen (*ǣ*) sei, es kann, gerade wie in *Scrērĕfĕnnae*, auch kurz und geschlossen sein (*ĕ*) und somit die graphische aufnahme eines gesprochenen vereinfachten got. **Swĭans* darstellen, wozu man einerseits die formen got. *fiand* Mt. 5, 43, *fiaþwos* Gal. 5, 20, *friaþwa* Joh. 13, 35 neben den volleren formen mit *ij*, anderseits die langobardische darstellung des fem. *frea* für got. **fri(j)a* (ai. *priyá-*), sowie endlich die ags. entwicklung *ĭ* + *a* (oder *ŏ*) zu *éo* wie eben in *fréo, frío* und *Swéon* (Sievers Ags. gr.[2] 56) vergleiche.

Es ist nach alledem wahrscheinlich, dass die vorgerm. grundform des volksnamens nicht **su̯e-i̯o*, sondern vielmehr **su-i̯ó-* > **su̯-ía-* und directe entsprechung zu griech. *υἱό-* aus **συ-ιο-* (nebenformen such synkopiert *ὑό-* sowie *υἱυ-* aus **συ-ιυ-* : *ju*-ableitung) sei. dafür scheint wol zu sprechen, dass das zum volksnamen gehörige adjectiv aschwed. *swænsker*, aisl. *suǽnskr, sónskr* auf jener substantivischen bildung urnord. *swainaʀ*, aisl. *sueinn*, ahd. *swein* 'knecht, sohn', aschwed. im p. n. *Swānalder* (Noreen Abr. 218) beruht, die nach Curtius Grundzüge d. griech. etymol.[5] 395 schon Pott mit der sippe von *υἱός* in zusammenhang gebracht hat. das *su* in *Suiones* ist also das von got. *sunus*, ai. *sūnus*, litt. *sunùs* 'der sohn' und es wäre möglich, dass die germ. *n*-ableitung eine blofse nebenform zu *υἱός* auf appellati-

vischer stufe sei und dass der volksname somit 'söhne' bedeutete. da aber die composita aisl. *Suiþiód*, aschwed. *Swērīke* allem anschein nach nicht den genitiv des volksnamens *Suiar*, *Swēar* enthalten, sondern thematische composita sind, also urnord. etwa **Suiaþeudo*, **Suiarīkia*, was 'sohnvolk' o. ä. bedeuten wird, so kann schon das taciteische *Suiones* zu einem dieser composita im verhältnis der ableitung stehn wie etwa auch *Erminones, Saxones* zu vollerem **Erminþeudo*, **Saxnôtos*, und der volksname besagt dann nicht 'söhne', sondern 'angehörige des sohnvolks'. die geschichtliche bedeutung des compositums ist damit freilich noch nicht aufgehellt. immerhin kann man die möglichkeit in erwägung ziehen, dass mit **Suiaþeudo* ein jüngerer colonistenstaat im verhältnis zu einem älteren, von dem seine bewohner ausgegangen sind, bezeichnet sei.

Die schilderung der landschaft (härad) *Tjust*, di. des nördlichen teils des läns Kalmar bei Possart Schweden u. Norwegen (1839) 254 entspricht wenig dem, was Jordanes von der fruchtbarkeit und ebenen lage der folgenden landschaftsgruppe behauptet: 'die vogtei Tjust grenzt an das meer, an Linköpingslän und Halingensvogtei und begreift die gerichtsbezirke Södra und Norra Tjust; der boden ist uneben, bergicht und steinicht, der schlechteste im ganzen län'. aber Bädeker Schwed. u. Norweg. 7 aufl. s. 84 bezeichnet die landschaft als eine anmutige. das wort kann, wenn es primärer gegendname ist, eine *st*-ableitung (eigentlich compos.) wie an. *naust* n. : *nór* 'nāuis', oder ahd. *ewist*, *aust* m., got. *awistr.* : **awi-* 'schaf', oder ahd. *forst* m. 'saltus' : *forha* 'picea' ('föhrenbestand'!) ua. sein. zur grundlage der bildung kann man urnord. **þeudo*, got. *þiuda* machen, sodass **þeusta-* n. oder m. als 'volksort' sich wie *Þjóda* (*Þjóð*), heute *Thy*, insel in Nordjütland, oder *Folk* (*Folka*), heute *Fölke*, *Fylkesbygden* in Norwegen FMS. XII 374. 286 verhielte. bei der häufigkeit von *schalch* in deutschen ortsnamen könnte man aber auch urnord. *þewaR*, got. *þius* zu grunde legen.

An an. *þjóstr* m. 'heftigkeit' im personennamen *Þjóstulfr*, *Thiosti* denk ich weniger.

Die **WāgoR* leit ich aus urnord. **wāgaR*, an. *vágr* m. pl. *-ar* 'see, wasserfläche', got. *wēgs*, ags. *wǽȝ*, ahd. *wâg* 'gurges, lacus, fretum' ab. in welchem grade das zu grunde liegende wort ortsappellativisch oder ortsnamenmäfsig ist, zu entscheiden,

gibt es freilich kein mittel. **Wāgoʀ* können also ebensowol 'seeanwohner' überhaupt, als anwohner eines bestimmten **Wāgaʀ* genannten sees sein.

Beachtenswert ist, dass kurz zuvor Jordanes 58, 8 derselbe name *Vagus* als der des ausflusses eines ungeheuren sees im östlichen teile der Scandia genannt wird. ich halt es allerdings für wahrscheinlich, dass dieser *uastissimus lacus* im östlichen abschnitte der halbinsel der Wettern und der *Vagus* sein ausfluss sei, dass aber die **Wāgoʀ* deshalb an diesem see selbst gesucht werden müssen, ist nicht ausgemacht, mir scheint vielmehr der geographische gang der anordnung auf die seen von Småland zu führen. Müllenhoffs reconstruction von **Augothi* (DA. II 62 und index zu Jord.), das wäre entweder **Eygautar* auf Öland oder *Eygotar* auf Gotland, ist ebensowenig berechtigt wie Dietrichs conjectur **Sévagoti* Ausspr. des got. 107.

Was die **Bergioʀ* angeht, so ist ihre etymologische basis ohne zweifel dieselbe, wie die des stadtnamens *Berg* in der Heidmork Zeufs 506, aber geographisch gehören sie damit so wenig zusammen, wie mit der von Zeufs zurückgewiesenen localität stadt und stift *Bergen*, alt *Bergvin* in Norwegen. die **Bergioʀ* gehören ja gleichfalls nach Südschweden, und dass auch dort die bedingungen für eine aus germ. **berga-*, nord. *berg* n. 'bjerg, klippe' (Aasen), ags. *beorȝ*, *beorh*, pl. *beorȝas* 'collis, mons', deutsch *berg*, got. in *bairgahei* erfliefsende volksbenennung gegeben sein könne, wird durch moderne ortsnamen dieses gebiets wie *Kronoberg*, *Kläckeberga*, *Hålleberga*, *Eckelberga*, *Korsberga*, *Berga* uaa. erwiesen. ja im gebiete von *Kronoberg* möcht ich die **Bergioʀ* Rodvulfs überhaupt suchen, da diese region geographisch zwischen den *Theustes-Tjust* und den folgenden *Hallin* vermittelt.

Diese **Hallin(n)* zu urnord. *halaʀ* (Steinstad), isl. an. *hallr* m. 'bergabhang, hügel, felsenstück', *hella* f. 'haad sten eller klippe', got. *hallus* πέτρα, litt. *kálnas* m. 'berg' können kaum anders projiciert werden, als in *Halland* an der westküste von Südschweden zu beiden seiten der unteren Nissa, auch in der alten sprache *Halland* FMS. XII 297, dessen namen schon Egilsson als 'terra saxosa' erklärt. da in einem compos. **hallalanda* die bedingungen für dissimilation gegeben sind, so haben wir wol schon urnord. den landschaftsnamen als **Hallanda* anzusetzen, woraus dann swm. **Halla*, pl. **Hallinn* als name der einwohner abstrahiert ist,

gleichbedeutend mit späterem *Hallandsmenn* oder *Hallendingar* FMS. ebda.

Da, wie wir sogleich sehen werden, die folgenden *Helmil* in unmittelbarer verbindung mit den *Hallin* stehn und die diathese dann correct nördlich bis zu den *Gauti* an der Götaelf sich abwickelt, können wir den glaublichen gegendnamen *Liothida* nur landeinwärts von Halland, oder südlich, also etwa im bezirke von Kristianstad suchen. da ist natürlich vom alten königshofe *Livini* am Wettersee (Müllenhoff DA. II 62) keine rede. ebensowenig aber von *Hljóđhus*, *Ljóđhús* heute *Gamle Lödese* 'stađr viđ Gautelfi á Vestra-Gautlandi' FMS. XII 321, dessen name mir stark anzuklingen schien.

Liothida möcht ich zu **hliothida* ergänzen und das wort in der tat als weiterbildung aus an. *hljóđr* 'taus, stille', *hljod* n. 'taushed, stilhed', got. *hliuþ* n. nur einmal *in hliuþa* 'ἐν ἡσυχίᾳ, in silentio' 1 Tim. 2, 11 erklären. die bildung kann wie got. *auþida* ἡ ἔρημος, ἐρημία zu *auþeis* adj. ἔρημος ein adjectivabstractum got. **hliuþida* sein, dessen urnord. endung *-o* durch latein. oder got. *-a* ersetzt ist, oder aber eine neutrale ableitung, etwa participialer natur mit urnord. auslaut *a*. gemeint wäre nach den beziehungen von deutschem *still* in ortsnamen offenbar soviel wie 'einöde, abgeschiedener ort', und das möchte nicht übel auf die umgebung von Kristianstad, den *Skog* passen.

Während ich die *Hallendingar* in *Hallin* widerfinde, sucht Müllenh. index z. Jord. vielmehr den complex *ahelmil* in **hallenti* oder **allenthi* für **(h)allanthi* umzugiefsen. ein versuch, der unglaubhaft, ja wol unmöglich ist. die *Helmil*-**Helmīʀ* sind m. e. ein ganz selbständiger volksname, dessen grundlage ein german. **hĕlma-* ist, das wir in andrer toponymischer festsetzung auch in *Hjelm* dänische insel im Kattegat, *Hjelmeland* gemeinde in Norwegen amt Stavanger, *Hjelmen* insel an der westküste von Norwegen, deutsch etwa in *Helmhurst* Förstem. Namenb. II² 790 finden. dabei möcht ich die bedeutungen von ags. *helm*, an. *hjalmr* 'schuppen, scheune, viehhürde' nicht heranziehen, auch nicht die von ags. *helm* 'baumkrone', sondern vielmehr eine entwicklung von *helm* 'cassis, galea' zu 'hügel, berghöhe' annehmen, wie sie in ähnlicher weise bei nhd. *kopf*, *kuppe*, *koppe* aus ahd. *choph* 'calix', *kuppa* 'mitra, capitio' stattgefunden hat. ja es wäre auch denkbar, dass das toponymisch erscheinende germ. **helma-* über-

haupt nur eine ablautform zu **hulma-*, an. *holmr*, as. ags. engl. *holm* 'insel, hügel' ist. der name **HelmīR* erinnert an *Halmstad* den hauptort von Halland an der Nissamündung. da nichts dawider steht, die *Hallendingar* selbst bis an die berge von Hallandsås herunterzurücken, so kann in der aufzählung der *Hallin* und *Helmil* eine süd-nördliche folge gewahrt werden. beachtenswert ist das vorkommen von ortsnamen mit *-holm* in Halland, wie *Sperlingsholm, Laholm*, sie beweisen, dass die topischen voraussetzungen für den namen **HelmīR*, den wir also als 'hügelleute' zu verstehn haben werden, daselbst nicht fehlen.

Die folgenden *Finnaithae* hat schon Zeufs 159. 504 als bewohner der landschaft *Finneiði*, heute im zweiten teile umgeformt *Finnveden* an der Nissa, nordöstlich von Halland einwärts erkannt, die bei Adam vBremen *Finnédi*, bei Saxo *Finnenses* heifsen. der index der FMS. XII 284 bestimmt die landschaft : 'Finneiði fylki í Svíþjóð. Núverandi Finweden á Smálöndum í Svíaríki. Í þessu fylki lá Austbú, Vestbú og Suðrbú'.

Die eine variante bei Jordanes *sinnaithae* B mit *s* für *f* ist bedeutungslos. diese buchstabenverlesung ist natürlich eine späte in der minuskelschrift entstandene.

Der landschaftsname, der bei Saxo in *Finnia* gekürzt latinisiert ist, enthält im ersten teile den volksnamen isl. *Finnr*, pl. *Finnar*, compp. *Finnkona, Finnmǫrk, Finnland*, nord. *Finn* m. (Aasen), im zweiten an. *heiðr* f. 'saltus, montana, tesqua' (Egilsson), ags. *hǽð* stf., got. *haiþi* 'heide, feld', als landschaftsname auch an. *Heið* (gleich oder in *Upplönd*, Fritzner I 752).

Eine neutrale form acymr. *coit* 'wald', gall. *cēto-* in compp., lat. *-cētum* in ableitungen ist bei Stokes-Bezz. 76 nachgewiesen.

Es ist also möglich, dass wie *Finweden* so auch schon *Finneiði* 'Finnenwald' bedeute. das *h* ist im compositum schon bei Jordanes untergegangen, wahrscheinlich also auch schon in der urnord. sprechform Rodvulfs. durch diesen verlust hat der zweite teil des comp. ähnlichkeit mit dem gleichfalls in toponymischen bildungen vorkommenden isl. *eid*, nord. *eid* n. 'isthmus' gewonnen, aber in unserm gegendnamen tatsächlich an 'isthmus' zu denken ligt kein grund vor.

Der latein. nominativ *Finnaithae* scheint auf einem urnord. singular **Finnaiþa* swm. *n*-stamm zu beruhen, dessen plural also *-an(n)*, got. *-ans* sein müste. das fehlen eines *i* im suffix deutet

wol darauf hin, dass in dem urnord. gegendnamen weder der nord. *jō*-stamm *heidr*, noch die neutrale *jo*-erweiterung von *Finneidi* vorligt, sondern aller wahrscheinlichkeit nach die dem kelt. latein. worte entsprechende neutrale bildung **haiþa*.

Zwischen *Finweden* an der mittleren Nissa und den *Gauti* an der Gautelf, also irgendwo im gebiet der flüsse *Falkenbergs Å, Wiske Å* und allesfalls noch *Säfve Å* müssen die *Feruir* localisiert werden. es ist daher die vermutung Zeufs 505, dass **Fauii* zu lesen und diese form nach an. *fár*, got. *fawai*, lat. *paucus* als bewohner von Småland zu erklären sei, gleich jener Müllenhoffs, der **uerti*, **uerthi*, **uirthi* herstellen und darin die *Virdar* bewohner der landschaft *Verendia* im osten von Finweden suchen wollte, schon aus geographischen gründen zu verwerfen, da die aufzählung vielmehr nach dem nordwesten von Finweden fortschreitet. aber auch aus paläographischen und sprachlichen gründen wird man eine lesung **fauii* oder **uirthi* verwerfen müssen; eine verlesung von *a* zu *er* ist wenigstens keineswegs glaublich und vollends eine form **uirthi* als alte vertretung für *Virdar* deshalb ganz ausgeschlossen, weil dieser volksname nach den formen *Verendia* bei Saxo, *Verandi ríki* FMS. xi 358, auch *Vernd, Verund, Värendeherred* FMS. xii 367 f gleich den *Egdir* ein inneres *n* verloren hat, das bei Jordanes gleich dem von **Agandzie* selbstverständlich bewahrt sein müste.

Der name *Feruir*, an dem wir also nichts corrigieren, sondern ihn als correcte umschrift eines urnord. plurals **Ferwīʀ* nehmen wollen, muss selbständig erklärt werden.

Ich möchte demselben an. *fura* f., ags. *furhwudu*, engl. *fir, firtree* 'pinus', ahd. *forha, foraha* 'picea, kiefer', mhd. *vorhe*, nhd. *föhre* zu grunde legen und zwar mit dem ablaute von langob. *fereha* 'aesculus', ahd. *fereheih*, ä. mhd. *ferch* 'quercus'. das inlautende *w* im volksnamen kommt dabei auf rechnung des bekannten wechsels *w* für *gw* aus *hw*, der sich hier entweder auf zwei themata verteilt, oder aber auch verschiedenen casus éines themas angehören kann. es schiene nicht unmöglich, dass es neben dem swf. *fura, forha*, got. **faurhwo* auch ein urnord. **ferwuʀ* als directe entsprechung zu lat. *quercus* gegeben habe. der name könnte also gleich dem der folgenden *Grani*, so wenigstens nach Egilssons deutung, oder gleich dem der *Dani* von einer landschaft mit bestimmtem forstlichem bestande seinen ausgang nehmen.

Eine andre möglichkeit aber ist die, dass **FerwīR* vielmehr von an. *fi͏̨or*, dat. *fi͏̨orvi*, ags. *feorh*, gen. *féores*, as. ahd. *ferh*, *ferah* n. 'leben', got. *fairhwus* *κόσμος* in irgend einer weise abstamme, nur möchte man in dem falle, dass **ferwīR* die urnordische ausprägung des appellativums an. *firar*, ags. *firas*, as. *firihos*, ahd. *firahi* Wess. geb. 'menschen, männer' wäre, beinahe schliefsen, dass hier ein allgemeiner ausdruck aus dem berichte Rodvulfs als vermeintlicher name in das verzeichnis aufgenommen worden sei.

Die *Gauthi*, bei Ptol. *Γοῦται*, di. **Γαῦται*, bei Prokop *Γαυτοί*, an. *Gautar*, aschwed. *Gōtar*, ags. *Géatas* sind nach dem flusse, der an. *Gautelfr*, heute *Götaelf* heifst, benannt. der erste teil des an. compos. gehört ohne zweifel zu got. *giutan* 'giefsen, fundere' und deckt sich genau mit dem mhd. appellativum *gôz* m. oder n. 'das giefsen, strömen', vom wetter gesagt bei Ulrich vLiechtenstein 1168 (: *grôz*), in comp. auch ahd. *gagôz* 'confusio, chaos', *ûzgôz* 'effusio' Graff IV 285, sowie in dem Salzburg. flussnamen *die Gôsau* und gehört hinsichtlich der herkunft also auch mit ahd. **giezo* 'giefsbach' in den fl. n. *Buahgiezo*, *Goldgiezo* zusammen.

Ich bin aber schon wegen des landschaftsnamens *Gautland* nicht der meinung, dass der fl. n. *Gautelfr* oder in späterer form *Gautelfi* appellativisch determiniert sei, sondern vielmehr der, dass diese secundäre bildung schon den flussnamen enthalte, wie etwa die neuere ausprägung 'der Wienfluss' der älteren 'die Wien' gegenübersteht, dass also wie *Gautland* ursprünglich nur das land zu beiden seiten des **GautaR* genannten flusses, so auch *Gautelfr* der fluss ist, der **GautaR* heifst. zu diesem flussnamen unmittelbar, oder aber zum landschaftsnamen *Gautland* urnord. **Gautalanda* verhält sich nun der volksname *GautaR*, pl. *GautoR* als abstraction und bedeutet also nicht etwa 'flussleute', sondern 'Gautleute', di. 'leute vom flusse Gaut'. die möglichkeit einer derartigen abstraction ist nicht in zweifel zu ziehen. **GautoR*, *Gautar* zu **GautamanīR*, **Gautmenn* verhält sich nicht anders wie ags. *Hrédas* zu *Hréđzotan*, *Wederas* zu *Wederzéatas*, wie *Vesus*, *Vesi* bei Sidonius zu *Vesegothae* und ist also eigentlich als eine art kurzform zu betrachten. vom festen volksnamen, nicht mehr vom flussnamen geht das adj. *Gautskr*, *Gauzkr* 'Gøtisk' aus und den volksnamen im genitiv pl. enthalten alle neueren bildungen wie *Gautalōg* und

Gautaveldi = *Gôtaland* FMS. xii 291, *Gautasker* n. pl. 'the skerries of the northwestern coast of Sweden' Cleasby-Vigf. *Gôtaborg Göteborg, Gôtaelf.*

Wie sich zum nordischen volksnamen, der als familienname *Gausus* des stammhauses des langobardischen königs Audoin schon in oberdeutscher form mit verschiebung *t* > *z* vorligt, das element von personennamen nord. *gaut* in *Asgaut, Torgaut, Gaute* (Aasen), ahd. *gauz* in *Gaozberht*, *Adalgaoz* und zahlreichen andern bildungen verhalte, ist nicht sicher. ich glaube aber, dass sich gegen reine identität dieses elements mit dem nordischen volksnamen, auch auf dem deutschen boden, um so weniger etwas stichhaltiges einwenden lasse, als auch dem volksnamen *Hûn* in deutschen personennamen wie *Theodhûn, Adalhûn, Althûn, Hûngast* eine ganz ähnliche verbreitung zukommt. dieselbe wird in dem einen wie andern falle wesentlich durch die germanische heldensage vermittelt sein.

Wie endlich *hûn*, *hiune*, *hüne* appellativisch in der bedeutung 'riese' fortgeführt wurde, so konnte auch bei *gaoz* ein übertritt in die appellativische kategorie erfolgt sein, und es wäre demnach wol möglich, dass mhd. *wuotegôz, wüetelgôz* 'homo furiosus', das gleich den mhd. bildungen auf *-olf* von den mit *-gôz* im zweiten teile componierten personennamen ausgehn wird, noch einen derartigen anklang enthielte, wie denn Schade in der tat auch für mhd. *gôz* eine dritte, persönliche bedeutung annimmt.

Auf dem volksnamen beruht auch die gelegentliche bedeutung von *gautr* als 'mann', sowie der bekannte beiname Odins (Cleasby-Vigf.). auch dass an. und nn. *gauta* 'snakke meget, skryde, prale' vom volksnamen ausgehe und 'sich wie ein Gaut betragen' bedeute, halt ich für möglich.

Derselbe irrtum ehrwürdigen alters, der die *Gauthi* als Goten erklärt, beherscht noch heute die deutsche geographische nomenclatur hinsichtlich der termini *Gotland* und *Gothenburg* für Götland und Göteborg und findet sich mit umgekehrter übertragung auch in den Heilagra manna sǫgur, wo *Alaricus rex Gothorum* auf einen *Heinrekr Gauta konungr* umgedeutet ist (Fritzner i 566).

Was die folgenden *Greotingi* betrifft, die mit tadelloser lateinischer dativflexion erscheinen, denn ihr name war als ein zugleich gotischer dem römischen verfasser aus andern antiken quellen hinlänglich geläufig, so bin ich nicht der ansicht, dass

man die etymologie des namens mit Müllenhoff aus dem satze *hi omnes excisis rupibus . . . inhabitant* . . . schöpfen und auf an. *grjót* n. als 'saxicolae', di. 'bewohner der berggegenden unterhalb des Wettersees', begründen soll. germ. *greuta-* bedeutet ja auch im nordischen nicht compacte felsen, sondern 'zertrümmertes gestein, einzelne steine' (Fritzner, Cleasby-Vigf.), schwed. *gryt* ist 'stenig jord', und westgerm. im besondern gilt das wort ahd. *grioz, greoz* stmn., as. *griot,* ags. run. *greut,* später *gréot* stm., afries. *grêt* vom sandigen ufer des meeres als 'strand'; es ligt also weitaus näher, die Greotinge als 'strandbewohner, uferleute' zu erklären.

Ob dieselben aber, die zwischen *Gauthi* und *Ostrogothae,* also zwischen Vestgötar und Östgötar, genannt werden und deshalb notwendig auf der linie etwa von Göteborg nach Linköping gesucht werden müssen, nur als anwohner des westlichen ufers des Wettern, oder zugleich als solche des östlichen ufers des Wenern, also des zwischen beiden seen gelegenen landstrichs von Skaraborg und Tiveden anzusehen seien, oder ob sie allesfalls auch am südöstlichen ufer des Wettern gesucht werden sollen, sind fragen, die durch blofse erwägung der Jordanesstelle nicht ausgemacht werden können.

Dass die *Östgötar : Ostrogothae* eine secundäre abzweigung und die *Vestgötar* der eigentliche stamm des volkes seien, schimmert noch in der nomenclatur bei Jordanes durch, in der die letzteren als *Gauthi* schlechtweg auftreten, und ist mir aufserdem deshalb zweifellos, weil eben der geographische ausgangspunct des namens bei den westlichen, nicht bei den östlichen Gauten ligt.

An dieser stelle des verzeichnisses bricht die unmittelbare anreihung der skandischen völker, die sich zuerst an der ostküste südwärts bewegte, dann quer übergehend an der westküste nördlich anstieg und im letzten abschnitte wider die halbinsel kreuzend an die ostküste übergriff, ab und springt in nordwestlicher richtung auf *Romerike, Romerige* zu beiden seiten des Glommen im südlichen Norwegen, di. die östliche und nördliche umgebung von Kristiania, über.

Die grundlage des namens *Raumariciae* ist, wie schon Zeufs 503 uns belehrt, der flussname *Raumá, Raumelfr,* di. die alte bezeichnung des unteren Glommen.

Es ist nun wider kein zweifel, dass die bildungen *Raumá,*

Raumelfr nicht appellativisch determiniert sind, sondern den festen flussnamen enthalten, der vermutlich ein altes masculinum urnord. **RaumaR* war, und dass das thema dieser alten form in *Raumariciae* aus urnord. **Raumarīkja* 'das gebiet an dem RaumaR genannten flusse' enthalten sei, wogegen an. *Raumaríki* fortgepflanzt im heutigen *Rommerike, Romerige,* sowie an. *Raumagrund* als benennung für Norwegen (Egilsson) denselben genitiv des volksnamens enthalten, der etwa in *Þengill Rauma* gegeben ist.

Der flussname **RaumaR* erläutert sich aus ags. *réam* m. 'cream', ndl. *room,* mhd. *roum,* nhd. bair. *rahm,* wozu ablautend isl. *rjómi* dasselbe, und bedeutet am ehesten 'der schäumende'.

Eine thematische composition mit dem flussnamen ligt der persönlichen benennung *Raumdælir* 'þeir sem bjuggu i Raumsdal' FMS. XII 339 zu grunde, eine solche mit dem genitiv des flussnamens, also gleichfalls geographisch determinierte, dem gegendnamen *Raumsdalr, Romsdalr, Romsdalen* selbst.

Der volksname an. *Raumar,* ags. *Réamas* ist nun widerum entweder vom nackten flussnamen, oder von einem diesen enthaltenden gegendnamen, also etwa von urnord. **Raumarīkja* aus abstrahiert; *Raumar* sind 'leute vom flusse **RaumaR*' oder 'leute aus **Raumarīkja*'. es ist also bemerkenswerter weise das an. *Raumaríki,* heute *Rommerike,* keine directe und unbeeinflusste weiterentwicklung des urnord. **Raumarīkja,* sondern es hat statt des thematischen flussnamens den genitiv des abstrahierten volksnamens in sich aufgenommen und ist nicht nach der geographischen lage, sondern mit dem namen der einwohner determiniert. ebenso enthält der ortsname *Romedal* im südwestlichen Hedemarken zwischen dem see Miösen und dem Glommen unweit der grenze des amts Akershus den genitiv des volksnamens.

Die gleichbedeutenden bildungen urnord. **RaumarīkjaR* und neunord. *Romeriking* 'indbygger af Rommerike' (Aasen) sind also allerdings hinsichtlich des grammatischen verhaltens der beiderseitigen zu grunde liegenden ausprägungen des gegendnamens verschieden, hinsichtlich ihrer suffixalen ableitung aber nichtsdestoweniger analoge fälle.

Der abstrahierte volksname *Raumr* erhält secundär auch die appellativischen werte 'vir magna statura, a giant, Titan', sowie mit der bekannten berührung von riese und tölpel auch 'a big clownish person' (Egilsson, Cleasby-Vigfusson).

Auch die *Ragnaricii* hat schon Zeufs 503 als bewohner des norwegischen herads *Rânrîki* festgestellt. die grenzen dieser landschaft werden FMS. xii 338 'frá Gautelfi til Svínasunds', also in küstenpuncten von der mündung der Götaelf bei Göteborg bis aufwärts zum Svinesund bei Fredrikshald angegeben. dieselbe deckt sich demnach mit der heutigen landschaft Bohuslän, und die aufzeichnung der völker geht von dem puncte nordwestlich des Wenern, zu dem sie eben übergesprungen war, wider nach süden gewendet zurück, die territoriale verbindung mit den Vestgötar herstellend.

Zum namen erinnert Zeufs 504 an an. *Rán*, gen. *Ránar*, die göttin der see, sowie an das neutrum *rán* 'raub', ahd. *rahanen* 'spoliare', ebenso Müllenhoff im index und DA. ii 64.

Hält man die meinung Müllenhoffs fest, dass *ragna-* orthographische darstellung für eigentliches **rahna-* sei, was allerdings wegen des späteren *Rán-(rîki)* kaum bezweifelt werden kann, so muss man auf einen aus der sippe an. *rán* 'rapina', schwed. *rån*, an. *ræna* 'spoliari', nnord. *rana* 'rane, røve' Aasen, isl. *ræningi* 'a robber', nnord. *ransman* 'røver', ahd. *birahanen* 'spoliari' und etwa auch *rân* 'intentio' Graff 2, 522, *râníntín* 'saevientem' Notker ps. 90, 13 geschöpften namen jenes teils der see im Skager rak schliefsen, an dem das *Rânrîki* unmittelbar lag. dieser name wäre urnord. als **Rahno* anzusetzen und mit dem mythologischen nomen proprium identisch.

Die *Finni *minissimi* verlegt Müllenh. index in die *markir*, oder mit éinem namen *Eidaskógr* (heute Eidskogen stadtname in der landschaft Vinger östlich von Romerike) genannten wälder zwischen dem südlichen Norwegen und Schweden, wo ihre spur auch noch in spätern zeiten, wie FAS. ii 6 ff, erscheine.

Die grenzen der landschaft *Vingulmǫrk* werden FMS. xii 371 angegeben: 'kríngum Vingulmörk lágu Ránríki, Markir, Eidaskógr eda Vermaland, Raumaríki, Austfold, Foldin og Víkin', das gebiet deckt sich also mit der landschaft am untersten Glommen, heute Smaalenene. nach diesen angaben musten die Finnen in den Markir und Eidaskógr allerdings die unmittelbaren grenznachbarn der *Vinouiloth*, **Wingwiloʀ* in Vingulmǫrk sein und die bezeichnung *pares . . . sueti* wird aus diesen nachbarlichen beziehungen leicht verständlich.

Der gegendname *Vingulmǫrk* ist nicht mit dem genitiv eines

volksnamens, sondern thematisch determiniert, am wahrscheinlichsten mit einem vorausliegenden localnamen **Vingul*, urnord. **Wingwilo*, und zwar entweder so, dass dies der name eines hauptortes, oder die ältere form des namens der mǫrk selbst ist. *Vingulmǫrk* ist also wol der bezirk, die landschaft, die **Vingul* heifst. die zu erschliefsende urnord. form **Win-gwilo* stf. halt ich für ein compositum mit an. *vin*, gen. *vinjar*, got. *winja* *νομή*, ags. **wyn(n)*, obliquus *wynne*, ahd. *uuinne* 'cauma, pastum' im ersten teile und isl. *hwíla* swf. 'rest, bed', bzw. eine dem got. ags. as. worte *hweila, hwil* entsprechende stf. form dieses wortes im zweiten, dessen *hw* unter dem einflusse der accentverlegung ebenso zu *gw* übergegangen ist wie *þ* (*Thuringi*) in *Hermunduri* zu *đ* oder *f* (*fesa*) in ahd. *gabissa, gavissa* (quisquiliae) zu *ƀ*.

Die bedeutung des compositums **Win-gwilo* aus **Win(ja)-hwīlo* ist also die von 'weideort, weideplatz'.

Dazu verhält sich dann der volksname urnord. **WingwiloR* als persönliche abstraction.

Bemerkenswert ist, dass wie *raumr*, so auch isl. *vingull* m. 'an oaf, simpleton', offenbar gleichfalls durch 'riese' vermittelt, zu der bedeutung eines einfältigen menschen gelangt.

Wie sich hierzu die zweite bedeutung des an. isl. *vingull* 'bestens avlelem, a horses pizzle' verhält, entzieht sich meiner einsicht. jedesfalls ist aber die bei Cleasby-Vigf. zu *Vingulmörk* aufgeworfene frage 'referring to phallus worship?' im ablehnenden sinne als erledigt zu betrachten.

Die aufzählung der völker im östlichen abschnitte des einspringenden winkels vom Skager rak, die sich um den gemeinsamen mittelpunct der Vingulmǫrk bewegend vom östlichen norden nach dem süden, dann nach dem westlichen norden gieng und zuletzt die central gelegene landschaft nannte, tritt mit der folgenden gruppe auf den südlichen, in die Nordsee vorspringenden teil der norwegischen halbinsel über und erledigt, indem sie von *Grænland*, oder *Grenmǫrk*, dem lande der *Grani*, dem heutigen amte Bratsberg entsprechend (Müllenh. index), ausgeht, zunächst nach süden fortschreitend die *Egdir* im heutigen Nedenäs und Lister-Mandal, dann nordöstlich zurückkehrend die *Þilir* im innern des landes im heutigen Thelemarken, und von hier südwestlich wider an die küste gehend die *Rygir*, heute *Ryfylke*, im amte Stavanger, endlich von da nördlich an der küste aufsteigend die

Hǫrdar, heute *Nord-* und *Söndhorland*, in alter sprache *Nord-* und *Sunnhǫrdaland* im amte S. Bergenhus.

Die beschreibung erstreckt sich also an der westküste Norwegens bis zum Sogne-Fjord hinauf und schliefst daselbst, denn dass in dem vermeintlichen volksnamen *ranii* die *Sygnir* stecken könnten, muste abgelehnt werden.

Es ist zu beachten, dass die drei an letzter stelle genannten völker *Rygir* und *Hǫrdar* an der küste, *Þilir* im innern des landes unmittelbare grenznachbarn sind und einen territorial zusammengehörigen stock bilden, der wie schon bemerkt das reich Roduulfs gewesen sein wird.

Der name *Grani*, an. *Grenir* (Müllenh. index und DA. II 65), urnord. **GranīR* ist widerum abstraction aus einem vorausliegenden componierten landschaftsnamen, wofür an. *Grenmǫrk*, sowie das gleichbedeutende *Grœnland* und auch *Grenmar* oder *Granmar* zu isl. *marr* stm. 'the sea', der küstenteil dieser landschaft (FMS. XII 293), nach Egilsson 269 der fjord von *Skien* ebendaselbst, zu gebote stehn. den genitiv des volksnamens enthält die bildung *Grenafylki* (Müllenh. index), die vorgenannten landschaftsnamen aber sind thematische composita, von denen das erstere bei Egilsson zu isl. *gran* n. 'a pine-tree, pinus, fichte' gestellt und als 'terra pinis consita' erklärt ist. ich muss aber gestehn, dass ich mir bei zugrundelegung von isl. *gran* n., auch fem. *grǫn*, gen. *granar*, dän. schwed. *gran* (Cleasby-Vigfusson), nnord. *gron* (Aasen) den umlaut in an. *Grenmar, Grenmǫrk, Grœnland* nicht erklären könnte und bedenken trüge, in diesen compositis etwa das erweiterte neutrum isl. *greni* 'pine timber, fichtenholz als bauholz' anzusetzen, dessen *i*, wie die composita *grenitré* und *grenimeiðr* 'grantræ' lehren, nicht synkopiert wird und das aufserdem seiner stofflichen bedeutung halber für die determinierung eines landschaftsnamens weniger geeignet erscheinen muss. es scheint mir daher erwägenswert, auf eine deutung aus dem forstlichen bestande überhaupt zu verzichten und lieber das an. isl. neutrum *ja*-stamm *gren, grœn* 'höhle', ib. 'wildlager' (Fritzner, Cleasby-Vigf., Noreen An. gr. I² 163) als ausgangspunct zu nehmen, wonach die **GranīR* auf einen landschaftsnamen urnord. **Granjalanda* oder **Granjamari(R)* basiert werden können. die zerrissene, von fjorden durchzogene küste von **Grenmarr* dürfte dieser deutung nicht übel entgegenkommen.

Die urnordische grundform der *Egđir* : **Agandziae* bei Jordanes, mit beseitigung der lateinischen assibilation **Agandiae*, könnte gleich den **Raumariki* eine adjectivische bildung auf *ja* sein, die von dem landschaftsnamen an. pluralisch *Agdir* ihren ausgang nimmt.

Es ist aber auch möglich, und hierfür spricht die analogie von germ. lat. *Burgundiones* zu an. *Borgund*, gen. in *Borgundarholmr, Borgundarþing* FMS. XII 270, dass wir die **Agandiae* als lateinische darstellung eines swm. *jan*-stammes urnord. singular **Agandja* aufzufassen haben.

In diesem falle, der einen urnord. nom. pl. **Agandjan(n)*, got. **Agandjans* erschliefsen lässt, erhalten wir auch eine vollständige parallele zu got. *nēhwundja* ὁ πλησίον, ὁ ἕτερος und an. *nǫnd* f. 'nachbarschaft, nähe' aus **nāhwundi*- Noreen An. gr. I[2] 49 und sind berechtigt, den nordischen landschaftsnamen, der dann ja wol auch eine participiale bildung sein wird, als **agandi*-, plural **agandīR*, an. *agđer*, unumgelautet wie *axler, raster* (Noreen ebda 170) anzusetzen. für den umgelauteten volksnamen *Egđir, Egđer, Egđafylki*, dem aber auch unumgelautete formen nom. *Agđar*, acc. *Agđa* zur seite stehn, wäre also ursprünglich singular **Egđe*, plural **Egđiar* aus **Ag(an)điar* anzusetzen. die swm. form des volksnamens kommt in der tat als masculiner personenname *Agđi* (Fritzner I 20) vor. die etymologie des gegendnamens ist problematisch. möglich wäre eine anknüpfung an got. *ahwa*, an. *á*, as. ahd. *aha*, ags. *éa*, afries. *ee, a* 'fluss, strom' mit entwicklung von *g* aus *hw* wie in aschwed. *aghborre* 'flussbarsch', *Æger* 'meer' Noreen Abriss 131. **Agandi*- könnte wol 'flussland' oder mit collectivischer betonung 'land der flüsse' sein. collectivische würkung ist wenigstens in ahd. *talunti, talonti* 'uallatio' zu *tal* n. 'vallis' deutlich und kann auch in got. **nēhwundi* oder in *hulundi* stf. σπήλαιον ursprünglich angenommen werden.

Die **Theli, Þilir* 'the men of Thelamörk' Cleasby-Vigfusson, heute *Thelemarken Tellemarken* FMS. XII 373, urnord. **ÞēlīR* beruhen auf einer landschaftsbezeichnung, die entweder ein compositum oder ein collectivischer plural von **þela* war. *Þelamǫrk* enthält aber wider den gen. des abstrahierten volknamens *Þilir*.

**þela*- gehört zur sippe ags. *þel* n., ahd. *dil* stm. *dilo* swm., an. *þil* und *þili* n. 'brett, diele, a deal, wainscot, plank', isl. *þeli* m. 'frozen ground', finn. *teljo* 'schiffsbank, -balken', an. *þilja*

'ruderbank', litt. *tilė* 'diele im kahn', aber den toponymischen wert des urnord. wortes erläutern diese bedeutungen kaum, eher wol die verwanten aksl. *tĭlo* n. 'grund, boden', ai. *talam* n. 'fläche, boden', lat. *tellus* 'erdboden'. es ist demnach wahrscheinlich, dass die landschaft nach ihrer relation zu umgebenden höhen als eine summe von 'tälern, talgründen, talböden' benannt ist.

Die zugehörigkeit des volksnamens *Rugi, Rygir* zu an. *rugr* m., gen. *rugar*, aschwed. *rugher*, as., ahd. *roggo*, ags. *ryȝe* m., engl. *rye*, litt. *rugys*, gewöhnlich plural *rugei*, aksl. *rŭžĭ* 'roggen, korn', die RMuch Germ. stammsitze 184 im wege einer von der volkspoesie erfundenen geschichte begründen wollte, ist durchaus möglich, nur wider durch locale vermittlung im wege der abstraction aus einem mit *rugi-* zusammengesetzten landschaftsnamen; **Rugīʀ* also : bewohner eines 'kornlandes, roggenbodens'. man könnte an ein altes **Rugilanda* als vorfahren des späteren mit dem genitiv des volksnamens gebildeten *Rogaland* denken, das aber allerdings auch in dem historischen gleichfalls mit dem volksnamen, nur in andrer weise, etwa thematisch, determinierten *Rugiland* an der Donau wortgeschichtlich nicht fortgesetzt wäre.

Vom abstrahierten volksnamen geht das adj. *rygskr*, urnord. **rugiskaʀ* aus und die secundäre örtliche determinierung *Holmrygir* FMS. XII 305 bewohner der inseln von Rogaland in Norwegen trifft gleichfalls den festen volksnamen, ist also eine namenmäfsige, nicht etwa eine die grundlage des namens appellativisch bestimmende.

Der name der *Hǫrdar* ist schon bei Noreen Abriss 87 mit ahd. *hard, hart* 'lucus, montana' Graff IV 1026. V 753 zusammengebracht, nachdem Grimm GDS. 633 dies bezüglich der continentalen *Harudes* getan hat, deren etymologische zusammengehörigkeit mit dem nordischen namen auch Zeufs 152 betont. das mhd. wort *hart* m. pl. *herte*, bei Lexer ohne grund in zwei lemmata getrennt, ist jedesfalls ein einheitliches, von dessen bedeutungen mir aufser 'wald' noch wenigstens die von 'weidetrift' deutlich ist.

Urnord. **Haruþīʀ* nimmt seinen ausgang von einem landschaftsnamen, der entweder durch einen collectivischen singular, oder durch den plural des sachwortes, also vielleicht **Haruþīʀ* 'Wälder' dargestellt war. den genitiv des volksnamens enthalten die jüngern ausprägungen *Hǫrdaland, Hordafold*, der

altnordische plural *Hǫrđar* selbst zeigt übertritt in die *a*-declination.

Dieser ziemlich detaillierten ethnographie der Scandia gegenüber verhalten sich die angaben bei Ptol. II 11, 16 ... *κατέχουσιν αὐτῆς [τῆς Σκανδίας] τὰ μὲν δυτικὰ Χαιδεινοί, τὰ δ' ἀνατολικὰ Φαυόναι καὶ Φιραῖσοι, τὰ δὲ (ἀρκτικὰ Φίννοι, τὰ δὲ) μεσημβρινὰ Γοῦται καὶ Δαυκίωνες, τὰ δὲ μέσα Λευῶνοι* nur als eine beschreibung in grofsen zügen, die Jordanes allem anscheine nach nicht benutzt hat, obgleich er sie 58, 14ff bespricht: *in Scandza uero insula, unde nobis sermo est, licet multae et diuersae maneant nationes, septem tamen eorum nomines meminit Ptolemaeus*, di. 'obwol auf der insel Scandia, von der wir sprechen, viele völker wohnen, so macht doch Ptolemaeus nur sieben derselben namhaft'.

Einen festen punct für die diathese des Ptolemäus gewähren die *Χαιδεινοί*, in denen Zeufs 159 die an. *Heinir* FMS. XII 301, die bewohner der *Heiđmǫrk*, heute *Hedemarken*, erkannt hat. entsprechend der lage dieser landschaft müssen sie am mittleren und oberen Glommen gesucht werden und bestimmen als westliche bewohner der Scandia die lage der östlichen, der *Φαυόναι* und *Φιραῖσοι* offenbar an der ostküste innerhalb des eigentlichen Svearike.

Einen weiteren festen punct bieten die *Γοῦται*, di. **Γαῦται*, die also auch schon zu Ptolemaeus zeit von der Götaelf in unbestimmter erstreckung ostwärts gewohnt haben werden.

Mit recht sucht dann Zeufs die *Δαυκίωνες* südlich der Gauten in Halland, Blekinge, Skåne, di. in den alten skandischen sitzen der Dänen, schrickt aber aus geschichtlichen gründen vor einer lesung **Δαννίωνες*, das wäre Dänen, zurück und schlägt dafür **Σκανδίωνες* vor. nun könnte aber allerdings auch **Δαγκίωνες*, oder **Δανκίωνες* hergestellt und darin jene mit blofsem *κ*-suffix gebildete ableitung *Dankan* 'die Dänischen', latinisiert *Danicus* gefunden werden, die Noreen Svenska etymologier 26f der gewöhnlichen *sk*-ableitung *Danskr*, ags. *Deniscan* bedeutungsgeschichtlich gleichsetzt.

Daraus erhielte auch die mlat. form *Dacia* Annal. Esrom. Zeufs 509 für Dänemark ihre aufklärung, da sie wie *Suecia* aus persönlichem mlat. *Suecus* 'Schwede' gebildet, wol auf **Dacus*, **Daci* als latinisierende umschrift einer an. form **Dakkar* mit *kk*

aus *nk* (an. *blakkr* : ahd. *blanch* Noreen An. gr. I[2] 115ff) zurückgehn könnte.

Geographisch nicht zweifelhaft sind auch die im norden genannten *Φίννοι*, die mit den *Screrefennae* des Jordanes übereinstimmen werden.

Für die *Δευῶνοι* könnte man wol vorausliegende **Sueoni* vermuten, sodass also die *Φαυόναι* und *Φιραῖσοι* nördlich dieser etwa in Kopparberg, Gefle oder noch weiter hinauf zu suchen wären. das müsten also doch wol besondere namen der *Sit(h)onum gentes* Germ. 45 sein, die sich den Suiones im norden anschliefsen.

Wien, 8 sept. 1901. VON GRIENBERGER.

SÎÐ UND *SINT*.

Die erklärung für das auffallende lautverhältnis der beiden wörter *sîd* und *sint*, die ich in meinem Etymolog. woordenboek unter *sedert* als wahrscheinlich hingestellt habe, und die inzwischen auch den letzten zweifel für mich verloren hat, ist von Wilmanns in seiner Gramm.[2] I 136 anm. 1 citiert, von den neuesten deutschen wörterbüchern jedoch nicht angenommen worden. Kluge geht über die schwierigkeit hinweg; die verfasser des artikels *sint* im DWB.[1] erörtern sie, lassen sie jedoch ungelöst. schuld daran ist ihre unrichtige auffassung der zwischenform *sînt*. langvocaliges *sînt*, woraus mit regelrechter diphthongierung *seint*, ist bereits bei Müller-Zarncke und Lexer belegt; das DWB. gibt jetzt eine sehr reiche anzahl von belegen aus verschiedenen teilen des sprachgebiets[2]. aber die form kommt auch noch weiter vor, als es hier gezeigt ist, allerdings unter umständen, die die tatsache sehr leicht verdunkeln.

Die mnl. hss. weisen, von der auch hier geläufigen überflüssigen schreibung von *y* für alle möglichen *i*-laute abgesehen, vor nasalverbindungen sehr häufig *ij* oder *y* für *i* auf, womit sie eine quantitative oder qualitative lautveränderung andeuten (Mnl. gr. § 61 anm. 2). in der texths. von Maerlants Sp. hist., also unter vielen tausend versen, steht nun kein einziges

[1] ich citiere im folgenden der kürze halber blofs Heyne.

[2] ich weise daneben nur auf die unter einem falschen gesichtspunct beurteilten bei Weinhold Mhd. gr.[2] § 48.

solches *ij*, nur statt *sint* ist sehr häufig *sijnt* geschrieben, so[1] 1^6, 15, 26; 3^1, 18, 18; 3^3, 27, 21; 3^4, 42, 6. 49, 6; 3^5, 2, 10; 3^6, 20, 79 u. 80. 27, 8. 30, 69. 60, 73; 3^7, 50, 95; 3^8, 62, 59; 4^1, 19, 92. 29, 67. 53, 4. 63, 44; 4^2, 26, 25 u. 50. 28, 66. 42, 22. 56, 30. 68, 103; 4^3, 30, 5. über die bedeutung der tatsache kann kein zweifel sein, und ich kann wenigstens noch éine umfangreiche hs. namhaft machen, die sie bestätigt, nämlich die von Velthems Sp. hist., wo gleichfalls niemals *kynt* oder *vynt* oä., aber einmal, 6, 31, 5 *synt* geschrieben steht. ein zweites beispiel hab ich mir nicht angemerkt (*sint* 5, 4, 8. 26, 7; 6, 30, 45; *sent* 5, 32, 28), aber bei der festen und guten orthographie der hs. ist auch das eine nicht zu unterschätzen. sicherlich sind die beweise weit zahlreicher, im nl. und vielleicht auch im nd. man bedenke nur, dass es sich um eine unerwartete erscheinung handelt, die sich im allgemeinen auch in der orthographie kaum abhebt, weil man eben gewohnt ist, fast allerorten schreibungen wie *kijnt, vijnt, dijnc* oder *kynt, vynt, dync* anzutreffen. auch reimbelege sind nicht ausgeschlossen, die bisher in dem weiten grab der ungenauen reime versunken liegen mögen. wenn hierhin etwa auch die beobachtung von Kraus Heinr. vVeldeke u. die mhd. dichtersprache s. 29 gehören sollte, so müsten wir schliefsen, dass Veldeke nur *sint* gekannt habe. das ist mir aber selber kaum wahrscheinlich, und eine andre möglichkeit soll nachher zur erörterung kommen. von Flandern bis nach Steiermark besteht also die form *sînt*. Heyne kommt zu dem ergebnis, sie für eine spätere 'mischbildung' aus *sint* und *sît* zu erklären. 'man könnte versucht sein', sagt er, 'darin die vorstufe zu *sint* zu sehen; auch würde das späte auftreten nicht stören, da früher passende reimwörter kaum vorhanden waren'. aber durch 'die weite verbreitung von *sint* mit kurzem vocal und die sichere bezeugung der vocalkürze in den ältesten hd. belegen' lässt er sich dann zu der andern annahme zwingen. das verhältnis von *sît* und *sint* bleibt dabei also unklar, da natürlich die erklärung von *sît* aus *sint* durch ausfall des *n* mit 'ersatzdehnung', die, im gedanken an verhältnisse wie *findan* : *fîthan* oder *þîh-* : *þing-*, längere zeit,

[1] vorher hab ichs nicht angemerkt. ob es nicht vorkommt, kann ich nicht bestimmt sagen (*sint* steht zb. 1^1, 17, 30; 1^2, 14, 49. 17, 22; im reim 1^3, 1, 4. 20, 18); wenn es sich so verhält, so ergibt sich daraus vielleicht, dass die vorlage die form nicht hatte.

auch Weinhold Mhd. gr.^{2} s. 212 noch, befriedigte, fallen gelassen wird[1]. man sollte doch mit der annahme von 'misch- oder compromissbildungen' etwas vorsichtiger sein (Zs. 40, 8 anm.). freilich begegnet man ihr in unserer litteratur fast auf schritt und tritt; aber wo ist denn einmal ein vorgang, wie er hier vorausgesetzt wird, würklich bewiesen? er wäre doch so, dass jemand im augenblick, da er *sît* sprechen will, von dem bewustsein geleitet, dass er ebensogut *sint* sagen könne, nun beide zu *sînt* vereinigt. eine derartige auf versprechen oder willkür beruhende sprachform würde sich doch sicher nur ausnahmsweise festsetzen, und es scheint mir übel genug, wenn man eine so wenig bewiesene hypothese so häufig benutzt, um sich mit schwierigkeiten abzufinden. die sprachlichen neubildungen beruhen, um es äufserlich auszudrücken, in der regel nicht auf addition oder subtraction, sondern auf gleichungen. wie mag man nur glauben, dass auf einem so ausgedehnten gebiet auf diesem wege gleichmäfsig eine sprachform ins leben getreten sei, die, abgesehen vielleicht von der gegend der schwäbischen nasalierung — auch dort spricht man aber, wenn ich nicht irre, *fînt* 'feind' — und dem einen oder andern winkel sonst, durch das zusammentreffen von langem vocal mit consonantverbindung der sprechneigung gradezu zuwider läuft? die verbalform *seind*, auf die Heyne sich beruft, ist auch keine 'misch- oder contaminationsform', sondern eine alltägliche proportionsbildung : nach analogie von *tuon, tuot, tuont, geben, gebet, gebent* auch *sîn, sît, sînt* und dann weiter *sînt* auch in der 1 person. dass die weite verbreitung der form *sint* mit kurzem vocal gegen die priorität von *sînt* spreche, wird man wenigstens nach obigem nachweis nicht weiter behaupten, und wie die sichere bezeugung der vocalkürze in den ältesten hd. belegen (dh. in reimen der Vorauer Genesis) das tun solle, ist mir nicht recht klar, nachdem Heyne doch selber sagt, dass passende reimwörter für *sînt* früher kaum vorhanden waren. dass in der sprache dieses denkmals die kürzung eines häufig unbetonten wortes *sînt* zu *sint* möglich sei, wird man doch wol nicht bestreiten wollen? alles ist in ordnung, wenn wir eben

[1] Vercoullie Etym. woordenb. sagt ganz einfach '*sind* nasaleering van *sid*'. secundäre nasalierung kommt in der sprachgeschichte unzweifelhaft vor, auch werden nasalierte idg. wurzeln neben unnasalierten angenommen, und nasalierung ist ein gelehrter terminus. also, was will man noch mehr?

doch *sînt* als die ursprüngliche form ansehen, aus der erst *sint* entstanden ist, wie das schon Weigand in seinem Wörterb. annahm. der grund der kürzung ist natürlich die unbetontheit des wortes, wozu hier noch die consonanz *nt* tritt. ihre kürzende kraft ist ja bekannt, wir dürfen sogar wol die kürzung des vocals vor tautosyllabischem *nt* als notwendige absolute lautentwicklung ansehen. jenes *sînt* ist aber zweifellos seinerseits kürzung aus einer zweisilbigen form, die uns im mnl. sehr häufig als *sîdent* (neben *sîden*) bezeugt ist, wofür ich mich begnüge auf Oudemans Bijdrage VI 250 (u. 265) sowie Davids glossar zu Maerlants Rijmbijbel zu verweisen [1], im mhd. spärlicher als *sîdunt*, *sîdent* (s. Lexer), während es im Mnd. Wb. fehlt. den abstand zwischen der verbreitung von *sîdent* und *sint* könnte man auffallend finden, wenn letzteres aus ersterem entstanden sein soll. aber er erklärt sich ganz leicht, wenn wir nur voraussetzen, dass *sîden*, *sîdent* ursprünglich nicht der stellung als hochbetontes adverb am satzende fähig waren, sondern nur im satzinnern, als demonstrativum und relativum, fungierten, so wie zb. unser *nachdem*. wo sie auf diesen gebrauch beschränkt blieben, konnten sie früh in der lautlich reducierten form *sînt*, *sint* untergehn [2]. als parallele können wir geltend machen mnl. nnl. *altoos*, das mit mnd. *altôs*, *altes* aus *âltoges* (ahd. *alzoges*) entstanden ist durch eine lautveränderung, wie sie gleichzeitig in wurzelsilben nicht vorkommt. v o r dem betonten worte war sie um so leichter

[1] ich füge zwei eben aufgezeichnete reimbelege für *sîden* hinzu: Sp. hist. 1[1], 20, 18; 2[1], 89, 7.

[2] die übertragung der verschiedenen formen über ihr eigentliches functionsgebiet hinaus kann natürlich in verschiedenen gegenden zu verschiedenen zeiten erfolgt sein. es besteht also auch die möglichkeit, dass ein dichter, der *sînt* oder *sint* oder beide formen kennt, sie doch nicht (oder auch etwa wol *sînt*, aber nicht *sint*) im reim gebraucht, weil es für ihn noch formen mit zu geringer schallfülle sind. das käme eher für Veldeke in betracht, wie aus demselben grunde häufig die pronomina im reim gemieden werden (Zwierzina Zs. 44, 34ff u. vgl. Anz. XXVII 109f). auch was sonst über den reimgebrauch von *sint* und seinen nebenformen beobachtet ist (s. außer den wbb. Singer Die mhd. schriftsprache s. 9ff mit anmm. 45ff und Zwierzina Zs. 45, 96f) wäre zt. vielleicht unter diesem gesichtspunct nachzuprüfen. natürlich sind sachlich zwei dinge streng auseinanderzuhalten, ob ein autor *sint* in seiner sprache überhaupt nicht kennt, oder ob er es im reim vermeidet. nicht überall gestattet vielleicht die überlieferung diese scheidung.

möglich. kürzungen der art werden sogar für noch frühere zeit im einzelnen gar nicht so selten angenommen; es wäre gut, sie einmal zusammenfassend zu beobachten. ich glaube sogar in der betonten wurzelsilbe die contraction *hâzus* zu *hagazus* für die ahd. zeit kürzlich wahrscheinlich gemacht zu haben (Gesch. des wortes *hexe* bei Jos. Hansen Quellen u. untersuchungen z. gesch. des hexenwahns u. der hexenverfolgungen im ma. 646; sonderabdruck s. 35). auch die zwiefache kürzung, die wir voraussetzen, erst zu *sînt*, dann zu *sint*, hat bei dem charakter unseres wortes keinerlei bedenken. ich erinnere aufser an *altôs, altes* nur an nl. *tot*, mnl. *totte* neben *tōte* aus *tôte*. die erste würkung zeigt sich im unterbleiben der diphthongierung des *ô*; wahrscheinlich ist noch eine zweite station anzunehmen, auf der *ô* zu *ō*, mit dem laute des gedehnten *ŏ*, wurde, und dann die dritte, die kurzen vocal ergab. kürzung hat auch stattgefunden in ags. *sîđđon*, der verbindung von *sîđ* mit einem instrumental des demonstrativs, die zu *siđđon, sieđđon, seođđon* wurde, mengl. auch mit vereinfachung des cons. *siđen* usw. und die weitere zusammenziehung *sin, sen*. auf einer form mit angetretenem adverbialen *s* beruht nengl. *since* (ebenso westfäl. *sins* bei Jellinghaus, nnl. *sinds*).

Die entwicklungen von *sint* und engl. *since* sind also unsrer annahme nach vollkommen parallel. auch das einfache *sîđ* wird in einzelnen neueren mdaa. mit kürze bezeugt. weiter ist aber zu fragen, ob nicht die kurzvocalige nebenform von *sîđor* auch nur secundär ist, wie auch Behaghel Grdr.[2] I 396 glaubt, und also nicht, wie man sonst annimmt und ja leicht annehmen darf (vgl. Kluge Grdr.[2] 1, 481), einen alten ablaut ĭ voraussetzt. im mhd. ist nur kurzsilbiges *sider* bezeugt (für *sîder* gab es aber kaum reime; dass es noch weiter lebte, geht aus den zeugnissen der neueren mdaa. DWB. x 370 u. 1205 hervor); es ist ferner bezeugt durch das mnl. und mnd. *sēder* (neben *sîder*, Jellinghaus *suider*) und deren neben- und sprossformen. das ahd. und as. könnten der schreibung nach ja auch ĭ neben î haben; aber bezeugt ist, soviel ich sehe, die kurze form nirgends[1], auch nicht durch die as. verse, die dagegen öfter die länge notwendig voraussetzen. nötig ist die annahme einer ablautsform nicht, wenn wir die secundäre kürzung so frühzeitig ansetzen

[1] Kluge aao. sagt zwar ausdrücklich 'im ahd. findet sich *sĭdôr* neben *sîdôr*'; aber es ist wol nur rückschluss aus mhd. *sĭder*.

dürfen, dass sie im nl. und nd. noch unter das gesetz vom übergang des *ĭ* in offener silbe zu *ē* fiel, und das wäre allerdings ein *sĭđor* noch für die as.-ahd. periode. dann erhebt sich jedoch die frage, warum die entwicklung von *siden(t)* und *sider* nicht übereinstimme, warum das letztere sich nur zu *sĭder*, das erstere nur zu *sīnt* erleichterte (im nnd. sind aus *sider, sidder, seder* entsprechende formen *sir, sir, sēr* hervorgegangen, DWB. vii 370 u. 1206)? dafür wüste ich nur die verschiedenheit der lautformen geltend zu machen : *sider* hätte nur den vocal gekürzt, die andre form dagegen zunächst den innern consonanten verloren. eine solche differenzierende entwicklung käme mir noch am ehesten wahrscheinlich vor, wenn wir für *sīnt* schon bestimmt die grundform mit schliefsendem dental voraussetzen dürften, und das wird insofern bestätigt, als die form ohne denselben, *siden*, sich ja in der tat nicht entsprechend entwickelt. vielleicht wird man trotzdem die annahme alten ablautes für einigermafsen wahrscheinlicher halten.

Die herkunft der unserm *sīnt* zu grunde liegenden form, die ich einmal in der zufällig im mhd. belegten gestalt *sidunt* ansetzen will, ist nicht festgestellt. Grimm Gr. iii 217 dachte auf grund einiger scheinbarer analogien an ein altes suffix *-und*; vorsichtiger ist Wilmanns Gr.[2] § 456. was sich uns oben über die function der form aufdrängte, macht es wahrscheinlich, dass wir hinter ihr eine parallele von ags. *siđđon* und dem, gleichfalls reducierten, an. *siđan, sidan* (*siđann*) (Noreen An. gr.[2] i § 186), dh. eine verbindung von *sidh* mit dem instr. oder einem andern casus des demonstr., zu suchen haben (vgl. auch Kluge Grdr.[2] i 397 über ahd. *mitthont*), trotz der wahrscheinlichkeit, die sich oben ergab, dass der schliefsende dental also verhältnismäfsig alt sein muss und wir ihn dann doch wol mit dem *t* von *iendert* usw. auf eine stufe zu stellen haben, und trotzdem der vocal der zweiten silbe dann schwierigkeit bereitet; denn dem ags. instrumental *đon* entspricht im mnl. *dan*, zb. in *danof* = *daerof* 'davon'. diese etymologische auffassung empfiehlt sich auch deshalb, weil wir dann mnl. *sident* und *siden* einheitlich erklären können. ein weiteres tritt hinzu : die eigenartige form mnl. *sichten(t)* (s. Oudemans Bijdrage vi 265; De Bo Westvl. idiot. s. v.), die nicht ganz selten ist, und die ich aus *siđđan* oder einer ähnlichen form herleite. unter gewissen noch näher zu bestimmenden um-

ständen wäre durch eine art dissimilation für die erste der dentalspiranten die labialspirans, deren lautliche wahlverwantschaft ja auch aus dem germ. bekannt ist, eingetreten; **siftan* aus **sifthan* wurde dann weiter zu *sichten*. eine parallele dazu wäre as. *efda* usw., mnl. *ofte, ochte* gegenüber got. *aiþþau*, was für die etymologische beurteilung dieses wortes von wichtigkeit ist und stark für die ursprünglichkeit des *þ* im ersten gliede spricht. auch die landschaftliche beschränkung von *sĭnt* würde sich uns so erklären; die form gehörte nur dahin, wo seit alters die verbindung von *sīđ* mit demonstrativformen geläufig war. im altoberdeutschen scheint das nach den belegen nicht der fall gewesen zu sein [1]. umgekehrt hätten wir an dem ursprünglichen bestand von *sint*, dh. soweit es nicht gewandert ist oder sich durch litterarischen einfluss verbreitet hat, einen anhalt dafür, wo jene verbindung gebräuchlich gewesen ist.

Zum schluss noch ein paar worte über einige nebenformen. das mnl. hat aufser den schon genannten auch noch *sinder(t)* und *sindent*; s. Oudemans VI 267 u. 272 und Davids glossar (*sindent* auch zb. Sp. 1[2], 13, 28). auch Woeste unter *sidder* verweist auf *sinder*, das sich dann aber nicht findet; vgl. auch DWB. sp. 206. da hätten wir ja doch solche compromissformen : *sinder* aus *sint* + *sider*, *sindent* aus *sint* + *sident*! aber die erklärung

[1] auch die as. bibeldichtung hat sie nicht. der oder die verfasser gebrauchen *sīđ* überhaupt nur mehr ausnahmsweise und nur als adverbium. sonst haben sie nur *sīđor*. (in den übrigen altnd. texten, auch in den psalmen, kommt keins der hierher gehörigen wörter vor. es ist gut, auf solche tatsachen gelegentlich aufmerksam zu machen. man sieht, was es auf sich haben würde, wenn man sagen wollte, die voraussetzungen der form *sĭnt* seien im älteren Nd. nicht vorhanden.) auch die afries. gesetze haben nur die form *sether*. bei der immer wider neue zweifel aufwerfenden frage nach der heimat des Hel. möge man auch diese kleinigkeit nicht übersehen. die seltenheit der form *sīđ* ist im Hel. wol nicht individuell oder beschränkt mundartlich, da sie im nd. und nl. überhaupt zurücktritt. doch sagt das DWB. zu viel mit 'nur *sint* herscht auf dem nd. und nl. gebiete'. es hat unter *seit* selbst aus nnd. mdaa. die form angezogen, wozu ich noch Holthausen Sœster mda. § 405 *suit* und Woeste *sid* (nicht *sīd* geschrieben) hinzufüge. dabei ist es auffällig, dass das Mnd. wb. das wort nicht belegt. doch widerholt sich das gleiche verhältnis im mnl. Verdam vermochte mir aus dem material des Mnl. wb. nur einen beleg mitzuteilen, Hooglied c. 3 v. 102, und dabei verzeichnen sowol Kil. wie De Bo *sijd*, ohne eine einschränkende bemerkung über den gebrauch hinzuzufügen.

ist nicht die einzig mögliche; *sinder* könnte neue comparativbildung sein wie as. ahd. *sîdôr* neben *sîd*, und *sindent* auf neuem zusammenwachsen von *sint* mit einer artikelform beruhen. wahrscheinlich aber stammen sie aus der zeit, da *sît* auch noch geläufig war und können dann einfache proportionsbildungen sein, entstanden auf grund der verhältnisse *sît* : *sider* und *sît* : *sîdent*; darnach auch *sinder* neben *sint* und *sindent* neben *sint*; oder nach *sît* : *sint* wurde *sider* zu *sinder* und *sident* zu *sindent* umgebildet. ähnlich ist deutsch mda.liches *sinter* (DWB. sp. 1205 f) zu beurteilen, soweit es nicht aus *sint-her* hervorgeht, während das vereinzelte *sinten* (dort nr 5 a) am ersten wol auf zusammenwachsen von *sint* mit einer artikelform beruht.

Bonn, october 1901. J. FRANCK.

DIE VORREDE DES PARZIVAL.

Auch mit Noltes gründlicher und scharfsinniger dissertation von 1899 wird die verhandlung über dieses schwierige thema wol nicht für geschlossen erachtet. ich wage nach langer enthaltung von mittelhochdeutschen studien einen beitrag zu ihr zu liefern, der von der erwägung ausgeht, dass man von dem alten dichter weniger ein methodisches denken, als eine natürlich leichte, wenn auch für uns nicht leicht ausgedrückte discursive gedankenverbindung erwarten dürfe. ich versuche eine solche aufzuzeigen, ohne mich der immer umständlicher gewordenen pflicht der auseinandersetzung mit den bisher vorgebrachten ansichten, die ich doch alle geprüft zu haben glaube, zu unterziehen.

Wenn der alte dichter mit einem allgemeinen satze anhebt, erwarte ich nicht, dass darin die herauspräparierte idee seines werkes stecken müsse. ich fühle mich einigermafsen unterm banne des Goethischen spottes über das ideensuchen der Deutschen (Eckerm. 6. mai 1827). ich bin gefasst auf eine moralisierende vorrede, die zum inhalte des werkes in keiner nähern beziehung steht, vielleicht eine persönliche hat, die dem nächsten kreise des publicums verständlich war, uns aber dunkel bleibt. doch glaube ich, dass es dem kreise, der den Parzival stückweise schon kennen gelernt hatte, bei dem satze, den Wolfram an die spitze des vollendeten werkes stellte, unmöglich war, nicht an Parzivals irrewerden an Gott im sechsten buche zu denken, besonders

wenn man sich zugleich an Herzeloydens rede im dritten buche (119, 17—28) erinnerte, die den später eintretenden fall vorsieht und 451, 3ff. bedeutsam bei Parzival nachwirkt. dass am schlusse dieser rede der *zwîvel* nicht anders zu verstehn war denn als gegenteil des vorher empfohlenen vertrauens in Gott, dünkt mich allem zweifel entrückt.

Dass ein in der zeit so nahe stehnder dichter wie der des jüngern Titurels die erste zeile einfach vom zweifel an Gott verstand, durfte der modernen auslegung von vornherein, wenn auch keinen ausschlag, doch einen nicht leicht zu nehmenden wink geben.

Natürlich wird bei dem allgemeinen satze von der verderblichkeit des zweifels für die seele die bekehrung des zweiflers zum glauben nicht ausgeschlossen gedacht, und die beziehung auf Parzivals geschichte, die sich im geiste der hörers herstellen sollte, kann etwa ausgedrückt werden : wie es bei Parzival geschen wäre, wenn er sich nicht bekehrt hätte. die gleiche heilvolle wendung wie bei ihm, so soll man nun weiter denken, kann es überhaupt nehmen, wo die verzweiflung an Gott sich neben einem unverzagten mannesmut einstellt. in diesen ausdruck braucht man nicht mehr zu legen als er sagt, denn der tapfere ritter hat als solcher Gottes huld und verdient seine hülfe : das ist Wolframs so gut wie Parzivals bewustsein (451, 15 ff.). der angenommene fall wird mit einer modischen redensart ausgedrückt, und dabei fällt dem dichter die elsterfarbe seines Feirefiz zur vergleichung ein. bei *parrieret* muss man sich nicht einen grund vorstellen, auf den zwei contrastierende farben aufgelegt werden; *parrieret* ist der grund vielmehr, wenn von seiner farbe eine von ihr verschiedene sich abhebt, wie rot oder blau von weifs, schwarz von weifs oder gelb auf allbekannten wappen. womit sich der unverzagte mannesmut in dem angenommenen falle *parrieret*, ist nicht ausgedrückt, aber der contrast braucht nicht in einem logischen gegensatze wie *stæte* und *unstæte* gesucht zu werden; die elsterartige würkung entsteht dadurch, dass neben das weifs einer dem himmel verwanten eigenschaft das schwarz einer der hölle verwanten tritt, durch welche entgegengesetzte verwantschaft beide einander negieren, wie weifs und schwarz im optischen sinn. was es ist, womit sich der unverzagte mannesmut *parrieret*, ist durch den zusammenhang

klar; es muss der soeben genannte zweifel sein. also will der dichter sagen: wenn ein so guter ritter wie Parzival in zweifel an Gott verfällt, darf man ihn noch nicht verloren geben; es muss sich ja noch entscheiden, ob das schlimme oder das gute in ihm oberhand behält.

Die zwiefarbigkeit der elster wird nun mit raschem übergange nochmals verwendet als sinnbild eines andern, jetzt würklich logischen gegensatzes einander aufhebender begriffe, nämlich der *stæte* und *unstæte*. denken wir uns vor v. 10 ein durch betonung des lesers ersetzbares 'dagegen' oder mhd. *wan*, so ist die folge der gedanken wol verständlich. die treulosigkeit ist dem dichter die frucht eines von grund aus verderbten gemütes, während er sich denken kann, dass in den zweifel auch der gute mensch verfallen möge.

Mit Martin (Anz. xii 207) find ich 'vom *zwîvel* ausdrücklich die *unstæte* unterschieden', nur dass mir der *zwîvel* nicht 'das schwanken' ist, sondern mit Paul (Beitr. ii 68) 'die verzweiflung an der güte und macht Gottes', wozu auch Adam (Interpret. des eingangs des P. 1893) einstimmt. das logische bedenken, das Paul hierauf eingesteht, teil ich nicht, indem ich nicht den unverzagten mannesmut mit elsterfarbe verglichen sehe, sondern dessen verbindung mit *zwîvel* in der diesem von Paul gegebenen bedeutung.

Der mit dem schwarz und weifs der elster symbolisch verknüpfte gegensatz von *stæte* und *unstæte* hat in sofern beziehung zu der geschichte, die erzählt werden soll, als dem idealen charakter ihres helden das prädicat der *stæte* im vollen mafse zukommt; aber ganz eigentlich soll Wolframs oft betonte hauptkategorie für die bestimmung sittliches wertes gleichsam im frontispiz seines werkes für männiglich aufgestellt werden.

Mit v. 15 beginnt die gröfsere schwierigkeit. das *bîspel* der elster liefs besonders in seiner letzten anwendung auf *stæte* und *unstæte* an deutlichkeit nichts zu wünschen; es ist einfach und derb gerade für den verstand der *tumben* hingestrichen und ich frage mich vergeblich, wie Wolfram dazu kommen soll, im ernste zu fürchten, dass es ihnen unverständlich sei; denn darum handelt es sich doch, wenn er sagt *sine mugens niht erdenken*, und wenn Paul aao. 69 in übereinstimmung mit Lachmanns grundlegendem commentar sagt: 'er meint die nicht blofs

intellectuelle, sondern auch moralische schwierigkeit, die vorgetragenen gedanken zu erfassen und zur richtschnur des sittlichen handelns zu machen', so wird in die worte des dichters etwas gelegt, das sie nicht ausdrücken.

Ich weifs mir und dem dichter an dieser stelle nicht anders zu helfen, als indem ich annehme, er führe einen kritiker redend ein, wie er ihn für den stückweise bekannt gewordenen Parzival bereits mochte gefunden haben, und zwar, um es gleich zu sagen, einen der sich das urteil Gottfrieds von Strafsburg angeeignet hatte. denn soweit scheint mir Baier (Germ. 25, 404) auf der rechten spur zu sein. dass das *bîspel* von einem vogel, daher geflissentlich ein fliegendes genannt, alsbald mit einem aufgescheuchten hasen verglichen wird, erinnert doch allzusehr an des nebenbuhlers boshaftes wort *swer nu des hasen geselle sî*, zumal Wolfram noch gegen ende seiner vorrede 4, 5 in dem verse *darzuo gehôrte wilder funt* eine zweite anspielung auf Gottfrieds litterarischen excurs zu bringen scheint, wo dieser von einem *vindære wilder mære, der mære wildenære* spricht. ja ich gesteh, dass mir nun auch der anfang des zehnten buches *Ez næht nu wilden mæren* im lichte der anspielung auf jene schelte erscheint, obgleich der ausdruck sich hier nur auf den stoff der erzählung beziehen kann, und Gottfried ihn vom stil gemeint hat.

Ein andrer fall fingierter anrede an den dichter ohne epische einführung der redenden person ist der eingang des neunten buches, wo freilich der dichter in seiner dritten gegenrede diese person erkennt und verrät. in ähnlicher weise war es hier, wo er einen unbestimmten quidam reden läfst, nicht zu halten; rede und gegenrede kenntlich zu machen war aber dort wie hier die aufgabe des lesers, d. i. des vortragenden, auf den Wolfram überhaupt mehr rechnet, als ein dichter der selbst die feder führt.

Indem er an unsrer stelle gerade ein recht harmloses *bîspel* als gegenstand der kritik in Gottfrieds sinn erscheinen lässt, hat er die begreifliche, wenn auch nicht ganz redliche absicht, diese kritik desto kräftiger ins unrecht zu setzen. noch aber lässt er ihr weiter das wort zu einer theoretischen bemerkung über den wert solcher gleichnisse: sie geben der phantasie ein flüchtiges vergnügen und ihr sinn haftet nicht. für diese auffassung der verse 20—25 macht es nichts aus, wie ich mich

mit dem fragwürdigen *gelîchet* abfinde. ich sehe hier dinge erwähnt, die an flüchtig vorübergehender würkung dem *bîspel* von der elster, und wol dem *bîspel* überhaupt vergleichbar sind. nehm ich *gelîchet* für 'gleicht', so ligt eine härte im mangel des dativs dazu; nehm ich es für geglättet, so ligt sie im mangel jeder verbindung mit dem vorhergehnden. aber mangelt diese verbindung nicht weit empfindlicher, wenn man spiegel und traum als symbole der moralischen *unstæte* nimmt, von der früher die rede war und auf die sich das soeben vom dichter selbst kritisierte *bîspel* bezog?

Mit v. 26 seh ich die antwort des dichters einsetzen. sie ist nicht sachlich, sondern nur spöttisch; sie lässt sich umschreiben : wer tadelt mich da, wo ich den wenigsten anlass dazu gebe? das ist ja ein ganz gefährlicher mensch. dieses ironisch besorgliche geständnis wird sofort zum gegenstand der selbstironie: wenn ich vor solchen griffen furcht äufsere, so gleicht das freilich meinem verstande (d. h. so ist es doch recht töricht). ein so massiv ironischer ausdruck, nur durch ein concessives doch angedeutet und wider auf den lebendigen verstehnden vortrag rechnend, mag auffallen; ganz unmöglich dünkt es mich, einem geistreichen dichter zuzutrauen, dass er aus dem scherzhaften tone von 26 ff zu der ernsthaften versicherung übergehe, es sei klug von ihm, vor solchen griffen nicht etwa sich vorzusehen, sondern seine furcht zu äufsern.

Gegenstandlos ist der tadel, das *bîspel* sei *tumben liuten* unverständlich, weil Wolfram es natürlich nur für empfängliche *tumben* bestimmt hat, nicht für solche, deren jugendlicher blödsinn so abgründig ist, dass er moralische begriffe gar nicht auffasst. dies wird mit der frage 2, 1—4 ausgedrückt. aber das *bîspel* ist auch gar nicht allein für die *tumben* bestimmt; der dichter hat die erfahrung gemacht, dass auch die *wîsen* es gern in eine formel gebracht sehen, welche moralische maxime sie aus der erzählung von Parzival entnehmen sollen. *stiure* ist einfach beisteuer oder zugabe zu der erzählung; den beweis, dass *disiu mære* die erzählung bedeuten kann und nicht mit mühe und not auf das *bîspel* bezogen werden muss, hat Nolte erbracht. natürlich bleibt dann *disiu mære* subject im folgenden satze, der zuerst in bildlichen, dann in eigentlichen ausdrücken beschreibt, wie die erzählung geeignet sei, vom bösen abzuschrecken und

zum guten zu ermuntern. *swer mit disen schanzen allen kan* heifst : wer diese verschiedenen, abschreckenden und nachahmenswerten beispiele in der erzählung richtig aufzufassen versteht, sich in diesen gegensätzen zurecht findet.

Zum schlusse folgt eine bestätigende widerholung des gedankens von 1, 10—12, zum beweise, dass diese wahrheit einzuschärfen dem dichter hauptsächlich anligt. als wär es dem bemäkler des ersten *bîspels* zum trotz, ist hier ein neues angehängt, das nun freilich eher denn das erste einer auslegung bedürfte. was muss man sich unter den *bremen* denken, deren stiche zu vergelten der zu kurze schwanz einer gewissen art treue nicht ausreicht? ich denke, die häufigen versuchungen des interesses zur untreue, gegen welche, nicht dem falschen freund im modernen sinne, sondern dem nicht von grund aus echten freunde die weit reichende waffe des sittlichen grundsatzes fehlt.

Unwillkürlich denk ich bei dieser letzten auslassung an den landgrafen Hermann, für dessen *werdekeit* doch auch im urteil ernstgesinnter zeitgenossen sein politischer wankelmut, di. sein widerholter übergang zu dem jeweilen meistbietenden kronprätendenten, zum *hagel* werden muste. war der abfall dieses fürsten vom kaiser Otto im sommer 1211 der abschliefsenden redaction des Parzival und der abfassung der vorrede vorausgegangen, so muste Wolfram darauf gefasst sein, dass man seinen worten 1, 18 und 2, 17 diese beziehung gab, und dann muss er sie auch gewollt haben. ein so später zeitpunct der vorrede wird wenigstens dadurch nicht undenkbar, dass der verfasser im Willehalm schon weit vorgerückt war, als Ottos krönung in Rom am 4. october 1209 noch in frischer erinnerung stand (Willeh. 293, 30). am thüringischen hofe kann er jedesfalls nach *des lantgrâven missetât* (Walther 105, 15) das allzu anzügliche thema von der *unstæte* nicht nachdrücklich behandelt haben, wenn er nicht seine stellung in die luft sprengen wollte; aber nichts nötigt auch anzunehmen, dass er damals noch dort verweilte. sogar die krönung des aufgegebenen kaisers in erinnerung zu bringen wird mehr gewesen sein, als sich ein gast am hofe des landgrafen erlauben durfte.

Das wort *underbint* 2, 23 ist Nolte geneigt von der nachträglichen interpolation des dichters zu verstehn, die er nach 1, 14 annimmt. er hat die möglichkeit dieser bedeutung nach-

gewiesen; aber würde, wenn sie hier stattfände, Wolfram von *maniger slahte underbint* in der mehrzahl reden? ich bleibe dabei, das wort als 'unterschied' oder 'distinction' zu verstehn und auf die vorher erwähnten *schanzen* der erzählung und in ihr enthaltenen lehre zu beziehen. auch die weiber, meint Wolfram, können sich, wie die männer, viel aus dem Parzival merken, und natürlich in dem was für sie die hauptsache ist, ihrem verhältnis zu den männern. darum bedürfen sie aber einer besondern unterweisung; und so steckt er für sie *disiu zil*, die er sofort entwickelt. mit der deutlich machenden hervorhebung von *disiu* war auch hier auf den mündlichen vortrag gerechnet. wenn man geltend macht, dass, was mit diesem pronomen eingeführt wird, nur dasselbe sein könne, was zwei verse vorher mit ihm eingeführt wird, so ward damit nur noch mehr als bei der beziehung aufs folgende von der rednerischen betonung erwartet, nämlich zum ersatze des 'auch', womit dann v. 25 von rechtswegen beginnen müste; und das heifst wol zuviel erwartet.

Mit 4, 8 erreicht die vorrede ihr ende, mit 4, 9 kann sehr wol das erste buch ursprünglich angehoben haben.

Darmstadt im februar 1902. M. RIEGER.

WALTHER 67, 32.

Ich hâte ein schœnez bilde erkorn.

Als ich jüngst nach jahren der vernachlässigung wider zu meinem Walther griff, fiel mir ein, was mein unvergesslicher freund Hildebrand kurz vor seinem tode Zs. 38, 10 über diese strophe mitgeteilt hat, und was, wenn ich nicht irre, der letzte gegenstand meines brieflichen austausches mit ihm gewesen ist. der gegenstand reizt mich auch jetzt noch, die discussion darüber aufzunehmen, obgleich es vielleicht richtiger wäre, in meinem nun bald 40jährigen schweigen über Walther bis ans ende zu beharren.

Die lösung des rätsels ist für Hildebrand übereinstimmend mit Simrock und Wackernagel 1833 (I 214): die welt, und natürlich die höfische, die den dichter umgibt. er erkennt hier dasselbe verhältnis zum hofe wie in dem spruche *Owê daz mir sô maneger missebieten sol*: 'dort nur der gedanke in trotziger drohung hingeworfen, dass er ja fort gehn könne, hier weichmütig die

bitte, ihn auf zeit einmal an die luft zu lassen — — denn wenn wir immer beisammen sind, ärgert ihr mich und ich euch — denn entbehren kann ich euch doch nicht.' zugegeben, dass der dichter, der einmal den hof zu Wien unter dem bild eines baufälligen hauses vorstellte (L. 24, 33), ein andermal die höfische welt als einen gewelkten, einst schönen menschenleib anschauen mochte, ohne dass beidemale die einzelnen züge einen genauen bezug vertragen, so bleibt zum mindesten bedenklich, wie wenig Hildebrand mit dem ausgefahrenen wunder zu machen weifs: 'wenn ihm (dem bilde) ein in ihm wohnendes wunderbares etwas schönheit und rede gegeben hatte, so ist das wunder nun verschwunden und das bild stumm und hässlich geworden : der dichter sieht die welt auf einmal mit ganz andern augen an.' das wunder ist also ein rein subjectives 'etwas'; und das wäre nun auch der unterschied der allegorie in diesem und dem vorhin angeführten spruch *Der hof ze Wiene sprach ze mir*, dass im letzteren ein objectiver zustand, hier dagegen eine subjective anschauung dargestellt wird. ob das wunder, das nur des dichters augen in das bild legten, so sinnlich von ihm vorgeführt werden konnte, scheint mir doch grofsem zweifel zu unterliegen.

Widerstrebender als dies einzle ist mir das ganze von Hildebrands deutung. soll diese ernst und tiefsinnig lautende strophe nichts weiter, als von einer hofgesellschaft für eine vorübergehnde entfernung des dichters einen säuerlichen urlaub nehmen? sie ist die letzte eines tons, den er als minnesänger von vierzig dienstjahren anhub, um sich am österreichischen hofe nach langer trennung neu einzuführen. er tut es mit graziösem humor bei gebührendem selbstgefühl in der strophe *Ir reinen wîp, ir werden man*, deren bezug auf das alte *Ir sult sprechen willekommen* mit recht betont wird; in der folgenden *Lât mich an eime stabe gân* zeigt sich das selbstgefühl bereits gekränkt und bietet verächtern die stirne; die dritte *Welt, ich hân dînen lôn ersehen* bringt die erfahrungen an der jetzigen umgebung unter den theologischen (nicht den conventionellen) begriff der welt, um sich mit dieser auseinander zu setzen; in der vierten strophe *mîn sêle müeze wol gevarn* verweist der dichter sich selbst von des *lîbes minne*, mit deren lob er der welt dient, auf die *wâre minne*, die in ewigkeit währt. und nun sollte die letzte strophe in der anspruchvollen form des

rätsels das geständnis ablegen, dass er von dieser welt, so abschmeckend sie ihm geworden, doch nicht lassen könne und an ihren schauplatz, den er als kerker empfindet und jetzt verlassen will, wieder zurückkehren werde?

Die verweisung auf die strophe *Owê daz mir sô maneger missebieten sol* könnte mir da über das gefühl eines hässlichen missklangs nicht hinaushelfen, auch wenn ich die von Hildebrand wahrgenommene verwantschaft der stimmung gegenüber der fraglichen hofgesellschaft anerkennen müste. aber sie beruht ja nur auf Lachmanns emendation *in* für *ir* v. 6 der strophe, die auch Wilmanns sich nicht angeeignet hat. die la. der einzigen urkunde, der Würzburger hs., gibt den guten sinn : ich könnte mich an den lästerern von einem andern ort aus tüchtig rächen, wenn ich nicht gern in der nähe der geliebten wäre, die ich dann meiden müsste. mit der urkundlichen la. wird die strophe, die Hildebrand für einen spruch nahm, zum vierten lied der rede *Ich wil nu mêre ûf ir genâde wesen vrô* und verliert alle brauchbarkeit für Hildebrands zweck.

So würde denn wol die deutung von Wilmanns bestehn, mit der Hildebrand ganz unterliefs sich auseinander zu setzen. 'die seele redet zum leibe' : gewis, so scheint es in den letzten vier versen, während in den vorhergehnden nicht zu, sondern von dem leibe als einem bilde geredet wird. ob es aber die seele ist, die hier redet? ob der hörer das 'ich', womit die strophe beginnt, nicht für das 'ich' des dichters, sondern, wie es wol im rätselstil vorkommt, für das 'ich' eines zu erratenden dinges zu nehmen hat? dann müsste demnächst zug um zug auf das subject der aussagen über das 'bilde' zutreffen. aber ich zweifle sogleich, ob die seele, auch wenn sie präexistierend gedacht wird, sagen kann, sie habe ihren leib, sei es erwählt, sei es erblickt; und sinnlos dünkt mich ihre klage, so viel zu ihm gesprochen zu haben. und nun das wunder, das in dem bilde wohnte und von ihm an einen unbekannten ort ausgefahren ist. da macht die interpretation 'die wunderbare kraft, die den jugendlichen leib belebte, ist entwichen' ganz den eindruck einer verlegenheitsauskunft; sobald der hörer mit dem bilde auf der rechten spur war, konnte er das wunder nur als die seele verstehn. die abgeschiedene seele würde also da von sich selbst erzählen, indem sie sich ein wunder nennte. es sei, aber später bekennt sie sich

ja als noch immer *bekerkelt* in ihrem bilde, in das sie erwartet, nachdem sie ausgelassen, bei der auferstehung des fleisches zurückkehren zu müssen; also ist sie jetzt, wo sie redet, noch nicht ausgefahren. mit einem solchen innern widerspruche kann das gedicht ein objectiv gedachtes rätsel über leib und seele nicht sein wollen.

Ebensowenig kann der dichter im eignen namen von seinem leib und seiner seele so sprechen, wie er es tut. wol wird er es sein, der in den letzten vier versen sich mit seiner seele als seinem wesentlichen teil gleichsetzend in ihrem namen den leib anredet. aber der widerspruch mit v. 6 bleibt der gleiche, wenn da seine eigne seele gemeint sein sollte. und wie könnte er von seinem leib als einem *schœnen bilde* sprechen, ohne den spott herauszufordern; wie gar seinem bilde eine *liljerôsevarwe* beilegen, die samt dem *smac* nur dem inventar weiblicher reize zugehört (L. 54, 7). vergebens sucht Wilmanns 'die preisenden ausdrücke für den eignen leib' damit zu entschuldigen, dass die seele ihre hülle als etwas fremdes ansehe; das würde bei einem objectiv gehaltenen rätsel, wie wir es nicht vor uns haben, gelten, aber nicht in eigener sache des dichters. welchen sinn hätte, auch wenn dieser selbst sie führt, die klage, so viel zu seinem leibe gesprochen zu haben? und wie soll schliefslich der leib, mit dessen organen der dichter sich soeben vernehmen läfst, die *rede* verloren haben?

Das ergebnis dieser prüfung ist für mich, dass in v. 1—8 von einem andern bilde die rede sein muss als dem in 9—12 angeredeten; der übergang vom einen zum andern bilde, durch den der hauptgedanke herbei geführt oder angeknüpft wird, muss v. 9 durch rhetorische hervorhebung des im auftact stehnden possessivs bezeichnet worden sein. nun könnte ja der dichter v. 1—8 ein allgemein gehaltenes rätsel über leib und seele der apostrophe an sein bilde vorausgeschickt und diesem rätsel die epische form, er habe gewisse dinge gesehen, gegeben haben. aber seltsam und geradezu irreleitend wäre da der effectvoll persönliche klageruf, mit dem er seine erzählung sofort unterbricht, und so auch das perfect, in dem er zu erzählen fortfährt und das erzählte als vollendete tatsache auf seine gegenwart zu beziehen scheint. der epische vortrag würde auch nach dem plusquamperfect, darin er begann, das tempus bedingen, darin er später fortfährt, also *ez verlôs* statt *ez hât verlorn.*

Allen schwierigkeiten des verständnisses glaub ich noch immer, wie einst in meinem leben Walthers s. 77, nur durch die annahme zu entgehen, mit dem jetzt entseelten, einst schönen bilde v. 1—8 meine der dichter eine als leiche widergesehene, einst von ihm geliebte und besungene schöne. dass er klagt, das bild je gesehen oder seinen sang an es gerichtet zu haben, versteht sich leicht aus der vorhergegangenen strophe, die bereits das thema von seele und leib in beziehung der minne ohne alles rätselhafte dunkel behandelt hat. nach modernem gefühle würden wir ein klagelied voll zarter beziehungen erwarten; dass uns dafür ein asketischer rätselspruch von herbem realismus begegnet, dem nur der gutwilligste leser einen bebenden herzenslaut anmerkt, dürften wir unschwer auf den unterschied der zeitalter wie auf die besondere, welt- und sinnenfeindliche stimmung des gealterten dichters zurückführen.

So consequent man für allen minnesang, der einst arglos für bekenntnis erlebter dinge genommen und als biographisches material angesprochen ward, nur den künstlerischen gesichtspunkt zulassen mag, wird es doch wol dabei bleiben, dass Walther in seiner ersten österreichischen periode einer dame den conventionellen minnedienst muss gewidmet haben. ebenso scheint aus seiner spruchdichtung die biographische tatsache sich festgestellt zu haben, dass er 1217 oder etwas früher, da Leupold *sparte ûf gotes vart*, nach Österreich zurückgekehrt und an dem dortigen hof aufgenommen worden ist. so wäre denn die hypothese, die ich zu hülfe nehme, mit seinen lebensumständen wol vereinbar, und dürfte sich zur lösung des rätsels vom bilde noch immer empfehlen, wenn würklich, wie ich glaube gezeigt zu haben, auf keinem andern weg einwandfrei zum ziele zu kommen ist.

Noch habe ich ausdrücklich zu sagen, dass ich die strophe als selbständiges gedicht auffasse. so gab Lachmann die drei letzten strophen des tons; ich glaube, er hätte besser auch die zwei ersten unverbunden gelassen, da sie in der stimmung fühlbar von einander abgehn. erst Wilmanns hat alle fünf strophen, wenn nicht zu einem 'liede', doch zu einem seiner 'vorträge' zusammengerückt und, indem er dem leser eine nicht ganz leichte gedankenverbindung zumutet, nach meinem gefühle die würkung der einzelnen lieder nicht eben gestärkt.

Darmstadt, im januar 1902. M. RIEGER.

GOT. *AZETS* UND MHD. *ENBLANDEN*.

azets scheint noch nicht etymologisch erklärt zu sein. denn wenn Uhlenbeck Kurzgefasstes etymologisches wörterbuch der gotischen sprache, [2] 1900, auf Bugge Indogerm. forschungen 5, 172f verweist, der an entlehnung aus armen. ***azat*** 'frei', pers. *āzād* denkt, so deutet doch seine ausdrucksweise auf zweifel. ich halt es für ein rein germanisches wort und für leicht verständlich, wenn man es richtig abteilt. es ist ein compositum aus ***az*** [1], welches sich zu got. ***at***, lat. ***ad*** verhält wie ***uz*** *(us)* zu ***ut***, und dem adjectivum zu ***itan***; es stellt sich zu wörtern wie ***andanems***, ***andasets***. die eigentliche bedeutung ist also 'an-ässig, an-beissig' im sinne von 'appetitlich, zum essen reizend, lecker'. so ist auch der wortsinn überliefert; denn wenn auch ***azets*** das griech. *εὔκοχος* 'leicht, mühelos' widergibt, so übersetzt doch das adv. ***azetaba*** *ἡδέως* 'gern, mit lust'; und das subst. ***azeti*** 'üppigkeit, weichlichkeit' : ***vizondei in azetjam*** 'welche in wollüsten lebt' (Timoth. 5, 6) entspricht dem griech. *σπαταλῶσα*. eben diese bedeutung findet sich in den romanischen sprachen wider, wo als subst. ital. ***asio***, ***agio***, prov. ***ais***, franz. ***aise***, portug. ***azo*** und als adj. prov. ***ais***, franz. ***aise***, jetzt ***aisé*** erscheint. daraus entspringt das englische ***easy***, welches den oben für das gotische angenommenen bedeutungsübergang von 'angenehm, behaglich' zu 'leicht' deutlich vor augen stellt.

Die form ***az*** der präposition in der nominalzusammensetzung vergleicht sich der von ***uz*** in ***uzeta*** 'krippe'. ein anderes got. ****uzets*** und dazu ****uzeti*** nimmt JWMuller Tijdschrift voor nederlandsche taal- en letterkunde 13 (1894) s. 219ff als grundlage für eine weitverbreitete sippe an, die er unter den niederländischen formen ***ort***, ***orten*** behandelt. ***ort*** ist 'überbleibsel vom mahl und vom futter', ein wort, das auch in den hochdeutschen mundarten vielfach erscheint, wofür Muller namentlich auf Schade Wb. 1059ᵇ und Schmeller [2] I 134 verweist. jetzt kann auch auf das Schweizerische idiotikon I 468 ***ursi***, sowie auf das Wörterbuch der elsässischen mundarten I 71 ***urze"*** verwiesen werden. die eigentliche bedeutung tritt im adj. hervor, das bei Schmeller ***uräß***, ***uräßig*** heifst, 'überäfsig, verdrossen, heikel', eig. 'aus dem essen, der esslust herausgekommen'. ein drittes compositum ist

[[1] als solches, aber gänzlich abweichend, deutet es auch vGrienberger Untersuchungen z. got. wortkunde (WSB. phil. hist. cl. bd 142) s. 40. E. S.]

got. *afetja* 'fresser', dessen präfix natürlich weder mit *az* noch mit *uz* etwas zu tun hat.

Allerdings sind die got. präp. *us* und das dazugehörige adv. *ut* viel häufiger als die präp. *at*, die ahd. *az* lautet, aber auch früh abstirbt. die von mir angenommene got. form der präp. *az* käme überhaupt nur in dieser einen zusammensetzung vor. doch glaub ich diese im ags. widerzufinden. Muller 230 führt mehrere belege des subst. *æræt* oder *æræte* an, in der bedeutung 'gier, fresslust'; nur dass er sie zu *ort* stellt, welches gerade die entgegengesetzte bedeutung 'ekel, aus ekel verschmähter speiserest' hat. auch weicht der vocal des präfixes ab : *ær* entspricht dem ahd. *â-* in *âmaht* ua., wo man freilich in vielen fällen geneigt sein wird, an entstellung aus got. *us* zu denken. aber manche der zusammensetzungen mit *â*, welche Grimms Gramm. II² 695 aufzählt, liefsen sich eher auf das got. *az* 'zu' zurückführen. so *âlaster* Tristan 15492, wofür das Schweizer idiot. III 1466 *anlaster* als naheliegende entstellung bietet; *âname* Trist. 321, wo man Kanelegres als cognomen ignominiosum fassen will; als *anname* erscheint das wort Schweiz. idiot. IV 723; *âsanc* 'adustio' Tit. 735 (Hahn) ua.

Mit *â* wechselt zuweilen *uo*, das noch völlig rätselhaft ist; denn Schmellers vermutung aao., dass es zu *us* gehört, bezeichnet er selbst als fraglich. die zusammensetzungen damit verzeichnet Grimm Gramm. II² 774; nur noch ags. *ó-* begegnet. die bedeutung des lat. *re-*, *post-* scheint sich leichter an die der präp. *ad* als an die von *ex* anzuschliefsen. vgl. bes. das noch jetzt in *öhmd* fortlebende *uomet*, *uemet* neben *âmâd*; es ist der zweite, der hinzu-, nachkommende graswuchs. *uohald* ist lat. *ac-clivis*; *uosezzel* 'flicken auf ein loch im mantel' Lanzelet 6023 und ahd. *uostafton*, *uosteften*, lat. pittaciis, also in ähnlicher bedeutung, Graff VI 614, lassen sich wol als zusatz, aber schwerlich als etwas weggenommenes deuten. neben einander stehn allerdings mhd. *uover* 'ufer' und *urvar* 'landeplatz', beide von Wolfram gebraucht, letzteres Parz. 535, 5 uö., ersteres 603, 10. 611, 5. ersteres scheint mitteldeutsch und nd., vgl. auch ags. *ófer*, letzteres oberdeutsch; und man könnte denken, dass die bedeutung sich erst nachträglich differenziert hätte. aber vielleicht ligt doch dem *uo* eine gesteigerte form des got. *az* zu grunde, die nach langem vocal ihr *z* ebenso verloren hätte wie die gedehnte form *â-*.

Doch ich wende mich von diesen zweifelhaften möglichkeiten zu hoffentlich einleuchtenden begriffsentwicklungen zurück. ein übergang, wie er für *azets* angenommen wurde, von der bedeutung des schmeckens zu der allgemeinen der empfindung, aber im entgegengesatzten sinne, ligt vor in 'sauer'. ursprünglich nach den verwanten sprachen auf das kratzende, herbe bezüglich (s. Kluge Wb.), ist es zu 'beschwerlich, widerwärtig' geworden. *diu helle ist sûr unde heiz* sagt Wolfram. wir gebrauchen die wendung 'das ist mir sauer geworden' von einer schweren arbeit; 'er hat es sich sauer werden lassen'; vgl. ferner 'ein saueres gesicht'.

Hierher gehört auch ahd. *inplantan*, mhd. *enblanden*. *blanden* 'mischen' wird im sinn von 'trüben' gebraucht, wie wir von gemischten gefühlen reden oder von gemischter gesellschaft, und wie Schiller im gegensatz zur ersteren redensart sagt: des lebens ungemischte freude ward keinem irdischen zu teil. daher hat Otfrid IV 12, 23 *scadon bliant*. zu grunde ligt hier, wie schon oft bemerkt worden ist, das mischen des mets mit honig, wie es in den ags. Rätseln 41, 59 heifst *þonne þû beóbreád blênde med hunige*. die übertragung auf verursachte leiden vergleicht sich dem sarkastischen gebrauche von *briuwen* und *schenken*; wir sagen ähnlich 'einem etwas einrühren, eintränken'. nun aber die zusammensetzung mit *in-*, welches doch nicht auf die präposition *in* zurückgeführt werden darf, da diese mhd. nicht zu *en-*, *ent-* werden könnte. ags. haben wir allerdings Andreas 675 *veán onblonden*, was durch lat. *admiscere* übersetzt werden kann, s. die andern verba bei Grimm II² 886. die zahlreichen ahd. und mhd. beispiele von *enblanden* müssen mit *in(t)* zusammengesetzt sein. Wackernagel Glossar CXIX deutet es 'nicht mischen, nicht zu trinken geben, dursten lassen'. aber diese vorstufe des mhd. begriffs ist schwer zu denken, wenn man *int-* als bezeichnung eines aufhebens, weigerns fasst. es ist vielmehr an das entfremden durch eine tätigkeit zu denken, wie Wolfram Parz. 620, 5 sagt: 'einem ein pferd *entrîten*'. *enblanden* ist 'durch eine mischung, trübung widerwärtig, ungeniefsbar machen'; dann überhaupt 'zuwider, mühselig machen'. ein ähnliches bild gebraucht die volkssprache im Elsass: *einem dreck unter de*ⁿ *leime*ⁿ ['lehm'] *mache*ⁿ 'schwierigkeiten bereiten'.

E. MARTIN.

m 1 september bis zum 1. april 1902 sind folgende bücher, abgesehen cheu, welche als zur besprechung ungeeignet zurückgesaut werden bei der redaction eingelaufen: AGJAHARDUS, Deutsche werte aus zwei enden. — AMMANN, Das verhältnis von Strickers Karl zum Rolandslied Konrad. — BATT, Nature-sense from Günther to Goethe. — u. BORCHLING, Wörterbuch zu Hartmanns Iwein, 3 ausg. — Bericht en 1. verbandstag d. west- u. süddeutschen vereine f. römisch-sche altertumsforschung. — BILFINGER, Untersuchungen über die zeit-g d. alten Germanen II: Das german. julfest. — CONSENTIUS, Lessing Vossische zeitung. — CREIZENACH, Geschichte d. neuern dramas II. — IDT, Heimatsklänge aus deutschen gauen II. III. — DESSOIR, Geschichte rn deutschen psychologie. 2. aufl. II halbbd. — FARADAY, The Edda I. CK, Die classification der sprachen. — FIRMERY, Notes critiques sur es traductions allemandes de poèmes français au moyen âge. — HFISCHER, . wörterbuch lief. 3. — KFISCHER, Eduard Mörikes leben u. werke. — AG, Vermischte aufsätze aus den jj. 1848—1894, hrsg. von ELSTER, — FRIES, Goethes Achilleis. — FRÖMMEL, Deutsche rätsel I. — GNEISSE, griff des kunstwerks. — GOEBEL, Goethes Poems. — GRELLICH, Platens ur-komödien. — GRUENER, Über die sitten und gebräuche d. Egerländer. ER, Die weihnachtskrippe. — vHEGEL, Vergröfserung u. sondergemeinden schen städte im ma. — PHERRMANN, Erläuterungen zu buch I—IX des rammaticus I. — WHERTZ, Tristan u. Isolde, 3 aufl. — HOFFMANN-KRAYER, lkskunde als wissenschaft. — HOLZ, SARAN u. BERNOULLI, Die Jenaer andschrift, 2 bde. — ILGES, Ernst Ortlepp. — JÓNSSON, Oldnorske og ndske litt. hist. 6. III. — KARSTEN, Beiträge z. german. wortkunde. — K, Die deutschen relativpronomen. — KRAFFT, Les serments carolingiens à Strasbourg. — KRÜKL, Anton vKlein. — vLUNZER, Zu Virginal u. hs erster ausfahrt. — MARTIN, Kudrun 2 aufl. — MAYNC, Eduard Mörike. MMEYER, Grundriss der neuern deutschen litteraturgeschichte. — ER, Das stilgesetz der poesie. — WMEYER, Fragmenta Burana. — , The influence of old norse literature upon english literature. — OST-Etymologische parerga I. — PANZER, Meier Helmbrecht. — POLZIN, Studien schichte d. deminutivums. — REMY, The influence of India and Persia poetry of Germany. — RIEMANN, Goethes romantechnik. — ROEDDER, ehre d. adjectivs im as. — ROETHE, Brentanos Ponce de Leon. — SCHÖN-Die legende vom erzbischof Udo vMagdeburg. — SCHUCHHARDT, Atlas prä-. befestigungen in Niedersachsen h. VII. — SPRÅK OK STIL I 2. 3. — STEIN, e-briefe bd. 1. — STEINMEYER, Beiträge z. entstehungsgeschichte des clm. . — vSWAAY, Het prefix ga- gi- ge- . . . bijz. in het oudnederfrank. en udsaksisch. — SYDOW, Burkart vHohenfels. — THURNEYSEN, Sagen aus alten Irland. — TOMBO, Ossians influence upon Klopstock and the bards. ERDAM, Die Spiegel der Sonden II. — VIETOR, Das angelsächsische runen-hen. — VOSS, Zur geschichte der meklenburg. volkshymne. — WECHSSLER, eudienst u. vassallitat. — WEIS-LIEBERSDORF, Das jubeljahr 1500 in der burger kunst II. — WILLE, Novalis bd. IV. — TE WINKEL, De noordneder-che tongvallen (atlas) afl. 2. — WUNDERLICH, Der deutsche satzbau, 2 aufl. I. — WUNDT, Sprachgeschichte u. sprachpsychologie. — WYATT, An elemen-old english reader (early west saxon).

Hierzu Beilagen von **Bäumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig, **C. L. Hirschfeld** in Leipzig und der **Weidmannschen Buchhandlung** in Berlin.

Für die Redaction verantwortlich: Prof. E. Schröder in Marburg i. H.

Druck von W. Pormetter in Berlin.

ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

SECHSUNDVIERZIGSTER BAND. DRITTES HEFT

BERLIN 1902

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG

SW. ZIMMERSTRASSE 94

Die redaction sowol der Zeitschrift wie des Anzeigers wird von den beiden herausgebern gemeinschaftlich geführt, doch bitten wir die herren mitarbeiter, bis auf weiteres sämtliche, sowol die für die Zeitschrift, wie die für den Anzeiger bestimmten manuscripte an prof. SCHROEDER in Marburg i. H. zu schicken.

Bücher, die zur besprechung im Anzeiger bestimmt sind, bitten wir ausnahmslos an die Weidmannsche buchhandlung in Berlin SW, Zimmerstr. 94, nicht aber an die herausgeber zu senden.

Jährlich erscheint ein Band von 4 Heften zum Preise von 18 M.

INHALT

DER ZEITSCHRIFT

DES ANZEIGERS

(Fortsetzung auf der dritten Seite des Umschlages)

DER DIALOG IN DER ALTGERMANISCHEN ERZÄHLENDEN DICHTUNG.

I

Wenn man sich das bild der erzählenden stabreimdichtung der Germanen vergegenwärtigt, so tritt sogleich die rede der handelnden und leidenden personen als hellbeleuchteter gegenstand hervor. gedichte, die geschehenes mitteilen wollen, ohne rede, hat es da und dort gegeben. man denke zb. an die einlagen der Angelsächsischen chronik; an mittelalterlich lateinische historische gedichte, die Seemüller in der festgabe für Heinzel s. 323ff bespricht. aber wo wir epische art, im weitern sinne, anerkennen, da wird der gebrauch der oratio directa wol nirgends fehlen. den homerischen gedichten ist sie ebenso unentbehrlich wie dem finnischen Kalewala, den chansons de geste wie den heldengesängen der Serben. sobald kriegerische grofstaten mit einem gewissen grad von lebhaftigkeit angeschaut werden, reicht der bericht aus dichters munde nicht mehr aus. selbst wo nicht die überragende persönlichkeit, sondern das volk in seinen massenbewegungen die phantasie des dichters erfüllte, würde er wie von selbst einzelne aus der menge zu sprechern erwählen. aber die altgermanische dichtung vergisst beinah, dass neben den grofsen helden und volksherschern auch die beherschten völker gelebt haben.

Das wort 'dialog' habe ich als gesamtnamen für alle arten der rede gebraucht, sodass auch der kurze ausruf, die ansprache und das selbstgespräch inbegriffen sind. wollten wir 'dialog' in dem technischen sinne nehmen, den Hirzel (Der dialog, Leipzig 1895, I 2ff) erläutert, 'eine erörterung in gesprächsform', so käme schon die überschrift dieser studien einer contradictio in adjecto nahe.

Nach der masse der redeverse stellen sich die stabreimenden dichtwerke sehr ungleich. ich gebe zuerst einen statistischen überblick. unter 'erzählversen' kurzweg versteh ich den bericht aus dichters munde, die unmittelbare erzählung[1].

[1] ich citiere die Eddalieder nach Bugge, die Snorra Edda nach FJónsson (Kph. 1900), den Béowulf nach Heyne-Socin, die übrigen ae. texte, ausgen. Genesis B, nach Grein-Wülckers bibliothek, den Heliand und die deutsche Genesis nach Piper (Stuttgart 1897), und zwar die Gen. mit selbständiger

Die verhältnisse in der Edda hat schon BjMOlsen Tímarit hins íslenzka bókmenntafjelags 15, 111f gestreift. meine zählung rechnet nach kurzversen. mutmafsliche lücken in dem überlieferten text, wenn sie mehr als eine kurzzeile umfassen, sind nicht ausgefüllt, mutmafsliche einschiebsel sind sämtlich mitgerechnet. die vielen erzählenden Eddastücke, die aus lauter rede bestehn, sollen später zur sprache kommen. von den gedichten mit bestandteilen directer erzählung scheiden aus: die Vafþr. und die Sólarlióð teil I, sie gehören nicht zur erzählenden poesie; auch die Grípisspá, das programmgedicht, können wir nicht der epischen gattung zurechnen. dann das alte Vǫlsungenlied (HHu. II 14ff), das gedicht von Helgi und Heðin (HHi. 31ff), das lied von der Hunnenschlacht (Hervarar saga s. 266ff) : bei diesen dreien ist die überlieferung zu fragmentarisch, um von den wahren zahlenverhältnissen ein bild zu geben; nur soviel scheint sicher, dass die unmittelbaren erzählverse einst zahlreicher waren : sie belaufen sich jetzt auf 16 — 4 — 26 kurzzeilen in den drei liedern[1]. endlich fällt weg das Hervörlied (Herv. s. s. 211ff), dessen 12 erzählverse in dem texte H späteren ursprungs verdächtig sind, siehe unten s. 204. die nahezu dialoglose Rígsþula wird besonders zu erwähnen sein.

Es bleiben uns alsdann 15 gedichte, die sich nach dem verhältnismäfsigen umfang der redepartien so ordnen:

	erzählverse:	redeverse:	procentzahl der redeverse:
Nr. 1. Hymiskviða	228	76	25
2. Atlakviða	190	162	46
3. Helgakv. Hund. I . .	245	211	46,3
4. Þrymskviða	134	124	48
5. Vǫlundarkviða . . .	163	155	48,7
6. Atlamál	334	430	56
7. Hamðismál	94	124	56,8
8. Guðrúnarkv. I	86	130	60
9. Brot	54	96	64
10. Sigurdarkv. en sk. .	172	394	69
11. Vegtamskviða	32	82	72

verszählung des englischen textes, als Gen. B (alts.) . . . (ae.) . . .; das Hildebrandslied nach Braune, das Nibelungenlied nach Bartsch.

[1] die str. 72/69 *Ár kváðu Humla* in der Herv.s. s. 265 gehört nicht zum liede von der Hunnenschlacht.

	erzählverse:	redeverse:	procentzahl der redeverse:
Nr. 12. Gudrúnarkv. III . . .	20	60	75
13. Grottasǫngr	38	144	80
14. Gudrúnarhvǫt	34	142	80,6
15. Oddrúnargrátr . . .	48	202	80,8

Ich knüpfe an diese tabelle folgende beobachtungen.

Die fünfzehn gedichte sind sämtlich im fornyrdislag verfasst. der lióđaháttr, so mannigfach seine verwendung ist, steht nicht im dienst der directen erzählung. die einzigen ausnahmen sind das erste, spruchhafte gedicht der Sólarlióđ, die einzelne strophe 5 in den Vafþr. und die erste halbstrophe in den Fiǫlsvinnsmál; dazu, unter den fürstengedichten, mehrere strophen der Hákonarmál (Wisén Carmina Norrœna s. 16f).

Ganz für sich steht die Hymiskv. mit ihrer dreifachen überlegenheit der erzählverse. auch in der spärlichkeit des dialogs äufsert sich also die verwantschaft mit dem skaldischen stile (s. u.). die beiden höhepuncte der handlung, das angeln der mittgartsschlange und das davontragen des kessels, werden ohne rede gegeben. an mehreren stellen, wo wir unmittelbaren gedankenausdruck der handelnden erwarten, behilft sich der dichter mit blofsem bericht oder mit der bei ihm beliebten oratio obliqua; siehe besonders str. 13f: der riese entdeckt die beiden fremdlinge, str. 20: uneinigkeit beim rudern, str. 28: Hymi fordert Thor zu neuen kraftproben auf.

In weitem abstand von diesem redearmen gedichte folgen vier lieder mit ziemlich gleicher stärke des dialogs. mit ausnahme der Helgakviđa darf man sie zu den stilistisch altertümlichsten Eddaliedern rechnen, und in unsrer ganzen liste können nur noch zwei gedichte, nr 7 die Hamđismál und nr 9 das Brot, zu dieser ältern gruppe treten; alle übrigen tragen jüngeres gepräge, sei es in der anlage, sei es in der ausführung. dass die Hamđismál verhältnismäfsig viele lücken haben, wird nicht bestritten; bei unversehrtem zustande würde sich die proportion wahrscheinlich zu gunsten der erzählverse verschieben [1]. bei dem Brot lässt sich umfang und art des fehlenden nur hypothetisch, auf grund

[1] in Grundtvigs textgestaltung (Sæmundar Edda²), die allerdings auf verschiedene bedenken stöfst, werden 12 redeverse, 26 erzählverse ergänzt. dann betrügen die redeverse 53%.

der Vǫlsunga saga, erschliefsen : es ist zu vermuten, dass das vollständige gedicht, das alte Sigurdslied, wie man es nennen kann, erzähl- und redeverse in annähernd gleichem verhältnis besafs wie das erhaltene bruchstück. also die redeverse gegen zwei drittel des ganzen. dies ist ein ungewöhnlich grofser bruchteil. im übrigen können wir feststellen : die lieder von alter epischer haltung, die weder eine junge, mehr oder weniger ruhende situation ausführen, noch wortreiche rückblicke und weissagungen einschalten, zeigen rede und erzählung in ungefähr gleicher masse, eher mit geringem überwiegen der erzählung.

Die Atlakviđa drängt in ihren ersten drei vierteln die äufsere handlung (ankunft des boten, reise zu den Hunnen, überwindung der brüder, tod Gunnars) auf den denkbar engsten raum zusammen und legt den nachdruck auf vollatmige, in stolzer rhetorik hinströmende reden (verhandlung mit dem boten, Gudruns warnung, trutzreden Gunnars). erst in dem letzten stücke, dem gelage der Hunnen und Atlis tode, tritt der unmittelbare bericht beherschend hervor, und dadurch kommt die summe der erzählverse in die oberhand.

Beim Wielandsliede beruht die ausdehnung des directen berichts wesentlich auf dem ersten, vorbereitenden stück (bis zu Wielands fesselung). dieser stoff enthält keine im sinne der germanischen heldendichtung dramatischen auftritte. daher können die 94 ersten verse ohne jeden dialog verlaufen, ein alleinstehender fall unter den erzählenden Eddaliedern. das hauptstück, die schmiedsage, lässt die redestrophen stark überwiegen, mögen auch die verluste (in str. 12/13. 26. 28/29) mehr auf rechnung des epischen berichts kommen.

Eigentümlich ist der Þrymskviđa die sehr gleichmäfsige abwechslung von erzählung und rede über das ganze gedicht hin. nirgends steht ein längeres stück ununterbrochen epischer oder dialogischer haltung.

Umgekehrt verhält sich das erste lied von Helgi dem Hundingstöter. seine modernere art ligt — abgesehen von den kenningar, die schliefslich schon einem dichter des ältern zeitraums zu gebot gestanden hätten — in eigenschaften der stoffwahl, der composition. der tragische ausgang der handlung ist mit einer gewissen gewaltsamkeit weggeschnitten worden. die jugendtaten des helden werden mitgenommen, allerdings in referierender kürze;

obgleich sie mit dem hauptvorwurf des liedes, der gewinnung der Sigrún, nicht zusammenhängen. der erste teil erhält dadurch einen biographischen gang, wie er dem alten heroenliede fremd ist. endlich tritt die zurüstung des kriegszuges, der äufsere strategische apparat, vor den bewegenden persönlichen leidenschaften in den vordergrund; dies hängt mit jenem ersten puncte, dem ausscheiden der tragik, zusammen. ungleichmäfsig verteilen sich rede und bericht, sofern str. 1—16 fast dialoglos verlaufen, während dann str. 32—46 eine zusammenhängende lange redescene bringen : dieses scheltgespräch zwischen zwei nebenfiguren, einem älteren muster nachgebildet und durch seine unproportionierte breite wie ein gedicht im gedichte würkend, macht die hauptmasse der redeverse in unserm liede aus. denken wir es uns beseitigt, so stünden den 235 erzählversen nur 111 redeverse gegenüber, und die Helgakviđa würde sich der Hymiskviđa wenigstens annähern : die zwei Eddalieder, die im kenninggebrauche allen übrigen weit vorangehn.

Die Atlamál stellen sich mit der anbringung der redemassen in einen augenfälligen gegensatz zu der Atlakvida. die verhandlung mit dem boten sehen wir ohne jede oratio directa gegeben, die warnrede der Guđrún (str. 48) wie die trutzreden des gefesselten (str. 60. 64) weit kürzer behandelt. an stelle dieser drei redeauftritte des ältern liedes hat das jüngere einmal die deutung der vorzeichen und träume (str. 11—29) zu einem breiten wechselgespräch ausgesponnen, sodann aber die rückblickenden, autobiographischen reden Atlis und Gudruns, diese kennzeichnenden stücke der Atlamál, eingesetzt; vgl. unten abschn. IV. während in der Atlakviđa auf die unterhaltung zwischen den beiden gatten 30 kurzverse fallen, beläuft sich in dem etwas mehr als doppelt so langen gedichte ihre zahl auf 248.

Mit den Atlamál hat die Sigurđarkviđa en skamma bei aller verschiedenheit des temperaments und der diction eine wichtige eigenschaft gemein. beide lieder geben zwar, nach der ältern weise, eine scenenfolge, worin sich die sagenmäfsigen ereignisse vor unsern augen abwickeln. beide aber greifen, in dem streben nach psychologischer vertiefung, zu den beschaulichen rückblicken, dem lieblingsgegenstand der jüngern situationsdichtung. das Sigurdslied verbindet damit eine umständliche prophezeiung. träger dieser reden ist in der Sig. sk., die man mit recht ein Bryn-

hildenlied genannt hat [1], fast ausschliefslich die heldin : ihre beiden langen zusammenhängenden ansprachen (str. 33—41. 51—71) bewürken den unepischen, elegischen zug, der diesem gedichte noch mehr als den Atlamál eignet und es den monologischen selbstbiographien annähert. man halte das ganz anders, altertümlicher geartete Brot dagegen!

Obwol das kurze dritte Gudrunlied lyrische abschweifungen vermeidet und seine fabel schlicht und geradezu vorträgt, bilden die erzählverse nur ein viertel der summe. die äufsern vorfälle, der hergang beim gottesurteil, waren nach dem mafse der heldendichtung zu geringfügig, um zu einer eigentlichen schilderung aufzufordern. mehr fällt auf, dass der dichter die verleumderische anklage erst aus dem gespräche erkennen lässt und überhaupt in die voraussetzungsreiche situation mit keinem worte einführt. sein interesse wante sich fast ganz der seelenstimmung der heldin zu, die er in eine ihr bisher fremde rolle gebracht hatte.

Immerhin gehört auch dieses lied noch zu denen, die eine fabel, in diesem falle freilich keine altheroische, unmittelbar auf die scene führen. im gegensatz dazu behandeln die fünf übrigen gedichte, nr 8. 11. 13—15, éine situation als ihren eigentlichen inhalt. das, was sich vor unsern augen abspielt, ist nur éin moment in dem gange der fabel, zt. nur ein nebensächliches, unter umständen vom dichter erfundenes, jedenfalls nicht der höhepunct der äufsern sagenhandlung : diese wird durch die vorgeführten personen, mittelbar, in gespräch, anrede oder monolog beleuchtet. diesen situationsgedichten ist directe erzählung im grunde entbehrlich, und es fehlt denn auch nicht an liedern, die sich völlig auf die rede als den reflex der fabel eingeschränkt haben (unten s. 199f). in den vorliegenden fünf dichtungen sind erzählende verse übrig geblieben, zumeist um in die situation einzuführen. ihre nebensächlichkeit für den aufbau des ganzen spricht sich bei nr 11. 13—15 auch in dem zahlenverhältnis aus. wenn in nr 8, dem ersten Gudrunliede, die erzählverse immer noch zwei fünftel der summe ausmachen, so ligt das nicht an einem überschuss von echter sagenaction, sondern an der verwickelteren anlage der lyrischen scene : das äufsere hauptmotiv, das weinenmachen der Gudrun, führt zu einer widerholten unterbrechung der reden, wie sie die vier andern gedichte nicht erfordern.

[1] Rask Edda s. 216. CPB. i 293.

Deutlich hebt sich von allen diesen 15 liedern die Rígsþula ab. äufserlich betrachtet präsentiert sie sich als epische dichtung; aber — der dialog ist ihr so gut wie fremd. erst in str. 47, der vorletzten erhaltenen, taucht oratio directa auf. in der tat ist der inhalt der Rígsþula bis und mit str. 45 keine 'erzählung' im sinne der altgermanischen götter- oder heldensage. nicht die fabel von dem einkehrenden gotte, sondern die schilderung ruhender culturzustände und die sammlung poetischer synonyma (*heiti*), die *þulur*, wonach das lied den namen führt, bilden das wahre thema des dichters. mit str. 46 nimmt er die wendung nach der heldensage, hier tritt zum ersten mal eine individuelle fabel mit echten eigennamen ein, und sogleich erscheint auch die rede, das unentbehrliche mittel des erzählenden liedes.

Zu den hervortretenden eigenschaften der skaldischen kunst gehört es, dass sie ohne dialog erzählt. eine entschiedene ausnahme machen nur die drei gedichte, die nach innerer und äufserer form nach dem eddischen kunstbrauche hinüberliegen: das Haraldskvædi, die Eiríksmál und die Hákonarmál (Wisén Carmina Norrœna s. 11ff. 15ff). das zweite besteht ganz, das erste weit überwiegend aus dialog, das dritte hat eine folge von sechs kurzen redeauftritten (str. 10—17). in den ausgeprägt skaldischen dichtungen im dróttkvætt finden sich nur ganz vereinzelt kleine stücke oratio directa eingestreut : in der Haustlǫng 3, 3. 4. 11, 5—8 (Wisén s. 9f), in der Iómsvíkinga drápa 43 (Wisén s. 73). der fall, dass eine skaldische lausavísa eine redende person einführt, wie in der Hallfredar saga c. 2 (*'ek skal ok', kvað kerling, | 'með Ingolfi ganga . . .'*), dürfte sich nicht oft widerholen.

Die westgermanische stabreimdichtung zeigt in ihren weltlichen stücken folgende verhältnisse. ich zähle hier nach langzeilen. beim Hildebrandslied seh ich von allen ergänzungen ab, auch von denen der einzelnen kurzverse.

	erzählverse:	redeverse:	procentzahl der redeverse:
Nr. 1. Byrhtnóđ	240½	84½	26
2. Finnsburg	35	15	30
3. Béowulf	1861	1323	41
4. Hildebrandslied . . .	19½	44½	69
5. Waldere	3½	57½	94

Die redearmut des Byrhtnóð erklärt sich aus dem stoff. das neu erlebte ereignis war eine feldschlacht, kein zusammenstofs persönlicher feinde. das bedeutende an dem kampf waren nicht reden von hüben und drüben, worin ein tragisches verhängnis sich schürzte, sondern waffentaten, die standhaftigkeit der englischen reihen. der dichter hat mehr realistische, zufällige einzelheiten aufgenommen, als bei der schilderung einer zurückliegenden, sagenumwobenen schlacht geschehen wäre. das bemerkenswerte ist, dass er daneben doch so viel, ein starkes viertel des ganzen, an rede herbeischaffen konnte. darin wie in anderem zeigt er sich als den gelehrigen jünger des alten heroenstils [1]. er griff die momente auf, die das rein menschliche in dem ereignis vertraten — verwantschafts- und gefolgschaftsbeziehungen, abscheu vor den fliehenden —, die daher nach der oratio directa drängten. so tat er sein mögliches, um trotz dem mangel einer würklichen fabel den epischen ton festzuhalten. eine unepische und dialoglose behandlung wie in den versstücken der Angelsächsischen chronik hätte auch hier nahe gelegen.

Bei den 50 zeilen des Finnsburgfragments kann der zufall den niedrigen belauf der redeverse verschulden. immerhin bemerkt man an den beiden reden, wenn man die breite des Béowulf dagegen hält, eine noch gröfsere gedrungenheit als an der unmittelbaren darstellung des kampfes: diese geht schon über das eddische mafs hinaus, die reden könnten auch im norden kaum knapper ausfallen.

Der Béowulf als ganzes ist redeärmer als die erzählenden Eddalieder, die einzige Hymiskviða ausgenommen. die verteilung ist sehr ungleichmäfsig. wir haben so lange redelose stücke wie in keiner andern dichtung:

den kampf mit Grendel usw. (689—928), 240 langzeilen;

die vorgeschichte und Béowulfs reise zu den Dänen (1—236), 236 langzeilen;

den kampf mit Grendels mutter (1493—1652), 160 langzeilen;

das ausbrechen des drachen und Béowulfs zug gegen ihn (2268—2426), 159 langzeilen;

[1] vgl. Abegg Quellen und forschungen 73, 8ff und besonders die schöne charakteristik bei Ker Epic and Romance (London 1897) s. 62—66. 80. 337.

Béowulfs heimkehr von den Dänen (1867—1987), 121 langzeilen[1].

Also stücke von der ausdehnung der mittleren Eddalieder.

Auf der andern seite umfängliche partien, die sich fast ganz aus rede zusammensetzen:

von der begrüfsung der Gauten in Heorot bis zum eintreten der königin (333—611), 239 redezeilen neben 40 erzählenden;

das gelage bei Hygelác nach der rückkehr (1978—2177), 172 redezeilen neben 28 erzählenden.

Zusammenhängende reden von über 60 langzeilen begegnen siebenmal:

bericht Béowulfs an Hygelác (2001—2152), 152 langzeilen;
botschaft von Béowulfs tod (2901—3028), 128 langzeilen;
Friesenlied des sängers (1070—1160a), 90½ langzeilen;
ermahnung Hróđgárs an Béowulf (1701—1785), 85 langzeilen;
Béowulfs rückblick auf sein leben (2427—1510), 84 langzeilen;
Béowulfs erzählung vom schwimmwettkampf (530—607), 78 langzeilen;
Hróđgárs klage über Æschere (1323—1383), 61 langzeilen.

Das mafs von 16 langversen (= 4 normalstrophen) wird in weiteren 18 fällen überschritten.

Diese zahlen lassen schon erkennen, dass die würkliche handlung im Béowulfepos mit wenig rede geführt wird, und dass von den 41% redeversen das meiste abseits von dem epischen fortschritt steht. eine tatsache, die nachher, in abschn. III, noch genauer zu beleuchten ist.

Dem Hildebrandsliede ist zwar eine gröfsere reihe von erzählversen am schluss abhanden gekommen. aber auch redezeilen müssen dem tode des sohnes noch vorangegangen und gefolgt sein. und auch in dem stücke z. 45 ff sind sehr wahrscheinlich

[1] weitere redelose teile von mindestens 60 langversen umfang sind: Béowulfs erster angriff auf den drachen (2539—2633), 95 langzeilen; der einbruch von Grendels mutter (1233—1322), 90 langzeilen; beginn des gelages nach Grendels vertreibung (981—1069), 89 langzeilen; beschenkung Hygelács und bis zur geschichte des drachenhortes (2164—2247), 84 langzeilen; der gang zur Grendelbucht (1398—1474), 77 langzeilen; Béowulfs bestattung (3121—3184), 64 langzeilen; tod des drachen (2670—2729), 60 langzeilen.

zwei repliken Hadubrands verloren. so möchten sich rede und bericht in dem ganzen liede in ähnlichen mafsen bewegt haben wie in dem erhaltenen teile. das deutsche gedicht, obwol jeder ausbildung ins beschauliche und lyrische fern stehend, übertrifft an menge des dialogs die Eddalieder der strengeren epischen haltung um ein bedeutendes und erfüllt das aristotelische gebot: *αὐτὸν γὰρ δεῖ τὸν ποιητὴν ἐλάχιστα λέγειν.* von einem allgemeineren schluss auf deutschen und nordischen heldenstil wird man absehen, wenn man bedenkt, dass der sagenstoff des Hildebrandsliedes mit seiner ungewöhnlich einfachen äufseren handlung das zurücktreten der erzählverse bedingte.

Abnorm, verglichen mit den eddischen zahlen, zeigt sich der Waldere. doch lässt sich bei der kürze der bruchstücke nur so viel erkennen, dass die reden sehr breit stilisiert waren : auf den verhältnismäfsigen umfang der erzählverse können wir nicht schliefsen.

Auf die geistlichen stabreimepen dehn ich diese statistik nicht aus. die fremde quelle schreibt hier das verhältnis von rede zu bericht einigermafsen vor. doch teilen wol die meisten dieser germanischen dichter das streben nach verbreiterung des dialogs; zum Gúdlác vgl. Lefèvre Anglia 6, 230, zum Heliand Jellinek Anz. xxi 219. 221. die Genesis A weitet zwar die repliken der Bibel mehrmals aus, verwandelt aber auch redestücke in unmittelbare erzählung, Ebert Anglia 5, 125. 130. es fällt auf, dass zwei dichtungen, die in der nationalen einkleidung des biblischen stoffes so entschlossen vorgehn wie die Exodus und die Judith, mit ihrem dialog unter die niedrigste grenze der weltlichen stücke herabsteigen : Exodus gegen 15%, Judith 13% redeverse. die Genesis A zählt 30%, die Genesis B 46%. unter den legendendichtungen steht an menge der redeverse (61%) die Juliana obenan. Andreas 53%, Elene 40%, Gúdlác gegen 35%.

II

Ausgeschlossen blieben bisher die gedichte, die der unmittelbar erzählenden verse ganz entbehren. sie sind nur in der nordischen stabreimpoesie vertreten. hier machen sie eine recht ansehnliche masse aus. es gilt vor allen dingen, die innerlich ganz verschiedenen arten von einander zu sondern.

Ich stelle zunächst bei seite die kataloggedichte, in denen

die epische erfindung nur den rahmen bildet zu einer herzählung von memorialstoff.

Ferner die 'Odinsbeispiele' der Hávamál, deren epischer bericht in erster person im dienste eines spruchhaften satzes steht.

Eine gruppe für sich bilden weiterhin: Lokasenna, Hárbarzlióð, das streitgedicht der Ǫrvar-Odds saga c. 40, die Hrimgerdarmál (HHi. 12—30) nebst einigen kürzeren, weniger selbständigen compositionen. das scharf kennzeichnende dieser stücke ist: sie enthalten keine fabel; sie wickeln weder unmittelbar noch mittelbar einen epischen faden ab. die situation, sei sie sagenhaft, sei sie ad hoc erfunden, ist der vorwand für einen wortwechsel, dessen poetisches leben ganz in sich selbst, in dem dramatischen hin und her beruht. es ist in der tat dramatische, wenn auch vermutlich nicht mimische dichtung. ihr inneres wesen schliefst es aus, dass der dichter zu eigener erzählung das wort ergriffe.

Mit Hárbarzlióð und Lokasenna hat man oft die Skirnisfǫr unmittelbar zusammengestellt. aber sie ligt in einer andern himmelsgegend: sie erzählt eine fabel, eine göttersage. da sie aus lauter dialog besteht, kann man sie wol mit Rosenberg[1] ein kleines drama nennen, sogar mit mehr recht als die eben erwähnten stücke, sofern dramen ja eine fabel abzuwickeln pflegen. die namen 'drama, dramatisch' sind eben überall anwendbar, wo der dichter nur seinen gestalten das wort gibt. dies hindert nicht, dass die Skirn. in der anlage innerlichst verschieden ist von der Lok., obgleich GVigfússon CPB. I 110 und Bugge Arkiv 5, 4 an ein und denselben dichter denken, und Niedner Anz. XVIII 230 die Skirn. mit Lok., Hárb. und den Odinsbeispielen in éine entwicklungslinie stellt. treffend sagt Ker von gedichten wie die Skirn.: 'they have a story to represent, just as much as the narrative poems, though they are debarred from the use of narrative'[2]. Lok. und Hárb. haben k e i n e 'story to represent'. nur war der eddische sammler über diesen punct schon nicht mehr im klaren.

Innerhalb der e r z ä h l e n d e n dichtungen ohne direct epische verse sind wir noch einmal zu einer teilung genötigt. wir haben einerseits situationsgedichte, ohne scenenwechsel, ohne handlung. in der form der anrede oder des monologs wird ein epischer

[1] Nordboernes Aandsliv I 194.
[2] Epic and romance s. 133.

gang mittelbar vor uns hingestellt. die ideale zeit deckt sich mit der realen. der sagenstoff ist mehr oder weniger lyrisch durchtränkt. es gehören hierher die Helreið Brynhildar, die zweite Guðrúnarkviða und die männlichen elegien in den Fornaldarsǫgur: die sterbelieder und æfikviður des Hildibrand, Hialmar, Ǫrvarodd, Starkad, Hrók. sie schliefsen sich ihrem dichterischen habitus nach an nr 8. 14. 15 unsrer obigen reihe an (s. 190f, vgl. s. 194) und unterscheiden sich von diesen durch die weitergetriebene ausbildung ins beschauliche, die entfernung der letzten reste von handlung und damit des direct epischen berichts. was zum verständnis der situation nötig war, schickte der vortragende in prosa voraus. zu diesen rückblicksgedichten gesellen sich die visionslieder, die ebenfalls von éiner ruhenden lage aus eine draufsen liegende handlung monologisch beleuchten: die Vǫluspá, die Vsp. en skamma, Sólarlióð teil II, Darraðarlióð (Niála c. 157). es sei hier nur darauf hingewiesen, welch durchaus abnormes verhältnis zwischen rede und bericht in die Vǫluspá hineingetragen wird, sobald man der von Bugge vorgeschlagenen, von Grundtvig und KHildebrand aufgenommenen strophenumstellung folgt. man hätte dann zu anfang 2½ strophen directe erzählung, darauf 50—70 strophen, bis zum schluss des liedes, zusammenhängende rede, ansprache: ein aufbau, der in keinem stabreimgedicht irgend einer gattung ein gegenstück hätte. am nächsten kämen der Wíðsíð und der Wanderer (Grein-Wülker I 284ff), doch steht hier dem einleitenden ein abschliefsendes stück gegenüber. Müllenhoff DAk. v 86 nannte es mit recht eine regel der eddischen dichtung, 'die einleitung monologischer, in erster person gehaltener lieder, da wo sie erforderlich ist, jedesmal dem vortragenden zu überlassen', sie also nicht in verse zu bringen; wenn Wilken Zs. f. d. phil. 30, 477, den ausdruck 'dem vortragenden' seltsam misverstehend, widerspruch erhebt, so streitet er gegen den vorliegenden bestand an altgermanischer poesie.

Das fehlen der erzählverse in der ganzen zuletzt erwähnten gruppe beruht nicht auf einem besondern technischen kunstgriff, sondern ist, man darf wol sagen, das selbstverständliche ergebnis der poetischen anlage: der dichter sieht von vornherein nicht eine handlung vor sich, die er seinen hörern vors auge zu stellen hätte, sondern eine sagenhafte oder fingierte gestalt, der er das wort leiht zu ihren eigenen eröffnungen.

Anders verhält es sich mit einer zweiten reihe erzählender lieder. geben wir vorläufig diese allgemeine definition : es sind ereignisgedichte, die fabel wird unmittelbar auf die scene gebracht; da nur die wechselreden in versen sind, kommen veränderung des schauplatzes und allfällige weitere äufsere vorgänge in eingestreuten prosasätzen zum ausdruck.

Es ist die wolbekannte darstellungsweise, die man nach Müllenhoff unter dem namen 'gemischte form' versteht. die von Müllenhoff Zs. 23, 151 ff entwickelte auffassung hat viel anklang gefunden. sie übt weitreichenden einfluss auf unser bild von den altgermanischen poetischen formen, von ihrem zusammenhang, ihrer genetischen folge. nach meiner ansicht verlangt diese 'gemischte form' eine andre beurteilung. prüfen wir die auffassung, wie sie uns bei Müllenhoff und, zt. modificiert, bei späteren entgegentritt.

Müllenhoff stellt den 'erzählenden epischen liedern in vollständig durchgeführter strophischer form' als andre art der epischen überlieferung entgegen : 'prosaische erzählung mit bedeutsamen reden — wechsel- oder einzelreden — der handelnden personen in poetischer fassung'; eben die 'gemischte form'. 'keineswegs ist die prosa der gemischten form blofs eine auflösung oder ein späterer ersatz der gebundenen rede. . . . . die gebundene strophische form ist vielmehr umgekehrt ein ersatz der prosaischen erzählung'. aus der gemischten form ist die unstrophische westgermanische dichtart entstanden. ihren ursprung hat die gemischte form in den festspielen : wenn deren wechsel- und einzelreden in die blofse sage übergiengen, so trat die prosaische erzählung erläuternd hinzu. die fränkischen dichtungen der Sigfridsagen gelangten in der gemischten gestalt nach dem norden.

Symons Grdr. d. germ. phil.[2] III 624 denkt sich als vorstufe dieser 'aus prosa und poetisch gefassten einzel- oder wechselreden gemischten form der epischen überlieferung' nicht das festspiel, sondern die älteste hymnische poesie. für die alten deutschen lieder, die die Nibelungensage nach dem norden trugen, vermutet er eine form ähnlich wie im Hildebrandsliede, also durchversificierten bau.

Kögel Litt.-gesch. I 1, 97. 103. Grdr. d. germ. phil.[2] II 32. 50. 58 geht ua. in folgenden puncten über Müllenhoff hinaus. er schreibt die gemischte form der germanischen, ja der indo-

germanischen urzeit zu, indem er sie dem indischen 'Ákhyâna' gleichsetzt. die durchgeführt poetische darstellung wäre demnach, als nicht einmal in die gemeingermanische dichtung zurückreichend, séhr viel jünger. Kögel erweitert den begriff der 'gemischten form' : nicht blofs reden, auch 'gewisse hauptpuncte der handlung' können in verse gefasst sein, während anderes in prosa zu ergänzen ist. beispiel das Wielandslied; es bilde den 'übergang zur durchversificierten ballade'.

An Müllenhoffs auffassung schlossen sich auch an Ranisch Vǫlsungasaga s. IX. XI f. Niedner Anz. XVIII 224. Schrader Reallexikon der idg. altertumskunde s. 134 bringt, an Kögel anknüpfend, die 'im Veda wie in der Edda nachgewiesene form der verbindung von prosa und strophisch geordneten versen' mit dem 'allmählichen aufkommen von priesterständen' zusammen. ohne sich über das chronologische verhältnis und Müllenhoffs weiter gehende schlüsse zu äufsern, gibt Bugge Helgedigtene s. 216 bei gelegenheit von Helg. Hund. II 25—51 diese im ganzen zutreffende charakteristik : der dichter hat 'in lyrisch-dramatischen strophen nur eine reihe verschiedener einzelauftritte behandelt, sodass durch die repliken der auftretenden die situation anschaulich gemacht und der innere zusammenhang begründet wird. erzählung in prosaform hat die verspartien verbunden. die prosa bildet ein notwendiges und ursprüngliches glied der dichtung'.

Die erste frage ist nun, von welchen Eddastücken man das bild dieser 'gemischten form' herholen soll. dadurch, dass man sehr verschiedenartige specimina im auge hatte, wird die prüfung der vorgeführten ansicht erschwert. Müllenhoff nennt als vertreter : Grímnismál, Skirnisfǫr, Lokasenna, Helg. Hiǫrv., die gedichte in der Hervararsaga und bei Saxo. davon können wir nr 1 und 3 nicht zur epischen dichtung rechnen : sie geben keine erzählung, das wort im weitern sinne genommen. auch würde ihre form unzutreffend als 'prosaische erzählung mit bedeutsamen reden' bezeichnet. die Helg. Hiǫrv. kann, auch nach abtrennung des scheltdialogs str. 12—30, unmöglich als éin zusammenhängendes intactes lied gelten : es wäre eine hyperbiographische composition (die werbung um die mutter und dann der ganze lebenslauf des sohnes!), wozu es in dem reiche der einzellieder kein gegenstück gäbe. auch lässt uns die dichtung über die ursprüngliche ausdehnung der prosaischen und poetischen teile im dun-

keln. dazu kommt der besondre umstand, dass in str. 36 plötzlich vier erzählverse auftauchen, ein zeichen, dass die verhältnismäfsig geschlossene dichtung vom bruderconflict (str. 31 ff) auch schon ihre zersetzenden schicksale hinter sich hat. in der Hervararsaga sodann kann zum mindesten nur ein teil der eingefügten strophenkreise zur epischen dichtung gemischter form gehören. dasselbe gilt von Saxo Grammaticus.

Somit bleibt uns von diesen mustern zunächst nur die Skirnisfǫr. sie ist in der tat, wie auch Kögel hervorhebt, der classische vertreter der gattung. anfang und schluss sind bewahrt. dass hinter str. 13 zwei repliken zwischen dem hirdi und Skirni ausgefallen seien, worin sich der waffengang und der fall des hüters spiegelten, hat zwar manches für sich [1]. aber der einblick in die art der darstellung wird dadurch nicht wesentlich getrübt.

Neben die Skirnisfǫr treten sodann:

Das gedicht von Helgis tod und widerkehr, HHu. II 30—51; ob noch etwas von dem vorausgehenden dazu zu rechnen sei (nach Bugges ansicht str. 25—29), und wieviel verloren gieng, bleibt unsicher.

Die Fáfnismál; auch hier entstehn zweifel, wie weit das erste hauptstück (str. 1—31) seinen selbständigen abschluss — die in prosa berichtete tötung Regins — besafs. die Igđnaspá str. 40—44 fällt unter allen umständen aus der composition des einzelliedes heraus, hat aufserdem andres strophenmafs.

Das Innsteinslied in der Hálfssaga (FAS. II 38—46. Bugge Norröne Skrifter s. 16—25); das gedicht kann vollständig bewahrt sein; in der mittlern partie hat man der handschrift, nicht der umgestaltung Bugges zu folgen. dass das Útsteinslied (bei Bugge Norr. Skr. s. 26—30) etwas für sich ist (gegen Keyser Efterl. Skrifter I 257), scheint mir evident.

Die Hervararkviđa (Bugge Norr. Skr. s. 211—222 und 314—321); nur der eine der beiden texte, der cod. Regius, beschränkt sich auf redeverse; der andre, die Hauksbók, bietet zu

[1] die emphatische nennung des schwertes in str. 8. 9, die kampfbereite äufserung in str. 13, die anspielung auf den *bróđurbani* 16, 4—6 und das *friđ at kaupa* 19, 4 fordern die erschlagung des hirdi, des bruders der Gerd (vgl. Niedner in dieser Zs. 30, 136). denkbar ist jedoch, dass sich ein prosasatz hinter str. 13 mit dem ereignis abfand.

anfang und schluss der ersten scene in summa 1 1/2 erzählstrophen. ich nehme an, dass diese später dazu gedichtet wurden, und dass unser lied von hause aus unter die sogenannte gemischte gattung fiel. aufser dem zeugnis der einen hs. führe ich diese gründe auf: 1) das zahlenverhältnis, 12 erzählverse : 232 redeversen (= 95%), stünde in der nordischen dichtung ohne beispiel da, siehe die tafel oben s. 190f, und bliebe auch dann aufserordentlich, wenn man vor str. 8, dem ersten anruf an den gestorbenen, den ausfall einer erzählstrophe annähme; der verlust weiterer erzählverse kann nicht in frage kommen. 2) die redestrophen sind unverkennbar so angelegt, dass sie die äufsern vorgänge bis in alle einzelheiten abdrücken und damit den directen bericht nahezu entbehrlich machen: das kennzeichen der 'gemischten' form (s. u.). 3) von den erzählenden plusversen der Hauksbók sinken mindestens die acht letzten (str. 7) durch einfalllose dünnwalzung unter die achtbare höhe des übrigen gedichts herab. sie lauten:

Var þá féhirðir
flliótr til skógar
miǫk frá máli
meyiar þessar;
en harðsnúinn
hugr í brióski
um sakar slíkar
svellr Hervǫru.

besonders z. 3. 4. 7 sind flickverse der schlimmern art. die erste strophe des gedichts wird ursprünglich a c h t r e d e verse des hirten enthalten haben: dies steht im einklang mit der sonstigen anlage des zwiegesprächs. in der hinter Regius und Hauksbók zurückliegenden gemeinsamen überlieferung giengen vier davon verloren: während in R diese lücke bestehn blieb, dichtete H oder seine vorlage als füllsel den erzählenden ersten helming und weiterhin dann die erzählende str. 7. — demnach tritt das Hervǫrlied, als bestehend aus prosa und redeversen, in unsre reihe ein. es ist bis auf wenige zeilen wolbewahrt. die fünf vorausgehnden, durch ein stück prosabericht abgetrennten strophen im Regius (bei Bugge Norr. skr. s. 311—313), die von einem weit schwächeren verseschmied herrühren, darf man nicht etwa dem selben liede beizählen.

Bei Saxo Grammaticus sind ausschliefslich redeverse, keine

direct erzählenden, eingestreut. aber bei weitem nicht alle seine versstücke weisen auf gedichte unsrer gattung hin. mit diesen teilen sich in den vorrat die lausavísur, die eristischen gesprächsscenen, die rückblickenden situationsgedichte, möglicherweise auch lieder mit erzählenden strophen, wovon Saxo nur dialogstellen kannte oder übertrug. vertreter der sogen. gemischten form dürfen wir wol erblicken in den versen von Bessus-Gram-Gro s. 27—30, Svanhuita-Regnerus s. 68—72 und in den Biarkamál s. 90—108. nur die letzten scheinen annähernd vollständig vorzuliegen. sie sind ein giltiger repräsentant der hier zu besprechenden gattung. ferner könnte man anreihen das sterbelied des Starkađ s. 397—405 und das Ingeldslied des Starkađ s. 303—318. das erste ist mit dem Víkarsbálk und andern rückblickselegien der isländischen überlieferung nicht auf éine linie zu stellen: es enthält ein sehr wesentliches element dramatischer handlung, die tötung Starkađs; auch unterbricht eine replik des angeredeten die lange ansprache, was in den isländischen æfikviđur durch die ganze behandlungsart ausgeschlossen würde. das Ingeldslied seinerseits kennt zwar nur den éinen redner, begleitet aber eine noch gewichtigere, viel reichere handlung in ihrem gegenwärtigen verlaufe. in der verbindung dieser zwei züge unterscheidet es sich von sämtlichen Eddastücken in isländischer sprache: diese sind entweder monologisch und handlungslos, oder sie enthalten action und sind nicht monologisch[1].

Die übrigen stücke der gattung (teile von Helg. Hiǫrv. und Helg. Hund. II, die Reg., Sigrdr., ein paar strophenreihen der FAS.) eignen sich nicht zu einer abwägung der typischen merkmale. sie befinden sich in einem teils trümmerhaften, teils in einander geschobenen zustande. wie weit die prosastücke ihre

[1] zum Ingeldsliede vgl. Paul Herrmann Erläuterungen zu Saxo Gr. (Leipzig 1901) I 254ff. 486ff. dass Saxo nicht zwei lieder vorfand, und dass die letzten 28 hexameter 'studien' zu mehreren Starkađübersetzungen darstellen, find ich sehr ansprechend; weniger sicher, dass str. 22—38. 41—48 gänzlich auf Saxos rechnung kommen, obwol man seiner phantasie, die das leckere mit der zote und dem moralischen eifer so innig zu einen weifs, ein starkes verfälschen der heldenpoesie in dieser dreifachen richtung zugestehn muss. — die verse über Helga und den goldschmied s. 287—290 sind actionslos und dürften aus ein paar wenigen lausavísur angeschwellt sein. für die Hagbard- und Signegeschichte s. 338—346 vermutet man ein gedicht mit erzählversen; ob es nicht schon ein endreimendes war?

ursprüngliche grenze überschritten haben und verlorene strophen ersetzen, vermögen wir jedesfalls nicht mehr mit sicherheit zu erkennen.

Was das Wielandslied angeht, so treten wir Kögels ansicht (oben s. 202) nicht bei. die prosaeinschaltungen nämlich vor str. 17 und 18 enthalten zweierlei dinge: zum kleinern teile sind es schreiberzugaben, die das verständnis der handlung nicht fördern, und die man sich beim lebendigen vortrag des liedes unmöglich zwischen die strophen eingerückt denken kann. so die erläuterung des verses *í Sævarstǫð* (17, 10) durch 'auf ein inselchen, das dort vor dem lande lag, namens Sævarstaðr'; und der satz 'kein mensch wagte zu ihm zu gehn aufser dem könig allein'. zum gröfsern teil sind es züge, die in den strophen selbst mit einer für den hörer ausreichenden deutlichkeit angebracht sind. dass der könig das schwert, die tochter den ring an sich nehmen, bedarf neben der würkungsvollen erwähnung in str. 17—19 keines nüchternen berichtes in prosa[1]. der befehl der königin in str. 17 'zerschneidet ihm die kraft der sehnen' genügt der phantasie des hörers, auch ohne dass ein 'so geschah es, dass man . . .' nachhinke. und die angabe 'dort schmiedete er dem könig allerhand kostbarkeiten' kommt sehr viel besser in str. 20 zu wort. die eingeschobenen prosen der Vǫlundarkviða sind folglich einfach wegzudenken, und dieses gedicht stellt in keiner weise eine 'gemischte form' dar, es ist durchversificiert genau so wie die Þrymskviða. auch im übrigen können wir die von Kögel behauptete mischung: 'die reden nebst einem teil der handlung in versen, der andre teil der handlung in prosa' als besondre kunstform innerhalb der eddischen dichtung nicht anerkennen.

Dass nun in jenen wolerhaltenen repräsentanten die prosastückchen nicht etwa an die stelle von erzählversen getreten sind, braucht heute wol keine hervorhebung mehr. es wird allgemein anerkannt: in verse gefasst waren von anfang an nur die reden[2].

[1] ebenso überflüssig ist die annahme, es seien strophen dieses inhalts vor v. 16 verloren gegangen (Edzardi Germ. 23, 169). zur darstellungsart vgl. AHoffmann Engl. stud. 6, 168f.

[2] schon Keyser aao. s. 158 meint zu HHi., es sei wol denkbar, dass die prosastücke das gedicht 'so gut wie von anfang an' begleitet haben; vgl. ebd. s. 186f zu Reg., s. 189 zu Fáf. siehe auch die äufserung WhWackernagels unten s. 212.

Aber die etikette 'prosaische erzählung verbunden mit redestrophen' passt doch nicht recht. denken wir uns in einem 'ungemischten' liede, etwa der Þrymskvida oder Atlakviða, die erzählstrophen durch prosastücke ersetzt: dann hätten wir ein gebilde vor uns, auf welches jene bezeichnung zuträfe. es wäre aber etwas ganz andres als die Skirnisfǫr oder die Fáfnismál!

Das wesentliche an der sogen. gemischten form ist nicht, dass in prosa erzählt wird; sondern dass durch rede erzählt wird. das gedicht ist so gebaut, dass neben den redestücken der bericht auf ein minimum zusammenschrumpfen kann.

Betrachten wir dies im einzelnen. schon der geringe umfang der prosaeinlagen, ganz äufserlich genommen, zeigt, dass die verse das amt der erzählung ziemlich allein versehen. man könnte allerdings meinen: unsre handschriften haben die prosen zu wortkarg stilisiert; die dichter wünschten einen fülligeren bericht. bei näherem zusehen gelangt man zu dem gegenteiligen schluss.

Die Skirnisfǫr enthält drei prosen. das eingangsstück bringt teils präsentation der handelnden, teils angaben, die in den strophen widerkehren; teils ergänzungen, die dem dichter selbst vielleicht gar nicht vorschwebten, jedesfalls für die sachliche und poetische erfassung des liedes bedeutungslos sind: dass Frey von Hlidskiálf aus alle welten überschaute; dass die riesin von dem saale ihres vaters zur kammer gieng; dass Niǫrð dem Skirni die vermittlung aufträgt — obwol dann Skaði das wort führt![1] dieser ganze erste prosaabsatz wäre im sinne des dichters durch ein schlichtes *Skaði kvað* zu ersetzen. denn sogar über den angeredeten, Skirni, klärt uns gleich die erste verszeile auf. die zweite prosa, vor str. 11, enthält keine nennenswerte selbständige angabe, verbreitert nur das in den strophen gebrachte; das ganze wäre bei einem vortrag, der die dichtung zu reiner würkung bringen wollte, auf die worte zu reducieren: 'als er vor das gehöfte des riesen kam, sprach er'. und selbst das dritte kurze prosastück, vor str. 40: 'da ritt Skirni heim; Frey stand draufsen und begrüfste ihn und fragte nach nachrichten', zeigt einen kleinen überfluss, indem das draufsenstehn und das nach nachricht fragen durch die gleich folgende strophe verdeutlicht

[1] in der Snorra Edda s. 37 werden noch ein paar weitere züge beigefügt.

wird. dass sich der dichter in der partie str. 13—17 noch zwei kurze prosaübergänge eingefügt dachte, wäre möglich; als notwendig wird man es nicht bezeichnen. es entfallen demnach in der Skirn. auf 42 redestrophen 3 'erzählende' prosazeilen, zusammen noch nicht von dem umfang einer strophe.

Die sehr kurzen, wenig epische handlung bergenden prosastellen im liede von Helgis tod und widerkehr brauchen wir nicht zu durchmustern.

Die Fáfnismál bedurften allerdings einer umständlicheren einleitung, sofern die stoffliche wissbegier, wie es bei dem drachenkampf zugieng, befriedigt werden sollte. nur steht eben diese ganze erzählung nicht blofs aufserhalb der strophen, sondern aufserhalb der dichterischen composition : diese will nicht 'Sigurds kampf mit dem drachen', sondern 'Fáfnis und Regins ende' besingen. die prosa vor str. 2 sodann, eine — wahrscheinlich misverstehnde — antiquarische belehrung ('. . das glaubte man im heidentum . .'), fällt weg. die periode vor str. 23 enthält als nötiges glied der 'erzählung' die paar worte 'da kam Regin und sagte'; das übrige ist teils selbstverständlich : Regins abwesenheit während des vorigen auftritts, teils überflüssige vorwegnahme von 25, 3 : das trocknen des blutigen schwertes. in dem nächsten absatz, vor str. 27, steckt wenigstens éine über das erzählen hinausgehnde gelehrte erweiterung : 'mit dem schwerte namens Riđil'. dagegen bringt die ausführlichere prosa vor str. 32 eine reihe von angaben, die aus den versen nicht zu entnehmen wären und doch zum verständnis der geschichte gehören : das kosten des drachenherzens und was darauf folgt. dieser abschnitt ist wol, ähnlich wie der vor str. 1, als einleitung zu einem eigenen gedichte (Igđnamál) zu betrachten. ob endlich das stück hinter str. 39 mit dem satze 'und da afs er Fáfnis herz und trank sein und Regins blut' eine zutat des sammlers anbringt (vgl. str. 27. 32), bleibe auf sich beruhen.

Das Innsteinslied erforderte wider zu anfang eine nicht allzu kurze vergegenwärtigung der lage, da das gedicht selbst nur den kampf der Hálfsrekkar nebst seiner nächsten vorstufe umfasst. hinter den ersten gesprächsscenen (Innstein : Hálf, Innstein : Útstein) bringt die handschrift einen längeren prosaabschnitt (FAS. II 43). aber man sieht sogleich, dass der gröfsere teil davon aus den folgenden strophen geschöpft ist, und zwar in der eigen-

artigen weise, dass der inhalt ins sagamäfsig-dramatische gewant wurde : was in dem liede der éine Innstein in zusammenhängendem flusse spricht, das verteilt der sagaschreiber auf mehrere personen und getrennte anlässe. doch hinderte ihn diese eigenmächtige umbildung nicht, gleich dahinter die verse in ihrer richtigen folge niederzuschreiben, sodass wir die absicht des dichters mit voller klarheit erkennen. bei sachgemäfsem vortrag des liedes wären also nur die fünf ersten prosazeilen von s. 43 zu behalten, mit der fortsetzung 'aber als Innstein erwachte, sprach er'. nachdem die letzte strophe von s. 44 aufgefordert hat, mit dem fürsten durch die flammen zu brechen, braucht es nur den zwischensatz 'und als sie hinausgekommen waren, sprach Innstein'; dann unmittelbar anknüpfend die visa:

'Hier sah ich alle
Einem folgen . . .' (s. 45).

jetzt erst geschieht Hálfs fall : die kürzeste erwähnung genügte, da die gleich anschliefsenden drei endstrophen das ereignis kräftig widerhallen lassen. neben 24 redestrophen haben wir somit im Innsteinsliede, von der orientierenden einführung abgesehen, kaum mehr als acht linien prosaische 'erzählung'.

Nun das Hervǫrlied. auch hier muste der vortragende die epischen voraussetzungen des gedichts mehr oder minder ausführlich an die spitze stellen. nach dem ersten auftritt (Hervǫr: hirði) hat die prosa zu berichten : 'da floh der hirt; sie aber durchschritt furchtlos die feuer, bis sie zu dem hügel der berserker kam; da sprach sie'. die beiden handschriften geben dies mit unerheblichen erweiterungen. die folgenden strophen werden nur noch éinmal durch prosa unterbrochen (s. 217 bezw. 218), auch diese 1½ linien ohne einen würklichen beitrag zur erzählung, da die nächsten verse den äufsern hergang klar zum ausdruck bringen. folglich zwischen 29 dialogstrophen etwa 3 zeilen unmittelbarer bericht in prosa.

Bei Saxos Biarkilied zeigt schon der äufsere überblick, wie wenig von directer handlung in ungebundener rede zwischen die verse tritt (5 prosazeilen auf 298 hexameter). auch beim Ingeldsliede macht das lange prosastück s. 315 nur scheinbar eine ausnahme : ziehen wir das ab, was der rhetorik Saxos entspringt, und das, was sich inhaltlich mit den umgebenden versen deckt, so bleibt eine in wenig worten ausdrückbare action übrig. Olrik in

seiner schönen bearbeitung des liedes war berechtigt, sich auf die zwei sätze bühnenanweisung einzuschränken: 'Ingjald springt auf und zieht das schwert. während des folgenden fällt er die Swertingssöhne' (Danske Oldkvad i Sakses historie, Kbh. 1898, s. 23).

Diese betrachtung hat im einzelnen gezeigt: in den liedern gemischter form ist umfang und epischer gehalt der prosateile sehr geringfügig. unsre überlieferung geht im ganzen darauf aus, sie wortreicher zu geben, als der absicht des dichters entspräche, weil den schreibern, auch wo sie keine zusammenhängende saga aufzeichneten, das in sich ruhende dichterische kunstwerk weniger am herzen lag als die stoffliche deutlichkeit. an umfang und gehalt also treten die prosen dermafsen hinter den strophen zurück, dass die formel 'prosaerzählung mit redeversen' das gewichtsverhältnis der beiden factoren mangelhaft bezeichnet; von erzählender prosa kann kaum die rede sein[1].

Ergänzend tritt dazu die wahrnehmung, dass das, was erzählt werden muss, planmäfsig in die redestrophen hereingezogen wird.

Man betrachte daraufhin die Skirnisfǫr. für die darstellung in 'ungemischter' oder, wie wir lieber sagen wollen, zweiseitiger form, war es das gegebene, entweder zu beginnen (ich begnüge mich mit andeutenden strichen): 'Vor zeiten wars, dass Frey .... In Gymis behausung sah er schreiten .... Einsam safs er im saale ...'; oder aber, ähnlich dem rascheren tempo der Þrymskviđa: 'Kummervoll safs Frey .... Bis dass er Skirni begann zum trauten gespräch zu fordern ...' statt dessen stellt unser lied eine zweistrophige redescene an die spitze, sogar mit aufbietung einer person, die später nicht mehr erscheint (Skađi): lediglich um den zustand des helden durch redeverse zu beleuchten. das folgende gespräch zwischen Frey und Skirni bringt neben den lyrisch-dramatischen zügen die epischen, die über die stellung der beiden freunde und über Freys erlebnis aufklären. die ganze exposition ist daher rein dialogisch bewältigt. was nun

[1] die eingangsstücke ausgenommen. auch lieder andrer gattungen erscheinen bekanntlich oft mit einer prosaeinleitung, und das war gewis schon im freien vortrag so. der medias in res gehnde stil, der so ziemlich alle eddischen arten beherscht, bringt es mit sich, dass nur der wissende, der *goðmálgi* und *fróði*, auf eine derartige einführung verzichten mochte.

ein zweiseitiges gedicht in den versen gäbe 'da ritt der jüngling über das feuchte gebirg . . .', das überlässt unser dichter nicht etwa der prosa; nein, er erfindet eigens eine monologstrophe, um uns den ritt im rahmen seiner kunstform vorführen zu können. wenn das zweiseitige gedicht erzählt: 'Þrym safs auf dem hügel', so bringt das einseitige die anrede: 'Hirte, der du auf dem hügel sitzest'. dass Skirni den flammenwall durchsprengt, während erde und häuser erzittern; dass er vom rosse steigt, ja dass er das tier grasen lässt, das ist alles mit kunst in den reden untergebracht. das daseinsrecht der magd ligt augenscheinlich nur darin, dass sie prosaischen bericht erspart.

Aus den übrigen liedern heb ich nur ein paar bezeichnende züge hervor.

In der Helg. Hund. II 40ff begegnet uns wider die technische bilfsfigur der magd[1]: sie ermöglicht dem dichter, das erscheinen des toten und später das vergebliche warten auf ihn in die poetische, dh. also hier dialogische, darstellung einzuschliefsen. in Sigrúns worte ist die beschreibung Helgis aufgenommen: 'eh du die blutige brünne abwirfst usw.' (str. 44). der trunk, das bereiten des lagers, die liebende umarmung, der aufbruch, das spricht sich alles in den reden aus, und wenn es die hohe kunst des dichters so ungezwungen fügt, als könnte es gar nicht anders sein, so ahnen wir doch, dass derselbe künstler in der doppelseitigen erzählform anders zu werk gegangen wäre.

Meisterhaft verstand es der dichter des Hervǫrliedes, die schaurige nachtscenerie, die bewaffnung der heldin, das anfängliche schweigen der toten, das hervortreten des vaters, die überreichung des schwertes durch die wechselrede zu veranschaulichen und so den directen bericht von allem zu entlasten.

Das Innsteinslied und noch mehr die Biarkamál bei Saxo geben eine fortlaufende abspiegelung der kämpfe in den reden ihrer krieger.

Wir gelangen zu dem ergebnis: der unterschied zwischen der durchversificierten und der sogen. gemischten form, zwischen Þrymskviđa und Skirnisfǫr, ligt nicht darin, dass dort die erzäh-

[1] es sei nicht verschwiegen, dass auch der Oddr. grát, ein gedicht mit erzählversen, eine ambótt redend einführt (str. 4. 6). aber diese hat bei der fürstlichen wöchnerin mehr berechtigung als in den situationen der Skirn. und der HHu. II.

lung in versen ist, hier in prosa; sondern darin, dass dort die erzählung auf redeverse und erzählverse verteilt wird, hier in lauter redeverse umgeschmolzen ist — bis auf die bedeutungslosen schlacken, die in der gestalt von kurzen zwischensätzen übrig blieben. der name 'gemischte form' trägt nur diesem äufserlichen umstande rechnung: in wahrheit ist die kunstform der Skirnisfǫr und genossen die ungemischte, die einseitig dialogische. jene andern lieder, die zwei- oder doppelseitigen, wechseln nach bedarf zwischen epischen und dramatischen bildern, wie dies dem erzählen schon in der anspruchslosen alltagsrede eignet. das reine redegedicht richtet seinen stoff auf lauter dramatische bilder ein. eine durchdachte beschränkung, vereinheitlichung der künstlerischen ausdrucksmittel.

Dass darin nicht die ältere, sondern eine jüngere, minder primitive entwicklungsstufe vorligt, leidet schlechterdings keinen zweifel. nach Müllenhoffs ansicht wäre man von dem typus Skirnisfǫr zu dem typus Þrymskvida gelangt, indem man die prosen des ersten in erzählstrophen umgegossen hätte [1]. aber die sämtlichen echten, vom dichter gewollten prosazeilen der Skirnisfǫr ergäben allenfalls éine strophe! vielmehr müste man, um von Skirnisfǫr zu Þrymskvida zu gelangen, die hälfte der redestrophen in erzählstrophen umwandeln. dies wäre aber offenbar eine litterarhistorische rückbildung, keine entwicklung.

Wilhelm Wackernagel fasst den gang der bewegung richtig auf, wenn er nach erwähnung des Nibelungenepos und des Hildebrandsliedes bemerkt: 'namentlich aber im norden hat sich diese dialogische haltung epischer lieder zur festesten sitte ... ausgebildet' (Poetik² s. 80); und sein weiterer satz: 'erst die spätere zeit, die der aufzeichnung, hat hier und da prosa eingemischt, um die ereignisse, welche der dialog nur obenhin berührt, zu ergänzen und bestimmter darzustellen' bedarf zwar einiger einschränkung, wird aber dem dynamischen verhältnis von prosa zu versen gerechter als jene Müllenhoffsche definition. bündig erklärt Jessen Zs. f. d. phil. 3, 68: 'dass von den beiden formen die epische (wie in Þrymskv.) älter ist als die dialogische (wie in Skirn.), folgt von selbst'.

Die zwei von Grundtvig Udsigt s. 77 ff unterschiedenen gruppen,

[1] vgl. den oben s. 201 angeführten satz: '..... die gebundene strophische form ist vielmehr umgekehrt ein ersatz der prosaischen erzählung'.

die 'mehr epische' und die 'mehr lyrische', fallen mit der oben erörterten teilung nicht zusammen : in beiden wechseln erzählverse mit redeversen. auch die ebda s. 85 ff besprochene form 'wechselrede mit rückblicken auf früher geschehenes' — worin Grundtvig mit recht eine jüngere entwicklung sieht — deckt sich nicht mit der reinen redeform, dem einseitigen ereignisliede.

Unter den ausführlichen erzählungen der Snorra Edda könnte die von Thor und Hrungni (s. 85 ff) am ehesten als sprössling eines rein dialogischen gedichts in betracht kommen. die reden nehmen hier eine gebietendere stellung ein als in den andern Thorsabenteuern; auch von dem epischen bericht kann man sich manches unschwer in dialog umgesetzt denken. doch bei der farbenreichen kampfschilderung selbst zweifelt man, ob sie jemals auf erzählverse verzichten konnte. zwei andre erzählungen, die durch mehrere eigenschaften eine poetische quelle andeuten : die von Baldrs tode (s. 56 ff) und die von Thor bei Geirrød (s. 88 ff), schieben je éine liódahàttstrophe in den prosatext ein. wären diese strophen ein rest der zu grunde liegenden gedichte, so müsten dies lieder in reiner wechselrede gewesen sein; denn im liódahátt werden nur redestrophen gebaut (oben s. 191). dies hat Jessen (Zs. f. d. phil. 3, 64 f) übersehen, indem er für das vermutete gedicht 'Baldrs tod' auch erzählende verse im gnomischen mafs entwarf. die beiden genannten erzählungen aber entfalten den directen bericht so breit und statten ihn mit so viel anschaulichen zügen aus, dass ein reines dialoggedicht jedesfalls nicht die unmittelbare poetische vorlage sein kann. falls Snorri eine solche benutzte, muss es ein lied vom typus Þrymskvida gewesen sein, und dann stammen die eingestreuten liódahàttstrophen anderswoher. Bugge Studien s. 51 entwirft denn auch für 'Baldrs tod' zwei halbstrophen epischen mafses. die von der hs. U zugefügte strophe (ed. Arnam. I 288), mit den nötigen besserungen so lautend:

Einu sinni
neytta ek allz megins
iǫtna gǫrðum í,
þá er Giǫlp ok Greip,
Geirrøðar dœtr,
vildu hefia mik til himins

kann man sich nicht im verlauf der epischen handlung gesprochen

denken, auch nicht wol só, dass Thor nach der rückkehr seinen mitgöttern meldung erstattet. die visa wird einem gedicht etwa von der art der Hárbarzlióð entstammen, worin Thor auf seine heldentaten zurückschaut.

Wiewol die genetisch jüngere art, ist doch die rein dialogische erzählform im norden sehr alt. Skirnisfǫr, Reginsmál, Fáfnismál können zu den ältesten Eddaliedern gehören. dass die stilform auch den Westgermanen bekannt war, scheint mir unbeweisbar. unter den eddischen liedern mit deutschem sagenstoff zeigt doch nur eine kleine minderzahl diesen typus. auch das grofse und vermutlich sehr alte Signýlied war doppelseitig, wie der wertvolle helming Vǫls. c. 8, 102 beweist. in der verlorenen pergamentlage des codex Regius standen hinter den Sigrdr. keine ereignislieder in reiner redeform mehr. es ist darum schwer einzusehen, weshalb man für die nordwärts wandernde Walsungen- und Nibelungendichtung gerade dieses kleid gefordert hat. die strophenlose form der Westgermanen kann — daran hätte man nie zweifeln sollen — viel leichter aus dem doppelseitigen liede (typus Þrymskviða) hergeleitet werden. das Hildebrandslied und das Finnsburgfragment, die beide noch halb im strophenbau stecken, zeigen den übergang in aller klarheit; ihre structur steht der der Atlakviða, Vǫlundarkviða usw. erheblich näher als der des Heliand. mit dem doppelseitigen Eddaliede teilt die deutsch-englische dichtung nicht blofs die poetisch gefasste redeankündigung; sie steht ihm auch in der ganzen stoffdisposition, der verteilung auf rede und bericht, viel näher. hätte das westgermanische epos gedichte wie die Skirnisfǫr zur vorstufe, so wäre unbedingt zu erwarten, dass es sehr viel öfter die uneingeführte rede brächte (unten abschn. v), und dass es sehr viel reicher an würklichen wechselreden wäre (unten s. 232).

Was die anknüpfung an die hymnische poesie betrifft, so scheint mir klar, dass aus dem hymnus zunächst das gedicht mit erzählversen entsprang. übertrug man das preisende 'durch felsen brach sich euer siegeswagen einst die bahn' in die berichtende dritte person, so hatte man erzählverse. übertrug man eine hymnenstrophe wie

Da tatet alles ihr sofort und fragtet dann:
'wo kam er hin, der uns die botschaft hat gebracht?'

Und Tvashṭar, als er vier der becher fertig sah,
versteckte flink sich hinter seiner weiber schaar[1]

ins epische, so hatte man ein stück doppelseitiger erzählung. bis zum einzwingen einer ganzen fabel in das gerüste der wechselrede war noch ein grofser schritt.

Die allmähliche entstehung des rein dialogischen liedes aus dem doppelseitigen könnte man sich theoretisch leicht vorstellen: die zu berichtenden tatsachen, die ja schon auf der ältern stufe grofsenteils durch rede zum ausdruck gelangten, hätte man mehr und mehr den erzählversen abgenommen und den redeversen anvertraut. aber die erhaltenen Eddalieder stimmen nicht zu diesem ansatz. wo sich die erzählverse auf ein drittel der summe und weniger zurückziehen (oben s. 109 f), da haben wir keineswegs den übergang zum einseitigen ereignisliede, typus Skirnisfǫr, sondern da stehn wir bei den situationsgedichten : das ist eine ganz andre entwicklungslinie. auch die gliederreiche wechselrede, die das einseitige lied kennzeichnet (unten s. 231), lässt sich nicht in allmählichem wachstum innerhalb der zweiseitigen ereignisdichtung nachweisen. unleugbar sehen wir die beiden hier betrachteten erzähltypen in dem überlieferten schrifttum durch eine kluft getrennt. deshalb würde man Müllenhoffs hinweis auf das festspiel willkommen heifsen — wenn man nur von dem altgermanischen oder altnordischen festspiel ein klein wenig mehr wüste! und diese herleitung liefse doch wol auch das charakteristicum unsrer lieder, die kunstvolle spiegelung des äufsern vorgangs in den redeversen, unerklärt.

Die von Oldenberg in der Zs. der DMG. 37, 67 ff. 39, 52 ff behandelte 'älteste bisher bekannte erzählungsform der Inder', das Âkhyâna, nach Geldner[2] Itihâsa zu benennen, hat in der verbindung von redestrophen und erzählender prosa eine gewisse ähnlichkeit mit unsrer nordischen stilart (Kögel oben s. 202). nach den Vedaliedern zu schliefsen, die bei Oldenberg als vertreter der gattung aufgeführt und zt. bei Geldner untersucht werden, besteht aber doch ein wesentlicher unterschied. die allermeisten dieser lieder enthalten keine ausgeprägte epische fabel, keine geschichte mit schürzung, höhepunct, schluss. es sind weit

[1] aus Geldner und Kaegi Siebenzig lieder des Rigveda nr XLVIII 4.

[2] Pischel und Geldner Vedische studien (Stuttgart 1889. 1897) I 285; vgl. ebd. II 1 ff. 292 ff.

eher ruhende gesprächsscenen, die eine rituale erörterung oder ein wortgefecht abwickeln, nicht eine bewegte handlung vorführen. bei einem gedicht wie der Skirnisfǫr stiefse die umwandlung in eine composition von 50% redeversen, 50% erzählversen auf keine stoffliche schwierigkeit; es ist genug epische bewegung vorhanden. die Itihâsa-stücke würden diese probe schwerlich bestehn. eine ausnahme macht Rigveda 10, 95, die geschichte von Purûravas und Urvaçî. hier haben wir einen reichen epischen verlauf. aber nach der eingehnden darlegung von Geldner aao. I 243—295 verhält es sich hier auch wider ganz anders als in der classe Skirnisfǫr. eine scenenreiche handlung wird in prosa vorgetragen; an einer gewissen stelle schiebt sich ein zusammenhängend metrisches zwiegespräch ein: 'der dialog bezeichnet den höhepunct des kleinen romans, die leidenschaftliche auseinandersetzung der beiden hauptfiguren, des Purûravas und der Urvaçî, am see. dem hörer sollte nicht nochmals die geschichte beider erzählt werden, vielmehr setzt der dialog in seinen reminiscenzen, anspielungen und beziehungen dieselbe in allen details als bekannt voraus' (I 264). man sieht, diese formulierung liefse sich allenfalls auf den ersten teil der Fáfnismál, das gespräch mit dem drachen, anwenden, auf keine der übrigen nordischen dichtungen: in diesen dient die metrische partie nicht als gesteigertes schlussstück, als 'höhepunct' einer längern geschichte, sondern fällt mit der geschichte im wesentlichen zusammen. das von Geldner II 1 ff besprochene Mugdalalied, Rigveda 10, 102, ligt noch weiter ab, da nur die hälfte seiner strophen aus rede bestehn. auch sonst finden sich einzelne direct erzählende strophen (Geldner I 291 f), ein weiterer markanter unterschied von der eddischen art.

Selbst wenn die ähnlichkeit gröfser wäre als sie ist, mehr als eine parallele entwicklung bei Indern und Nordgermanen könnte man nicht wol annehmen. handelt es sich hier doch nicht um primitive gattungen wie die zaubersprüche. und dass die Germanen bezw. ihre vorfahren einige jahrtausende hindurch gedichte in der art der Skirnisfǫr gekannt hätten, eh sie die art der Þrymskvida schufen, das fällt nach dem oben auseinandergesetzten aufser betracht.

Die bezeichnung 'gemischte form' für die rein dialogischen lieder erwies sich uns als wenig zutreffend. doch gibt es aller-

dings in der altnordischen litteratur eine kunstform, die den namen 'gemischt' verdient, weil sie in der tat 'prosaische erzählung' durch 'bedeutsame reden in poetischer fassung unterbricht. das ist die saga mit eingestreuten lausavísur, einzelstrophen. wo die vísur in gröfserer zahl und dichterer folge stehn, da kann es sich wol einmal äufserlich dem reinen dialoggedicht annähern[1]. doch bleibt der tiefe unterschied, dass das letzte eine geschlossene dichterische composition hat, auf eigenen füfsen steht, während man die lausavísur, auch wo sie gruppen bilden, aus dem boden der umgebenden saga nicht loswurzeln kann. der unterschied ist grofs genug, um die genetische ableitung des reinen redeliedes aus der saga mit lausavísur zu verbieten. auch stellen sich die chronologischen verhältnisse dieser ableitung entgegen[2].

Dass die hier erwähnte wahrhaft gemischte erzählweise erst von den Isländern geschaffen oder doch kunstmäfsig gehandhabt wurde, muss man wol annehmen. ob sie uns nötigt, das vorbild der irischen heldensage anzurufen, wag ich nicht zu entscheiden. als gemeingermanische form der heldendichtung zu gelten, hat sie sicherlich kein recht.

III

Unsre statistik hatte gezeigt, dass sich die erzählende stabreimdichtung weltlichen inhalts bei Nord- und Westgermanen zwischen 25 und 80% redeverse bewegt, soweit sie nicht in der reinen redeform gehalten ist.

[1] so zb. Ǫrvar-Odds saga c. 44, Hervarar saga s. 311—313, FAS. II 134 ff. III 491 ff. 512 ff. aufserdem kann mitunter zweifel entstehn, ob trümmer eines geschlossenen redegedichts oder prosa mit losen strophen vorliege; zb. Ǫrv.-Odds s. c. 29, mehrere verspartien bei Saxo (vgl. Olrik Sakses Oldhistorie I 74 f): in solchen fällen handelt es sich nicht um einen principiellen grenzstreit der gattungen, sondern um eine mehrdeutige überlieferung.

[2] Schück Ill. svensk litt. I 36 knüpft die lausavísur (als beispiel nennt er die zwei wechselstrophen von Niǫrd und Skadi) an die hymnendichtung an: in diese seien epische bestandteile gedrungen, anfangs noch in prosa; die lausavísur würden den alten lyrischen kern fortsetzen. aber dass sie stets und notwendig aus rede bestehn, wird dadurch ja nicht erklärt. davon muss man, glaube ich, ausgehn: innerhalb der isländischen litteratur sind die historischen sǫgur, die familien- und königsgeschichten, der erste pflanzboden der losen strophen, und von da aus haben sie auf das feld der heroischen und mythischen saga hinübergegriffen.

Der blick auf die einzelnen denkmäler verriet schon, dass die rede sehr verschiedenen aufgaben dient. die wichtigste unterscheidung ist die zwischen handelnder und beschaulicher rede. jene schiebt die epische fabel vorwärts, ist selbst ein stück action. die andre blickt erzählend zurück, weissagt, stellt betrachtungen an: sie hält die fabel auf.

Die grenze deckt sich, in der eddischen poesie, ziemlich genau mit der zwischen ereignisgedicht und situationsgedicht. man stelle einander gegenüber: erstes Atlilied und erstes Gudrunlied; unter den ganz aus rede bestehnden: Hervǫrlied und Helreið; Ingeldslied und Víkarsbálk. gedichte, welche handelnde und beschauliche rede vereinigen, stehn ihrer gesamten poetischen würkung nach auf der grenze: zweites Atlilied und kurzes Sigurdslied (oben s. 193), dazu das grofse Sigurdslied, das aus Vǫls. saga c. 26. 28—30 zu erkennen ist.

Unter den westgermanischen stücken vertreten das Hildebrandslied und das Finnsburgfragment ausgeprägter mafsen die handelnde rede. wenn dort sohn und vater von der vergangenheit erzählen, so ist das kein beschaulicher rückblick: es trägt die epische bewegung in sich; jede zeile führt dem gipfel der äufsern handlung entgegen. auch die reden des Byrhtnóð haben im ganzen diesen charakter; selbst das gebet des sterbenden helden (z. 173 ff) würkt dramatisch. anders der Waldere mit seinen stoffreicheren anspielungen auf zurückliegendes und breiteren betrachtungen, die die dramatische spannung lockern.

Der Béowulf kennt beide arten, die handelnde und die beschauliche rede. eine äufsere grenze lässt sich nicht überall ziehen, oft sind die beiden elemente in einander verwoben. als reden, die die handlung fördern, kann man nennen: das gespräch zwischen Béowulf und dem strandwart 237—300; die verhandlung Wulfgárs mit Béowulf und Hróðgár 333—398; Béowulfs anerbieten an den könig, den kampf mit Grendel aufzunehmen 407—455; Hróðgár vertraut ihm die halle an 656—662; Béowulf verspricht, rache für Æschere zu nehmen 1385—1397; Béowulf erklärt sich zum angriff auf den drachen bereit und verabschiedet die gefährten 2512—2538; Wígláf fordert zur hilfe auf und ermutigt Béowulf 2634—2669; Béowulf spricht seine letzten wünsche aus 2730—2752. 2795—2817; Wígláf verwünscht die ungetreuen 2865—2892; er befiehlt den leichenbrand 3115—3120.

auch in diese stücke hat das beliebte ausmalen der vergangenheit manchen hemmenden, beschaulichen zug hineingetragen. am meisten verkörpert sich epische action in den repliken zwischen Wulfgár und Béowulf 333—355, in Hróđgárs abschiedsworten vor der Grendelnacht 656—662, in Béowulfs kurzer erklärung vor dem drachenkampf 2512—2516, in Wígláfs zuspruch an seinen fürsten 2664—2669.

Alle übrigen reden — ihre masse ist bedeutend in der oberhand — fallen auf die beschauliche seite, dh. sie dienen nicht zur abwicklung der im Béowulfepos behandelten fabeln.

Ziehen wir heran, was wir früher (s. 196 f) an der ausdehnung von rede und bericht beobachtet hatten, so zeigen sich uns an der innern construction des Béowulfepos die vier bestimmenden eigenschaften:

mit hilfe von handelnder rede werden überwiegend vorbereitende auftritte dargestellt; auftritte, deren geringer fabelgehalt nach der darstellungsart des heldenliedes, der ballade höchstens ein paar wenige zeilen zu fordern hätte;

andre dramatisch neutrale stoffteile, die das einzellied skizzierend gäbe, werden ohne rede breit ausgemalt; zb. die seefahrten;

die hauptschritte der handlung geschehen ohne rede, in unmittelbarem bericht. dies gilt unbedingt von den kämpfen in der halle und am meeresgrunde; nur eingeschränkt vom drachenkampfe : Béowulfs und Wígláfs worte bilden hier einige tragende, nicht nur schmückende glieder;

zwischen die vorbereitenden scenen, die grofsenteils mit handelnder rede ausgestattet sind, und die epischen hauptmomente, die vorwiegend direct erzählt werden, schieben sich lange beschauliche reden ein, die sich von rückblicken, ausblicken auf andre sagen, prophezeiungen, ethischer betrachtung nähren.

Zu dem bilde, das uns die altertümlicheren Eddastücke zusamt dem Hildebrandslied (und wol auch dem Finnsburgkampf) darbieten, stimmt keiner dieser vier züge. sie sind nur zt. mit dem breiten 'epischen stil', dem stile des buchepos, ohne weiteres gegeben. so die ausführung der an sagengehalt armen partien durch dialog und unmittelbare schilderung. die beiden zuletzt aufgezählten eigenschaften — die haupthandlung ohne rede geführt; umfangreiche beschauliche reden — gehören nicht der

epopöe im allgemeinen an. dem Nibelungenlied sind sie fremd. dass der Béowulf die höhen der fabel auf so lange strecken hin redelos durchmisst, ligt an der besonderen art seines stoffes (s. u.). das wuchern der beschaulichen rede hängt zusammen mit seelen-eigenschaften des englischen volkes, deren ausdruck Heinzel auch an andern puncten der ags. dichtung erkannt hat[1]. doch sahen wir, dass auch die Isländer — in dem jüngeren zeitraum, dessen beginn man um die mitte des 11 jhs., nach ablauf der sagazeit, zu setzen hat — zu reicher ausgestaltung der beschaulichen, vor- und rückblickenden, elegischen rede gelangten.

Diese wird dem epischen liede der 'gemeingermanischen' zeit — der zeit, als die gotischen und fränkischen sagen die wanderung nordwärts begannen — noch nicht angehört haben. das alte helden- und götterlied hatte seine kraft im handelnden dialog. der germanische dichter s i e h t das zu besingende ereignis zum guten teil als wechselrede oder als willenserklärung des einzelnen. soll ein stoff für ihn verwendbar sein, so muss er ihm einen dialog abgewinnen können.

Eine besonderheit der germanischen poesie ist dies nicht. aber wir verstehn, wie es durch den grundzug der germanischen dichterphantasie gefordert wird. was diese erfüllt, ist weit weniger die äufsre erscheinung, das sinnliche bild, weit mehr das seelische ereignis, das aufflammen des charakters. dieses offenbart sich aber nirgends so wie in der rede. die Eddadichtung steht hierin auf dem gleichen boden wie die der Deutschen und Engländer. mag man ihre 'grelle sinnlichkeit' hervorheben : diese ordnet sich dem anstaunen der heldengröfse oder der begeisterung für die tragische leidenschaft überall unter. der eddische dichter, der die stärkste sinnliche anschauung besitzt, der sänger von Helgis tod und widerkehr, formt zugleich die glühendste leidenschaft in zorn, schmerz und liebe. der erhöhte wärmegrad des lyrischen empfindens hat die sehschärfe gesteigert. aber das auge ist nicht das organ, womit sich diese dichter die welt aneignen. und auch wo sie deutlich schauen, wird ihnen das schauen nicht zum schönheitsgenuss. Homer vermag in einem augenblick äufserster spannung und momentansten geschehens, Ilias 22, 314 ff, nicht nur die erscheinung seines helden liebevoll

[1] Über den stil der altgermanischen poesie s. 27 ff. 38 ff, vgl. ten Brink Beowulf s. 181.

zu beschreiben, sondern sich an dem *σάκος καλόν*, den *ἔθειραι καλαί*, an dem *ἕσπερος κάλλιστος*, dem *χρώς καλός* und den *τεύχη καλά* — innerhalb von zehn versen — zu erlaben. schönheit um jeden preis! dieses optische geniefsen ligt den nordischen dichtern sogar noch ferner als den englischen. die Béowulfstelle 321 ff, die bei dem eindruck der bewaffneten gestalten verweilt, hebt zwar mehr die tüchtigkeit des kriegsgeräts hervor, nähert sich aber doch der freude am zuständlich schönen mehr als irgend eine Eddastelle. die malerische situation — zwei entschiedene beispiele: Vkv. 9 f. HHu. I 15 ff — hat für die germanische heldensage wenig zu bedeuten neben dem dramatischen augenblick, wo eine gesinnung hervorbricht, wo ein kurzer ausspruch ein lebensschicksal besiegelt. um eine solche replik kann sich ein langer äufserer hergang krystallisieren. das wort des letzten Burgunden '*den schaz weiz nu niemen* ...' bildete sozusagen die seele der alten Nibelungennot (vgl. Atlakviđa 26). und wie lange schon, vielleicht seit Jordanes tagen, mag der ausruf des rächenden bruders:

'Ab wäre jetzt der kopf,
wenn Erp noch lebte!'

den höhepunct der Sônhildsage verkörpert haben! die dichtung von Hrólf krakis kühner fahrt an den feindlichen Schwedenhof drängt ihren inhalt in die hochdramatischen trutzworte des helden zusammen, die in den drei überlieferten prosafassungen der Isländer diamantengleich hervorleuchten [1]:

'mehren wir noch die feuer in Adils sälen!'
'nicht flieht der das feuer, der drüber springt!'
'jetzt beugte ich in den staub den der der Schweden gewaltigster ist!' [2]

wollte man die fabel der dichtung von Hildebrand und Hadubrand angeben — in dem sinne wie Aristoteles in c. 17 der Poetik die fabel der Odyssee umreifst —, so könnte man dafür beinahe die

[1] SnE. s. 109 f. Hrólfs s. kraka FAS. I 85. 93. Arngrim Rerum danicarum fragmenta (Aarb. f. n. oldk. 1895 s. 117 f). gemeinsame quelle ist die Skioldunga saga. in Saxos fassung (s. 85 f) fehlen die drei aussprüche (vgl. unten s. 230).

[2] im urtext mit einem nicht widerzugebenden lautspiel:
svínbeygđa ek nú þann er Svía er ríkastr.
Arngrim übersetzt: *Nu haffuer jeg ladet hannem bucke som itt svijn* ....

paar verse wählen (50—54), worin der vater seinen leidenschaftlich bewegten schmerz ausspricht: *ih wallôta sumaro enti wintro ..... nû scal mih swâsat chind .....*[1]

Die eddischen Fáfnismál sind ein merkwürdiger beweis dafür, wie der hang zur wechselrede auch den sprödesten stoff bemeistern konnte. man würde es der sterbestunde des drachen nicht zutrauen, dass sie sich zu einem reinen dialoggedichte ausmünzen liefse! aber wie verfuhren wol andre und ältere dichter, die Sigfrids drachenkampf behandelten? musten sie dem ungeheuer immer menschliche sprache leihen? der drache im Béowulf, Grendel und seine mutter reden nicht. im Hürnen Seyfrid spricht der drache, nachdem er menschengestalt angenommen hat, ein paar strophen (25—28); aber der kampf selbst wird ohne rede des tieres ausführlich geschildert (123—148). in der færöischen ballade Ragnars táttur wechselt der wurm eine strophe mit dem helden (Færöiske Kvæder I 62); ebenso in dem norwegischen liede nr 10 bei Landstad Norske Folkeviser, und auch bei Grundtvig nr 9, 13. 14 sind der lille orm und der gamle orm redebegabt. aber das wird in der ältern zeit schwerlich obligatorisch gewesen sein. so scheint es, muss es auch heldenlieder gegeben haben ohne allen dialog. die stoffe der germanischen heldensage kann man in die zwei grofsen gruppen teilen: abenteuer und tragische conflicte. vielleicht, dass sich die abenteuer, wenigstens die kämpfe mit sprachlosen feinden, vom dichter dialoglos bändigen liefsen? wir haben kein beispiel dafür. möglich ist auch, dass dialogwidrige kämpfe im einzelliede immer nur als episode gestreift wurden. die eingehnde behandlung im Béowulf wäre dann erst die errungenschaft des epopöenstils.

Die götterlieder stellen uns vor eine ähnliche frage. wir haben hier auf der einen seite abenteuer: die verschiedenen Thorsfahrten (auch die der SnE.) und die fahrt des Skirni. sie sind mehr oder weniger dialogreich. auch der nicht abenteuerhafte

[1] die skaldische erzählweise ist, wie redelos (oben s. 195), so unpsychologisch und undramatisch. Bugge sagt (Bidrag til den ældste Skaldedigtnings historie s. 56): 'die norrönen kunstdichter entrollen prächtige bilderreihen und stellen damit würkungsvoll die einzelnen scenen einer handlung dar, worin sich die kraft der auftretenden entfaltet, — doch ohne durch die repliken der auftretenden die handlung in ihrem inneren zusammenhang zu begründen'.

tod Baldrs (SnE.) gab anlass zu viel rede. und dies kann auch bei den übrigen göttergeschichten, die eine einzelne fabel enthalten, der fall gewesen sein. aber wie mag man es mit den kosmogonischen und eschatologischen stoffen gehalten haben, die ein anbringen von wechselrede kaum erlaubten? vielleicht wurden diese inhalte stets als ansprache einer dichterischen figur (Vsp., Grimn.) oder als frage- und antwortreihe (Vaf.) componiert. dann brauchte es keine götterlieder zu geben mit erzählung aus dichters munde, ohne dialog. die Rígsþula darf man als beispiel hierfür nicht gebrauchen. sie ist ein geistreiches und stellenweise auch poetisches, aber ein durch und durch gelehrtes werk, ein episch drapiertes sach- und wortregister, der Skálda geistesverwant, kein erzählendes lied.

Die beherschende stellung der handelnden rede vererbt sich auf die jüngere heldenpoesie. das junge Hildebrandslied tut es an umfang des dialogs dem alten noch zuvor, das lied von Ermenrichs tod seinem eddischen vorgänger, den Hamđismál. die echte ballade, das epische tanzlied, schwankt zwischen weit auseinanderliegenden grenzlinien, ähnlich wie die erzählende stabreimdichtung (oben s. 217), doch so, dass die grenze nach unten öfter überschritten wird: unter den dänischen liedern der grofsen Grundtvigschen sammlung[1] sind stücke mit weniger als 25% redeversen zwar nicht eben häufig, noch viel seltener aber geht es über 75% redeverse hinaus. balladen aus lauter rede finden sich in äufserst geringer zahl, und unter ihnen hat die gattung des einseitigen ereignisgedichts (typus Skirnisfǫr) keine vertreter. am nächsten kommen dieser darstellungsform die berühmten dichtungen Lord Randal und Edward, bei Child[2] nr 12 und 13, mit ihren anderssprachigen gegenstücken (Grundtvig nr 340. 341): rein dialogische compositionen dramatischen, nicht beschaulichen inhalts, aber ohne scenenwechsel und äufsere action: die durch die zwiesprache aufgerollte epische handlung ligt teils vor, teils hinter dem redeauftritt. die übrigen balladen ohne erzählverse in der dänischen sammlung sind entweder bruchstücke, gesprächs-

[1] Danmarks gamle Folkeviser hg. von SvGrundtvig, fortgesetzt von AOlrik, Kph. 1853—1900, bis jetzt 425 nummern.

[2] The english and scottish popular ballads ed. by Francis James Child, Boston and New York 1882—1898.

scenen aus einem gröfsern zusammenhang losgesprengt (nr 306 F und G; ähnlich bei Bugge Gamle norske Folkeviser nr 24 B und C. Islenzk fornkvædi nr 39) oder ich-berichte, die die erste person festhalten (nr 285. 318 A. 405). aus Child ist noch anzuführen nr 95 ('defective') und nr 3 A, wo nur die kehrreimartigen zeilen 2 und 4 der strophe aus dem dialog hinaustreten. völlig redelos sind bei Grundtvig: nr 69 ein bruchstück, nr 170 eine allegorische vogelscene, nr 177 ein parodistisches wappengedicht aus dem 17 jh. bei Child sind mir keine fälle erinnerlich. beachtung verdient, dass späte historische Folkeviser, nachzügler aus dem 16 jh. mit chronikenhaft welker darstellung, den dialog tief herabsetzen: Grundtvig nr 171 mit 16%, nr 172 mit 8%, nr 173 mit 17%, nr 174 mit 16%, dazu die redelose nr 177. andre spätlinge, deren ganze anlage mehr die alten, persönlich-dramatischen viser nachahmt, sind redereicher: nr 176 mit 35%, nr 175 mit 42—52% nach den verschiedenen texten.

Die handhabung des dialogs in der lateinischen historischen dichtung des 7—10 jhs. beobachtet Seemüller Festgabe für Heinzel s. 325 ff. ich hebe heraus: 'wahl einer einzelnen bestimmten situation und verwendung des dialogs als epischen stilmittels' eignen dem volkstümlichen historischen liede (s. 352). in dem buchmäfsigeren 'historischen gedichte' ist die darstellung 'durchaus erzählend oder schildernd oder reflectierend' (s. 327).

Auch das mhd. volksepos — das ich im ganzen von unserm rahmen ausschliefse — lockt hier noch zu einem vergleichenden blick. ich beschränke mich auf das Nibelungenlied.

Zwei unterschiede von dem Béowulfstil sind uns schon begegnet. dem NL fehlt die grofse beschauliche rede. die 16 erzählstrophen Hagens 86—101 und die 14 botenstrophen nach dem Sachsenkriege 227—240 sind die beiden längsten zusammenhängenden (bezw. nur durch ein paar worte unterbrochenen) reden des epos: sie hemmen die handlung wenig, nehmen sich neben den langen vorträgen des Béowulf nahezu dramatisch aus. im übrigen schreitet die zusammenhängende äufserung nur noch fünfmal über das mafs von 4 strophen hinaus[1]; in den drei ersten fällen handelt es sich um schlichte sachliche belehrung, eine gewisse redseligkeit ist nur bei Rumolt 1465 ff und bei Hagen 1852 ff zu bemerken. man vergleiche damit die zahlen aus dem

[1] 106, 4—110. 411—415. 1414—1419. 1465—1469. 1852, 4—1856.

dreimal kürzeren Béowulf oben s. 197. wie das Nibelungenepos in dem wesentlichen puncte morphologisch älter ist als Homer und der Béowulf, dass es die sangbare metrische periode des epischen liedes (als rudiment) beibehalten hat, so ist es auch in der länge und dem dramatischen spannungsgrade der reden von dem liedstile weniger weit abgerückt als der griechische und der englische epiker. das NL hat den schritt vom liede zur epopöe kürzer genommen [1].

Der zweite unterschied von dem englischen epos ligt darin: das zurücktreten der rede von den gipfeln der handlung ist dem NL fremd [2]. den Sachsenkrieg, der zwei verhältnismäfsig lange redelose stücke enthält (180—193. 196—215), kann man nicht dagegen anführen: trotz ihrem kriegerischen inhalt ist diese episode nur ein zierwerk in dem aufbau der grofsen werbungssage. epische handlung im wahren sinne geht diesen kämpfen ab, die sozusagen ein politisches abenteuer, keine fehde persönlicher leidenschaft darstellen. die vielen waffengänge des Burgundenuntergangs dagegen, die lauter epische gipfel bilden, sind von handlungtragenden reden durchsetzt: der dichter verliert nie die einzelnen heldengestalten aus dem auge, deren gesinnung nach dem ausdruck im dramatischen worte verlangt.

Die redearmen aventiuren des NL sind die mit vorbereitender handlung oder mit zustandschilderung. das episch inhaltvolle — es braucht nicht sonderlich altes sagengut zu sein — fordert viel rede.

Dies zeigt folgender überblick. die 10 aventiuren, die am wenigsten redeverse enthalten, sind:

2 av. Sigfrids kindheit 0%.
22 av. *Wie Etzel mit Kriemhilde brûte* 4%.
21 av. *Wie Kriemhilt zuo den Hiunen fuor* 9%.
13 av. *Wie si ze der hôchzît fuoren* 20%.
1 av. Vorstellung der Burgunden und traum 21%.

[1] allerdings nicht in jeder hinsicht. das NL (wie auch der Béow.) meidet, Homer begünstigt die berechneten wörtlichen widerholungen, die bei den Griechen gewis wie in den mittelalterlichen poesien zum stile des epischen liedes gehörten.

[2] dagegen erzählt die Kudrun fast die ganze schlacht auf dem Wülpenwerder ohne rede (859—887), und die Rabenschlacht bringt gar 83 redelose strophen hintereinander, worin sich die äufserste steigerung der kriegstaten abspielt (748—830).

10 av. *Wie Prünhilt ze Wormez enpfangen wart* 26%.
35 av. *Wie Îrinc erslagen wart* 26%.
5 av. *Wie Sîfrit Kriemhilt êrste gesach* 28%.
19 av. *Wie der Nibelunge hort ze Wormez brâht wart* 29%.
11 av. *Wie Sîfrit heim ze lande mit sînem wîbe kom* 30%.

Man sieht, nur eine einzige, av. 35, macht eine ausnahme: Irings aristie ist ein stück gesteigerter epischer handlung. die neun übrigen enthalten an fabel so gut wie nichts; es sind gelenke, die der alte liedstil nur andeuten würde. die ausnahmestellung von av. 35 wurde mehrfach bemerkt, siehe Wilmanns Beiträge zur erklärung des NL s. 51 f, Henning Nibelungenstudien s. 207, EHMeyer Idg. mythen II 162. der blick auf die listen oben s. 190. 195 zeigt, dass die redereicheren episoden des Burgundenkampfes dem durchschnittlichen altgermanischen mafse näher stehn.

Und die gegenprobe. die 10 dialogreichsten aventiuren sind[1]:
14 av. *Wie die küniginne ein ander schulten* 70%.
15 av. *Wie Sîfrit verrâten wart* 66%.
28 av. *Wie die Burgonden ze Etzeln bürge kômen* 65%.
18 av. *Wie Sigemunt wider ze lande fuor* 60%.
37 av. *Wie Rüedegêr erslagen wart* 60%.
29 av. *Wie er niht gên ir ûf stuont* 60%.
20 av. *Wie Etzel nâch Kriemhilde sande* 58%.
39 av. *Gunther, Hagene, Kriemhilt erslagen* 57%.
36 av. *Wie diu künigin den sal vereiten hiez* 55%.
30 av. *Wie si der schiltwaht pflâgen* 54%.

Hier haben wir neben neun fabelhaltigen ein episch leeres stück, av. 18. denn av. 20, Etzels werbung, ist nicht als blofse ceremonie zu fassen; die umstimmung der witwe wurde schon in älterer sagendichtung als seelisch gehaltvoller vorgang breit behandelt. vgl. die eddische Guðr. II bezw. ihre direct erzählende vorlage. dass auch die Þiðreks saga (c. 356 f) die werbung um Grimhild sehr eingehend darstellt, fällt weniger ins gewicht. denn die erzählung vom Burgundenuntergang in der Þiðr.s. c. 356—393 setzt schon ein denkmal des breiten epenstils als grundlage voraus

[1] av. 3 *Wie Sîfrit ze Wormze kom* würde auch dazu gehören: ich lasse sie weg, weil sie die stilistisch abnorme erzählrede Hagens (16 strophen) enthält.

und ist aus der blofsen verschmelzung von liedern (dieses wort im echten sinne genommen) nicht herzuleiten.

Das Nibelungenepos also, darin der kunst des alten heldenliedes folgend, verbraucht viel rede für das sagenmäfsige und das im geiste der alten sage erfundene ereignis. die ceremonialscenen, die erst dem breiten epenstil ihr dasein verdanken, wickelt es mit wenig rede ab.

Will man mit dieser zweiteilung den gegensatz 'heroisch' : 'höfisch' in verbindung bringen, so kann es nur in dér weise geschehen : heroisch sind die sagenartigen, fabelhaltigen teile, die redereichen; höfisch sind die ruhenden, ceremonialen teile, die redearmen. Rudolf Fischers originelles buch über die kunstformen des mittelalterlichen epos (Wien und Leipzig 1899) stellt allerdings die entgegengesetzte ansicht auf. vgl. zb. s. 95 : 'das heroische element drängt nach darstellung in epischen bildern, das höfische nach solcher in dramatischen'. s. 196 : 'in beiden dichtungen [Iwein und NL] ist die heroische partie epischer als die höfische, die höfische dramatischer als die heroische'. auf das NL hätte Fischer diese sätze unmöglich anwenden können, wenn er die betrachtung auf den zweiten hauptteil des epos ausgedehnt hätte. die oben gegebene zusammenstellung der 10 redeärmsten und 10 redereichsten aventiuren lehrt schlagend das gegenteil.

Der irrtum wurde begünstigt durch Fischers bild von dem 'heroischen' in der altdeutschen dichtung. 'das heroische element', sagt er s. 91, 'ist fabulistischer art : es begnügt sich mit der darstellung des factischen und verschleiert die einfache psychologie seiner geschehnisse durch die fabel'. 'ist der stoff wesentlich fabulistisch, so drängt er nach epischer ausführung, ist er wesentlich psychologisch, so nach dramatischer ..... das volksepos mit seiner freude am sachlich-realen wird naturgemäfs das epische element bevorzugen' (s. 196). daher denn die begriffe 'heroisch-fabulistisch' und 'höfisch-psychologisch' widerholt gegen einander gesetzt werden.

Dies trifft aber an dem wesen der germanischen heldendichtung vorbei. ihre 'fabulistik' ist eben in hohem grade psychologisch. daher die ungemeine einfachheit des äufsern verlaufs. aller reiz und alle spannung ligt im seelischen. an das äufsre erlebnis des helden wird blutwenig phantasie verschwendet : man staunt, mit welch kleiner zahl von leiblichen motiven die germanische

heroensage haus hält. ihre fabel ist nicht fabulistisch im Fischerschen sinne. und weil sie es nicht ist, war von jeher der dialog ihr lebensorgan [1]. ein kunstkritiker des altertums (citiert bei Hirzel aao. I 14f) erkennt der Ilias *ὅλον τὸ σωμάτιον δραματικόν* zu, der Odyssee *τὸ φιλόμυθον* : es kann kein zweifel sein, welche dieser beiden kräfte in der heldendichtung der Germanen lebt.

Fischer behandelt das sogen. kunstepos, dh. den höfischen ritterroman, als das psychologische gebilde, das volksepos als das stofffreudig fabulierende. insofern berechtigt, als er die modernere art der seelenschilderung im ritterroman, mit ihren gemischten farben, ihrer eindringenden begründung, ihren kunstreicheren umstimmungen im auge hat [2]. aber mit mindestens ebenso gutem rechte könnte man die attribute vertauschen. die handlung des heroischen epos besteht durch ihre — wenngleich einfache, altmodische — psychologie. der ritterroman ist in seinem kern ein buntes abenteuerpanorama, *φιλόμυθον*, fabulierend wie kaum eine zweite gattung der weltlitteratur. das psychologische mäntelchen, worum es besonders den deutschen bearbeitern so sehr zu tun war, hängt ihm lose um die glieder. daher ist die rede, das eigenste ausdrucksmittel des psychologischen, im ritterroman ein virtuos gemeifselter zierrat : im heroenepos ist sie die tragende grundmauer. Gunthers und Hagens ende wäre ohne dialog nicht erzählbar; nahezu entbehrlich aber ist neben den redestrophen der letzten aventiure der epische bericht.

Eine ganz genaue proportion zwischen sagenmäfsigem gehalt und umfang der rede darf man freilich vom NL nicht verlangen. solche regelmäfsigkeiten pflegt es in der litteratur nicht zu geben. schon die obigen 20 aventiuren zeigten einzelne ausweichungen. man nehme dazu : av. 16 Sigfrids tod hat 36% redeverse, av. 7 Brünhilds gewinnung 44%; anderseits av. 6 reise zu Brünhild 51%, av. 9 Sigfrids botengang 54% : diese zwei sagenarmen abschnitte merklich dialogreicher als jene von epischem gehalt erfüllten. dem stile des mhd. epos steht eben, wie dem des alt-

[1] man vergleiche die andeutungen oben s. 220f und die ausgezeichneten ausführungen bei Ker aao. bes. s. 18ff. 75ff.

[2] von den reden des NL bemerkt Kettner treffend, es werde durch sie 'weit mehr das tatsächliche als das ursächliche der gemütsverfassung angegeben' (Die österreichische Nibelungendichtung s. 248).

englischen, die ruhige wechselrede zur anschwellung der sagenleeren glieder zu gebote. die tatsache, dass mit dünner handlung im ganzen spärliche rede zusammengeht, wird dadurch nicht aufgehoben.

Man kann wol sagen, dass das NL in seinen reden am meisten germanisches altertum fortsetzt. und so zeigen auch seine reden die nächsten anklänge an die andern denkmäler der Nibelungensage, die zt. durch jahrhunderte selbständiger überlieferung von ihm getrennt sind; vgl. besonders Edzardi Germ. 23, 91 f. 98 f. dies hat allgemeinere geltung: die reden erweisen sich als das dauerhafteste gestein in dem geschiebe der überlieferung[1]. auch bei der umsetzung des heldengedichts in lateinische prosa pflegt der dialog dem einstigen gepräge am treuesten zu bleiben; vgl. Kögel Grdr. d. germ. phil.[2] II 57.

Wo sich die frage erhebt, ob einer prosa ein episches lied zu grunde liege, da wird der erste prüfstein sein: enthält der bericht handlungsvolle reden? man erinnere sich an die bekannten beispiele aus Paulus Diaconus und Widukind von Corvey, an die erzählungen der Snorra Edda und an die anfangsteile der Vǫlsunga saga, zu denen uns die quelle fehlt. der Langobarde bewährt besonders in der sage von Alboin und Turisind (I 23. 24) ein lebendiges gefühl für den wert der einzelnen oratio recta, die den innern kampf oder den einbruch des verhängnisses in kurze formel fasst. Saxo Grammaticus steht abseits von der heerstraſse der sagenüberlieferer. bei ihm hält es viel schwerer, zwischen dichterischer und prosaischer quelle zu scheiden, da wo er sich nicht durch die beibehaltenen verse verrät. sein persönlich durchgearbeiteter, gleichmäſsig rhetorischer stil lässt die formunterschiede weniger durchschimmern.

Zum dialoge hat Saxo ein eigentümliches verhältnis. von den sagenechten dramatischen äuſserungen hat er sich manches ganz entgehn lassen. Ermenrichs ende begleiten keine gesprochenen worte, es heiſst einfach: *Iarmericus, utroque pede ac manibus spoliatus, trunco inter exanimes corpore rotabatur* (s. 415). dem blinden Vermundus, der seinen sohn Uffo betastet und erkannt

[1] man vergleiche, dass in den russischen Bylinen zu dem 'typischen' bestandteil, der sich durch generationen unverändert erhält, die beschreibungen und die reden der helden gehören, zu dem 'wechselnden' bestandteil der gang der handlung. Wollner Volksepik der Groſsrussen s. 36.

hat, leiht Sven Agesen das prachtvolle wort : *talem me memini in flore extitisse iuventutis* (Langebek i 46); bei Saxo nur : *cum . . . filium esse cognosset, fidem assertoribus habere coepit* (s. 171). bei Rolvos flucht vor Atislus stimmt der höhepunct fast ins einzelne zu den isländischen berichten, aber an stelle jenes 'nun beugte ich in den staub . . . .' (oben s. 221) haben wir ein: *propriis prostratum muneribus risit, perinde ac cupide repetentem, quod callide tribuisset* (s. 86). wo Saxo die aussprüche beibehält, da überwigt es bei weitem, dass er sie in abhängige form fasst: sein hauptvorbild, Valerius Maximus, ist mit oratio recta viel freigebiger. der auftritt zwischen Rolvo und Viggo (s. 88), dessen gehalt in den repliken ligt, behilft sich mit lauter abhängiger rede. die ganze Hotherussage (s. 110—132) kommt ohne oratio recta aus. die Uffogeschichte, eine der besterzählten bei Saxo, bringt neben den vielen inhaltsschweren äufserungen in obliquer construction nur das unbedeutende sätzchen *liberum ei sit, quisquis est, cogitata profari* als directe rede (s. 170f) : wenn der kunstlosere bericht bei Sven Ågesen dem ziele viel näher kommt, die begeisternde würkung eines heldenliedes hervorzurufen, so ligt das grofsenteils an den sieben kraftvollen, die stimmung verdichtenden directen reden. auch einen ganzen wortwechsel mit kurzen repliken kann Saxo in or. obl. geben : s. 166f das gespräch zwischen Athislus und Keto (mit éiner directen replik). unter den unabhängigen reden nehmen, von den versen abgesehen, den meisten raum ein die rhetorischen prunkstücke, worin sich Saxo in eigenem namen, nicht als sprachrohr der sage gütlich tut[1]. an kürzeren, echteren äufserungen in directer form enthalten die ersten neun bücher erstaunlich wenig; etwas dichter gesät sind sie nur in der erzählung von Ericus disertus (buch v)[2],

[1] s. 58f (Ulvilda). 63f (rex Curetum Dorno). 70 (Svanhuita). 75f (Torkillus, miles Frothonis ii). 77f (eques Britannicus). 133f (pugil Danorum). 136f (rex Norvagiae Collerus). 144 (Amlethus). 150—154 (Amlethus). 190f (Ericus). 214—216 (Frotho iii et Ericus). 440f (Regnerus). man beachte das gruppenweise beisammenstehn.

[2] in den übrigen teilen zusammen nur 30 repliken (die an die verse unmittelbar anschliefsenden mitgerechnet); folgende machen den eindruck von überliefertem sagenmäfsigem gehalt : s. 141 (Amlethus). 148 (Amlethus). 264 (Fridlevus et Hiarno). 294 (Starcatherus). 329 (Grimmo). 410 (regina Slavorum). 416 (nuntius Snionis et filia Gothorum regis). 430f (Thorkillus et gigas). 434 (Gotricus). 460 (Regnerus). 473 (Gormo et Thyra).

wo auch die einzige stichomythie begegnet (s. 205f), doch bleibt der abstand vom sagastil auch hier grofs genug.

Mitunter handelt es sich nur um eine äufserliche spracheigenheit : durch die abhängige form vernimmt der hörer, wie durch eine dämpfende wand, die gesprochenen worte selbst. aber meistens greift es doch tiefer. Saxo ist kein erzähler im vollen sinne, kein epiker. man achte im einzelnen darauf, wie oft er in den ton des auszuges, der inhaltsangabe verfällt, wo wir die handlung als reihe von bildern zu sehen erwarten. so häufig nur die triebkräfte und das ergebnis statt des geschehens selbst! daher die entbehrlichkeit des dialogs. Saxo hat soviel von den isländischen sagnamenn übernommen, dass Olrik geradezu eine zweite sammlung Fornaldarsǫgur in den Gesta Danorum erkennen konnte. aber die übereinstimmung ligt im stoff und zt. auch in der composition. dass 'wie', die von reflexion befreite, naturatmende lebensnachbildung hat Saxo nicht gelernt, vielleicht nicht lernen wollen. einzelne ausnahmen erleidet dies freilich; so erinnert die vorhin erwähnte episode von Athislus und den söhnen des Frovinus (s. 166—169) auffallend an die saga, und zwar weniger an die Fornaldar- als an die realistischere 'Islendingasaga (man vgl. zb. den zweikampf im þátt af Þorsteini stangarhǫgg). aber im ganzen steht Saxo als erzähler den Isländern so fern wie mancher chronist, der nie aus den schatzkammern der Tylenses geschöpft hat.

IV

Wir betrachten die formen der rede in der erzählenden stabreimdichtung.

Monolog begegnet selten in den westgermanischen (weltichen) gedichten und in den eddischen ereignisliedern. im Béowulf 2248—2267; auch die drei reden des helden 678—688. 2427—2510. 2512b—2516 sind ganz so stilisiert, als wären keine hörer zugegen. dann Skirn. 10 (vgl. oben s. 211); die drei schlussstrophen des Innsteinsliedes; Vǫlkv. 18f. 28f; Sig. sk. 6f. 9. in diesen beiden letzten gedichten hat das selbstgespräch schon ganz das amt, die nicht mitteilbaren geheimen gedanken in worte zu fassen, wie im neueren schauspiel. über die beschränkte anwendung des selbstgesprächs im NL vgl. Kettner aao. s. 247f.

Seine würkliche pflege findet der monolog — wenn wir uns in den grenzen der erzählenden dichtung halten und darum von den ae. elegien absehen — nur in den isländischen situationsliedern : Guðr. hvǫt str. 10ff, Guðr. II, Víkarsbálk, Hrókslied. von diesen sind tatsächlich sehr wenig verschieden die rückblicksgedichte mit assistenz, wobei statt des selbstgesprächs die ansprache erscheint : Guðr. I, Helr., Oddr., die sterbelieder des Hildibrand, Hiálmar, Ǫrvar-Odd. zusammenhängende ansprache auch in den beiden Vǫluspár. die Darraðarlióð sind, sit venia verbo, ein chormonolog : die singenden treten als geschlossene masse auf, ohne anrede an einen hörer[1]. das hauptstück des Mühlenliedes ist ein mittelding zwischen monolog und zwiegespräch : zwei anwesende führen, wahrscheinlich wechselnd, das wort, doch richtet sich ihre anrede an den abwesenden könig; vgl. unten s. 244.

Eigentliche wechselreden, mit mindestens zwei repliken von beiden seiten (a : b : a : b), haben in der erzählenden poesie beschränkte verbreitung. ganz geläufig sind sie den reinen dialoggedichten : schon die Skirnisfǫr enthält zwei redescenen von 7 und 11 repliken; reich gegliederte gesprächsketten dann besonders in Fáfnismál, Hervǫrlied, Innsteinslied. gegenstücke hierzu bieten innerhalb der doppelseitigen lieder nur die Vegtamskviða mit ihrer handlungslosen wechselrede und die Helg. Hund. I mit ihrem eingelegten scheltgespräch (oben s. 193). dies sind ausnahmen, die sich deutlich von dem allgemeinen epischen brauche abheben. schon die kurze replikenfolge a : b : a : b treffen wir recht spärlich : zweimal in dem Oddr. (4—6. 9—12); ein unsicheres beispiel in den Hamð. (26—29); ein mutmafslicher fall zu anfang des Brot, wo vorn eine äufserung Gunnars zu ergänzen ist. die Atlamál stellen sich hierin abseits, sie bringen mehrere vier- bis achtgliedrige zwiegespräche. zt. erinnern diese an die halbdramatischen dialogstellen der reinen redelieder : die traumdeutungen str. 14ff halte man neben die zu anfang des Innsteinsliedes. zt. aber, in der schlusspartie, dienen sie der enthüllung des innenlebens, dem feineren ausmalen der charaktere, wie es in erhaltenen liedtexten nicht zum zweiten mal vorkommt. die Sig. sk. und die zahlreichen situationsstücke verfolgen zwar denselben zweck, geben aber ihre rückblicke monologisch : in den

[1] vgl. übrigens KGíslason Njála II 588.

Atlamál, wo die beiden gatten aus lange aufgespartem groll gegen einander hadern, hat es einen andern zuschnitt. dieser grönländische poet, dessen sprachliches ungeschick aufserordentlich war, hatte eigenes zu sagen. sein Atli ist die einzige gestalt in der germanischen heldendichtung, die, aus dem festen typus heraustretend, einen gemischten charakter trägt; wie auf der andern seite sein hunnischer koch einen einzigartigen abstecher in die verachtete niederung der gesellschaft darstellt [1]. ein gedicht aber, das in der dialogischen aufrollung seelischer conflicte weiter gieng als irgend ein anderes Eddalied, ligt uns leider, bis auf drei strophen, nur noch in der umschreibung der Vǫlsunga saga vor (c. 26. 28—30): das grofse Sigurdslied. die sieben zt. umfangreichen gesprächsscenen in c. 28, 16—29, 144, zumal das lange andspiall Sigurds und Brynhildens, müssen aus sehr gliederreichen poetischen redeketten umgeschrieben sein. sagenhafte bewegung enthalten diese dialoge nicht: die fabel steht, äufserlich genommen, in c. 29, 144 auf demselben puncte wie in c. 28, 16. der dichter hat, planmäfsiger als irgend ein andrer, durch neuerfundne wechselreden den psychologischen hintergrund seiner sage zu vertiefen gesucht. dass das gedicht in der doppelseitigen erzählform gehalten war, zeigt die in c. 29 eingeschaltete berichtende strophe (*Út gekk Sigurðr andspialli frá*) und die entstellte visa in c. 30. die ansicht, dass dieses 'grofse Sigurdslied' von dem fast in jeder hinsicht anders gearteten Brot zu trennen sei, glaub ich in der festschrift für Paul s. 53 ff gesichert zu haben.

Unter den westgermanischen stücken hat nur das Hildebrandslied eine ausgewachsene replikenfolge. Hildebrands letzte rede, z. 46—62, kann m. e. keine zusammenhängende replik bilden [2]: dass der sprechende zweimal, vor z. 49 und 58, eine pause machte und sich dann aus der schweigenden betrachtung zu lebhafterem gefühlsausbruch erhöbe, das erscheint für die alte heldendichtung als stilistische unmöglichkeit. ich denke mir, mit Lachmann und Edzardi, an den genannten stellen zwei erwiderungen des sohnes ausgefallen. dann bot das gedicht bis zum beginn des kampfes eine neungliedrige wechselrede.

[1] auf die ebenfalls alleinstehnde zeichnung der kinder in den Atlamál weist Bugge hin: Erpr og Eitill (Kri. 1898) s. 10.

[2] die verschiedenen ansichten stellte Braune Ahd. lesebuch [4] s. 173 f zusammen.

Der Béowulf geht über dreigliedriges a : b : a (237—300 und 333—355) nicht hinaus. der Byrhtnóð bleibt sogar bei dem einfachen a : b stehn (29—61 und 231—253).

Also die entwickelte dramatische unterhaltung ligt im allgemeinen nicht im bereich des germanischen erzählers. sie stellt sich ein, wo die eigenart des stoffes scenenwechsel und reichere handlung ausschloss und nur zwei personen darbot (Hildebrandslied); oder wo ausnahmsweise ein versuch zu intimerem seelenconflict unternommen wurde (Atlamál, Gr. Sigurdslied); oder wo der dichter, den gang der fabel hemmend, eine anleihe bei der eristischen scenendichtung machte (Helg. Hund. I)[1]. erst die einseitig dialogische erzählweise, die sich ihre stoffe von vornherein anders zurechtschob, gelangte zu freierem gebrauch der gliederreichen wechselrede.

Die epen geistlichen inhalts weisen ein paarmal recht ausgedehnte zwiegespräche auf: Elene 605—690, Juliana 93—157. 289—553, Andreas 256—348. 471—817.

In den balladen sind zusammenhängende wechselreden von sechs und mehr gliedern zwar nicht gerade häufig, aber doch zahlreicher als in der stabreimdichtung. beispiele bei Grundtvig[2]: nr 11, 14—19. 12, 2—9. 18, 24—36. 20, 29—39. 49, 75—81. 62, 4—23. 121 C, 9—20. 139, 1—12. 148, 3—13. 156, 5—29. 226, 9—19. 229, 4—15; bei Child : nr 12. 13. 18, 6—15. 46, 8—17. 47, 3—19. 49 F, 17—25. 51, 7—12. 117, 45—60. 127, 3—14. 135, 3—10. 148, 6—10. 193, 5—18.

In den Eddaliedern häufig, in der westgermanischen dichtung fast niemals bedient sich der dialog des ausdrucksvollen stilmittels der wortaufnahme : die erwiderung kleidet sich, soweit es angeht, in denselben wortlaut wie die anrede. die erscheinung, die später wider im ritterlichen heldenliede beinah als unverbrüchliches gesetz auftritt, ist aber nur ein sonderfall der epischen widerholung, wie sie auch aufserhalb der rede geübt wird. vom dialoge würde die umfassende betrachtung dieser stilfigur allzu weit abführen.

Neben dem zwiegespräch treten die wechselreden mehrerer

[1] die Vegt. steht überhaupt auf der grenze zwischen erzählendem lied und kataloggedicht.

[2] wo ich aus Grundtvig und Child die nummer ohne buchstab citiere, mein ich die erste der betr. fassungen (A).

beteiligter sehr zurück. wo dicht hintereinander drei oder vier personen zu worte kommen, wie im Brot 6—11, in den Atlamál 32—35, da zerfällt es, genau besehen, in einzelne a : b-gruppen. ein gegeneinanderspielen von drei verschiedenen rollen oder ein wechselndes einsprechen zweier auf den dritten, das wird man in der stabreimdichtung vergeblich suchen [1]; dafür ist die geistige beweglichkeit nicht vorhanden. und bei der einfachheit der fabeln kam man ohne diese mittel aus.

Eine art von gebundenheit ligt auch darin, dass die einzelne replik fast durchweg in einer wolgerundeten fülle auftritt. der wortarme ausruf der leidenschaft, das zugespitzte schlagwort des verstandes stehn diesen dichtern nicht zu gebote. völlig mangeln die ketten kurzer rede und gegenrede, wo ein geschoss das andre kreuzt, die stichomythien.

In der Eddadichtung pflegt die einzelne rede nicht unter das mafs von 4 kurzversen herabzugehn. die ziemlich seltenen aussprüche, die nur 2 verse umfassen, stehn aufserhalb einer wechselreihe [2]; nur Hym. 6 folgen sich zwei zweiversige repliken. ein unicum ist die rede von einer kurzzeile:

gǫngum baug séa!

in der Vkv. 23, 4. ebenso vereinzelt steht in der westgermanischen dichtung der abrupte redekurzvers

dat ih dir it nu bi huldi gibu

im Hild. 35 b. der Byrhtnóð hat eine rede von 2, eine von 3 langzeilen (258 f. 93 ff), sonst lauter längere. das Finnsburgfragment und der Béowulf steigen nur bis zu 4 langversen herunter [3].

Auch in den geistlichen epen wird man nichts finden, was einer stichomythie auch nur nahe käme. biblische stellen, die nach der seite hinüberliegen, sind unter den händen der germanischen bearbeiter ins breite und ungegliederte zerquollen. vgl. 1 Mos. 22, 7 f mit Gen. A 2889—2895, Tatian 4, 11 f mit Hel. 214—231, Tat. 13, 19—23 mit Hel. 911—948, Tat. 14, 3—5

[1] eine sehr lange und klar durchgeführte gesprächsscene dieser art (22 repliken) bei Grundtvig nr 127, 27—61.

[2] Hym. 2. 3. 6 (bis). Vkv. 16. 26. 30. HHu. I 23. 48. Akv. 12. 28. Am. 42. Hamd. 12. 14. Grott. 3.

[3] im Béow. 316 ff. 2814 ff; 4½ langzeilen 2512 ff; 5½ : 342 ff. 350 ff. 3115 ff; 6 : 2664 ff; 7 : 333 ff. 633 ff. 656 ff; 8 : 391 ff. 2156 ff.

mit Hel. 1064—1113, Tat. 79, 5—7 mit Hel. 2750—2776, Tat. 85, 2—4 mit Hel. 2986—3027. an der Iuliana und am Gúdlác beobachten Fritzsche Anglia 2, 458 und Lefèvre Anglia 6, 229, dass wo die lateinische vorlage fragen und antworten wechseln lässt, der englische dichter zu einer längern rede zusammenzieht. kurze ausrufe der mutmafslichen quelle verbreitert der Andreas, s. Ramhorst Das ae. gedicht vom heil. A. s. 10. Otfrid, der überhaupt eine verhältnismäfsig moderne dialogtechnik besitzt, hat viel mehr kurze äufserungen als der Heliand; er geht bis zum einzelnen wort herab:

III 8, 35. '*Quim!' quad druhtin zi imo in wâr.*

Das kurze redestück und besonders die leicht gegliederte wechselrede würkt realistisch; die folge von gedehnteren repliken würkt stilisiert (Rud. Fischer aao. s. 32). Hárbarzlióð und Lokasenna zeigen den unterschied sehr anschaulich. es ist nicht anders zu erwarten, als dass die stark stilisierende kunst der altgermanischen verserzähler den schweren faltenwurf der langatmigen rede bevorzuge.

In den nordischen sǫgur gibt es stellen, die nach ihrem allgemein dichterischen eindruck wol den gedanken an eine quelle gebundener form wecken können, aber eben durch die kennzeichnende schärfe ihrer repliken von der weise der stabenden lieder abliegen. ich erinnere an Vǫlsunga saga c. 10, Sinfiǫtlis tod[1]: die markigen anreden und ausrufe *drekk nú, stiúpson!* — *giǫróttr er drykkrinn* — *flærðr er drykkrinn* — *eitr er í drykknum* — *fá mér þá!* — *láttu grǫn sía, sonr!* können aus keinem altnordischen liede stammen; in eddischer darstellung bekäme der auftritt notwendig ein ganz anderes gesicht. in der Gautreks saga c. 7 (Ranischs ausg. s. 29) haben wir eine würkungsvolle prosastichomythie zwischen Thor und Odin: auch hier sind die redestücke zu gedrungen, als dass man sie ohne völlige umwandlung ihrer eigenart in den liedstil umsetzen könnte. das merkwürdige gespräch zwischen Hǫrð-Óðin und 'Ívar víðfaðmi in dem bruchstück der Skiǫldungensaga (FAS. I 372f) führt Gudbr. Vigfússon CPB. I 124f auf eine darstellung in versen zurück. hiegegen erhebt sich der nämliche einwand. Gudbrands hinweis auf die Hárbarzlióð trifft nicht recht zu: 'Ívars ende

[1] hier nimmt zb. Symons eine unmittelbare poetische vorlage an: Beitr. 3, 216; Die lieder der Edda I 288.

konnte doch nur in einem erzählenden liede behandelt sein, nicht in einer frei erfundenen wortkampfscene.

Diese drei prosastücke und andere, ähnlich geartete zeigen uns vielmehr die eigenste kunstübung der isländischen saga: zu ihrem besten handwerksgerät gehört das nach dem leben gezeichnete, aber dem leben nachhelfende leichtgegliederte zwiegespräch.

Dass dieses auch den höfischen versroman auszeichnet, ist bekannt. das deutsche volksepos geht wol äufserst selten, das Nibelungenlied nirgends, bis zur stichomythie[1]. aber in der nicht spärlichen verwendung einzelner redekurzverse hat es die zähflüssigkeit der stabreimenden zeit überwunden[2]. die kleine zauberfabel 'Ad equum erræhet' (Kögel Litt.-gesch. I 2, 157f) sei als frühes beispiel knapper redeführung noch genannt. die balladendichtung verfügt sowol über die kette von kurzen repliken (wobei das reimpaar oder die langzeile die einheit zu bilden pflegt) wie über den einzelnen wortkargen ausruf oder ausspruch. man sehe bei Grundtvig nr 13, 7—15. 18, 6—14. 24—36. 38 D, 13—22. 54, 16—21. 84 H, 6—11. 95, 9—14; — nr 50, 4. 13. 19. 20. 22. 27. 28. 31. 39. 41. 131, 13. 18. 21. 25. 26. 27. 29. bei Child nr 11, 21—26 (kurzverskette). 49, 7—10. 51 B, 10—17. 93, 8—11. 15—17. 143, 17—19. 176, 22—24; — nr 8, 3. 24 B, 6. 69, 11. 12. 13. 17. 156 E, 11. 13. 15. 17.

Mit der ausdehnung der redestücke berührt sich das grenzverhältnis zwischen rede und metrischer periode.

In der Edda gilt der grundsatz : die langzeile, bezw. im liódaháttr die halbstrophe, wird durch die rede nicht durchschnitten; die rede beginnt und schliefst mit einem vollen langvers, bezw. mit einem vollen helming. es gibt nur zwei ausnahmen : die schon erwähnte einversige äufserung Vkv. 23 und die mit dem letzten kurzvers der strophe einsetzende rede HHu.

[1] Ortnit 461. Wolfdietrich A 346f. 428. 511. Virginal 553. 931.

[2] beispiele : NL 830, 4. 840, 1. 853, 4. 874, 1. 887, 1. 887, 4 (zwei dicht hintereinander : 1412, 4. 1413, 1). Kudr. 1421, 1. 1422, 4. 1520, 1. der Alphart zeigt 9 fälle, die Rabenschlacht 16—18, die meisten in dem sechstactigen schlussvers. blofses '*nein*' oder '*jâ*' macht eine rede aus: Wolfd. A 62, 4. 71, 2. es geht zu weit, wenn Kettner aao. s. 247 von den gröfseren zwiegesprächen des NL sagt, dass sie 'in der epigrammatischen kürze ihres ausdrucks . . . . etwas von dem stil alter balladen' haben.

I 5. Hym. 32 ist doch wol als fortlaufende rede zu fassen. in der skaldendichtung durchbrechen Hákonarmál 10 und 16 den grundsatz (vgl. auch unten s. 248).

Bei den westgermanischen dichtern mit ihrem langzeilen-enjambement werden wir diese regel nicht erwarten. doch zeigt sich, dass reden seltner als andre sätze in der cäsur anfangen und aufhören[1]. die reden sind auf dem wege, der zur syntaktischen auflösung der langzeile führte, um ein gutes stück zurückgeblieben.

Das Hildebrandslied schneidet die langzeile nur mit jener replik von éinem kurzverse, z. 35 (die lückenhaften stellen bleiben aufser betracht). der Byrhtnóð, von den westgermanischen stücken dem enjambement am wenigsten geneigt, kennt nur éinen redeschluss in der cäsur, z. 253. Waldere und Finnsburg zeigen keinen bruch der langzeile. auch der Béowulf selten: die rede beginnt 40 mal, endigt 44 mal mit der vollen langzeile; in der cäsur beginnt sie 6 mal, endigt sie 2 mal (287. 342. 350. 2512. 2519. 3115; — 389. 1160). dem halte man entgegen, dass nach Fritzsche Anglia 2, 474 der satzschluss im Béowulf 'fast zu gleichen teilen auf versschluss und auf cäsur fällt', sogar noch ein wenig häufiger auf die cäsur. das redestück empfand man also zunächst noch als ein selbständiges glied, dessen natürliche rhythmische grenzen geschont werden sollten.

Das verhalten der geistlichen epen ersieht man aus dieser tafel:

	rede beginnt mit der langzeile	schliefst mit der langzeile	rede beginnt in der cäsur	schliefst in der cäsur
Exodus	4	4	0	0
Andreas	62	65	2	0
Genesis A	59	53	3	9
Daniel	8	10	2	0
Crist II	4	5	1	0
Crist III	4	3	0	1
Gúðlác	15	13	2	3
Elene	29	32	7	5
Juliana	27	21	3	9
Genesis B	14	18	9	5

[1] ich gebrauche den allgemein üblichen, wiewol nicht ganz zutreffenden ausdruck 'cäsur' für die versgrenze hinter den ungeraden kurzzeilen.

	rede beginnt mit der langzeile	schliefst mit der langzeile	rede beginnt in der cäsur	schliefst in der cäsur
Judith	3	2	1	2
Crist I	6	5	3	4
Heliand	72	72	168	166

Die reihenfolge ist nach der zunehmenden procentualen häufigkeit der cäsurfälle. der Béow. (s. o.) würde die dritte stelle einnehmen. es ligt nicht im rahmen dieser untersuchung, die gegebenen zahlen zu schlüssen auf entstehungszeit und verfasserschaft auszubeuten. nur ein paar einzelheiten möcht ich hervorheben. es scheint mir, dass die neueren arbeiten über die Cynewulffrage die beziehung der syntaktischen zur metrischen periode über andern, weniger belangreichen merkmalen vernachlässigt haben. die beobachtungen von Fritzsche aao. erhalten in dem vorliegenden weiteren zusammenhange verstärktes gewicht[1]. der Andr. zeigt gegenüber El. und Jul. eine ausgeprägte altertümlichkeit; seine nächsten nachbarn sind die Exodus und der Béowulf. die morphologische altertümlichkeit braucht natürlich nicht aus einem chronologischen vorsprung zu fliefsen (vgl. den Byrhtn.), sie kann von engerem anschluss an die volksmäfsige technik herrühren : diese hat im gebrauch des enjambements die von Hild., Finnsb., Byrhtn. bezeichnete stufe gewis nie überschritten. wäre der Andr. von dem selben dichter wie El. und Jul., so müste er als das bei weitem früheste oder als das bei weitem späteste der drei werke entstanden sein : entweder bevor sich der dichter in die kunstübliche durchkreuzungstechnik eingewöhnt, oder nachdem er sich wider aus ihr hinausgewöhnt hatte. die zeitliche mittelstellung des Andr. zwischen Jul. und El., wie sie Trautmann ansetzt[2], ist schwer denkbar. handelt es sich doch hier um eine stilistische gewohnheit, die ohne frage unbewust vom

[1] Anglia 2, 474 gibt Fritzsche an, dass in Cynewulfs sicheren werken der satz 2mal am langzeilenende, 3mal in der cäsur schliefst; im Andr. ist das verhältnis umgekehrt 3 : 2. die redeschlüsse und -anfänge zeigen nach obiger tafel bei Cynewulf (Crist II, El., Jul.) das verhältnis 5 : 1, im Andr. 63 : 1, — im Béow. 10½ : 1. die statistik der sprachrhythmischen typen führte Mather gleichfalls zu dem ergebnis, dass der Andr. dem Béow. näher steht (Modern Language Notes 1892 7, 207 f).

[2] Kynewulf der bischof und dichter (Bonn 1898) s. 114 : Juliana gegen 750, Andreas um 755, Elene zwischen 770 und 780.

dichter geübt wurde, bei der man also ein absichtliches ausbiegen von dem eingeschlagenen wege nicht annehmen kann.

Man beachte auch den grofsen abstand des Heliand von der nächstangrenzenden dichtung. wenn der Hel. in 69% der gesamtfälle die cäsurgrenze wählt, die Gen. B nur in 30%, so erweist sich die technik der letzten in diesem puncte auch wider als bedeutend altertümlicher bezw. minder kunstmäfsig. ich bemerke gleich, dass uns nachher in abschn. v und vi noch ein paar einzelheiten begegnen werden, die die annahme zweier verfasser für Heliand und Genesis begünstigen.

Überall wird wenigstens noch der kurzvers als unteilbare gröfse festgehalten. die reimdichtung schreitet gleich schon mit Otfrid darüber hinaus, indem sie die rede mitunter im innern des einzelverses anfangen oder enden lässt. s. unten s. 248. 252. — wo strophenenjambement üblich ist, da wird auch die rede von diesem hinüberzerren betroffen; vgl. zum NL Braune Beitr. 25, 146f.

Den anlass, in ein längeres redestück noch einmal oratio directa einzusetzen, gaben den geistlichen dichtern ihre biblischen citate[1]. aufserdem kamen sie wie die weltlichen erzähler in diese lage, da wo der einer gestalt in den mund gelegte bericht so lebhaft wurde, dass er wie von selbst zu dem stärksten mittel der vergegenwärtigung, der directen aussprache, griff[2]. der Béowulf kennt éin beispiel: 2048—2057 die worte des 'eald æscwíga', eingeschaltet in Béowulfs erzählung. mit mehr geschick wagte es der dichter des ersten Odinsbeispiels, Hávamál 98. in der Vǫluspá 28 ist sogar der schwierigere fall, dass die redende figur sich selbst gewissermafsen citiert, künstlerisch würksam behandelt[3]. weniger glückte es dem dichter von Gudr. ii. er hat widerholt vergessen, dass er das ganze als monolog angelegt hatte; das phantasiebild der redenden heldin ist ihm verblasst. sich selbst

[1] Elene 339—341. 345—349. 353—363. Andreas 332—339. 1412—1413.

[2] Elene 441—453. 456—461. 464—527. Andreas 676—691. 717—726. 729—734. 744—760.

[3] vgl. Klagen der engel 250—255 (Grein-Wülker ii 536). wenn die unklare strophe Hym. 32 mit dem schlussvers hierher gehört, so ist es ein anders gearteter fall: der sprechende erzählt nicht aus seiner vergangenheit, sondern formuliert einen zu tuenden ausspruch.

und die andern lässt Gudrun fortwährend zur oratio directa greifen, unter hintansetzung der psychologischen wahrscheinlichkeit. wie denn auch in str. 17. 18 in den bericht der Gudrun dinge eingeschlossen werden, die sie selbst nicht mit angesehen hat. die einsetzung der dritten person statt des 'ich' der heldin würde das dichterische bild selten schwächen, mehrmals beleben [1]. man vergleiche den Oddrúnargrát : da wendet die klagende, wo es nötig ist, oratio obliqua an und bleibt dadurch viel mehr im stile der selbstschilderung. auch Gudruns rückblick in der Ghvǫt 10 ff hält den ton des elegischen selbstgesprächs weit besser fest. die mehrmals geäufserte annahme [2], dass manche teile der Gudr. II fast unverändert, nicht genügend in den monologstil umgeschmelzt, aus einem direct erzählenden liede, einem ereignisgedichte herübergenommen wurden, darf man wol dahin ergänzen, dass diesem echt epischen liede der name Gudrúnarkvida en forna zukam, und dass die Gudr. I von dorther entlehnt hat [3]. die rückblickselegie mag immerhin von ihrer quelle den namen *en forna* ererbt haben : dies darf uns doch nicht verführen, das vorliegende lied in die alte schicht eddischer poesie zurückzuversetzen, es ist nach seiner conception wie nach manchen einzelheiten gewis eines der jüngsten stücke der sammlung. 'Gudrúnarrœda', wie der Nornag. c. 8 schreibt, ist die zutreffende benennung.

Am wenigsten hätte freilich der dichter der Vǫluspá die monologsituation im auge behalten, falls das beständig wechselnde 'ich' und 'sie' unsrer hss. ursprünglich wäre. wenn Wilken Zs. f. d. phil. 30, 473 den gebrauch des *hón* statt *ek* eine 'assimilation der haupthandlung an die epische einkleidung' nennt, so ist das nur ein anderer name für undeutliche anschauung des dichters; abgesehen davon, dass die Vsp. eine epische einkleidung in würklichkeit nicht besitzt (s. o. s. 200). zwar ist es eine durchaus giltige stilfigur der stabreimdichtung, dass der sprechende

[1] bekannt ist, wie sich der dichter des NL in Hagens langer erzählung zu der lebhaftigkeit der unmittelbaren epischen schilderung fortreifsen lässt (bes. str. 89, 2. 90). ähnlich Wolfdietr. A 212. Virg. 805 ff. 844 ff. 1019 ff. über die eigentümliche unfähigkeit der folkeviser, den ich-bericht festzuhalten, handelt Steenstrup Vore folkeviser s. 48 ff. englische beispiele : Child nr 194 C. 263. 295.

[2] Grundtvig Udsigt s. 79 f. Rosenberg aao. I 320. Edzardi Germ. 23, 335.

[3] so Golther Studien zur germ. sagengeschichte s. 79.

statt des 'ich' den eigennamen oder ein appellativum setzt (JGrimm Kl. schr. III 246. Wisén Ordfogningen s. 57). aber dass er das pronomen 3 pers. gebraucht, wüste ich anderwärts nicht zu belegen, aufser aus Hyndl. 4, 1. 2, wo das pronomen *hón* metrisch nicht gestützt ist und die lesung

Þór mun blóta,
þess mun biðia,

als 1 pers. oder vielleicht eher unpersönlich verstanden, nahe ligt. vollends den wechsel innerhalb einer langzeile, wie ihn der cod. R in str. 43 bietet [1]:

fiǫlð veit hón fræða,
framm sé ek lengra

kann man dem dichter nicht im ernst zutrauen : er hätte damit seine hörer wissentlich genasführt; ob der schreiber an zwei prophetinnen oder an gar nichts gedacht hat, wollen wir ihm nicht nachrechnen. gerade diese stelle zeigt deutlich, dass der urtext die pronomina entbehrte : zu dem mehrdeutigen *veit* konnte ein schreiber (oder schon ein vortragender) fälschlich das *hón* ergänzen; das eindeutige *sé* erhielt sein richtiges *ek*. an andern stellen schreckte man freilich vor der änderung des *sé* in *sér hón* nicht zurück : da haben eben die weit überwiegenden *man, sá, veit, mun,* die alle der misdeutung ausgesetzt waren, das übergewicht erlangt. der dichter der Vǫluspá, dürfen wir annehmen, hat seine seherin überall in der ersten person reden lassen. — denkt man sich aber die *hón* und *ek* weg, so bestätigt sich aus formalem grunde die ansicht, dass die schlusszeile des liedes mit ihrem 'versinken' auf den drachen, nicht auf die seherin geht. man fasse *Níðhǫggr* in z. 7 als poetische variation (das subject zu *berr* ist schon in dem *dreki* und *naðr* der ersten halbstrophe gegeben) und lese demgemäfs:

berr sér í fiǫðrum,
flýgr vǫll yfir,
Níðhǫggr, nái,
nú man sokkvask:

es ist entschieden das nächstliegende, dem letzten kurzvers dasselbe subject zu lassen. der anklang an *sokkstu, gýgiarkyn!* in Helr. 14 lockt in die irre. denn die sprecherin der spá ist in

[1] das gegenstück in H (str. 31) lautet : *framm sé ek lengr, fiǫlð kann ek segia.*

jeder beziehung anders gefasst als die hexe der Helreid und kann ihren ort vor der versammelten volksmenge nicht durch ein versinken räumen, wie dies den zu heimlichem zwiegespräch auftauchenden spukgestalten (in Helr., Vegt., Hyndl., Gróg., Hervǫrlied) ansteht.

Indirecte rede kommt in kleinen ansätzen schon in den ältesten stücken vor, gibt sich aber im ganzen als junges stilmittel zu erkennen und gewährt, mit andern inhaltlichen und formalen merkzeichen, eine handhabe für die bestimmung der stilistischen altersstufen.

Von den Eddaliedern sind es nur drei, der jüngern schicht angehörig, die etwas ausgedehnteren gebrauch von oratio obliqua machen : die Hym. mit 3 ziemlich langen stücken, die HHu. I mit 4—6, zt. wenig ausgeprägten fällen; vor allem die Am. mit 11—13 stellen [1]. unter den übrigen fällt das kurze bruchstück des 'alten Vǫlsungenliedes' durch 2 indirecte reden auf [2].

Übergang von or. obl. zu or. dir. innerhalb einer periode kennt die Edda nur éinmal, bezeichnender weise in der Hym.:

3, 5 *bað hann Sifiar ver*
sér fœra hver,
'þannz ek ǫllum ǫl
yðr of heita'.

Die westgermanische weltliche dichtung hat indirecte rede mehrmals, wo etwas aus der vergangenheit nachgetragen wird, zt. innerhalb einer or. dir. im flusse der handlung folgt oblique construction auf verba des bittens, ermahnens, denkens häufiger, auf eigentliche verba dicendi ('sagen, fragen') selten. solche echte fälle find ich im Hild. 9f (lücke); im Finnsb. (verhältnismäfsig oft!) 25. 46f. 49f (lücke); im Byrhtn. 275f; im Béow. 199—201. 859—862. 989—991. 1320 f. 1597—1599. 1811 f. 1895 f. 3182—3184. reich an indirecter rede ist nur die geistliche dichtung der Sachsen; sie lässt die der Engländer weit zurück.

[1] Hym. 17, 1—4. 20, 1—8. 28, 5—8 (dazu 3, 6, s. oben im text); HHu. I (2, 5—8. 4, 8). 7, 3—4. 12, 5—8. 16, 5—8. 24, 3—6; Am. (2, 8). 7, 2. 7, 6. 30, 2. 48, 6. 62, 5—10. 63, 5—10. (64, 4). 77, 6. 79, 6—7. 88, 8. 89, 4. 90, 4.

[2] HHu. II 15, 1—4. 17, 3—4. aufserdem noch : Akv. 20, 6—8. Hamd. 13, 2—4. 19, 3—4. Grott. 2, 7—8. 3, 6. innerhalb von or. dir. begegnet oblique rede besonders in Sig. sk. 36, 3—12. Gudr. II 17, 9—12. 18, 2—3. 18, 6. Oddr. 15, 5—16, 8. 21, 8. 22, 1—4. 23, 3—8. 26, 3—4.

Ein besondrer fall ist der, dass eine äufserung mit or. obl. anhebt, darauf in or. dir. weiterschreitet, der übergang meist innerhalb eines satzgefüges[1]. die Edda bietet zu dem eben angeführten beispiel aus der Hym. noch einen fall ohne syntaktischen bruch, Am. 90. weiter ab stehn HHu. I 21, Hamđ. 19. dazu kommen Hild. 9 f, Byrhtn. 257 (ohne syntaktischen bruch), vielleicht die letzten erhaltenen verse im Finnsb., 49 f. aus dem Béow. kann man allenfalls hierher rechnen 3113 ff, kaum 2813. auch die geistlichen epen der Engländer pflegen diese darstellungsform noch nicht. es begegnen nur diese vereinzelten fälle: El. 159 ff. 588. 850 f (1069—71 mit erneuter redeankündigung dahinter); Gúdl. 210. 447 f; Dan. 205; Vers. Chr. 9. etwas anders Andr. 1466 f; Crist 1342 ff.

Erst in der sächsischen Bibeldichtung erscheinen diese redeanfänge zur manier ausgebildet. die charakteristischen überleitungen, wie

Hel. 2827 *Thuo sprac eft waldand Crist,*
thiodo drohtin, quat, that thes éniga thurufti ni wârin . . . .
'that sia thuru metilôsi mîna farlâtan
lioblîca lêra . . . .'
4883 *Thuo sprac that barn godes*
selbo te Sîmon Petruse, hiet, that hie is swerd dedi,
scarp, an scêthia: 'ef ik wiđ thesa scola weldi (quat hie),
wiđ theses werodes giwinn, wîgsaca frummian,
. . . .',

dort mit, hier ohne syntaktischen bruch, treten im Heliand in ernstlichen wettbewerb mit dem unmittelbaren einsatz der rede. die Genesis zählt 5 fälle: (alts.) 56. 166. 217. (ae.) 274. 549. unerhört ist aufserhalb des Heliand auch die unterbrechung einer rede durch stücke or. obl., wie in den seligpreisungen 1300 ff, vgl. 3520 ff.

Für das herabsinken von der directen in die indirecte rede innerhalb éiner periode, wie im NL 1399, 1 (B*):

si gedâhte zallen zîten: 'ich wil den künec piten',
daz er ir des gunde . . . . . ,

(vgl. Virginal 357, 5) hat die stabreimdichtung kein beispiel.

[1] vgl. Behaghel Gebrauch der zeitformen s. 165 ff. Wunderlich Der deutsche satzbau I 349.

V

Im folgenden haben wir uns mit der einführung der rede in der stabreimdichtung zu beschäftigen. ein handlicher ausdruck für die formelhaften oder individuellen wendungen, die die rede ankündigen, tut not. da 'inquit' gerade auf die häufigsten, die vorangestellten einführungen nicht zutrifft, gebrauche ich die bezeichnung 'kwaþ', nach dem verbum dicendi, das in den dichtungen der verschiedenen altgermanischen mundarten die weiteste verbreitung hat.

Die erzählende geistliche dichtung, die bisher mehr beiläufig herangezogen wurde, muss im folgenden, wo es sich um erscheinungen der äufsern technik und des sprachgebrauchs handelt, als gleichwertiger beobachtungsstoff berücksichtigt werden.

Das kwaþ kann fehlen bezw. aufserhalb des verses stehn. dies ist naturgemäfs der fall in allen rein dialogischen liedern des nordens. in den doppelseitigen Eddastücken herscht der brauch, dass beides, das fehlende und das versificierte kwaþ, in freiem wechsel angewant werden. die einzige ausnahme ist die Gudr. III: sie hat das kwaþ immer aufserhalb der strophe, ist zugleich das einzige der doppelseitigen gedichte, das gleich mit rede beginnt. das gegenteil, lauter versgebundenes kwaþ, ist kaum zu statuieren. denn Gudr. I entbehrt vor 13, 5, Ghvǫt vor str. 2 die würkliche einführung der rede, Grott. vor str. 8 und vielleicht noch öfter, wofern in der langen rede 8—22 die sprechende wechselt, vgl. Gjessing Den ældre Edda (Kri. 1899) s. 120f (die auffassung von str. 17 bei Symons Die lieder der Edda I 492 scheint mir nicht möglich).

Bei nicht gebundenem kwaþ kann man sich häufig das 'NN sprach' in prosa vorgesetzt denken (die hss. lassen es öfter weg): wie weit die vortragenden mit der blofsen stimmabschattung auskamen, wissen wir nicht. nicht selten machen die der rede vorausgehenden sätze die ausdrückliche nennung des redners überflüssig; vgl. beispielsweise Akv. 15. 33.

Die westgermanische dichtung bindet sich fast durchweg an die poetisch gefasste einführung der rede. das kwaþ fehlt im Hild. in 1 sichern falle, z. 35; im Finnsb. einmal, z. 26. aus dem Béow. lassen sich nur 3 stellen erwähnen (1067—1069. 2813. 3111—3115) mit 'uneigentlichem kwaþ', dh. mit einer wendung, die zwar einen sprechenden einführt, aber nicht

notwendig die widergabe seiner worte verlangen würde[1]. rede-anfänge dagegen, die ein zu ergänzendes 'NN sprach' heraus-forderten, sind dem Béow. fremd. ebenso dem Byrhtn.

Auch die geistlichen epen stehn im ganzen auf diesem boden. mangelndes kwaþ treffe ich nur Dan. 609 (doch siehe 599!). Crist 164ff : diese stelle, mit 4 uneingeführten repliken in geschlossener folge, steht ganz für sich. im Hel. kann man etwa 15 fälle als hierhergehörig rechnen[2]; in dreien (3018. 3829. 4045) macht sich das fehlen der ankündigung besonders bemerklich, weil zwei repliken unmittelbar aneinander grenzen.

Die unstrophische epik der Westgermanen meidet also im allgemeinen die unterdrückung des kwaþ. da anderseits dem balladenstil die unvermittelt einsetzende rede ganz geläufig ist, könnte man bei den Eddaliedern eine mehr oder weniger balladenmäfsige haltung erwarten je nach der ausbreitung des versificierten kwaþ (vgl. Kögel Grdr. d. germ. phil.[2] II 32. 53f). in dieser erwartung sieht man sich jedoch getäuscht. balladenartiger stil bekundet sich in erster linie durch die vorliebe für parallelsätze und epische widerholungen, durch den mangel an variationen und stellvertretenden epithetis. in dieser hinsicht sind durchaus unballadenhaft Atlamál, Helg. Hund. I und Hymiskviđa, und gerade diese drei lieder haben die reden ohne kwaþ stark in der oberhand. umgekehrt zieht die Þrymskviđa, das balladenähnlichste Eddagedicht, das gebundene kwaþ entschieden vor. nur bei der Vǫlundar- und allenfalls der Vegtamskviđa, die das kwaþ selten in verse fassen, könnte man das zusammengehn dieser eigenschaft mit balladenart behaupten.

Unter den ahd. reimgedichten fällt die Samariterin auf durch folgerichtiges auslassen des kwaþ (8 redeanfänge). das gewöhnliche in der reimpoesie ist das nebeneinander von gebundenem und ungebundenem kwaþ. die vorliebe für das eine oder das andre tritt auch innerhalb der einzelnen dichtgattung sehr ungleich auf. am meisten neigt zur kwaþlosen rede die balladendichtung; nicht ganz wenige lieder führen den grundsatz durch:

[1] zb. Béow. 2813b 'er hiefs es ihn gut gebrauchen' klärt zwar sofort darüber auf, wer in 2814 das wort führt; aber auch ohne diese or. dir. hätte jener satz seinen abgeschlossenen sinn.

[2] 283. 480. 1336. 2652. 3018. 3281. 3436. 3816. 3829. 4045. 4484. 4516. 5012. 5101. 5886.

in Grundtvigs sammlung zb. nr 3. 4. 22. 39. 48. 56. 57. 60. 65. 206. 213. 230; bei Child nr 7. 16. 50. 170. 193. der fall ist auf englischer seite seltner, weil hier das eingeschobene kwaþ in so ausgedehntem gebrauche steht (unten s. 249). sehr beliebt ist in den nordischen balladen das uneigentliche kwaþ, wendungen wie

herein kam ein bote und trat vor den tisch: '...
da schlug der könig mit der hand auf den tisch: '...
das war NN, er sah zum fenster hinaus: '...

das mhd. volksepos unterdrückt die redeeinleitung seltner als der höfische roman. im NL zählt man einige 60 oder 70 fälle (je nachdem man die unbestimmteren einführungen mitrechnet)[1]: man kann nicht behaupten, dass sie vorzugsweise den stofflich altertümlichen teilen zufielen und etwa als spur von benutzten liedern dienen könnten.

Zu dem 'fehlenden kwaþ' gehört auch das in die rede eingeschaltete inquit, das im verse nicht mitzählt, also nur eine graphische gröfse ist und gewissermafsen die aufgabe des anführungszeichens übernimmt. nur die altdeutschen stücke, Hel., Gen. B, Hild., bedienen sich planmäfsig dieses hilfsmittels fürs auge. die zahllosen eingeschalteten *quathie* (*quað siu*, *quððun sia*) stehn durchweg aufserhalb des metrischen gefüges, ausgenommen wahrscheinlich Hel. 3829. 5971[2]. auch ein eigenname kann mit diesem graphischen kwaþ verbunden werden: Hel. 3057 (Cott.). Gen. 1. Hild. 30. 49. 58. die hss. der englischen und nordischen gedichte zeigen den brauch nur ganz vereinzelt: Finnsb. 26. Atlam. 13[3]. HHu. I 38. 45. Hervǫrlied 23. Reg. (öfter). SnE. s. 104 v. 113; durchgeführt in den Eiríksmál (Fagrskinna s. 16 f). versüberladend und daher von rechts wegen nur graphisch sind auch manche

[1] (14). 15. 83. 143. 161. 316. (321). 339. 344. 357. 388. 393. 420. 461. 536. 545. 610. 746. (783). 820. (824). 842. 854. 895. 912. (919). 924. 1017. 1020. 1080. 1090. 1113. 1150. 1210. 1245. 1443. (1464). 1519. (1602). 1634. 1647. 1706. 1729. 1741. 1742. 1754. 1755. 1779. 1892. 1906. 1925. 1953. 1956. 1963. 1985. 1986. (2004). (2033). 2099. 2150. 2187. 2196. 2199. 2201. 2223. 2251. (2271). 2290. 2313. 2314. (2315). 2322. 2334.

[2] an der ersten stelle ergäbe die tilgung des *quathie* doppelstab im geraden kurzvers; an der zweiten käme der hauptstab in die letzte hebung. vgl. zu der ganzen erscheinung Sievers in dieser Ztschr. 19, 62.

[3] hier druckten einige der ältern ausgaben (Munch, Lüning, Möbius) das *kvað Hǫgni* als bestandteil des ersten verses ab.

vorausgestellte kwaþ in reimdichtungen, zb. öfter das *saying* und *sais* in englischen balladen, vgl. Child nr 4 D, 16. 8 B, 7. 11. 16. 9, 32. 14 C, 6. 11. 21, 3. 5. 8. 52, 3. 158, 21.

Die rede wird im poetischen text angekündigt: gebundenes (versificiertes) kwaþ.

Da ist zuerst die tatsache zu bemerken, dass eingeschobenes kwaþ, das eigentliche inquit, — von den eben besprochenen graphischen fällen abgesehen — der technik der stabreimenden dichter so gut wie völlig abgeht. die Edda weist den einzigen fall auf:

'Vel ek!' kvað Vǫlundr,
'verða ek á fitium . . .' Vkv. 29.

dazu tritt ein fürstengedicht, die Hákonarmál (Wisén Carm. Norr. s. 18), worin dreimal das eingeschaltete kwaþ einen ganzen kurzvers füllt, und einmal das *kvað Bragi* in auffälliger art die redestrophe schliefst. zwei zwischengesetzte kwaþ auch in einer strophe der Iómsvíkingadrápa (Wisén s. 73) und in der oben s. 195 genannten Lausavísa.

Bei den stabreimenden Westgermanen nichts dergleichen.

In diesem puncte bringt die germanische reimdichtung von anfang an eine entschlossene neuerung, eine bereicherung der ausdrucksmittel. sie folgt darin der lateinischen reimpoesie, deren redeeinführungen die moderne manigfaltigkeit und schmiegsamkeit — dem einförmig starren brauch der stabreimenden Germanen gegenüber — seit alters ausgebildet hatten. ich führe ein paar beispiele aus Paulus Aquileiensis auf (Poetae latini rec. Duemmler I 134):

15, 4 . . . . . *'Credo', dixit, 'domine . . .'*
12, 1 *'Non offendit', dixit Jesus, 'per diem qui graditur . . .'*
15, 2 *'Ego sum', respondit Christus, 'vitae resurrectio . . .'*
9, 1 *'Non ad mortem nunc est', inquit Jesus, 'haec infirmitas . . .'*
10, 1 *'Domine, si dormit', aiunt confestim disciputi, '. . . .'*

So gebraucht auch Otfrid mit grofser vorliebe die eingeschalteten kwaþ, in verschiedener stellung und ausdehnung; zb.:

II 12, 23 *'Wio mag ther man', quad, 'thuruh nôt* (hebungslos)
III 12, 29 *'Thir gâb nu', quad, 'zi guate* (1 hebung)
III 18, 13 *'Waz', quddun, 'missiquedan wir*

II 14, 61 *'Wîb', quad er, 'ih sagên thir*
II 14, 27 *'Ni habês', quad si, 'frô mîn*
III 24, 85 *'Thih deta ih mithont', quad er, 'wis*
III 10, 33 *'Nist', quad er thô, 'fruma thaz*
IV 22, 27 *'Heil thu', quâdun sie, 'Krist* (2 hebungen)
V 7, 21 *'Mag mih', quad si zi in thô, 'les!*
IV 14, 15 *'Ginuag ist thâr', quad er zin*
III 24, 83 *'Druhtîn', quad thiu suester* (3 hebungen)
II 14, 15 *'Wîb', quad er innan thes;*

selten über den ersten kurzvers hinausgreifend:

III 24, 103 *'Inbintet inan', quad er sâr thô zen jungoron thâr.*

die später so übliche form : 1 kurzvers rede + 1 kurzvers kwaþ + rede fehlt, wenn ich nichts übersehe, bei Otfrid noch. dagegen zeigt er zweimaliges *quad er . . . quad* in éine rede eingefügt III 8, 33 f[1], und auch das nachgestellte kwaþ begegnet:

IV 16, 36 *Er sliumo sâr thô zin sprah: 'wenan suachet ir?' quad.*

Es ist eine offenbare stilaltertümlichkeit der nordischen balladen, dass sie dem eingeschobenen kwaþ ausweichen. nur ganz vereinzelte ausnahmen finden sich : Grundtvig nr 75 A, 14. 15 (C, 18). 159 A, 35. 36 (vgl. B, 20. C, 21. D, 20. E, 29. F, 34 : nachgestelltes kwaþ). Landstad nr 1, 32. 'Islenzk fornkvædi nr 21, 14. 23, 12. 28, 32. das einzige lied in der dänischen sammlung, das das innere inquit oftmals bringt, nr 258, ist eine nicht ganz danisierte deutsche dichtung[2]. in diesem puncte wie in andern erweist sich der englische balladenstil als moderner: bei Child haben wir auf schritt und tritt die eingeschalteten *quoth he, said he, he said, he sais, she replied, she cried, quoth NN, said his father, said the old beggar man* usw., und zwar ebensowol im innern wie am schluss des ersten redeverses, seltner den nächsten kurzvers füllend (zb. nr 8 C, 14. 15, 25. 115, 11. 12. 14. 119, 5. 57. 202, 6. 14) oder ihn beginnend (nr 37, 11); auch

[1] vgl. die oben s. 244 erwähnten Heliandstellen 1300 ff. 3520 ff., doch setzen diese nicht bloſses kwaþ sondern stücke indirecter rede ein.

[2] eine besonderheit sind die vier nachgestellten kwaþ (*sade Bengjerd, sade kungen*) in jeder strophe der schwedischen scherzweise bei Arwidsson Svenska Fornsånger nr 155; ebenso das nachgestellte *sa' han unge Rå-mund* im kehrreim bei Landstad nr 16; ähnlich bei Grundtvig nr 390. 421 F-L.

zweimaliges kwaþ im innern éiner rede (zb. öfter in nr 119). schon den texten der ältesten hss. und drucke (Child nr 115—117. 119. 121. 161. 162. 178) ist diese darstellungsweise geläufig (doch nicht der alten fassung von nr 1 bei Child v 283); vgl. auch unten abschn. vi. eigentümlich ist das in zwei stücke zersplitterte innre kwaþ:

48, 19 *'life is sweet', then, 'sir', said she,* | '. . .

188, 28 *'to horse, to horse', then, 'all', he sais,* | '. . .

Die mhd. epen liegen in der durch Otfrid bezeichneten entwicklungslinie. das NL setzt das eingeschaltete kwaþ aber nicht in das innre des ersten redeverses [1], sondern in der regel an den schluss dieser kurzzeile oder an den anfang der nächsten, oder — der häufigste fall — es überlässt ihm den ganzen zweiten kurzvers. also die drei typen:

897, 1 *'Vrouwe', sprach dô Hagene,* '. . .

17, 1 *'Die rede lât belîben', sprach si, 'frouwe mîn*

53, 1 *'Unt wil du niht erwinden', sprach der künec dô.*

daneben kommen auch andre stellungen vor, zb. das kwaþ erst im vierten kurzvers: 640, 2. 1486, 2. 1918, 2. 2190, 2. 2272, 2; im fünften 1896, 2; im sechsten 1765, 3. 2001, 1; im achten 2103, 4. auch wo der rede eine deutliche einleitung vorangeschickt ist, kann gleich in der ersten langzeile noch ein innres kwaþ folgen: 150, 1. 641, 1. mit einem eingefügten *sprach (aber) NN* nimmt die rede einen neuen anlauf: 1209. 1244. 1675. 1884. 2194. 2200. 2320. 2346. auch ohne besondern anlass widerholt man das innre kwaþ, namentlich Alphart und Rabenschlacht huldigen dieser manier: der Alphart bringt es fertig, eine rede (str. 90—94) mit einem vorangestellten und sechs eingeschobenen kwaþ auszustatten [2]. erkünstelt ist es, wenn nur ein teil des kwaþ eingeschaltet wird:

dô sprach juncvrou Ibelîn:
'vil herzelieber herre mîn',

[1] ausgenommen 783, 4 *'daz tuon ich', sprach si, 'gerne;* doch nicht in B und C*.

[2] vgl. Laura Gonzenbach Sicilianische märchen i s. ix: die märchenerzählerinnen verwenden kein vorgesetztes kwaþ, 'da sie den wechsel der personen stets durch die intonation angeben', das eingeschobene kwaþ aber bis zum übermafs, zb. '*O figghiu, dici, come va, dici, pi stiparti, dici, sulu, sulu dici*'.

ze meister Hiltebrande
. . . . Virginal 850, 1,

oder wenn das innre kwaþ von worten, die der rede vorangehn, syntaktisch abhängt:

An eim vîrtage, dô man gaz,
'saget uns ieman eteswaz
durch âventiure uns allen?'
sprach der vürste Helferich. Virginal 296, 1.

endstellung des kwaþ begegnet nicht nur bei ganz kurzen äufserungen wie

'Nu müez uns got genâden', sprach dô der küene man. NL 2192, 1,
'Daz tuon ich', sprach Hagene. NL 84, 1,

sondern auch bei längeren : NL 425, 4. 670, 4; bisweilen auch, wenn schon ein kwaþ an der spitze der rede steht : 356, 4. 473, 4. 932, 4. 1397, 4. endlich kommt auch vor, dass die rede durch einen kurzen erzählenden satz andern inhalts unterbrochen wird:

Er sprach : 'daz lobe ich gerne', *und lobete ez an ir hant,*
'swie schiere sô mîn swester . . . .' Kudr. 1642, 1;

ähnlich NL 2165, 2. Alph. 393, 2. 3. Rab. 72, 4 [1].

Alle diese verflechtungen der redestücke mit dem bericht aus dichters munde sind dem altgermanischen erzähler fremd. er behandelt die äufserungen seiner personen, bis auf die genannten paar ausnahmen, als abgegrenzte, in sich geschlossene einlagen der dichtung. daher gilt für ihn die regel : das gebundene kwaþ wird der rede vorangestellt.

Wir betrachten diese einführungen der rede von drei seiten: ihren umfang, ihren inhalt, ihren wortschatz.

Den umfang des kwaþ rechne ich im allgemeinen von dem satze an, der das erste auf die folgende rede deutende verbum dicendi bringt, bis zum beginne der oratio directa oder obliqua. nicht immer bilden die redeeinleitungen eine abgeschlossene syntaktische gruppe, sie setzen oft im innern einer längern periode

[1] auch die stabreimdichtung besäfse ein unicum dieser art in Gudr. II 38, (3) 4, wenn würklich diese worte, mit Lüning, Möbius, Bugge, Grundtvig, Hildebrand, als einschub in Atlis rede zu fassen wären. aber die ganze strophe ist doch wol zusammenhänngende rede, wie bei Kph., Rask (?), CPB., FJónsson, Symons.

ein. einer objectiven begrenzung des kwaþ steht häufig der umstand im wege, dass einer ausgeprägten 'er sagte'-wendung redeverba von unbestimmterer function vorausgehn: man kann dann zweifeln, von welchem puncte ab die ankündigung einer oratio directa empfunden wurde. ich denke an fälle wie:

Jud. 80 *ongan þá swegles weard*
be naman nemnan, nergend ealra
woruldbúendra, and þæt word áewæð:

Andr. 537 *Þá hléoðrade hálgan stefne*
cempa collenferhð, cyning wyrðude,
wuldres waldend, and þus wordum cwæð:

wir rechnen in dem zweiten beispiel alle drei langzeilen zum kwaþ, in dem ersten nur die schliefsende kurzzeile, da sie sich zu dem vorangehnden *ongan nemnan* nicht wie eine stilistische variation verhält, sondern selbständiger auf das folgende wörtliche citat vorbereitet. der genauen begrenzung widerstreben ferner die stellen, wo sich gehäufte redeverba mit stücken indirecter rede zu einem knäuel ballen, bis die schwelle der oratio directa erreicht ist; zb. Hel. 1293 ff. 5083 ff. Gen. B (ae.) 37 ff. El. 1067 ff. endlich begegnet das 'gespaltne kwaþ', das zu ende von abschn. vi noch zu besprechen ist: zwei selbständige ankündigungen der rede, deutlich getrennt durch zwischengesetzte erzählende verse. ein beispiel Béow. 1688 ff. ich betrachte diese umfänglichen zeilengruppen nicht als éin zusammenhängendes kwaþ.

Der reimdichtung vorbehalten blieb die beschränkung des vorangestellten kwaþ auf einen bruchteil des kurzverses und damit das einsetzen der rede innerhalb der verseinheit. auch hier gab die lateinische poesie das beispiel. der typus:

Regi dicens: 'Salve princeps, esto noster dominus
(Rhythmus de victoria Avarica 11, 1)
Thô quad Krist: 'giscriban ist (Otfr. ii 4, 47)
Er sprach: 'wil du mir helfen (NL 332, 1)

ist noch in dem umkreise der nordischen balladen — die hierin widerum mit der altgermanischen dichtung zusammengehn — ein fremdling[1]. die englischen balladen zeigen die erscheinung häufig; doch tritt sie in den ältesten texten (oben s. 250) hinter dem

[1] vereinzelte fälle bei Grundtvig nr 13, 28. 52, 9. 63, 12. 76, 13. 126 E, 43. 220 E, 119. 385, 5. 400, 4; bei Geijer-Afzelius[2] nr 5 (mehrmals), 'Islenzk fornkvædi nr 6 B, 6.

eingeschobenen kwaþ durchaus zurück. in der stabreimpoesie begegnet ein kwaþ, kürzer als ein kurzvers, nur vor zunächst folgender oratio obliqua; zb.

Hel. 3740: *dréf sia ût thanan*
rûmo fan them rakude, quat, that wâri rehtara dâl,
that thâr ti bedu fuorin barn Israheles,
'endi an thesum mînum hûse . . . . .

vor directer rede ist die kurzzeile das mindestmafs des kwaþ.

Bei weitem am einfachsten liegen die dinge in der Edda. da haben wir zwei gebräuchliche mafse : die langzeile in etwa 60 fällen, die gedoppelte langzeile (halbstrophe) in etwa 20 fällen. daneben treten die andern gröfsen spärlich auf:

1 kurzzeile 3 mal : Vkv. 16, 6. Akv. 35, 6. Am. 47, 8 (dazu Hamđ. 13, 1, wo nur or. obl. folgt); es sind lauter nicht-formelhafte wendungen;

3 kurzzeilen 3 mal : Vkv. 23, 1. HHu. I 5, 5. Gu. II 7, 2 (ein uneigentliches kwaþ, vgl. unten s. 271);

6 kurzzeilen 1 mal : Gu. II 32;

8 kurzzeilen 1 mal : HHu. I 33.

Von diesem eddischen brauche unterscheidet sich der westgermanische, allgemein betrachtet, dadurch, dass das mafs von éinem und von drei kurzversen viel häufiger vorkommt, und dass man viel öfter über die vier kurzzeilen hinaussteigt. dagegen hat das aus geradem + ungeradem kurzvers (b + a) bestehnde kwaþ, das der Edda mangelt, auch nur beschränkte verbreitung. im einzelnen treffen wir auf recht grofse ungleichheiten. folgende puncte mögen der hervorhebung wert sein:

1) die langzeile ist das bei weitem beliebteste mafs in Béow. (16 fälle), Hild. (3 fälle), Elene (11 fälle). demnächst im Andr. (24 fälle). bei den drei erstgenannten dichtungen beruht es darauf, dass sie das altformelhafte

NN maðelode (gimahalta) | . . . . .:

begünstigen. im Andr. treten andre formeln vom umfang einer langzeile besonders stark hervor, nämlich

Him þâ (oder *ǽdre him*) *Andreas* | *âgef andsware:*
Him (*þâ*) *ondswarode* | *éce dryhten* (od. ähnl.):

daneben würkt der umstand, dass die redeanfänge, somit auch die kwaþschlüsse, im Andr. fast ausnahmslos in die langzeilengrenze fallen (oben s. 238).

2) im gegensatz zu dem eben bemerkten hat der Heliand nur etwa 6 kwaþ von éiner geschlossenen langzeile[1] und etwa 9mal so viele mit kurzvers b + a, wie zb.:

824: *Thuo sprac iru eft that barn angegin*
wîsun wordun:

die Gen. B weicht hier wider stark ab, indem sie den ersten fall doppelt so häufig zeigt wie den zweiten:

a + b (alts.) 205. 237. (ae.) 556. 593;
b + a (alts.) 69. (ae.) 491.

auch in den übrigen gedichten ist das aus kurzvers b + a bestehnde kwaþ spärlich vertreten : Gen. A 1110. 2781 (neben 15 a + b). El. 550. 682 (neben 11 a + b). Crist 148 (neben 2 a + b). Judith und Gúdlác haben die beiden formen je einmal : Jud. 151. 176. Gúdl. 1268. 422.

3) für das mafs éiner kurzzeile haben vorliebe : Jul. mit 11 fällen, Gúdl. mit 6, Crist mit 4, Chr. Höll. mit 5 fällen[2]. mit der begünstigung einer einzelnen kwaþformel geht es nicht hand in hand. ganz fehlt diese kürzeste ankündigung in Hild., Finnsb., Wald., Byrhtn. der das kwaþ bildende kurzvers pflegt an gerader stelle zu stehn. abgesehn von 4 fällen, wo zunächst or. obl. folgt (Dan. 205. Gúdl. 210. 447. Hel. 1300), zähle ich nur 3 beispiele für ein kwaþ als erste langzeilenhälfte:

Chr. Höll. 106 : *sǽde sóðcwidum :* | *'snotre gdstas!*
Hel. 4286 : *frágódun ina só stillo :* | *'huo lango scal . . .*
4561 : *gruotta sia thuo oðar them gómun :* | *'gern bium ik . . .*

an gerader stelle hat der Hel. kurzversiges kwaþ drei dutzend mal. zu der häufigkeit des cäsuranfangs der rede (oben s. 239) steht dies in keinem verhältnis.

4) das kwaþ von drei kurzversen begegnet relativ häufig in Dan. (3 fälle), Gen. A (14 fälle), Gúdl. und Gen. B (je 4 fälle). demnächst im Hel. (30 fälle). auffallend gemieden wird es im Andr. (1 fall : 674). die kurzversfolge b + a + b, also einsatz der rede mit der vollen langzeile, ist in allen dichtungen das häufigere, die Gen. B ausgenommen : sie hat die genannte form

[1] 221. 225. 3375. 4391. 4723. 5085.

[2] Jul. 79. 92. 143. 189. 246. 315. 417. 460. 538. 631. 640. Gúdl. 210. 331. 447. 669. 983. 1321. Crist 196. 316. 650. 714. Chr. Höll. 21. 46. 106. 251. 291.

nur éinmal neben dreimaligem a + b + a. dagegen im Hel. 23 b + a + b neben 7 a + b + a. im Béow. ist das verhältnis 3 : 2 (331. 1699. 2793. — 286. 2511); in der Gen. A 14 : 0.

5) zwei langzeilen, dieses auch in der Edda beliebte mafs, bilden das kwaþ im Béow. 5mal, in der El. 6mal, in der Gen. B 3mal[1] : halb- bis drittelmal so oft wie die einfache langzeile. dagegen Gen. A (16 fälle), Andr. (20 fälle), Jul. (7 fälle), Crist (3 fälle), Gúdl. (2 fälle) wenden die beiden mafse in ziemlich gleicher häufigkeit an. der Byrhtn. hat sogar neben dreimaliger doppellangzeile (91. 244. 255) nur einmal die einfache (230); er bevorzugt überhaupt sehr entschieden die breit entwickelte einführung des redners. dass im Hel. das kwaþ nur 3mal zwei volle langzeilen ausmacht (3387. 4294. 5411), 12mal die ungerade kurzversfolge b + a + b + a zeigt, steht mit dem vorhin unter 2) beobachteten im einklang.

6) redeeinführungen von mehr als vier kurzversen erscheinen verhältnismäfsig reichlich in Byrhtn., Dan., Crist, Klagen der engel[2]. der Béow. hat 8 fälle (340. 348. 499. 653. 926. 1984. 2517. 2725), je einen der Wald. (B 11) und das Hild. (7). im Hel. finden wir die langen kwaþ viel seltner, als man nach der sonstigen stilscala erwarten würde : es sind etwa 10 stellen, wo eine deutliche redeankündigung mehr als 4 kurzverse misst[3]. dabei sind jedoch die von indirecter rede durchsetzten einleitungen nicht mitgezählt, und sie sind es, in denen sich der drang nach reicher variation im Heliand betätigt.

Die umfänglichsten kwaþ sind diese:
Hel. 4144b—4150a : 12 kurzverse;
Béow. 499—505 : 14 kurzverse.

Die stelle Crist 1337—1344 (16 kurzverse) enthält im schlussteil schon die mittelbare widergabe der rede, und Kl. d. e. 75—80 (12 kurzverse) zerfällt beinah in zwei ankündigungen (vgl. unten s. 283).

In der wortreichen, weit ausholenden einführung des sprechenden bekundet sich die feierliche, aufseralltägliche weise alt-

[1] Béow. 258. 405. 676. 2632. 2863. El. 454. 462. 536. 609. 619. 900. Gen. B (alts.) 188. 210. 223.

[2] Byrhtn. 25. 42. 168. 309. Dan. 280. 410. 470. Crist 400. 618. 1337. 1377. Kl. d. E. 34. 75. 126.

[3] Hel. 139. 208. 256. 2417. 2931. 3054. 3305. 4144. (5566). 5582.

germanischer dichtung. wie die reimpoesie im allgemeinen zu einem ruhigeren, anspruchsloseren genus dicendi herabsteigt, so pflegt sie auch ihre reden kürzer und schlichter anzumelden. Otfrid hat noch ziemlich viele einführungen vom umfang zweier reimpaare (Schütze Poetik Otfrids s. 13 ff). das mhd. epos ebenso wie die ballade schränken sich im allgemeinen auf den kurzvers oder die langzeile (das reimpaar) ein.

Wir gelangen damit zum inhalt des kwaþ.

Der erzähler, der in der ungeschmückten sprache des alltags etwas berichten will, behandelt die einführung der reden als ein nachdrucksloses glied, dem kein gefühlswert zukommt. er gibt ihr daher nur so viel inhalt, als das logische verständnis fordert. ein einfaches 'A sagte', 'da sagte A', oder mit kurzer bezeichnung des angeredeten 'A antwortete dem B', reicht in der regel aus. der isländische sagastil, als echte prosa, folgt im ganzen diesem brauche. auch in der stabreimenden dichtung fehlt es nicht an diesen inhaltlich einfachsten ankündigungen (wie weit wortschatz und -stellung zur prosa stimmen, ist eine frage für sich); zb.:

hie cwǽdon þus : El. 1119.
þá cwæð hálig god : Gen. A 2387.
Abraham þá | andswarode : Gen. A 2690.
hyre þæt déofol oncwæð : Jul. 460.
endi te iro drohtine sprákun : Hel. 4861.
him ondswarode | ealwalda god : Andr. 925.
spurði Helgi | Hiǫrleif at þvi : HHu. I 23, 5.

Diese schmucklosen kwaþ bilden aber überall die ausnahme. eine der häufigsten steigerungen ist die, dass der verbalbegriff selbst, das 'sprach', nachdrucksvoller hingestellt wird : es heifst nicht blofs *cwæð*, sondern *worde cwæð*, *þæt word ácwæð*; oder *word áhóf*, *wordhord onléac*; oder mit mehrfachem redeverbum: *ágeaf andsware ... oncwæð*; *gimálda ... sprak ... gruotta*, usw. diese arten der dichterischen erweiterung sollen uns im nächsten abschnitt beschäftigen, wo wir den wortbestand des kwaþ und seine formeln ins auge fassen.

Der logisch notwendige kern erhält aber auch andre, inhaltliche zugaben. man hat im hinblick auf den inhalt der redeankündigungen verschiedne einteilungen vorgeschlagen, vgl. Schütze aao. s. 11 ff. RMMeyer Altgerm. poesie s. 370 ff. sach-

gemäfs scheint mir, den feinern unterschieden diese vierteilung überzuordnen:

α. das kwaþ stellt den redner näher vor, sei es sachlich, nach familie, heimat, stellung; sei es preisend oder tadelnd, nach innern oder äufsern eigenschaften;

β. das kwaþ hebt den angeredeten nachdrücklicher hervor;

γ. das kwaþ verdeutlicht die situation, malt die augenblickliche erscheinung des redners oder begleitende umstände;

δ. das kwaþ belehrt über anlass, inhalt oder art der nachfolgenden rede; über ihre beziehung zur denkweise oder stimmung des redners.

Ein paar ausgeprägte beispiele:

α. 1) *Béowulf maðelode,* | *bearn Ecgþéowes* Béow. 529 uö.

2) *thuo sprac eft thie hélago Crist,* ‖ *allaro barno bezt* Hel. 1091.

thuo sprácun im eft thia liudi angegin, ‖ *wrétha wiðarsacon* Hel. 3947.

β. *thuo hie te them werode sprac,* ‖ *te allun them erlun* Hel. 3867.

and þæt word ácwæð | *tó þám wiggendum,* ‖ *þe þǽr unróte* | *úte wǽron* Jud. 283.

γ. 1) *þá kvað þat Menia,* | *var til meldrar komin* Grott. 4, 5.

Wealhþéow maðelode, | *héo fore þǽm werede spræc* Béow. 1216.

2) *Offa gemǽlde,* | *æscholt áscéoc* Byrhtn. 230.

3) *Béowulf maðelode,* | *on him byrne scán,* ‖ *searonet, séowed* | *smiðes orþancum* Béow. 405.

4) *þá kvað þat Sigrún,* | *sárvitr flugu,* ‖ *át hálu skær* | *af Hugins barri* HHu. I 54, 5.

δ. 1) *Judas hire ongén þingode,* | *ne meahte hé þá gehðu bebûgan,* ‖ *oncyrran cyninges gentðlan,* | *he wæs on þǽre cwéne gewealdum* El. 609.

2) *hospwordum spræc* Jul. 189.

þá þǽr wlonc hæleð ‖ *óretmecgas* | *æfter æðelum frægn* Béow. 331.

orð kvað þá Vingi, | *þaz án væri* Am. 39, 1.

3) *féa worda cwæð* Béow. 2247.

ok hann þat orða | *allz fyrst um kvað* Þr. 2, 1 uö.

werodes wísa | *wurðmyndum spræc* Ex. 258.

héofende spræc Andr. 1557.
hie þá ánmóde | andsweredon. El. 396.

4) *Elene maðelode | þurh eorne hyge* El. 685.
Hǫgni svaraði, | huði gott nánum Am. 35, 1.
hitt kvað þá Sǫrli, | svinna hafði hann hyggiu Hamd. 9, 1.

Die proben sind so ausgewählt, dass jede ein erweiterndes element von nur éiner art enthält. sehr häufig aber treten mehrere von den hier unterschiedenen zugaben in éinem kwaþ zusammen. um ein beispiel aus jeder der drei mdaa. zu geben:

kallaði þá Knefrøðr | kaldri rǫddu (δ), ‖ *seggr enn suðrœni* (α), | *sat hann á bekk háum* (γ) Akv. 2, 5.
Higelác ongan ‖ sinne geseldan (β) | *in sele þám héan* (γ) ‖ *fægre fricgean* (δ), | *hyne fyrwet bræc,* ‖ *hwylce Sæ-Géata | síðas wǽron* (δ) Béow. 1984.
Simon Petrus thuo, ‖ *thegan* (α), *wið is theodan* (β) | *thristwordun* (δ) *sprac,* ‖ *bi huldi* (δ), *wið is hèrron* (β) Hel. 4674.

In der nordischen dichtung treten die füllungen β und γ viel mehr zurück als in der westgermanischen, auch α ist bescheiden ausgebildet : mehr als éin sachliches oder preisendes attribut kommt kaum vor.

Eine sonderstellung nimmt der Byrhtnóð ein durch die grofse vorliebe für γ, zumal für das handhaben der waffen, *bord hafenode, daroð ácwehte* usw. (42. 230. 244. 255. 309). aus der ganzen Edda lässt sich nur der éine fall HHu. I 33 (*Sinfiǫtli kvað, slǫng upp við rá rauðum skildi* . . .) entfernt vergleichen. dazu aus den skaldischen Hákonarmál 10, 1 : *Gǫndul þat mælti, | studdisk geirskapti.*

Der später, besonders in der spielmannsdichtung, so beliebte kwaþinhalt, die aufforderung an den hörer, der rede seine aufmerksamkeit zu schenken (vgl. Panzer Zs. f. d. phil. 33, 135), zb.

gern müget ir hœren, wie er sprach,

ligt der weise des altgermanischen dichters, der keine solche gemütliche beziehung zum hörerkreise pflegt, fern.

Kögel sprach Litt.-gesch. I 1, 339 den gedanken aus, dass die nachdrückliche vorstellung des redners (unsre gruppe α) der sitte der volksversammlung folge. 'man braucht sich nur das epische präteritum in das präsens zu übersetzen, um formeln zu erhalten, mit denen der vorsitzende des dinges einem redner das

wort erteilen durfte. nur unter dieser voraussetzung wird die immer widerholte kennzeichnung des redners recht verständlich. im epos hat diese gewohnheit schwerlich ihren ursprung'. es drängen sich da mehrere einwände auf : dass die epik der verschiedensten völker derartige formeln liebt; dass sich die aufrufung des redners im germanischen ding sicherlich nicht der preisenden epitheta bediente[1]; dass die umständliche nennung einer schon bekannten person dem epos auch aufserhalb des kwaþ geläufig ist und sich aus den allgemeinen eigenschaften des germanischen erzählstils erklärt; endlich, dass die form *α* im zusammenhang mit den drei übrigen formen zu würdigen und unter den umfassenden gesichtspunct der dichterischen steigerung und fülle zu stellen ist. am Béowulf ist allerdings der umstand zu beobachten, der vielleicht den anlass zu Kögels vermutung gab: die sozusagen amtliche doppelbenennung (*Béowulf*, *bearn Ecgþéowes; Hróðgár, helm Scyldinga* uä.) pflegt nur vor den reden zu stehn oder bei der ersten einführung des helden (2603), nicht in anderm zusammenhang. aber beim Byrhtnóð trifft dies nicht zu. auch bei den Eddaliedern nicht : es heifst ebensowol *Þrym drap hann fyrstan, þursa dróttin,* wie *þá kvað þat Þrymr, þursa dróttinn* (Þr. 22. 25. 30. 31); ebensowol *brann Brynhildi, Buðla dóttur, eldr ór augum* wie *þá kvað þat Brynhildr, Buðla dóttir* (Gudr. I 23. 25. 27).

VI

Der **wortschatz** des kwaþ in den stabreimenden litteraturen verdient eine übersichtliche zusammenstellung.

Worte und wortverbindungen, die als einleitung der rede häufiger widerkehren, sind schon an verschiedenen stellen ge-

[1] in den vielen nach dem leben gezeichneten volksversammlungen in der altisl. prosa pflegt der sprechende selbst für sich das schweigende aufhorchen zu verlangen, und das ist jedesfalls im gerichtsverfahren der ältere germanische brauch. dem 'erteilen des wortes durch den vorsitzenden' kommt nahe Hákonar saga Hák. c. 85 ff (Unger Konunga sögur s. 290 ff): da wird der einfache name des aufgerufenen (ohne vaternamen) nebst dem titel (*lǫgmaðr*) angewant. in den westfriesischen dingtalen (Nieuwe Bijdragen voor rechtsgeleerdheid n. r. 4, 34 ff. 173 ff) beantwortet der richter die bitte ums wort mit blofsem *'ja'*, *'ja ja'*, *'ja ick'* oder mit *'het is my lief'* oder *'het is my lief, dat ghy recht segget'*. vgl. auch JGrimm RA[4] II 405 ff. Burchard Die hegung der deutschen gerichte s. 192 ff.

sammelt worden : bei JGrimm Andreas und Elene s. XLI (vgl. auch Gramm. 4, 999 ff). Weinhold Spicilegium s. 5. RMMeyer aao. s. 139. 370 ff. dazu in manchen schriften, die nur einzelne gruppen von denkmälern ins auge fassen.

Der folgende überblick zieht das material in weiterm umfang heran und strebt für die hier aufzuwerfenden fragen nach vollständigkeit. allerdings nicht vollständigkeit im lexicalischen sinne : die redeverba und damit zusammenhängende satzteile werden nur soweit berücksichtigt, als sie den bestandteil eines kwaþ ausmachen, mittelbar oder unmittelbar einer oratio directa vorangehn. diese einschränkung wird überall stillschweigend vorausgesetzt, wo ich im folgenden über das vorhandensein oder nichtvorhandensein eines wortes aussage.

Als gemeingermanische verba mit der bedeutung 'sprechen' begegnen im kwaþ die beiden : *maþljan* und *kweþan*.

Maþl(ō)jan, gamaþljan.

gimahalta ist im Hild. das einzige stehnde einführungsverbum : 7. 14. 36. 45, das erste mal mit folgendem *frâgên gistuont*.

maðelode nimmt im Béow. den ersten rang ein : es steht 19 mal allein, 7 mal neben einem andern redeverbum[1] und überwigt damit das nächsthäufige *spræc, gespræc* (unten s. 265) sehr erheblich.

Das einzige kwaþ des Waldere (B 11—13) enthält *maðelode* neben *gyddode*.

Der Byrhtn. gebraucht 2 mal *maðelode* vor weitern verba dicendi (42. 309); 2 mal *gemǽlde* (230. 244), das erste mal allein; 3 mal *wordum mǽlde*, verbunden mit andern verben (26. 43. 210).

Aus den geistlichen epen der Engländer ragt die Elene hervor mit ihren 9 *maðelode*, 6 mal allein (604. 627. 642. 655. 685. 806), 3 mal vor anderm redezeitwort (332. 404. 573). es sieht nach einem archaismus aus. dazu 2 mal *wordum mǽlde (-on)* :

[1] 286. 348. 360. 371. 405. 456. 529. 926. 958. 1322. 1384. 1474. 1652. 1818. 1841. 2000. 2426. 2863. 3077; — 499. 632. 1216. 1688. 2511. 2632. 2725. aufserdem durch conjectur 2793, deshalb bedenklich, weil dies der einzige gerade kurzvers wäre.

351. 537. die sonstigen verba dicendi in der El. bleiben hinter dieser zahl zurück[1].

In allen übrigen dichtungen haben andre redeverba die mehrheit. die höchste verhältniszahl erreicht *maþljan* in der Gen. B, 6 mal *gimahalda* : (alts.) 188. 210. 223. (ae.) 113. 288 *(maðelode)*. 556 *(gemǽlde)*; nur an der vorletzten stelle ohne weiteres redeverbum. der Hel. hat nur 4 *gimahalda (gimálda)* : 139. 914. 3136. 3992; an den drei ersten stellen folgen weitere verba dicendi. in der Gen. A treffen wir 2 *maðelode* (1820. 2892), das zweite mal allein; ferner je éinmal *wordum mǽlde* (2912) und *ongann . . . wordum mæðlan* (2218). aufserdem begegnet *wordum mǽlde* in der Jul. 3 mal (351. 455. 538), im Andr. 1 mal (300); *ongon (onginneð) . . . wordum mæðlan* im Gúdl. 1 mal (1174), im Crist 1 mal (1363 f); *mæðleð* im Crist 1 mal (1338). aufserhalb der erzählenden dichtung : *maðelode* im Wíds. 1. Rätsel 39, 5.

In den übrigen dichtungen fehlt unser wort.

maðelode, gimahalda hat durchweg die feste stellung : es folgt auf den eigennamen, der das subject bildet, und füllt mit diesem den kurzvers. im Hel. 3136 (und in dem conjicierten falle Béow. 2793) ist es der gerade kurzvers, sonst überall der ungerade. im Hel. tritt in 3 fällen *thuo* zwischen das subject und das zeitwort. nur Hel. 3992 geht dem nomen proprium noch eine kurzzeile, zum selben satze gehörig, voraus. die wortverbindung

NN gamaþliðō | . . . . .,

der zweite kurzvers mit einer füllung der gruppe *α* (oben s. 257), stellt sich als eine der altertümlichsten kwaþformeln dar.

Vom westgermanischen standpunct aus würde man nicht zweifeln, in *(ga)maþl(ō)jan* das altererbte, ursprünglichste wort für die emphatische ankündigung der rede zu erblicken[2]. da fällt es denn auf, dass die nordische dichtung das verbum gar nicht formelhaft verwendet. nur der vereinzelte langvers in den Atlamál, einem jüngern Eddaliede:

61, 1 *Beiti þat mælti,* | *bryti var hann Atla*

[1] aufser wenn man *cweðan, gecweðan, ácweðan, oncweðan* (unten s. 265 f) zusammenrechnet.

[2] das einmalige gotische *maþljan* (Joh. 14, 30) steht nicht im kwaþ und gibt *λαλεῖν* wider.

steht jener westgermanischen prägung einigermafsen nahe. ganz anders geformt ist

Sig. sk. 6, 3 : *nam hón svá mart | um at mælask,*

sowie die drei stellen

Hamđ. 22, 3 : *mæfingr mælti | við mǫg þenna*

Am. 32, 3 : *mælti hón við Vinga, | sem henni vert þótti*

Oddr. 8, 5 : *þá nam at mæla | mær fiǫrsiúka,*

wo der hauptnachdruck auf einem andern, vorausgehnden oder nachfolgenden redewort ligt. diese fünf sind die einzigen fälle von *mæla* vor directer rede [1]. um so bemerkenswerter, als die nordische prosa *mælti* in dieser stellung als das hauptverbum verwendet; ein brauch, den man wol mit dem der westgermanischen poesie in ursprachlichen zusammenhang setzen muss, obgleich das verhalten der eddischen lieder die continuität scheinbar durchbricht (vgl. unten s. 279).

Demnach lässt sich ein urgermanisches formelhaftes kwaþ mit dem verbum *maþljan* auf grund unsrer poetischen überbleibsel nicht aufstellen.

Die ursprüngliche bedeutung von *maþljan* ist weder 'dicere' noch 'loqui', sondern 'concionari, eine verhandlung führen' [2]. daher würde man den anschluss eines verbums, das die tatsache des 'sagens' directer ausdrückt, für das ältere im kwaþ halten; so wie zb.

El. 573 : *Elene maðelode | ond him yrre oncwæð:*

Hel. 139 : *Zacharias thuo gimahalda | endi wið selƀan sprak . . . .*

etwa wie 'er hielt eine rede und sagte', dann die or. dir.[3] aber die verhältnisse im Béow. und Hild. sprechen dafür, dass das einfache *maþljan* den ältern brauch darstelle.

Nur in den skandinavischen sprachen ist unser zeitwort als

[1] aus der skaldischen dichtung kommt noch dazu Hák. 10, 1 *Gǫndul þat mælti, | studdisk geirskapti,* 15, 1 *Ræsir þat mælti, | var frá rómu kominn, || stóð allr í dreyra drifinn.*

[2] ahd. *gimahalen* (vom Hild. abgesehen) nur 'verloben' (Kögel Grdr. d. g. phil.[2] 2, 77), eigentlich 'verhandlung führen, vertrag schliefsen mit jem., sich jem. durch vertrag sichern'; dass es in mallo publico geschah, ligt nicht in dem worte.

[3] auch in isl. prosa vereinzelt *NN mælti ok segir :* '. . . (Hrafnkels saga 1847 15, 12); *þá mælti 'Oðinn ok sagði, at . . .* (SnE. s. 87, 23 f). altdänisch *han melte och saude tha* (Ivan Løveridder 793).

redeeinführer bis in die neuere zeit am leben geblieben. die heutige isl. prosa stellt *mælti* immer noch der or. dir. voraus, aber *segir, sagði* hat auch in dieser verwendung die oberhand erlangt. ich erwähne noch, dass in den altdänischen balladen *mæle* und *tale til* die stehenden kwaþworte allgemeineren sinnes sind (neben den engern *svare, sporge* uä.); die gebräuchlichsten formeln werden mit

det (da) mælte
mælte det + subject

gebildet.

Das zweite der genannten verba, germ. *kweþan*, hat in der uns vorliegenden dichtung ein ganz andres verbreitungsgebiet.

In der Edda ist *kveða* das durchaus vorherschende wort der redeeinleitungen, das einzige, das zu entschieden formelhaften fügungen herangezogen wird. es begegnet etwa 50 mal vor oratio directa. aufserdem in dem einen eddischen, den 7 skaldischen fällen von eingeschobenem inquit (oben s. 248). an stereotypen verbindungen treffen wir:

þá kvað þat NN, | . . . . .

22 mal, ohne *þat* 2 mal (Þr. 20, 1. Gu. I 4, 1); in der zweiten kurzzeile meist eine apposition zu dem eigennamen (form *a*, oben s. 257);

hitt kvað þá NN, | . . . . .

5 mal in den Hamd., 1 mal Sig. sk. 31, 1;

ok hann (hón) þat orða | *allz fyrst um kvað*

4 mal in der Þr., aufserdem Brot 6, 3. Oddr. 3, 9 [1]; vgl. *en hann kvað ekki* | *orð et fyrra* Grott. 7, 1, *svá at hón ekki kvað* | *orð et fyrra* Oddr. 8, 7;

. . . . . | . . *orð (viðr) um kvað*

3 mal : Grott. 24, 1. Vegt. 4, 7. Sig. sk. 51, 1; vgl. auch Hym. 32, 5 (das *orð um kvað* innerhalb von or. dir. und als ungerader versikel).

Die Atlamál, die mit lauter neugeprägten redeeinleitungen zu operieren scheinen, bringen je 2 mal:

NN kvað at orði | . . . . (32, 1. 34, 1),
orð kvað . . NN | . . . . (39, 1. 40, 1).

[1] ähnlich bei Child nr 117, 103 : *the fyrst word the abbot spake:* . . .; 182, 12 : *the very first word that the king spake was:* '. . .

Von den westgermanischen denkmälern scheiden die deutschen ganz aus: sie kennen kein *queðan*, *quedan* vor directer rede. die einzige ausnahme, Gen. B (ae.) 121, *hé þá worde cwæð*, kommt somit auf rechnung des englischen übersetzers. im Heliand ist *queðan* das übliche verbum einerseits in der blofs graphischen einschaltung (oben s. 247), anderseits vor oratio obliqua[1]. der gebrauch stimmt zu dem der nordischen prosa: wo *kveða* die bedeutung 'sagen' (nicht 'verse vortragen') hat, da wird es der directen rede nach-, der indirecten vorausgestellt[2]. bei Otfrid teilt sich *quedan* mit *sprechan* in die stelle vor der rede, als zwischen- oder nachgesetztes inquit dient noch *quedan* allein (vgl. die beispiele oben s. 248f). Isidor und Tatian, altertümlicher, setzen für das blasse 'dicere' nur *quedan*; *sprehhan* hat den volleren sinn 'loqui' bewahrt; und auch die ae. prosa zeigt *cweðan* als das stehende zeitwort vor oratio directa, womit der gebrauch von *qiþan* bei Wulfila übereinstimmt. dagegen verwendet die spätere englische dichtung *quaþ*, *quoth* fast nur als eingeschobenes inquit (siehe unten s. 272), trifft also wider mit der eben erwähnten alts. und altn. weise zusammen.

Die altenglische stabreimdichtung, als ganzes genommen, ligt zwischen der nordischen und der deutschen, sofern sie *cweðan* mit seinen composita zwar nicht als das unbedingt dominierende,

[1] die fälle, wo einfaches *quað*, ohne weiteres redeverbum, erst indirecte, dann directe rede hinter sich hat, sind Hel. 723. 3296. 3741. 3827. 4480. 4962. 4983. 5184. 5376. 5926. Gen. B (alts.) 56. (ae.) 315. an der vorletzten stelle ligt auf *quað* hebung und hauptstab, vgl. Franck in dieser ztschr. 44, 343.

[2] die gewöhnliche verwendungsweise von *kveða*, *mæla*, *segia* im sagadialog veranschaulicht dieser kurze passus aus der Vápnfirðinga saga (Kph. 1848 s. 9, 17—23): *En Geitir kvazt eigi vita, hvárt Þorleifr myndi hann utan haft hafa með ǫðru fé, 'eða man austmaðrinn haft hafa með sér'. 'Ek ætla annat heldr', kvað Helgi, 'at þú munir hafa hann í vitum þínum'. Geitir mælti: 'Hvar er hringr, sá er hann hafði á hendi, þá er hann var veginn?' 'Eigi veit ek þat', segir Helgi, 'en þat veit ek, at eigi hafði hann hann í grǫf með sér'.* doch ist *segir*, *sagði* im eingeschobenen kwaþ ungleich häufiger als *kvað* und kommt in manchen denkmälern (zb. bei Snorri) auch im vorangestellten kwaþ vor. *mælti*, als das nachdrücklichere wort, bleibt vom eingeschobenen kwaþ ausgeschlossen, und neben dem allüblichen *Þá mælti NN*: '... begegnet nur selten ein *Þá segir (sagði) NN*: '...

aber doch als das beliebteste verbum der redeanmeldungen aufweist. wir haben hier zu unterscheiden:

a) blofses *cweðan*; zb.

Gen. A 1786 b : *and drihten cwæð*;

b) *cweðan* in verbindung mit *word, worde, wordum, féa worda, þurh gemǽne word* (Dan. 361);

c) *gecweðan*, immer mit *word* verbunden, aufser Andr. 1465. Chr. Höll. 261. Panther 69;

d) *ácweðan*, immer mit *word* verbunden;

e) *oncweðan* mit dat. der person, 'antworten'[1].

Diese sämtlichen wörter fehlen in Finnsb., Wald., Ex., Menschen gem., Höll. Chr. (Grein-Wülker III 175ff), also in dichtungen, die ein sehr geringes material an redeankündigungen darbieten.

Wenn wir die verbreitung der beiden hauptmitbewerber, *maðelian (mæðlan)* und *sprecan*, zum vergleich heranziehn, so erscheint die gesamte *cweðan*-classe schwach vertreten im Béow. und im Byrhtn.

Im Béowulf:

a) 2042 a : *þonne cwið æt béore* . . .

b) 315 b : *word æfter cwæð:*

2247 b. 2663 b : *féa worda cwæð:*

c) 655 b : *ond þæt word ácwæð:*

2047 b : *ond þæt word ácwyð:*

zusammen 6 fälle neben 26 *maðelian* (oben s. 260), 7 *sprecan* (unten s. 268). in éinem falle (655) gehn andre verba dicendi voraus.

Im Byrhtnóð:

a) 211 a : *Ælfwine þá cwæð* . . .

255 a : *Dúnhere þá cwæð* . . .

c) 168 b : *þá gyt þæt word gecwæð* . . .

e) 245 b : *hé þám beorne oncwæð:*

4 fälle neben 7 *maðelian, mæðlan*, 1 *sprecan*; überall in gesellschaft andrer redeverba.

Das vorkommen in den übrigen dichtungen ist aus dieser tafel zu ersehen (die ordnung nach dem wachsenden procentsatz der *cweðan*-fälle):

[1] *becweðan* nur 2mal : Gúdl. 331 b *oft worde bicwæð*; Ps. 105, 37, 3 *and þæt fægere becweðe* | *folca ǽghwylc*.

	cweðan mit comp.	*maðelian, mæðlan*	*sprecan*
Genesis A	17	4	16
Elene	13	11	3
Klagen d. E.	1	—	1
Juliana	10	3	4
Gúdlác[1]	4	1	1
Chr. Höll.	3	—	1
Judith	3	—	1
Crist	9	2	—
Andreas	27	1	2
Daniel	4	—	—

(je 1 *(ge)cweðan* begegnet ferner in Vers. Chr., Phön., Panth., Rebh., Metra, denen die beiden andern oben verglichenen verba mangeln. der Wanderer hat 6 a *cwæð*, 91 b *word ácwið*.)

Wir stehn somit der auffallenden tatsache gegenüber: die weltlichen stücke und die im allgemeinen altertümlichen Exodus und Genesis A befinden sich in dem weitesten abstande von der nordischen dichtung, die das verbum *kveða* so entschieden bevorzugt, und halten sich am nächsten zu der deutschen dichtung, die dieses selbe verbum vor directer rede ganz vermeidet.

Was die verhältnismäfsige häufigkeit jener 5 *cweðan*-gruppen anlangt, so ist zu erwähnen (von den kürzesten gedichten sehe ich dabei ab):

Das blofse *cweðan* (a) ist häufiger als eine der andern arten im Byrhtn. (s. o.), in der Gen. A (6 fälle) und im Crist (5 fälle); es fehlt ganz in Jud., Jul., Kl. d. e., Phön.;

die gruppe b) tritt hervor im Béow. (s. o.), Dan. (2 fälle), Andr. (12 fälle); fehlt ganz in Byrhtn., Jud., El., Gúdl., Phön.;

gecweðan (c) begegnet nur in Byrhtn. (1 mal), El. (5 mal), Andr. (7 mal), Chr. Höll. (1 mal), Phön. (1 mal);

ácweðan (d) ist in der Jud. der alleinige vertreter der *cweðan*-classe (3 fälle), findet sich ferner 4 mal in der Jul., 3 mal im Crist, 2 mal im Béow., je 1 mal in Gen. A, Dan., El., Gúdl.;

oncweðan endlich (e) kommt je 5 mal vor in Gen. A, Jul., El., Andr., je 1 mal in Byrhtn. und Gúdl.

[1] das *cwæð*, dem zunächst or. obl. folgt, Gúdl. 210, ist nicht mitgerechnet.

Als feste formeln kann man aufführen:

and þæt word ácwæð:

Béow. 655 b. 2047 b (*ácwyð*). Jud. 82 b. 151 b. 283 a. Jul. 45 a. 143 b. 631 b. 640 b. El. 1071 b. Gúdl. 1321 b. Crist 316 b. 474 a. 714 b; — *and þás word ácwið:* Wand. 91 b, *and þá word ácwæð:* Dan. 283 b, *þá word ácwæð:* Gen. A 1110 b;

and þæt word gecwæð:

El. 338 a. 344 a. 440 b. 938 a. Andr. 896 a. 1172 b. 1299 b. 1361 b. 1400 b. 1663 a; — *hé* statt *and:* Phön. 551 b;

hé þá }
and þá }
and (hé) } *worde cwæð:*
þá (hé) }

Gen. A 195 b. 905 b. Jul. 92 b. Andr. 743 b. 850 b. 913 a. 1206 a. 1280 b. 1450 a. Gen. B 121 b (oben s. 264);

and þus wordum cwæð:

Andr. 62 b. 173 b. 354 b. 539 b.

NN þá cwæð | . . . . .

mutet wie eine typische prägung an, begegnet aber nur zweimal im Byrhtn. (211. 255).

An einige der s. 263 erwähnten nordischen formeln klingen diese englischen an, doch kommt es nirgends bis zu genauer übereinstimmung. die zuletzt genannte wendung aus dem Byrhtn. deckt sich beinah mit der auch in der Edda alleinstehnden

Sinfiǫtli kvað | . . . . . HHu. I 33, 1.

Dem verbum *kweþan* ligt die bedeutung zu grunde 'einen laut von sich geben, etwas hören lassen': sodass unter den zahlreichen germanischen ausdrücken für 'reden' *maþljan* und *kweþan* die beiden endpuncte bezeichnen. jenes geht ganz auf die geistige seite, auf die handlung, in deren dienst die rede steht, *kweþan* auf die akustische erscheinung der sprache. das nordische *kveða* wird daher auch vom singen, von tierstimmen und von schällen lebloser gegenstände gebraucht; vgl. in der Kaiserchronik 11625: *alse lûte chot der slac*; auch engl. *quoth* erscheint in der bedeutung 'machte' hinter einer schallbezeichnung. und so erklärt sich auch, dass jene epischen formeln *kweþan* so häufig mit dem substantiv 'wort' verbinden: die zusammensetzung 'ein wort

hören lassen, sich durch worte lautbar machen' drückt soviel aus wie das einfache 'sprechen, sagen'[1].

Nordisch wie westgermanisch ist *kweþan* zum unzweideutigsten ankündiger einer rede geworden: eine wendung wie

thuo sprak he im sân mið is wordum tuo

kann zb. Gen. B 270 dastehn, ohne dass eine rede folgte: ein

hé þá worde cwæð

(Jul. 92) wäre sinnlos, wenn sich nicht das citat selbst anschlösse. das germ. *kweþan* ligt in seiner verwendung dem lat. *ait, aiunt* am nächsten.

In allen dichtungen, der Byrhtnóð ausgenommen, ist es das häufigere, dass *kweþan* mit seinen spielarten als einziges redezeitwort innerhalb seiner ankündigung steht; seltner gehn ihm andre verba dicendi zur seite.

Ein drittes redeeinleitendes verbum, das sich ausgedehnter, auch formelhafter verwendung erfreut, ist *sprekan*. es fehlt bekanntlich dem nordgermanischen sprachstamme.

Im Hild. kommt es nicht vor. dagegen ist es in der sächsischen Bibeldichtung das herschende kwaþwort. es nimmt hier einen so unbestrittenen vorrang ein, wie er nicht einmal dem *kveða* auf nordischem gebiete zufällt. das 10malige *gimahlian* in Hel. und Gen. zusammen macht geringe concurrenz, zumal es in 7 fällen ein *sprecan* im gefolge hat (vgl. oben s. 261). auch *seggian* vor directer rede nimmt wenig raum ein (unten s. 271 f). im übrigen sind es nur verba von bestimmterem begriff ('fragen, antworten, anreden'), umschreibende wendungen (*habda eft is word garu* uä.), sowie uneigentliche redeanmeldungen, die neben *sprecan* ihren platz behaupten; immer abgesehen von dem die oratio obliqua regierenden *queðan*.

Die englische dichtung weicht hierin stark ab. schon bei der betrachtung von *cweðan* (s. 265 f) sahen wir, dass sich *sprecan* fast überall in sehr engen grenzen hält. eine ausnahme machen der Béow. mit 7 fällen und besonders die Gen. A mit 16 fällen, sowie die Ex., die ihre sämtlichen vier reden mit *spræc* einleitet[2].

[1] auch in altn. prosa *kveða orð*, *kveða svá at orði*, s. Fritzner II 364b sub 3).

[2] Béow. 341. 676. 1169. 1216. 1699. 2511. 2725. Gen. A 918. 1294. 1483. 1744. 1899. 2123. 2138. 2303. 2405. 2462. 2496. 2635. 2720. 2794. 2848. 2879. Ex. 258. 277. 417. 552.

von den übrigen werken bringen es nur Jul. und El. auf 4 bezw. 3 fälle [1].

Die El. stellt dem *spræc* jedesmal ein nachdrücklicheres redeverbum voraus; der Béow. tut dies an 4 von seinen 7 stellen, während Jul. stets, Gen. A fast immer dem *sprecan* allein die einführung der rede zuweisen.

Die verbindung des verbums mit *word, wordum* uä. ist viel seltner als bei *cweðan* (oben s. 265. 267). am beliebtesten ist sie im Heliand (siehe unten s. 270). schon an und für sich hat *sprekan* den sinn 'sich durch rede äufsern, worte von sich geben', und zwar ohne rücksicht auf zweck oder inhalt des gesprochenen (im gegensatz zu *maþljan* und *sagjan*) : es schliefst wol von allen germanischen verba dicendi am wenigsten sonderbedeutung in sich.

Als formelhafte wortfolgen lassen sich etwa diese herausheben:

ae. *þá* / alts. *thuo* + subject + *spræc* | / *sprak* | (in éinem kurzverse):

Béow. 1699 b. Gen. A 1294 b. 1744 a. 2879 a. Jul. 417 b (*þá gien* . .). Hel. 4278 b. 5520 b. Gen. B (ae.) 375 b. doch folgt in Gen. A 1744. 2879 *tó* + dativ;

ae. { *þá hé* / *(hé)* / *and* } *tó* + dativ + *spræc* | (in éinem kurzverse)

alts. { *thuo hie* / *endi (thuo)* } *te* + dativ + *sprak* | (in éinem kurzverse):

Ex. 277 b. 552 b. Jul. 246 b. Kl. d. e. 249 b. Höll. Chr. 57 b. Hel. 1388 b. 2193 b. 2251 b. 2747 b. 2999 b. 3094 b. 3137 b. 3867 b. 4572 b (*endi eft te* . .). 4605 b. 4776 b. 4861 b. Gen. B (ae.) 420 b. 556 b;

ae. *þá spræc* / alts. *thuo sprak* + subject | . . . *tó* / *te* + dativ:

Gen. A 2123 b—2125 a. Hel. 4883 b—4884 b. 5615 b—5616 a (*thár sprak* . .);

ongan þá . . . . *sprecan*:

[1] Jul. 185. 189. 246. 417. El. 332. 404. 724. fernerhin begegnet *sprecan* : Andr. 1315. 1557. Reden der seele 16. 135. Höll. Chr. 24. 57. Byrhtn. 211. Jud. 176. Gúdl. 1268. Traumges. 27. Klagen d. e. 249. Chr. Höll. 171.

Gen. A 2404 b—2505 a. 2635 a. b. Andr. 1315 a. b. Traumges. 27 a. Wids. 9 b.

Nur altsächsisch finden sich:

thuo sprak im eft . . *angegin* | (in éinem kurzverse):

Hel. 269 b. 619 b. 824 b. 1586 b. 2560 b. 2580 b. 2841 b. 3061 b. 3098 b. 3947 b. 4060 b. 4510 b. 4689 b. 4843 b. 5089 b. 5219 b. Gen. B (alts.) 34 b. 69 b; *than sprikid* . . . : Hel. 4402 b. 4431 b; — *angegin sprekan* sonst noch im kwaþ : Hel. 1100 b. 2931 b. 3012 b. 3054 b. 3247 b—3248 a. 3976 b. 3986 b. 4696 b. 5850 b. 5970 b:

thuo sprak (im) eft (. . .) tegegnes:

Hel. 562 a. 2099 b—2100 b. 2553 a. b. 3387 a. b. 5604 b—5605 a; — *tegegnes sprekan* sonst noch im kwaþ : Hel. 395 b. 914 b. 2431 a—2432 a. 2557 b—2558 a. 4391 b. 4616 b. 5193 b;

thuo sprak (im) eft + subject | (in éinem kurzverse):

Hel. 225 a. 1067 b. 1091 b. 2124 b. 2827 b. 2846 b. 3051 b. 3277 b. 3727 b. 3891 b. 3932 b. 5211 b. 5351 b. 5559 b; *than sprikid* . . . : Hel. 4408 b. 4435 b. die verbindung

þá spræc Éue eft |

Gen. B (ae.) 587 a, das subject vor *eft*, ist im Hel. nicht vertreten;

| (. .) *sprak im (thuo) mið is wordun tuo* | (in éinem kurzverse):

Hel. 114 b. 820 b. 969 b. 1063 b. 3023 b. 4835 b; — *sprak im* . . *tuo* auch noch Hel. 2925 b. 3572 b. Gen. B (alts.) 42 b, dazu ein ae. fall[1]:

spræc him stefne tó Gen. A 2848 b.

Ich stelle endlich noch zusammen: *béotwordum spræc* Béow. 2511 b. Jul. 185 a; *thrístwordun sprak* Hel. 4675 b; *hospwordum spræc* Jul. 189 b; *endi hoscwordun sprak* Hel. 1083 b; *ongan* . . . *hospword sprecan* Andr. 1315 a. b; *sprákun* ‖ *hoscword manag* Hel. 5566 b—5567 a; *gespræc þá se góda* | *gylpworda sum* Béow. 676 a. b; — *filu wordo gisprak* Gen. B (alts.) 224 b. (ae.) 37 b; *sprak thuo wordo filu* Hel. 3689 b; *endi sprak word manag* Hel. 4638 b; — *word æfter spræc* Béow. 341 b. Ex. 417 b; *word sprecað* Red. d. s. 135 b. — die verbindung ae. *wordum sprecan*, alts. *wordun sprekan* begegnet im kwaþ : Gen. A 2496 b. 2720 b. Hel. 3723 b.

[1] aufserhalb des kwaþ : *spræc him wordum tó* Ps. 98, 7, 3.

3800b. 5582b—5584a. 5604b—5605a; *wordum spræc* Ps. 50, 30. *Andwurdi (gi)sprekan* siehe unten s. 277.

Das germanische verbum *sagjan, sagēn* hatte die — in den lebenden sprachen mehr oder weniger verdunkelte oder ganz aufgehobene — specifische bedeutung 'erzählen, berichten; mitteilen (c. dat.)'. demgemäfs taugte es zur einführung von reden nur in begrenztem mafse. worten wie 'Ich will den Dänenfürsten darnach fragen ...', 'Mit dem gere soll man gabe entgegennehmen ...', sowie allen fragesätzen, konnte man 'er *sagte*' nicht voranstellen, so lange jener bestimmte sinn des zeitwortes am leben war.

In der tat hat sich in unsern stabreimenden dichtungen das wort *sagen* noch nicht recht zum kwaþverbum ausgebildet.

Wir finden es einerseits verbunden mit einem substantivischen object des inhalts. es ligt dann die bedeutung 'mitteilen' oder 'berichten, kundtun' vor. man kann die betreffenden wendungen meist als uneigentliche kwaþ bezeichnen, dh. eine folgende or. dir. stellen sie nicht in sicht (vgl. oben s. 245 f), aufser wo ein andres, entschiedeneres kwaþwort dazu tritt. hierher:

Hym. 4, 5 *unnz af tryggðum Týr Hlórriða*
ástráð mikit einum sagði : '...;·

Akv. 35, 6 *(níð sagði)*. Am. 47, 8 *(sagði hón mun fleira)*. 68, 3 *(harm sagði)*;

Béow. 2632 *wordrihta fela*
sægde gesíðum [1] .....: '...

nur das vorausgehnde *maðelode* macht die or. dir. notwendig;

Gen. A 1090b—1092b *(sægde spel)*. 2405b *(sægde spel)* [2]. Andr. 384b *(þanc gesægde)*. 1022b *(sǽde him gúðgeþingu)*. Gúðl. 266a *(sorge gesægde)*. Kl. d. e. 126b—127a *(sǽde his earfoðo)*. Vat. Lehr. 53b *(sægde fela)*. 66b *(sægde worn)*;

Hel. 4091 *óldt sagda*
them thie thesa werold giscuop : '...

Hel. 2387b *(léra sagda)*. 2622b *(bilithi sagda)*. 3326b *(bilithi seggian)*. 5152a *(sundiun sagda)*. Gen. B (ae.) 491b *(sægde þanc)*. ähnlich ist Hel. 4818a : *sagda im thuo te tékne*.

[1] Grein-Wülker, Heyne-Socin und Holder setzen das komma unrichtig hinter *fela*, statt hinter *maðelode*.

[2] auch in Gen. A 2244 ist wohl zu *sárferhð sægde* das vorausgehnde *módes sorge*, mit constr. ἀπὸ κοινοῦ, als object zu ziehen.

auch Guðr. II 7, 2 *sagði mér Hǫgni*
frá Sigurðar sárum dauða : '. . .
heifst 'es erzählte mir Hagen von . . .', und die anführung seiner eignen worte könnte unterbleiben.

Anderseits begegnet *sagte*, ohne inhaltsobject, vor zunächst anschliefsender indirecter rede : Dan. 205. El. 588 (*sægdon hine sundorwisne,* dann or. dir.). Gúðl. 447. Hel. 494. 701. 2821. 2843. 3148. 3518. 4004. 4051. 4418. Gen. B (alts.) 217; die fälle verschwinden neben denen, wo *queðan* die or. obl. regiert.

Dann bleiben nur spärliche stellen übrig, wo *sagjan*, so wie *kweþan, sprekan,* als richtiges einleitungsverbum vor directer rede auftritt; meist mit dem dativ des angeredeten:

HHu. I 17, 1 *enn af hesti Hǫgna dóttir*
(líddi randa rym) ræsi sagði:
Akv. 6, 1 *hǫfði vatt þá Gunnarr ok Hǫgna til sagði:*
Am. 10, 5 *sagði horsk hilmi, þegars hón réð vakna:*
Béow. 2900 *ac hé sóðlíce sægde ofer ealle:*
Andr. 1207 *sægde his magoþegne:*
Gúðl. 422 *him se wérga gæst wordum sægde:*
Chr. Höll. 106 *sæde sóðcwidum:*
Höll. Chr. 23 *sægde Johannis,*
hæleð, helwarum, hlyhhende spræc . . .
Metra XXIV 48 *þonne wilt þu secgan and sóna cweðan:*
Hel. 1129 *endi them helithun sagda . . .*
1300 *sagda im thuo te suoðan . . .*
2548 *iro hêrron sagdun,*
thegnos, iro thiodne, thrístiun wordun:
3312 *liudeo drohtin*
sagda im thuo selƀo:
4456 *hie sagda ôc is iungarun thar*
wárun wordun:
formelhaftes ist hier nicht zu verzeichnen.

Noch im NL wird *sagen* in der alten weise verwendet : sehr häufig vor einem acc. des inhalts und vor indirecter rede, nur éinmal objectlos vor directer rede (2311, 1 im texte B*). da *mehelen* seit alters mit 'loqui' nichts mehr zu tun hat und *queden* schon im laufe des 12 jhs. ausgestorben ist — aufser in der verbindung *daz kít* 'das heifst, sagt so viel wie' —, steht nun-

mehr *sprechen* so ziemlich als einziges kwaþverbum allgemeineren inhalts da.

Auf englischer seite zeigt der zwei menschenalter jüngere King Horn gröfsern reichtum. er ist einerseits viel moderner, ndem sich *sede* schon zum vorherschenden kwaþwort ausgebildet hat: 32 mal vorangestellt, 10 mal eingeschoben[1]. in der stellung vor der rede dient daneben *spac* (8 mal), besonders in nachdrücklicherer einführung, die mehr als éinen kurzvers füllt. anderseits ist germ. *kweþan* noch am leben: 13 mal steht *quaþ* als eingeschobenes inquit, nur 1 mal geht es der rede voraus.

Diesen stand der dinge zeigen im wesentlichen auch die englischen balladen:

bespake und *spake* in dem vorausgestellten, emphatischen kwaþ;

said, sais (saying) in dem vorausgestellten, meist nachdrucksloseren kwaþ, sehr häufig vor der im versinnern beginnenden rede (wo niemals *spake* verwendet wird)[2]; aufserdem im eingeschalteten kwaþ;

quoth sehr selten vor der rede, immer nachdruckslos; öfter im innern der rede, doch auch hier hinter *sais, said* zurückstehend.

Dagegen hat sich in den nordischen Folkeviser *sagen* als redeeinführendes wort kaum eingebürgert. nur in dem seltenen falle des zwischen- und nachgestellten kwaþ (oben s. 249) bildet *sagði, sade, sa', segir* die regel, also in der function des englischen *quoth*, des altsächsischen und zt. des altnordischen *quað*. neben *mæla* ist *tala*, namentlich in den norwegischen und isländischen liedern, das meistgebrauchte redewort weitern sinnes (vgl. oben s. 263).

In der prosa aller germanischen gemeinsprachen ist *sagen* schliefslich zum hauptsächlichen kwaþverbum, zum formalen, nachdruckslosen einleiter der rede geworden, also an die stelle gerückt, welche gemeingermanisch *kweþan*, altdeutsch *sprekan* inne hatten. das deutsche *sprach* vor oratio directa ist in der umgangssprache abgestorben; ebenso das englische *quoth*, das dä-

[1] nach dem texte bei Wissmann. Strafsburg 1881.

[2] beliebt sind verbindungen von der art wie:

then bespake a squier, of Scottland borne, | and sayd: '...

Child nr 159, 7,

das stärkere wort voraus-, das schwächere dahinter gestellt (vgl. o. s. 262).

nische *mælede*. von seiner specifischen bedeutung hat *sagjan*, *sagēn* am meisten im englischen, am wenigsten im isländischen eingebüfst[1]. im allgemeinen ist *sagen* durch *taljan* und seine composita eingeschränkt worden; vereinzelt durch *sprekan* (vgl. Gramm. IV 1003 : niederhessisch *ich wills ihm sprechen*).

Wir kehren zu den stabreimenden erzählern zurück. im englischen epos hat noch ein redeverbum allgemeineren sinnes ausbreitung erlangt : *reordian*. seiner bedeutung nach hält es sich am nächsten zu *sprecan*, ligt aber mehr nach der seite hinüber 'die tätigkeit des redens ausüben, eine rede halten'. es ist daher zur unmittelbaren vorbereitung auf ein wortcitat weniger geeignet, weshalb ihm an 17 stellen von den 20, wo es im kwaþ vorkommt, weitere redeverba zur seite treten.

Den weltlichen gedichten mangelt es. als formelhaft können diese verbindungen gelten:

þá reordode | + subject:

Gen. A 1253. 2673 = Andr. 415. Jul. 66;

. . . . . | *beald reordode:*

El. 1072. Andr. 602. Gúðl. 998. Phön. 550.

Die übrigen stellen sind : Gen. A 2166. Ex. 256. 548. El. 405. 417. 463. Andr. 255. 469. Crist 196. Kl. d. e. 75. Chr. Höll. 260. Vers. Chr. 67.

Das mit *reordian* nicht verwante nordische *rœða* (got. *ródjan*) wird nur von den Atlamál im kwaþ gebraucht, und zwar 2mal in der gleichlautenden wendung:

rǫskr tók at rœða | . . . . . 54, 1. 90, 1.

Das deutsche *reden*, alts. *reðion*, kommt nur 1mal im Heliand vor:

5211 *thuo sprak eft thie késures bodo,*
wlanc endi wréthmuod, thár hie wið waldand Crist,
rethioda an them rakude: '. . . .,

und hier ist es das *sprak*, nicht das *rethioda*, was zu dem citat überleitet[2].

[1] die neuisländischen wörterbücher geben für dän. *fortælle*, engl. *to tell* (im sinne von 'erzählen') als einzige entsprechung *segja*, *segja frá*.

[2] auch im späteren deutsch tritt *reden* selten dicht vor directe rede. das NL gebraucht 3mal *redete*, wie sonst *sprach*, im eingeschobenen kwaþ (1726. 2327. 2339). vereinzelt findet sich *jehen* als kwaþwort, NL 1043, 1, s. auch Gramm. IV 1002 und die Mhd. wbb.

Ich schliefse die worte für '**fragen**' und '**antworten**' an.

In der Edda pflegt auch den reden in frageform ein neutrales 'er sprach' vorauszugehn (Þr. 3. 9. 25. Brot 6. Oddr. 3. Akv. 6). nur éin lied bringt 2mal 'fragen' im kwaþ:

HHu. I 23, 5 *spurði Helgi Hiǫrleif at þvi:*
32, 1 *frá góðborinn Guðmundr at þvi:*

Bei den Westgermanen treffen wir öfters die verbindung ae. *ongan frignan (fricgean)*, alts. *bigan frágoian (frágon)*: Béow. 1984. Gen. A 2887. Jul. 345. El. 849. 1067. Gúðl. 983. Hel. 2417. 3846. 4606. 5180. 5411. Gen. B (ae.) 261. dazu tritt das *her frágên gistuont* im Hild. 8.

Im übrigen hat die englische dichtung *frægn*: Béow. 236. 332. Gen. A 887. 2173. 2268. Andr. 255. 556. 919. 1163, die sächsische nur 2mal *fragn (frugnun)*: Hel. 917. 4840, häufiger *frágoda (-un)*: Hel. 210. 552. 911. 2951. 3241. 3257. 3883. 4286. 4836. 4973. 5083. 5343. 5851. 5968. Gen. B (alts.) 211.

Widerkehrende wortfolgen mit 'fragen' haben sich nicht ausgebildet.

Reicher entfaltet sind die ausdrücke für 'antworten'. wir haben die einfachen verba altn. *svara*, ae. *andswarian*, alts. *andwordian*, dazu das schon im zusammenhang mit *kweþan* vorgeführte ae. *oncweðan* (s. 265 f); auch die wendungen *sprac angegin, sprac eft (tegegnes)*, oben s. 270, bedeuten 'antwortete'. sodann verschiedene verbindungen eines substantivs 'antwort' mit einem verbum.

Altn. *svara* begegnet 2mal im kwaþ:

Hǫgni svaraði | .... Am. 35, 1.
svaraði Hǫgni | .... Gu. II 10, 1 [1].

Auch ae. *andswarode* erscheint in diesen beiden wortfolgen, aber niemals mit dem subject in einem kurzvers zusammen [2]: bei der accentfülle der verbalform hätte sich dies normaliter nur in dem seltenen falle erreichen lassen, wo ein schwachtoniges pronomen subject war. mit jenen eddischen versen stimmen daher die englischen formeln, die in verhältnismäfsig grofser zahl und fester prägung auftreten, nicht überein.

[1] eine dritte stelle, Hamd. 13, 1 *svaraði enn sundrmœðri*, hat nur indirecte rede hinter sich.

[2] aufser vielleicht in der verderbt überlieferten zeile Gen. A 1022.

Kein andres kwaþverbum ist so ungleichmäfsig verteilt wie *andswarode* (*-on*): es findet sich 17mal in der Gen. A, 9mal im Andr., je 2mal in Béow., Dan., Vers. Chr., je 1mal in El., Gúdl., Kl. d. e. und fehlt in den übrigen gedichten.

Formelhafte gefüge sind:

him (*þá*) + subject | *andswarode:*

Béow. 258. 340. Gen. A (1022? s. letzte note) 2136. 2278. Dan. 742. Andr. 857. Gúdl. 562; das *andswarode* weiter abgerückt: Gen. A 895. 1004. 2433. 2474; — *ǽdre* vor dem subject: Gen. A 872 = 2185. 2511; *eft* hinter dem subject: Gen. A 882. weiter abweichend Gen. A 2351. 2524; 2172. 2690; El. 396.

Die umgekehrte ordnung:

him (*þá*)
þá him *andswarode* | + subject:

Andr. 202. 260. 290. 343. 510. 623. 925. Kl. d. e. 51. Vers. Chr. 11. 26.

In der mitte stehn die verse:

Gen. A 2254 *hire þá ǽdre* | *andswarode* ‖ + subject

Dan. 127 *þá him unbliðe* | *andswaredon* ‖ + subject.

Nur 3mal bringt die sächsische dichtung *andwordian* im kwaþ, und zwar in der form:

im andwordida + adv. + subject:

Hel. 3041. 3305. 3375. die zeile der Gen. B (ae.) 593:

hire þá Ádam | *andswarode*

stimmt dagegen zu der ersten jener englischen formeln und dürfte wider durch den übersetzer umgestaltet sein (vgl. oben s. 264).

An zusammengesetzten ausdrücken enthält die Edda *andsvǫr veita*, 3mal in der formel

einu þvi Hǫgni | *andsvǫr veitti:*

Brot 7, 1 (hier in der hs. *einn* statt *einu*). Sig. sk. 17, 1. 45, 1; dazu Sig. sk. 50, 3:

ok allir senn | *andsvǫr veittu.*

Dem steht englisch das sehr beliebte *andsware ágiefan* gegenüber[1]. es erscheint am öftesten in der formel

him (*þá*) + subject | *ágeaf andsware:*

Jul. 105. 130. 147. 175. 319. El. 662. Andr. 285. 572. 617. 1184.

[1] zu den folgenden ausdrücken vgl. Sievers Heliand s. 392. Charitius Anglia 2, 302, wo auch beispiele aufserhalb des kwaþ.

1375. Gúđl. 1136; *ǽdre him* statt *him þá* : Andr. 189. 401. 643. ähnlich Gúđl. 1197. El. 462. Andr. 1345. *Hyre þá þurh yrre* | *ágeaf andsware* ‖ *fæder féondlice* . . . Jul. 117 f; *þá ic fromlice* | *fæder mínum* ‖ . . . *ágeaf andsware* El. 454 f. . . . . | *ágeaf him andsware* Byrhtn. 44.

Die umkehrung

. . . . | *andsware ágeaf*

findet sich nur 1 mal : Andr. 628.

Je einen vertreter hat *andcwis ágeaf* (Gúđl. 999) und *andwyrde ágeaf* (El. 619).

Zu der letzten wendung stimmt aufs nächste

Hel. 4085 *andwurdi gaf* ‖ + subject;

4294 *thuo im andwurdi* | + subject + *fargaf*.

Nur diese zwei fälle hat die sächsische dichtung den vielen englischen *andsware ágiefan* entgegenzusetzen. daneben bringt sie 3 mal *andwurdi (gi)sprecan* : Hel. 2432. 4039. 5970. aus dem Hel. reiht sich noch an:

929 *thuo habda eft garo*
Johannes the guodo glau andwurdi

und aus der Gen. B das dreimalige, im Hel. auffälliger weise fehlende

thuo quam im eft tegegnes godas andwordi:

175. 205. 237 [1].

Andrer art sind die ae. bildungen, worin das subst. *andswaru* zu einem selbständigen kwaþverbum tritt:

NN maðelode | *him on andsware* Béow. 1841. El. 642;
þá him Andreas | *þurh andsware* ‖ . . . *wordhord onléac* Andr. 315.

Zu dem *andswarian* verhält sich das feierlichere ae. *wiđ þingian, (on)géan þingian* etwa wie *maðelian* zu *sprecan*[2]. es erscheint meist in der wortfolge:

him (þá) + subject | *(. . .) wiđ* (oder *géan) þingode*:

Gen. A 1008. Jul. 260. 429. Andr. 305; ähnlich Andr. 632. El. 76.

[1] *andwordian* und *andwurdi (gi)sprecan* verbinden sich mit *angegin* oder *tegegnes* im Hel. 2432. 3041. 5970. das *and-* war dem sprachgefühl nicht mehr lebendig.

[2] Hel. 5726 steht *thingon wiđ* als variation des vorausgehnden *mahlian wiđ* (ohne or. dir.).

Zweimal haben wir die schwellversfüllung:

Iúdas hire ongén þingode | .... El. 609,

Gúðlác him ongéan þingode | .... Gúðl. 210;

dazu ein drittes mal El. 667, wo nur indirecte rede folgt.

Für die folgenden verba begnügen wir uns mit der nennung der stellen.

Die bedeutung des 'rufens' haben:

altn. *kalla* : Akv. 2, 5. Vkv. 13, 1. 23, 1. Brot 5, 3; wahrscheinlich auch, mit Bugge, Akv. 9, 5, wo in der hs. *kvaddi*[1]. als lehnwort im Byrhtn. 91;

ae. *hléoðrian* : Finnsb. 2. (conjectur Byrhtn. 172). Gen. A 866. Dan. 281. Andr. 537. 1360. 1430 b = Jul. 283 b; El. 900.

ae. *cleopian, clypian* : Byrhtn. 25. 256. Jul. 618. Gúðl. 235. Crist 508. Chr. Höll. 251. Red. d. s. 15. Kl. d. e. 34; — Jul. 270. El. 696. Andr. 1398;

ae. *hrópan* : El. 550; alts. *hruopan* : Hel. 3364. 3561. 5329. 5483. 5635.

'Begrüfsen, anreden':

ae. *(ge)grétan*, alts. *gruotian* : Béow. 653. 2517. Jul. 164. Andr. 61. 254. Crist 1670. Red. d. s. 137. Vat. Lehr. 15; Hel. 258. 819. 1064. 1157. 2748. 3036. 3138. 3186. 4391. 4561. 4723. 4805. 5085. 5568. die wortfolge *wordum grétte, wordun gruotta* in éinem kurzverse : Andr. 1464. Höll. Chr. 58. Hel. 4777. 5818; sonstige verbindungen mit *wordun, worde* : Andr. 1019. Hel. 4759. 4793. 5343;

altn. *kveðia*, alts. *queddian* : Hunnenschlacht 3, 4 (Herv.s. 267, 5. 347, 11), nach der hs. auch Akv. 9, 5 (siehe vorhin unter *kalla*); Hel. 258 die beiden grufsverba verbunden:

gruotta geginwardi endi sia fan gode quedda.

Ae. *gyddian*, eigentlich 'ein gedicht vortragen', ableitung zu *gyd*, dessen genauerer sinn fraglich (Kögel Grdr. d. germ. phil.[2] II 36 f) : Béow. 631. Wald. B 13. Gen. A 2106. dazu *gyd (á)wrecan* : Béow. 2155. Mensch. gem. 5[2].

Das ähnlich gedachte ..-*léoð (á)galan* (Heinzel Stil s. 23) begegnet 4 mal im kwaþ : Gúðl. 1320 *fúsléoð ágól*; El. 342 *dryht-*

[1] individuell ist *hrióta* : Hamd. 25, 1 *þá hraut við* ...., *sem biǫrn hryti.*

[2] vgl. *wriceð wordcwedas* Kl. d. e. 35. zu .. *wrecan*, .. *galan* auferhalb des kwaþ vgl. Fritzsche Anglia 2, 453.

léoð ágól; Jul. 615 *hearmléoð ágól;* Andr. 1341 *ongan . . . hearmléoð galan.*

Oft tritt ein verbum, dem die bedeutung des 'sprechens' fern ligt, mit dem subst. 'wort' zusammen. hierher gehören schon die altn., ae., alts. verbindungen mit 'antwort' oben s. 276f. dazu folgendes:

ae. *ongan wordum (ge)négan* : El. 286. 384. Gúdl. 1036; ohne or. dir. El. 559;

vereinzelt steht *wordum mændon* Chr. Höll. 21;

die prägung *word stunde áhóf,* stets neben andern redeverba: El. 723. Andr. 415. 1497. vgl. *áhóf wóðe* Andr. 674; *hóf hlúde stefne* Ex. 276;

alts. *thuo habda eft is word garo* ‖ ,

immer als gerader kurzvers, die folgende kurzzeile mit dem subject gefüllt, ist eine der markanten kwaþformeln des Heliand (sie fehlt der Genesis B) : 273. 2023. 2324. 2831. 2998. 3440. 4609. 5208. dazu die spielart:

1595b *thuo habda eft thie rîkeo garo* ‖ . . . . *guod word angegin;*

1 mal mit *andwurdi* statt *word,* siehe oben s. 277;

. . . *geng* . . . *wið só mahtigna* ‖ *wordun wehslan:*

Hel. 2102b—2104a. 4027b—4029a;

in der Edda nur ein paar unformelhafte wendungen:

er orð um fann   við iǫtuns máli Þr. 26, 3. 28, 3.
urpuz á orðum . . . Am. 42, 5.
. . . *greip við orði* . . . Gu. II 32, 1;

dagegen fehlt noch das in der saga und dann besonders in den isl. balladentexten beliebte *taka til orða.*

An den schluss dieser reihe stelle ich die bildlichen ausdrücke mit dem 'aufschliefsen des worthortes, des geistes' in der englischen dichtung:

wordhord onléac Béow. 259b. Andr. 316b. 601b. Wíds. 1b;
módhord onléac Andr. 172b;
wordlocan onspéon Andr. 470b;
ferðlocan onspéon Jul. 79b,

wozu sich *onband beadurúne* Béow. 501a gesellt. ein unmittelbareres redewort geht immer zur seite, ausgenommen Jul. 79.

Aufser betracht lasse ich verba wie 'verkündigen, aufzählen,

lehren, mahnen, bitten, gebieten, preisen, singen : sie gehören ihrer bedeutung gemäfs mehr zum erzählenden körper der gedichte als zur förmlichen einleitung der reden. feste prägungen sind hier nicht entstanden.

Zurückblickend bemerken wir, dass die deutsche und die englische dichtung nicht eben zahlreiche kwaþformeln gemeinsam besitzen. der hauptfall begegnete unter *maþljan*; dann einige unter *sprekan*; dürftiges bei 'antwort geben' und 'mit worten grüfsen'. die merklichste trennung zwischen den beiden gruppen ligt darin, dass bei den Engländern *cweðan* (mit comp.), bei den Niederdeutschen *sprekan* das vorherschende kwaþwort ist. die Skandinavier teilen mit den Westgermanen keine einzige kwaþformel. eine der nächsten übereinstimmungen bieten zwei gedichte, die sonst in jeder hinsicht weit genug auseinander liegen, die eddische Atlakvida und die englische Rede der sündigen seele (Grein-Wülker II 92ff):

Akv. 2, 5. 6 *kallaði þá Knefrøðr kaldri rǫddu*
Red. d. s. 15 *cleopað þonne swá cearful cealdan reorde.*

Als ältester germanischer sprachgebrauch ist wol das folgende zu erschliefsen:

a) im nachdrücklichen kwaþ vor der rede : *maþljan*, oft verbunden mit folgendem (der or. dir. vorangehendem oder, in der prosa, eingeschaltetem) *kweþan*;
b) im nachdruckslosen kwaþ vor der rede : *kweþan*, in poesie und prosa;
c) im eingeschobenen und nachgestellten kwaþ, nur in der prosa : *kweþan*.

In den verbis *sagjan (sagēn)* und *sprekan*, *talōn* war die bedeutung 'narrare' bezw. 'loqui' noch zu lebendig, als dass sie sich zur einführung von wortcitaten geschickt hätten.

Die spätere entwicklung zu zeichnen, würde ein viel breiteres material als das hier benutzte fordern. mit allem vorbehalt zieh ich diese linien:

maþljan 'reden' weicht in die dichtung zurück und stirbt darauf aus : westgerm. 8/10 jh.; bleibt in der dichtung bis in die neuere zeit bestehn : dänische balladen; wird in der dichtung ungebräuchlich, hält sich in der prosa : altn.-isl.;

kweþan vor or. dir. bleibt in unbeschränkter oder doch vor-

herschender geltung : Wulfila, ae. poesie und prosa, altn. poesie, ahd. prosa; wird durch *sprekan* stärker beschränkt : Otfrid; ist ausgestorben : alts. poesie, später (12. 13 jh.) auch auf den übrigen gebieten;

kweþan im eingeschobenen kwaþ gilt noch unbeschränkt: alts. dichtung (nur graphisch), Otfrid, altn. dichtung; beschränkt durch *sagjan* : altisl. prosa, mittel- und neuengl. dichtung;

westgerm. *sprekan* tritt in die function von *maþljan* und von *kweþan* vor der rede ein : ae. dichtung (hinter *kweþan* zurückstehend) — Otfrid — alts. dichtung (fast alleinherschend); gewinnt auch das eingeschaltete kwaþ : mhd.; stirbt aus : nhd. umgangssprache; me. *speke* hat ungefähr die rolle des einstigen *maþljan*;

nord. *tala (til, við)* wird neben oder statt *mæla* das zeitwort vor der rede : Folkeviser;

sagjan (sagēn) drängt *kweþan* aus dem eingeschobenen inquit mehr oder weniger zurück : altisl. prosa — me. dichtung — nordische balladen; dringt in das nachdruckslosere kwaþ vor der rede : altisl. prosa (neben häufigerem *mæla*), me. dichtung (neben seltenerem *speke*); wird einziges oder vorwiegendes kwaþwort in allen stellungen : lebende germanische sprachen.

Auf das zusammentreten m e h r e r e r r e d e v e r b a innerhalb éiner ankündigung haben wir an manchen stellen hingewiesen. die Edda kennt den fall verschwindend selten, da sie die zeitwörter überhaupt nicht variierend zu widerholen liebt. die westgermanischen denkmäler gehn so ziemlich alle gelegentlich über das einfache redewort hinaus. am wenigsten unter den redereicheren gedichten tun es Jul. und Gúdl. am entschiedensten huldigen dem doppelten und dreifachen verbum dicendi der Byrhtn. und der Andr., in zweiter linie Béow., Gen. A und die sächsischen dichtungen. folgende combinationen begegnen mindestens 3 mal (unter '*kweþan*' sind die fünf gruppen, oben s. 265, zusammengefasst):

maþljan + *sprekan* : Béow. 1216. 2511. 2725. (1688/99.) El. 404 (+ *reordode*). (Wids. 1/9.) Hel. 139. 914. 3136 (+ *gruotta*). Gen. B (alts.) 188. 223. (ae.) 113. 556[1].

maþljan + *kweþan* : Oddr. 8, 5. Byrhtn. 210 (+ *spræc*). 244. El. 573. (Crist. 1364/77.)

[1] aufserhalb des kwaþ steht *mæðlan* + *sprecan* Crist 797 f.

kweþan + *maþljan* : Hamd. 22, 1. Am. 32, 1. Jul. 350.
oncwæð + *hléoðrode* : Gen. A 865. Jul. 282. Andr. 1429.
sprekan + *sagjan* : Gen. A 2404. Hel. 2841. 2925.
sprak + 'fragte' : Hel. 208. 4835. 5850; 4605; 4839.
sprekan + *grötjan* : Höll. Chr. 57. Red. d. s. 135. Hel. 1063. 2747 (+ *bad*). 4776. 5566.
reordian + *(ge)cweðan* : Gen. A 1253. Phön. 550. Vers. Chr. 66. Chr. Höll. 260.
grétte + *cwæð (gecwæð, ácwæð)* : Béow. 655 (+ *ábéad*). Andr. 61. 1464.
hléoðrade + *cwæð (gecwæð, ácwæð)* : Dan. 281 (+ *herede*). Andr. 537 (+ *wyrðude*). 1360.

Unterscheiden wir gehaltvollere redezeitwörter und blassere, mehr formale, und stellen wir *kweþan* und *sprekan* auf die letzte, die übrigen auf die erste seite, so zeigt sich, dass die zunächst zu erwartende reihenfolge : erst das vollere, dann das leerere wort — wie in 'er hielt eine rede und sagte', 'er antwortete und sprach' — nicht so sehr viel häufiger auftritt als die umgekehrte ordnung. von den eben angeführten 47 stellen gehören 27 zu der erstgenannten art. doch bemerke man, dass schlichtes *kweþan* nur éinmal unter diesen 47 stellen[1] einem andern redeverbum vorausgeht : Hamd. 22, 1; denn Am. 32, 1 steht das verstärkte *kvað at orði* und Jul. 350 das zusammengesetzte *oncwæð*. wogegen als zweites zeitwort *kweþan* besonders beliebt ist, seinem ausgeprägten ait-charakter entsprechend (vgl. oben s. 268).

Die setzung mehrerer redeverba hat zwei ursachen. der allgemeineren anmeldung, dass jemand sich äufserte, soll die bestimmte überleitung zu dem wörtlichen citat folgen. dies kennt auch die prosa; vgl. das eben erwähnte 'er antwortete und sprach', *her antuurtita inti quad* (häufig im Tatian), *hann mælti ok segir* oben s. 262, *he bespake and said* oben s. 273 uä. zweitens beruht das mehrfache redewort auf dem gesteigerten stile der stabreimenden erzähler und fällt unter den begriff der variation : eine vorstellung lässt den dichter nicht los, er muss noch einmal zu ihr zurückkehren, nachdem er sie schon logisch ausreichend hingestellt hat. ebenso wie der dichter im Byrhtn. 96—99:

wódon þá wælwulfas, for wætere ne murnon,
wícinga werod, west ofer Pantan,

[1] aufserdem noch Byrhtn. 255. Crist 1669.

ofer scír wæter scyldas wégon,
lidmen, tó lande linde báron

die drei vorstellungen : die vikinge, das (bewaffnete) vordringen und die richtung des vordringens mit je drei ausdrücken variierend erschöpft, aus demselben formgefühle verstärkt er in z. 42—44:

Byrhtnóð maðelode, bord hafenode,
wand wácne æsc, wordum mælde,
yrre and ánræd, ágeaf him andsware:

das der deutlichkeit, aber nicht der empfindung genugtuende *maðelode* durch die zwei den fortschritt durchbrechenden, zurückbiegenden erneuerungen *wordum mælde* und *ágeaf him andsware.*

Von fällen dieser art unterscheiden sich — doch ohne dass eine ganz scharfe grenze zu ziehen wäre — die seltenen fälle des 'gespaltenen kwaþ' : der dichter kündigt eine rede in aller form an, schweift dann in einer reihe von versen ab und kommt endlich mit einer erneuten, selbständigen kwaþwendung auf das einfädeln der rede zurück. hier ist das letzte 'er sprach' nicht ein variierender ausdruck für eine vorstellung, die in der phantasie des dichters fortwährend rege blieb, sondern ein verstandesmäfsiges wider-einlenken, ein sich-erinnern, dass jemand zu sprechen habe. ausgeprägte bildungen dieser art sind : Béow. 1688—1700 (*Hróðgár maðelode . . . . . . þá se wísa spræc . .*). Wids. 1—9 (*Wídsíð maðelode, wordhord onléac . . . . ongon þá worn sprecan*). Gen. B (ae.) 113—121 (*Sátan maðelode, sorgiende spræc . . . . hé þá worde cwæð*). Crist 1363—1379 (*onginneð . . wordum mæðlan . . . . onginneð . . cweðan . . .*). Jul. 184—189 (*. . béotwordum spræc . . . . hospwordum spræc*). mehr oder weniger nach dem gewöhnlichen anschwellen des kwaþ und variieren des redeverbums liegen hinüber: Béow. 2042—2047 [1]. Klagen d. e. 75—80. Ex. 548—552; wahrscheinlich Byrhtn. 168b—172 [2].

In der ersten dieser stellen (Béow. 1688 ff) erblickte ten Brink Beowulf s. 84f ein besonders unzweideutiges kennzeichen von

[1] *þonne cwið æt béore* (2042 a) und *ond þæt word ácwyð* (2047 b) wären als variierendes paar ohne gegenstück.

[2] die überlieferung hat eine lücke; aber ein redeverbum in 172 b erscheint als nächstliegende ergänzung.

variantenverschmelzung [1]. dass aber die erscheinung, die ich hier 'gespaltenes kwaþ' genannt habe, als stilistische eigentümlichkeit aus éines dichters munde fassbar ist, hat Heinzel Anz. XV 171 gewis mit recht eingewant. Heinzel führte aus der mhd. dichtung die sehr starken fälle Rabenschlacht 473/74. 884/86 an. dazu nehme man Alphart 41/42 (doch hält auch Jiriczek Beitr. 16, 174 f aus inhaltlichen gründen str. 41 für zusatz). beispiele aus mhd. reimpaarwerken bei Kraus Deutsche gedichte des 12 jhs. s. 109. aber Hild. 7 kann man nicht hierher rechnen : *frâgên gistuont* ist normale abwandlung von *gimahalta* und hier geradezu unentbehrlich, da die oblique frage *(huer sîn fater wâri)* nicht an *gimahalta* anschliefsen könnte.

Übersicht.

[1] nach Möller Ae. volksepos s. 105. LIII wäre auch an der stelle Béow. 2042 ff das zweite 'sagte' erst als einschiebsel hereingekommen.

Berlin, december 1901. ANDREAS HEUSLER.

DIE ÄLTESTEN NAMEN DES MONDSEER CODEX.

EIN BEITRAG ZUR AHD. LAUTLEHRE.

Der Mondseer codex traditionum, hs. nr 179 des k. u. k. haus-, hof- u. staatsarchivs in Wien (abgedruckt im Urkundenbuche [U] des landes ob der Enns I s. 1—110) ist von Hauthaler [H] in den Mitth. d. inst. f. öst. gesch. bd 7 (1886) einer im wesentlichen abschliefsenden paläographischen untersuchung unterzogen worden. zur geschichte des codex, welchen Pez im VI bande des Thesaurus anecdotorum (1729) und der verfasser des Chronicon Lunaelacense (1748) benützten, ist aus den currentacten des staatsarchivs nachzutragen, dass er erst 1843 im regierungsarchiv zu Linz, wohin er nach aufhebung des klosters 1791 gebracht worden war, wider aufgefunden wurde (currentact 14 von 1844); vom staatsarchive abgefordert, blieb er noch wegen der aufnahme in U (1852) in Linz, wurde aber 1852 durch einen diurnisten entwendet und um den wert des pergaments an einen goldschläger verkauft; zum glück wurde der diebstahl bald entdeckt, und die polizei konnte den unersetzlichen verlust abwenden (ca. 18 von 1853). 1853 endlich wurde der codex nach Wien abgeschickt (ca. 35 von 1853).

Die deutschen namen des alten teils der hs. (nr I—CXXXVIII des U) sind der gegenstand der folgenden untersuchung. die herausgeber des U setzen ihn in die 1 hälfte des 10 jhs., Redlich hingegen (Mitth. d. inst. f. öst. gesch. 5, 7 anm. 3) und Hauthaler (s. 225) in das ausgehnde 9 jh.; die sprachliche untersuchung bestätigt diesen ansatz. H weist auch gegen die herausgeber den alten teil mit recht einer einzigen hand zu (s. 224); ob nr 95 und 96 mit H (s. 228) auszunehmen und einer andern gleichzeitigen hand zuzuteilen sind, scheint mir zweifelhaft; da aber 96 mit 16 identisch ist und 95 nur wenige namen aufweist, hat dieser zweifel für unsre untersuchung keine wesentliche bedeutung.

Sehr viele urkunden sind zeitlich genau bestimmbar; im folgenden geb ich die jahrzahlen nach dem register des U, den überprüfungen von Hundt (Abh. d. bair. ak. XII 145 ff) und H. eine nicht geringe zahl von urkunden, welche keinen anhaltspunct für die datierung in sich tragen, hat das register trotzdem mit einer jahrzahl versehen, welche meist nach den benachbarten

nummern erschlossen ist: diese fälle verseh ich mit einem fragezeichen.

1 : 772 oder 778 2 : 813 3 : ca. 800? 4 : 776 5 : ca. 760 6 : 837 7 : 800 8 : 823 9 : ca. 798 10 : 794 11 : 803 12 : ca. 800? 13 : 771 14 : 805 15 : 798 16 : ca. 780 17 : 828 18 : ca. 805 19 : 817 20 : 837 21 : 803 22 : ca. 818 23 : 818 24 : 829 25 : ca. 750 26 : ca. 750 27 : ca. 770 28 : 815 29 : 767 30 : 808 31 : 749 32 : 813 33 : 776 34 : ca. 776? 35 : 818 36 : ca. 818 37 : 824 38 : 768 39 : ca. 748 40 : ca. 750? 41 : ca. 800? 42 : 772 43 : ca. 800? 44 : 783 45 : 817 46 : ca. 800? 47 siehe zu 117 48 : 809 49 : 824 50 : 824 51 : 807 52 : 809 53 : ca. 810? 54 : ca. 810? 55 : 773 56 : ca. 800? 57 : ca. 800? 58 : 809 59 : 803 60 : 772 61 : 824 62 : 823 63 : ca. 800? 64 : 822 65 : 822 66 : 824 67 : ca. 750 68 : ca. 810 69 : 826 70 : 759 71 : 853 72 : 803 73 : ca. 820 74 : 749 75 : 805 76 : 770 77 : 823 78 : ca. 800? 79 : ca. 810 80 : 821 81 : 820 82 : 825 83 : 748 84 : ca. 810 85 : 829 86 : 803 87 : ca. 771? 88 : ca. 790 89 : 826 90 : 770 91 : ca. 810 92 : ca. 800? 93 : ca. 800? 94 : ca. 790 95 : 805 96 = 16 97 : 854 98 : 822 99 : 793 oder 796 100 : ca. 800? 101 : 807 102 : 811 103 : 808 104 : 826 105 : 819 106 : 821 107 : 811 108 : 773 109 : 829 110a : ca. 814 110b : 814 111 : ca. 814? 112 : 827 113 : ca. 800? 114 : ca. 800 115 : 772 116 : 824 117 und dazu 47, welches der schluss von 117 ist : ca. 773 118 : 808 119 : ca. 808? 120 : 820 121 : 825 122 : ca. 816? 123 : ca. 816? 124 : 816 125 : 834 126 : ca. 816? 127 : ca. 820 128 : 822 129 : 824 130 : ca. 824? 131 : 822 132 : 854 133 : 825 134 : 828 135 : ca. 790 136 : 827 137 : ca. 810 138 : ca. 820.

Die collation der deutschen namen lieferte folgende ergebnisse:

matahgauue überschrift] *e* undeutlich nr 1, s. 2 *machelm*] *machelm'* *ágo*] *ógo* 2 *rhodi*] *hrodi* 4 *uualtin*] *uualtni* 5 *fangauue*] *fangauuę* 6 überschrift, nur lesbar : *strazvval* . . . . 10 *hunricho*] *hunric[h]o* *matahcgauui*] *matac[h]gauui* 12 über-

schrift *marhliuppa*] *marhlúppa* mit dem gleichen zeichen wie 35 *odalscalh,* 91 *hitto,* daher wol, übereinstimmend mit der im texte belegten form, zu lesen *marhluppa* 17 *heimingon*] *h[i]emingon* vor 18 noch spuren des titels : *de* ..... *ing* ... 19 überschr. *sulzapah*] *sulzipah* 21 *hildipaldus*] *hi[l]dipaldus* *rantolfus*] *rantoluus* 26 überschr. *uualtkisigon*] *uual[t]kisingon* 31 *hariol de suuis*] *harioldes* neue zeile *uuis* 35 *odalscalh*] das 2 *a* aus einem für *l* begonnenen strich gebessert 38 s. 23 z. 4 v. u. *hrodsuind*] *hrodsu[n]id* 39 *matagauui*] *matahgauui;* in der anm. dazu : *baivarię*] *baioarie* *maninse*] *meninse* 42 *mataghauue*] *matahgauue* 45 überschr. *niucilingon*] *niuzilingon* 49 *cinuuallhesdorf*] *einuualhesdorf,* ebenso 51 57 *atargauue*] *atargau[u]e* 69 *oftargar*] *ostarger* 75 *scefouuia*] *scefou[i]ua* 79 *chiripah*] *chir[h]ipah* 83 text *holtsburk*] *holtsbu[r]k* 84 *pheterach*] *phetarach* 86 z. 4 *gotahelmus*] *gotahelm* 88 *matahgauue*] *matahgouu.* 91 überschr. *forhheid*] *for[h]heid* 92 *nuaswgrim*] *uuasugrim* 93 überschr. *phetarah*] *phet[ar]ah,* text *pheterah*] *phetarah* 94 überschr. *lantchamphon*] *lant[h]camphon* 97 in der seitencolumne nach *de askaha* von jüngerer hand : *mseeu* 99 *tuungauue*] *tuungauuę* 104 überschr. *teningon*] *ten[in]gon* 111 *rodbranndus*] *rodbrandus* 116 *rihhart*] *ri[h]hart* *pahheimma*] *pah[im]hema* 119 *diotpalt*] *d[i]otpalt* 130 *uuanghi*] *uuang[h]i* 132 z. 2 *pernhelm*] *n* corr. aus *h* *hluduuuico*] corr. in *hludouuico* 134 *hiltigersdorf*] *hiltigeresdorf.*

Der schreiber setzt bisweilen über vocale ein v-förmiges zeichen und zwar (über den antiqua gedruckten vocalen) in : *hrodperht* 94 *otingas* 76 *hotiloni otiloni odorico* 39 *odallant* 84. 85 *ostarperhtesdorf* 105 *aostarpald* 122 *ostarger* 69 *ostargouuo* 67 *ufgauue* 101 *harioldesuuis* 31 *adalperht* 39 *aaron* 55, öfter in *res* und *ac;* U vernachlässigt dieses zeichen überall bis auf *odallant* 85. ich vermag ihm keinen sichern phonetischen wert zuzuweisen : in *ostar-* bezeichnet es schwer-

lich den übergangslaut, da es auch in *aostar-* steht; über dem sichern *ó* von *hrod-* wär es als lautzeichen sehr auffallend, da der name noch ins 8 jh. gehört und alle andern *ó* bis tief ins 9 jh. hinein unverändert bleiben; neben *otingas* 76 steht *autingas* 38; bei *uf-*, *al-*, *-uuis*, *res*, *ac* ist das zeichen von vornherein bedeutungslos. — die in der collation angemerkten correcturen scheinen vom schreiber selbst vorgenommen.

Der vollständigkeit wegen möge noch die collation der anhänge platz finden : 139 überschr. *ad rantesdorf* 829] fehlt *Ernesto*] *Ernosto* 140 *rore*] *róre* 141 z. 2 v. u. *Irmberlingen*] *Irmber* 142 s. 84 *Liopoldus*] *Liupoldus* *heldorf*] *heldolf* 143 *Wihenmerlingen*] *Wihenmerlingen* *hukkenheim*] *hukkenheimen* 144 s. 85 *Mathilda*] *Mat^{h}ilda* *Waltkervs*] *Wa^{t}kervs* 145 *Mathilt*] *Mathilt* 147 *Falmut* (?)] *Farut*, *r* aus *l* corr. *otachar*] *od otachar* 148 *staindorf*] *sta^{i}ndorf* 149 *Riwtun*] *Riutun* *Hartvuic*] *Hartvuic* *Hinric*] *Heinric* *Liude*] *Liud.* *Engilscalh*] *Engilsc^{a}h* 150 *Liuthold*] *Liutholt* 152 *amicinestal*] *amicines tal* 156 *gotascalchi*] *Gotascalchi* *Hiltigerasheima*] *-a* steht über durchstrichenem *-un* *tihsteti*] *tihsteti* *Ôzi*] *Ôzi* *Hunolt*] *Hunolt^{t}* 157 *Alarhhohf*] *Alarhohf* *in aterseo*] *int^{a}erseo* 159 *Steininchirchen*] *Steininchirhen* *uistre*] *uistre* 160 *Rabbotone*] *Rab̄b̄* *gog . . . .*] *geg . . . .* *Liutholdo*] *Liuthodo* *wazzerlo*] unleserlich 161 *atal*] *t* aus *l* corr. *moseheim*] *moseh̄* 164 *heinricus*] *heinr̄* 165 *Rutherus*] *růtherus* *Engilhart* 3 mal] *Eng̅* *Chunrat*] *th* 166 *Alheidis*] *Alh* *Chunigundis*] *Chunig̅* 167 *strueherne*] *strucherne* 168 *dimudem*] *dimůdem* 169 *heinricus*] *hnr* 170 *Atergoev*] *Atergaev* *Peodinger*] *Pôdinger* 172 *preitenfelden*] *preitenselden* *riute*] *riutę* *celle*] *cellę* 176 *Williburgi*] *Willibirgi* *Winhtervs*] *Winthervs* 181 *wichmann*] *wichman* 185 *Diemudem*] *Diemůdem* *scalechaimen*] *scalecheimen* 187 *Ascrihe*] *As^{v}crihe* 188 *preitenfeliden*] *preitenseliden* *burchstal*] *bu^{r}chstal* 189 überschr. *Tilignen*] *Untilignen* *hadamar*] *^{h}adamar* s. 108 z. 8 v. u. *Chuno*] *Chůn* z. 4 v. u. *Rudolf*] *Růdolf* s. 108 ff : *Chunrat*] immer *Ch* *Maennse* immer *Maenn̄*.

Nur in latinisierter form treten auf die kaisernamen *karolus*, *hludouuicus*, die abtnamen *hiltipaldus*, *hunricus*, *lantperhtus* : aus dem oftmaligen gebrauch bildete sie sich wol als die amtliche heraus; vgl. 120 : der abt heifst *lantperhtus*, der einfache zeuge

lantperht. sonst erscheinen im nominativ von den zusammengesetzten männlichen namen latinisiert : *-paldus, -perhtus, -prandus, -grimus, -harius, -hardus, -helmus, -rihus, -ricus, -olfus, -uuigus, -uuinus*; mit ausnahme von *-harius, -uuigus, -uuinus* stehn daneben aber auch deutsche nominative. in den übrigen casus ist die latinisierung regel; deutsche endung nur in *uuohare* 24 und *hugine* 106 (in letzterm erblickt H s. 228 mit unrecht einen ortsnamen; die phrase : *quod ad hugine et alperhto et ratoldo comparavimus* ist gleich der in 5 : *comparavi ad ratpald et ad odalman et ad kerperht*).

Die zusammengesetzten weiblichen namen erscheinen in deutscher form : *alpsuuind* 27, *hrodsuuind* 38, *liutsuind* 107, *angiltrut* 31, *hugidrud* 4, *ellinpurc* 61, *irminpirc* 94; *-hilt* : *gepa-* 90, *rod-* 132, *suana-* 16, *zam-* 6. latinisierung ligt aber vor in *hiltipirinna* 75, da die längere form eines movierten femininums noch nicht erwartet werden kann, und in *erchanfrita* 42; einmal erscheint dativ in *ratdrudę* 132.

Die männlichen kurznamen auf *-o* werden in der declination latinisiert : *attoni* 59, 2, *atoni* 73, *hotiloni, otiloni, odilone* 39, *otilonis* 1, *popone* 39, *undoni* 31, *tassilo, thessilo* oft; die weiblichen kurznamen auf *-a* bleiben unverändert.

Was die ortsnamen betrifft, finden sich von romanischen endungen nur *-as* und *-a*, und zwar *-as* nur in *-ingas*; in zeitlicher folge : ca. 748 : *pliutmuntingas* 39 748 : *autingas* 83 ca. 750 : *uualtkisingas* 26 770 : *otingas* 76 ca. 771 (?) : *moringas* 87 813 : *niuzilingas* 32 817 *niuzzilingas* 45 ca. 818 : *niuzilingas* 22 820 : *pochingas* 81 824 : *matingas* 37 daneben steht *-inga* : ca. 748 : *niuzilinga* 39 ca. 770 : *uualtkisinga* 27 772 : *munolfinga* 1 ca. 780 : *heiminga* 16 783 : *faringa* 44 793 : *herigisinga* 99 798 : *heiminga* 15 ca. 800 (?) : *herigisinga* 100 803 : *moringa* 86, *sceroluinga* 59 ca. 805 : *uualdoluinga* 18 807 : *chauinga* 101 808 und 811 : *oftheringa* 103. 102 ca. 810 (?) : *sceroluinga* 53 826 : *teninga* 104 829 : *teginga* 85; die deutsche endung erscheint nur : 814 : *uuirtingon* 110 b 826 : *teningon* 104 828 : *heimingon* 17. nach dem stande der überlieferung sind also *-ingas* und *-inga* neben einander lebendig, 814 tritt *-ingon* zum ersten male auf. weiter führt uns die untersuchung der überschriften: der sammler der urkunden kennt *-ingas* nicht; aus *uualtkisingas*

26 wird in der überschrift : *uualtkisingon*, aus *matingas* 37 : *matingon*, aus *niuzilingas* 45 : *niuzilingon*; ebenso ist ihm *-ingon* geläufiger als *-inga*, welches er in der überschrift nur beibehält in *munolfinga* 1, *heiminga* 1. 15; sonst schreibt er für *-inga* des textes *-ingon* : *sceroluingon* 59, *tegingon* 84, *moringon* 86, *herigisingon* 97. 99, *chauingon* 97. 101, *oftheringon* 102, *teningon* 104; es ist also *-ingas* mit der herschaft von *-ingon* verschwunden, während *-inga* noch möglich ist. wenn wir diese ergebnisse mit denen Hennings Kuhns zs. 31, 306ff vergleichen, so ergibt sich aus dem parallelismus der erscheinungen hier und dort, dass unsre sammlung die vorlage in dieser hinsicht im allgemeinen treu bewahrt hat; wir müsten sonst auch im texte mehr *-ingon* erwarten.

-a erscheint aufser in *-inga* noch häufig als deutsche und romanische endung, in beiden fällen im wechsel mit *-un*, *-on*. *-a* in : ca. 750(?) : *satalara* 40 759 u. 768 : *rota* 70. 38 771 : *marchluppa* 13 ca. 790 : *lantchampha* 94, 2 798 : *rota* 15 ca. 800 (?) : *campara* 56. 57 800 : *lantchampha*. *strazuualaha*. *strazza* 7 803 : *rota* 72 805 : *gurtina* 14 809 : *lauppa*, *louppa* 48 ca. 810(?) : *agira* 54 820 : *rota* 71. 83 821 : *uuazarlosa* 106 822 : *cheminata* 65 823 : *maticha* 8 824 : *pah[im]hema* 116, *mura* 129 853 : *rota* 71, 2 854 : *sura* 132 *-un*, *-on* in : ca. 773 : *pahmannon* 117 819 : *kundeschirichun* 105 820 : *intinstegon* 81 821 : *holzheimon* 106 824 : *muron* 129 825 : *intinstegon* 82 837 : *strazuualahon* 6. in den überschriften blieb *-a* des textes in : *marchluppa* 1. 12, *gurtina* 1. 14, *agira* 49, *cheminata* 49. 65, *rota* 70. 73, *lantchampha* 84, *sura* 132; geändert wurde *-a* des textes in den überschriften : *camparon* 49. 56, *satalaron* 40, *lantchamphon* 94; in 116 hat die urkunde *pah[im]hema*, die überschrift *pahmannon*, *cidlaron* 38 (überschrift) hat im texte keine vergleichbare entsprechung. in diesen fällen leben also *-a* und *-un*, *-on* gleichmäfsig nebeneinander.

Die flussnamen *vilusa*, *agra*, *sura* (letzterer dann auch ortsname, vgl. nr 131. 132) haben im texte wie in den überschriften *-a* (*-ae*, *-am*); nur *samitun* 90 (ca. 770) bildet eine ausnahme (vgl. aus den anhängen *semita* 158).

Von den latinisierten adjectiven aus ortsnamen ist nur hervorzuheben *maduciano* 38, identisch mit *matahgauuense* 78. 100.

STAMMSILBENVOCALE.

a. Hier fällt auf *árn* 7; accent steht sonst nur noch *ógo* 1; da in 7 daneben *arnoni*, *-em* vorkommt, ist es zum mindesten zweifelhaft, ob der accent bei *árn* länge bedeutet. *aarfridus* 132 [neben *arperht* 71. 78] könnte wegen doppelschreibung auf *á* hinweisen, doch braucht *aa* nicht notwendig *á* zu sein: vgl. *aarahad* im Salzburger verbrb. (Zs. 43, 6), wo nebentoniges *a* nach langer stammsilbe sonst durchweg synkopiert ist. *o* für *a* steht in *ratpoldo* 5, daneben in derselben nr *ratpald*.

Die bezeichnung des umlauts, soweit er zum ausdruck kommt, ist *e*, nur 1 *ae* in *maegilo* 74 (749). stammhaftes *i* des 2 compositionsgliedes bewürkt im ersten keinen umlaut, ebenso bleibt *i* der ableitung ohne einfluss nach *l* + cons.: 776: *uualtni* 4 793: *uualhilo* 99 ca. 818: *uualdilo* 36 854: *saluuia* 132. andre hindernde verbindungen fehlen — dass *erpha* 4 hierher gehöre, ist kaum anzunehmen (vgl. Schatz Zs. 43, 37). für *i* der 3 silbe ist eigentlicher beleg nur *mahtuni* 66 (824); auszuscheiden sind auch hier die fälle mit stammhaftem *i* des 2 gliedes: ca. 780: *suanahilt* 16 ca. 798: *uuasugrim* 9 800: *uuasugrimus* 7 837: *baturicus* 20 854: *adalgis* 132. als erstarrte amtliche form ist anzusehen *tassilo* (24mal) gegen *thessilo* (6mal). *pattindorf* 68 ist regelrecht ohne umlaut, da der genetiv nach analogie des nominativs gebildet wird, anders bei *gaginpah* 38, wo kaum ein genetivverhältnis vorligt. *chessindorf* 119. 120. 121 (dazu die verschreibung *skessindorf* 118) kann wol nicht mit den bei Förstemann i[2] 219 ff belegten namen zusammengebracht werden, da dann kein umlaut zu erwarten wäre: vielleicht darf man *chezzin* = *catinus* heranziehen. *gewi* ist nur 1 mal belegt: *rotahkeuui* 97 (854), sonst ist echt bairisch immer *au*, *ou* entwickelt. über *agira* 54 (ortsname), dem als flussname *agra* 53. 62 zur seite steht, vermag ich bestimmtes nicht zu sagen, die heutige gestalt des erstern ist *Ader*, des zweiten *Ager* (vgl. Lamprecht Hist.-geogr. matrikel des landes ob der Enns s. 92); in *maticha* 8, *matingas* 37 hat offenbar der anschluss an das vorherschende *matah-* den umlaut verhindert.

Nach diesen vorbemerkungen ist festzustellen, dass *a* ohne umlaut bleibt nur in: 749: *angiltrut*, *harioldesuuis* 31 768: *gaginpah* 38 ca. 770: *samitun* 90 783: *faringa* 44 ca. 790: *uuarid* 88 807: *chauinga* 101 ca. 808(?): *agino* 119

ca. 824 (?) : *uuan*[h]*gi* 130. die zwei letzten urkunden enthalten keine zeitbestimmung und sind vom register des U nur nach den nachbarurkunden datiert : in den sicher datierbaren urkunden finden wir also nach 807 keine umlautslose form mehr. die umgelauteten sind folgendermafsen verteilt : ca. 748 : *heri-* 39 749 : *maegilo* 74 ca. 770 : *heri-* 90 772 : *megin-* 42, 2, *regin-* 1. 115, *egino* 60, *thessilo* 1, 4 776 : *-steti, thessilo* 4, 2, *regin-* 33, 2 783 : *regin-* 44 793 : *heri-* 99 794 : *-steti* 10 ca. 800 (?) : *engil-* 3, 2, *heri-* 100, *egino* 3, *megilo* 12 803 : *heri-* 59 805 : *megin* 75, 2 ca. 805 : *engil-* 18. 37 808 : *skessin* 118 ca. 808 : *chessin-* 119 ca. 810 : *regino* 91, *teginga* 84 ca. 810(?) : *regin-* 54. 126, 3 811 : *-heringa* 102 ca. 814 : *engil-* 110a 819 : *heri-* 105 820 : *engil-* 80, *regin-* 120, 3, *chessin-* 120 ca. 820 : *uuengi* 127 822 : *regin-* 128, 2, *cheminata* 65 823 : *regin-* 8 824 : *ellin-* 61, *uuengi* 129 825 : *regin-, chessin-* 121 826 : *teninga* 104 829 : *teginga* 85 837 : *hephilo* 6 854 : *engil-* 97, 2, *regin-* 132, *-keuui* 97. nach dem stande der überlieferung tritt also der umlaut im 1 wie im 2 gliede von 770 an überwiegend auf; bei den unumgelauteten formen stehn 3 *a* vor *r*, doch steht vor *r* auch das erste *e*. in den überschriften fehlen für die umlautslosen formen des textes die entsprechungen, nur dem *chauinga* 101 entspricht auch im titel 101 und in der seitencolumne 97 umlautsloses *chauingon* (die form *chevinge* ist belegt in einem Mondseer urbar des 12 jhs., hg. von Schiffmann Archiv f. öst. gesch. 79, 364).

ĕ, i, o, u, á geben zu keinen bemerkungen anlass; es bleibt nur fraglich, ob *i* in *aluuuih* 120 kurz oder lang anzusetzen sei (vgl. Henning Runendkm. 33 ff); über *aarfridus* 132 vgl. oben s. 291.

Germ. *ê*^{2} ligt vor in *freso* 30 (808), ebenso auch wol in *skeroluinga* (*scer-*) 53 (ca. 810 ?). 59 (803), wie uns die spätere form des namens in den anhängen andeutet : *scierolfingen* 155 (ca. 1150).

î erscheint in den zusammensetzungen mit *rik, grim-* 138. *-nid* 1, *isan-* 97, *gisal-* 132, *-gis, -kis* (vgl. Singer Anz. xiv 34), *-frita* 43, *ti-* (für *tih-*) 4, *-uuig*; ebenso in *suuidinc* 104 und *cidlaron* 38; auch *thisa* 15 wird mit *î* anzusetzen sein : vgl. aus den anhängen, neben *tisenheim* 183 (ca. 1150), *teising* s. 108 z. 8 v. u. (14 jh.).

Germ. *ô* ist nicht diphthongiert; seine bezeichnung ist einfaches *o*, nur 88 (ca. 790) finden wir 2 mal *pooh*, 1 (772) *ógo*; auch die überschriften kennen nur *o*. in zeitlicher folge sind die belege : ca. 748 : *popo* 39 (vgl. bei Wagner Freis. urk. 16 : *poapo*) 768 : *hrod-*, *-roh* 38 770 : *chon-* 76 772 : *hrod-* 60, *ógo* 1 ca. 790 : *hrod-* 94, *poh* 90, *pooh* 88, 2 800 : *hrod-* 7, 4 ca. 800(?) *rod-* 63, *trogo* 100, *pohhe, poso* 41. 43 813 : *hrodi* 2 ca. 814(?) : *rod-* 111 818 : *rohinges-* 35 820 : *rod-* 120 822 : *trogin-* 98 824 : *tonah-* 37 826 : *poche* 89 827 : *trogin-* 112 829 : *uuohar* 24, 3 854 : *gronin-* 97, *rod-* 132. *soua* 137 (ca. 810) fass ich als verschreibung für *sona* (vgl. Salzb. verbrb. I 58 *suona*). in den zusammensetzungen mit *odal-* : ca. 760 : 5, 2 808 : 118 809 : 58 ca. 810 : 84 818 : 35 820 : 120 829 : 85 854 : 97 kann altes *ô* vorliegen (vgl. Schatz Zs. 43, 4. 5), worauf auch *ůdalricus* 177 aus den anhängen hinweist; anders ist es bei *otto* 3 (ca. 800?), *otilo, hotilo, odilo, odoricus* 39 (ca. 748), *otilo* 1 (772), denn wenn wir hier einerseits neben *otingas* 76, *-on* 1 *autingas* 83 finden, anderseits in den anhängen 141 *ǒtendorf* steht, sind wir genötigt, 2 stämme, mit *au* und *ô*, neben einander anzusetzen.

û begegnet in *huno, hun-, -trut, -drud, -husir, mura, rum-, trun-*. *hlūd-* lässt sich, soweit man aus latein. formen überhaupt schliefsen darf, nur ansetzen in *luduuickus* 11, *luduuicus* 81, dagegen ligt *hlŭdu-, hlŭdo-* vor in allen übrigen fällen.

ai > *ê* ist, bis auf ein *ę* in *-sęę* 128 (822), nur als *e* belegt und zwar in *ker, ger* : ca. 748 : 39 ca. 760 : 5, 2 772 : 1 773 : 55 776 : 4 808 : 118 ca. 810 : 68 816 : 124 ca. 816(?) : 123 820 : 120 ca. 820 : 127, 2 822 : 64, 2. 128 826 : 69 828 : 134, 3, in *suanaseo* 105 (819) und im häufigen *maninseo*. uncontrahiertes *ai* erscheint durchweg als *ei* : 774 : *stein-* 55 ca. 780 : *heiminga* 16 798 : *heiminga* 15 ca. 800(?) : *stein-* 3 805 : *heiminga* 95 807 : *ein-* 51 ca. 810 : *stein-* 53, *-heid* 91 814 : *suein-* 110b ca. 814 : *suein-* 110a. 111, 2 817 : *heito* 19 821 : *-heimon* 106 824 : *-hema* (im übergeschrieben) 116 829 : *-suein-* 109 837 : *heito* 20, 2, *-leip* 20 854 : *cheigo* 132. dasselbe verhältnis zeigen die überschriften, *himinga* in der seitencolumne I ist natürlich schreibfehler.

Altes *au* erscheint in *lauppa*, *louppa* 48 (809) [Wüllner

Hrab. gloss. 85 bestimmt für dieselbe zeit, 807, das erste *ou* aus urkunden]. vor monophthongierenden consonanten steht in text und überschriften *o*, nur *uuolfgooz* 119 (ca. 808?) hat *oo*; *au* ist nur erhalten in *autingas* 83 (748), *mauri* 34 (ca. 776?) [vgl. *moringas* 86], *ao* in *aostarpald* 122 (ca. 816?). die formen mit *o* verteilen sich : ca. 750 : *ostar-* 67 770 : *otingas* 76 772 : *ostar-*, *otingon* 1, *ror-* 115 773 : *ror-* 108 ca. 800(?) : *-koz* 3 803 : *coz-*, *moringa* 86 808 : *coz-*, *-goz*, *-hoh* 118 ca. 810(?) : *hoh* 54 811 : *ror-* 107 819 : *ostar-* 105 820 : *-hoh* 120, 2 821 : *-losa* 106 822 : *-hoh* 64. 128 826 : *ostar-* 69 837 : *coz-* 20. das erste sicher datierbare *ó* < *au* fällt also auf 770; nr 67 ist mit ca. 750 wol zu früh angesetzt, es lässt sich nur bestimmen, dass die urkunde wegen des abtes Oportunus 748—781 fällt. *au* vor *w* wird meist als *au* geschrieben: *-gauui* (*e*) steht ca. 748—854 72 mal, *-gouui* (*e*) zwischen 748 und 825 18 mal, sonst finden wir noch : 794 : *auui-* 10
i
ca. 798 : *ouui-* 9 805 : *-ouua* 75 813 : *-auua* 2 825 : *-ouua* 82; auch in den überschriften hat hier *au* die vorherschaft : 14 *au* gegen 6 *ou*.

iu erscheint in *liut-*, *liup-*, *niuzzilinga* (*niuz-*), *riutiles-*, *triu-*; *pliutmuntingas* 39 (heute Pleinting) kann schreibfehler sein; Förstem. I² 527 kennt nur einen *pliunmunt*. *eo* erscheint 5 (6) mal, *io* 2 mal, darunter einmal in correctur : ca. 800(?) : *deot-* 3
i
ca. 808 (?) : *dot-* 119 815. 818. 823 : *deot-* 28. 23. 62, 2 829 : *hiotin-* 24 854 : *deot-* 132. aus den überschriften fehlen belege.

VOCALE DER NEBENSILBEN.

Die vocale der mittelsilben werden weder geschwächt noch synkopiert : *adalunc*, *agira*, *aldares-*, *phetaro*, *ermanolt* 57, *filusa*, *kamalo*, *campara*, *gurtina*, *isara*, *karolus*, *cheminata*, *opara-*, *reganes-*, *samitun*, *satalara*, *cidlaron*; dazu die bildungen mit *-ilo* : *otilo*, *megilo*, *hephilo*, *tassilo*, *uualdilo*, *uualhilo*, *puhiles-*, *putiles* , *mistiles-*, *riatiles-*, *niuzzilinga*, mit *-ino* : *agino*, *regino*, mit *-ucho* : *salucho*, mit *-uni* : *mahtuni*. anschliefsend sei bemerkt, dass aufser diesen bildungen von kurznamen sich noch folgende ableitungen finden : *-unc* : *adalunc*; *-inc* : *durinc*, *suuidinc*, *rohinges-*; *-ni* : *kerni*, *uualtni*, *uuerdni*; *-i* : *hrodi*. *hugine* 106 ist dativ einer bildung auf *-in* oder *-ini*. alle andern männlichen

kurznamen (mit ausnahme von *chagan* 2) enden auf *-o*, die weiblichen auf *-a*.

Rein oberdeutsche vocalentfaltung kommt nicht vor, es steht immer *perc, pirc, purc, dorf*; sonst erscheint secundärvocal in *pirihin-*, *-uualaha* (neben überwiegendem *uualh*), *chirih-*, *-chirichun*, während er in *perht*, *folch-*, *forh-*, *forhan-*, *march-*, *scalch* durchaus fehlt; zwischen *r* und *s* entwickelte sich *i* in *urises-* seitencolumne 1, während der text *urses-* hat.

Im gedeckten auslaute bleiben die vocale ungeändert. *a* : *adal-*, *ostar-*, *atar-*, *erchan-*, *forhan-*, *gisal-*, *isan-*, *madal-*, *odal-*, *phetar-*, *sundar-*, *uualar-*, *uuazar-*, *uuohar*, *-achar*, *-degan*; *i* : *angil-*, *ellin-*, *megin-*, *regin-*. wechsel zwischen *a* und *i* erscheint in *erman* 57 : *irmin* 26. 99. 109.

Auslautender vocal des ersten compositionsgliedes ist nach langer silbe nur erhalten in *hilti-*, *hildi-*, mit schwächung *hilde-* 75 (805). 137 (ca. 810). 36 (ca. 818) [doch ist die latinisierung zu beachten, ebenso in *hildrigo* 39], *uuilli-*, *sulzi-*, *auui-*; *odorico* 39 ist latinisiert; in den übrigen stämmen fehlt er : *alp-*, *ant-*, *asc-*, *perht-*, *pern-*, *pliut-*, *purhc-*, *deot-*, *ein-*, *folch-*, *forh-*, *ker-*, *goz-*, *grim-*, *gund-*, *halb-*, *hart-*, *helm-*, *helph-*, *holz-*, *hrod-*, *hun-*, *chalp-*, *chon-*, *lamp-*, *lant-*, *liup-*, *liut-*, *march-*, *nord-*, *oft-*, *ort-*, *rant-*, *rat-*, *ric-*, *rind-*, *ror-*, *rum-*, *salz-*, *scer-*. *starch-*, *stein-*, *straz-*, *suuarz-*, *suuein-*, *triu-*, *trun-*, *uuald-*, *uualt-*, *uuolf-*.

Nach kurzer stammsilbe steht im allgemeinen der ableitungsvocal : *a* in *drasa-*, *gota-*, *gepa-*, *hada-*, *repa-*, *suana-*, *taga-*, *uuasa-*; *i* in *heri-*, *hugi-*, *muli-*, *sigi-*, *tugi-*, *uuisi-*; *u* in *alu-*, *batu-*, *fridu-*, *uuasu-*; *o* in *haro-*. *hadu-* ist also in die *a*-classe übergegangen : *hadamar* 40 (ca. 750?); *uuisu-*, *sigu-* in die *i*-classe : *uuisirih* 1 (772), *sigihart* 1 (772), *sigiperht* 16 (ca. 780). 45 (817), *sigiuualh* 49 (ca. 810), *sigipad* 109 (829); *uuasu-* und *uuasa-* stehn neben einander : *uuasagrimus* 7 (800), *uuasugrim* 92 (ca. 800?). eine auffallende ausnahme bildet *sicker* 134 (828); *paz-*, *thab-*, *zam-* (auch *fan-*, *uf-* in *fangauui*, *ufgauui*) sind der etymologie nach unklar; beginnt das 2 glied mit vocal, so fehlt die ableitung in *munolfinga*, *hadoluespah*, *scefouua*, aber *harioldes-*; ohne ableitungsvocal stehn auch *al-*, *ar-* (vgl. oben s. 291), *pah-*, *mac-*. *hlūd-* und *hlŭdu-* wurden bereits besprochen.

In den ortsnamen, welche durch genetivzusammensetzung gebildet sind, endigt der genetivsingular der *a*-declination auf *-es*, ausgenommen *ursis-* 5 (ca. 760). 134 (828). die endung *-in* haben : *cossin-*, *ezzin-*, *gronin-*, *kiotin-*, *intin-*, *manin-*, *pattin-*, *pirichin-*, *pogin-*, *rupin-*, *scugin-*, *tilin-*, *trogin-*, *quuinzin-*; die endung *-un* : *mochundorf* 95 (805).

Die dativendung des plurals der ortsnamen auf *-inga* lautet *-on*, dieselbe endung erscheint in den 2 belegen des plurals von *-gauui* in den überschriften von 97. 105 : *-gauuon*, *-gouuon*. zu *-heimon* 106 finden wir *-hema* 116. locativ begegnet in *uuangi*, *uuengi* (vgl. Kögel Beitr. 14, 120). zu bemerken ist das fehlen des *-a* in *harioldesuuis* 31 (749) und *lampah* 106, wol auch *phetarah* 93 (gegen *chalp-*, *asch-*, *wolfaha*).

o in *-seo* ist erhalten mit ausnahme von *maninse* 132 (854); der dativ erscheint als *-seuue* 124 (816) und ligt wol auch in *-see* 13 (771). 47 (ca. 773), — *sęę* 128 (822), *-seae* 33 (776) vor. in *scefouua* 75 (805) begegnet der einzige beleg der erhaltung von geminierendem *j*.

Nur in flexionsloser form stehn *pah*, *purc*, *heid*, *dorf*, *uuanc*; nur im dativ *halle* und *mose*; flexionslose form und dativ wechseln ab in *perk*, *poh*, *husir*, *stat*; in zeitlicher folge : ca. 770 : *poh* 90   772 : *-husir* 42   ca. 790 : *pooh* 88   ca. 798 : *-stat* 9   ca. 810. 824 : *-perk* 49. 50; 770 : *perge* 76   776. 794 : *-steti* 4. 10   ca. 800 : *pohhe* 41. 43   ca. 805 : *-perge* 127   ca. 810 : *halle* 137   823 : *perge* 77, *mose* 62   826 : *poche* 89   828 : *-huson* 17. die überschriften haben mit ausnahme von *pohperc* 49 in diesen fällen immer dativ, auch wenn der text flexionslose form hat, wie *pohhe* 88, *tanne* 135, *-huson* 42.

CONSONANTISMUS.

Germ. *đ* wird regelmäfsig mit *t* widergegeben; *th* findet sich nur : 772. 776 : *thessilo* 1. 4   798 : *thisa* 15   [ca. 800? : *thabricho*]. in *-hardus* und *-brandus* ist *d* der latinisierung zuzuschreiben, während in *chonrato* 76 *t* blieb. die formen mit *hildi-*, *hilde-*, *hild-* sind latinisiert, ausgenommen *hildiroh* 38 (768) gegen 2 mal *hiltiroh* in derselben nummer, doch ist der fall zu vereinzelt, um für ein schwanken zwischen *lt* und *ld* zu sprechen. *d* und *t* wechseln in *otilo*, *hotilo*, *odilo*, *odoricus* 39 (ca. 748), ferner in *ado* 39 (ca. 748), *ato* 73 (c. 820), *atto* 1 (772). 59

(803). ganz vereinzelt steht *d* in *purhchard* 105 (819), *sigipad* 109 (829).

Auf 2 stämme *walt-* und *wald-* weisen hin *uualtni* 4 (776), *uualtkisingas* 26. 27 (ca. 750. 770) gegen *uualdoluinga* 118 (808), *uualdilo* 36 (ca. 818), doch ist nicht zu übersehen, dass *t* vor consonanten, *d* vor vocalen steht; vgl. dazu *ratolt* 120. 128, *ermanolt* 57 gegen *harioldesuuis* 31 [latinisiert : *uuolfoldus* 73, *ratoldus* 106].

angiltrut 31 (749) muss zu einem ahd. *trūt* gehören, wir haben in diesem namen also einen beleg von *t* nach *l* (vgl. Schatz Zs. 43, 20. 21). *drūd* ist aufzustellen in *hugidrud* 4 (776), *ratdrudę* 132 (854); letzterer beleg zeigt kein ineinandergehn der zusammenstofsenden dentale.

Germ. *þ* erscheint überall als *d*, nur 1 mal *t* in *dotpalt* (with *i* written above) 119 (vgl. über die datierung oben s. 292). interessant ist, dass auch der beleg aus dem Salzb. verbrb. *raginpalt* in ziemlich frühe zeit fällt (Schatz Zs. 43, 25).

Die dentale affricata erscheint als *z* in *zam-*, als *c* in *cidlaron*, *cilia*; inlautend ist sie als *z* belegt in *holz-*, *quuinzin-*, *salz-*, *sulzi-*, *sunarz-*, nur 2 mal als *c* : *salc-* 39 (ca. 748). 118 (808), 1 mal als *ts* : *holts-* 83 (748). die doppelspirans ist inlautend nach langem vocal noch nicht allgemein vereinfacht: ca. 748 : *niuzilinga* 39 800 : *strazza* 7 813 : *niuzil-* 32 817 : *niuzzil-* 45 (die überschrift : *niuzil-*). nach kurzem vocal steht einfache spirans in *uuazar-* 106.

Germ. *p* ist in *-dorf* schon von den ältesten belegen an (ca. 760) zu *f* verschoben. neben *helphauua* 2 (813) steht *helfrih* 108 (773). sonst erscheint normal die affricata als *ph*, die spirans als *f*.

Germ. *b* erscheint im absoluten anlaute durchaus als *p*, ausgenommen *baturicus* 20 (837); im anlaute des zweiten gliedes steht *b* in den latinisierten formen *-baldus*, *-bertus*, *-brandus*, dann in *holtsburk* 83 (748), *salcburcgauue* 118 (808), sonst finden wir nach stimmlosen wie stimmhaften lauten durchaus *p*. desgleichen steht zwischenvocalisch *p* : ca. 748 : *opara-*, *popo* 39 ca. 770 : *gepa-* 90 ca. 800 : *repa-* 63 837 : *kepa-* 20. am schlusse des ersten gliedes erscheint nach vocal *p* in *liupdegen* 106 (821), *b* in *thabricho* 46 (ca. 800?), nach *m* *p* in *lampah* 106 (821), nach *l* *p* in *chalpaha* 39 (ca. 748). 29 (767.)

30 (808). 28 (815). 23 (818), *alp- : -kis* 117 (ca. 773). 101 (807), *-suuind* 27 (ca. 770), *-ker* 10 (794), *-rat* 48. 52 (809), hingegen *b* in *alb- : -ker, -kis* 55 (773) und im latinisierten *halbuinus* 51 (807). für absoluten auslaut ist einziger beleg *hiltileip* 20 (837).

f wird im anlaute des 1 und 2 gliedes mit *f* gegeben, nur neben *filusa* steht auch *uilusa*; zwischenvocalisch steht *u* : *chauinga* 101 (807); folgt in den bildungen mit *uuolf-* vocal, so wechseln *f* und *u* : *munolfinga* 1, *richolfus* 25, *uuolfaha* 74, *uuolfoldus* 73 gegen *hadoluespah* 7. 92, *rantoluus* 21, *skeroluinga, scer-* 53. 59, *uualdoluinga* 18, *uuoluarnum* 22.

Germ. *k* erscheint anlautend vor vocalen als *c, k* in *carolus, karolus*, sonst durchweg als *ch*; *sk* erscheint meist als *sc*, darunter 2mal vor *e*; 1mal als *sk*, 4mal als *sch* vor *a* und *e*; in zeitlicher folge : ca. 800 : *-scalh* 3. 113, *aschaha* 113. 114 803 : *scer-* 59 ca. 810(?) *sker-* 53 813 : *ascrichus* 2 ca. 814 : *-scalhus* 110a 818 : *-scalh* 35 823 : *scef-* 75 824 : *scugin-* 66 825 : *schef-* 82 829 : *asche* 85 854 : *-scalh* 97. in den überschriften treffen wir 2 *sc* : *scer-, scef-*; 1 *sk* : *askaha*; 2 *sch* : *schef-, aschaha*. *kw*, nur in *quinzingauui* belegt, erscheint 8mal als *qu*, 2mal als *quu*, nur 1mal als *chu*. nach *r* steht *ch* (*hc*): *march-* 13 (771), *marhc-* 12 (ca. 800?), *erchan-* 42 (772). tritt secundärvocal dazwischen, so wechseln *ch* und *h* : *pirihin-* 60 (772). 61 (824). 69 (826), *pirichin-* 62 (823), *chirih-* 79 (ca. 810), *-chirichun* 105 (819); in den überschriften finden wir *marh-, marc-, pirihin-* (2), *chirih-*. nach *l* steht *ch* in *folch-* 19 (817), *h* immer in *-scalh* (9 jh.). die geminata erscheint als *ch* : *pochingas* 81 (820) [heute Pocking], *kundachar* 62 (823). die zwischenvocalische spirans ist als *hh* belegt in *ihho* 70 (759), *pohhe* 41. 43 (ca. 800?), *uuohhar* 24 (829), als *ch* in *salucho* 1 (772), *mochundorf* 95 (805), als *h* in *uuohar* 24 (829); ob *rohinges* 35 (818) hierher gehört, ist zweifelhaft. in den überschriften steht *pohhe* 84. 88, *pohe* 43. 44. 70. auslautend nach vocalen steht in text und überschriften nur *h*, ausgenommen *richolfus* 25, *richpald* 89 gegen *rihhart* 98. 116; auch im zweiten gliede steht hier immer *-rih*. die verbindung dieses stammes mit *-hari* erscheint nur latinisiert : *richarius* 2, *riharius* 110a.b; im zweiten gliede erscheint er latinisiert als *-ricus, -richus, -rihhus, -rihus*.

Germ. *g* erscheint anlautend als *g, c, k*; als *c* nur vor

a, o, u. im anlaute des ersten gliedes steht *k* immer in *ker-* (15 fälle von 748—820), ferner in *kota-* 86 (803), *kamalo* 75 (805), *kund-* 95 (805). 105 (819). 62 (823); *c* in *coz-* 118 (808). 20 (837), *cossin-* 39 (ca. 748), *cund-* 43, 2 (ca. 800?), *campara* 56. 57 (ca. 800?) [heute Gampern]; *g* in *gagan-* 31 (749), *gagin-* 38 (768), *gota-* 90 (ca. 770). 86 (803). 112 (827), *gepa-* 90 (ca. 770), *gurtina* 14 (805), *goz-* 37 (824), *grim-* 138 (ca. 820), *gisal-* 132, *gronin-* 97 (854). wechsel ligt also vor in *kota-* (1) : *gota-* (3); *kund-* (3) : *cund-* (3) : *gund-* (1); *coz-* (2) : *goz-* (1).

Im anlaute des zweiten gliedes erscheint *g* in *gauui* nach stimmhaften wie stimmlosen lauten, doch steht nach letztern auch 3mal *c*, 2mal *k*; in den übrigen fällen steht nach vocal *g*: *herigisinga* 99 (793). 100 (ca. 800?), *uuasagrimus* 7 (800), *uuasugrim* 92 (ca. 800?), *hiltigeres-* 134 (828); nach *l* finden wir *k* in *adalker* 1 (772), *g* in *engilgoz* 118 (808), *adalgis* 132 (854); nach *r g* in *ostarger* 69 (826); nach *f k* in *uuolfkoz* 3 (ca. 800?), aber *g* in *uuolfgooz* 119 (ca. 808?); aufserdem steht noch *k* in: *alpker* 10 (794), *alpkis* 101 (807). 117 (ca. 773), *albker, albkis* 55 (774), *ratkis* 39 (ca. 748), *uualtkisinga* 26. 27 (ca. 760), *sicker* 134 (828). *ch* für *g* finde ich in *chagan* 2 (813); *cheigo* 132 (837) vermag ich nicht sicher einzureihen.

Inlautend erscheint durchaus *g*: *agino, agira, angil-, perge, pogin-, gagan-, gagin-, chagan, cheigo, hugi-, megilo, megin-, ógo, regin-, reganes-, sigi-, scugin-, taga-, teginga, trogo, tugi-, uuengi, -degan, -stegon,* dazu die ortsnamen auf *-inga.* unsre namen folgen also dem gebrauche von Salzburg gegenüber dem von Freising und Passau (vgl. Schatz Zs. 43, 35).

Im auslaut des 1 gliedes steht *hc* in *salzpurhc-* 39 (ca. 748), *purhc-* 105 (819), sonst *c*: *salzpurc-* (7 belege ca. 790—854), *machelm* (4mal 772—776), *sicker* 134 (828). im absoluten auslaute steht *ch* in *-purch* 115 (772), *k* in *-burk* 83 (748), *-perk* 50 (824), sonst *c*: *-uuanc* (4), *-pirc, -purc* (3), *-perc, -inc* (2), *-unc* [772—826]. aus den latinisierten formen *-uuigus, -uuicus, -uuickus, -uuikus* lässt sich nichts entnehmen.

Prothese von *h* findet sich in *hotiloni* 39 (ca. 748) gegen *otiloni* in derselben nummer und wol auch in *halbuinus* 51 (807). *hr* erscheint in *-hram* 114 (ca. 800), *hrod-* (8 belege von 768—813, aufserdem 4 latinisierte fälle derselben zeit. dieses verhältnis stimmt auffallend zu dem bei Wüllner Hrab. gl. 112),

aber *rod-* (4), *rosso-*, *rind-*, *-ramus* (803—854). für *hl* findet sich nur der latinisierte kaisername *hludouuicus*, noch 854 belegt. für *hs* ist die schreibung *saxhso* 8, 2 (823) anzumerken. zwischen vocalen, ebenso nach *l*, *r* in *uualh*, *forh-*, *forhan* steht *h*. im auslaute erscheint ebenfalls *h* in *aluuuih*, *reginhoh*, *-ah* (oben s. 296); *hh* nur in *matahh-* 95, *ch* in *matachcauuae* 124, ob auch in *matac*^{h}*gauui* 10, ist zweifelhaft, da es änderung aus *matac-* sein kann, welches wir in *mataccauue* 8 finden; *ch* treffen wir sonst noch in *phetarach* seitencolumne 84, während die überschrift 93 wider *phetarah* gleich dem texte hat. auffällig ist *tisteti* 4 (776), das in den anhängen (nr 156) als *tihsteti* (heute Teichstätt) erscheint. [paralleles weist mir ESchröder in den alten namenformen für Eichstätt nach, Förstemann II² 32.]

Überblicken wir die besprochenen erscheinungen, so finden wir formen, welche dem lautstande des copisten nicht mehr angemessen waren : 1) die fälle mit unumgelauteten *a*, 2) die 2 uncontrahierten *au* und 1 *ao*, 3) *hr*, 4) die ortsendung *-ingas*. dagegen muss wenigstens den originalen des 8 jhs. abgesprochen werden : 1) die durchgängige bezeichnung von contrahiertem *ai* durch *e*; *ae* fehlt, *ę* ist nur 1 mal belegt, 2) die widergabe von *ai* durch *ei*, nie durch *ai*, 3) die contraction von *au*; *ao* ist nur 1 mal belegt, 4) das fehlen von geminierendem *j*. auffallend ist auch die einheitliche bezeichnung von umlauts-*e*, welches nur 1 mal als *ae*, nie als *ę* gegeben wird. andre erscheinungen wider sind nur nach dem sonst bekannten lautstande der 2 hälfte des 9 jhs. verständlich, nicht mehr aber im 10 jh. : 1) die durchgängige bewahrung von altem *ó*; man beachte, dass die Salzburger namen um die wende des 9 jhs. kein *ó* mehr zeigen (Zs. 43, 9); 2) auslautendes *g* erscheint nie als *h*, nur 1 mal als *ch* [dieser fall : *-purch* 115 (772) fällt übrigens zu früh, um ursprünglich zu sein; Wüllner s. 107 belegt *ch* 802 zum ersten male, ebenso erscheint es in Salzburg noch nicht im 8 jh.]. in den Mondseer glossen des 10 jhs. stehn 74 *ch*, 2 *h* gegen 30 *c* (Jellinek Beitr. 15, 426 f), die Salzburger namen haben *ch* in der 2 hälfte des 9 jhs. schon zahlreich (Zs. 43, 33 f). im 10 jh. wäre auch die vorherschaft von *-auw-* nicht mehr zu erwarten, ebensowenig die von anlautendem *f* [vgl. Braune § 138 a. 1 und das verhältnis bei Jellinek s. 426].

In den überschriften finden wir keine formen, die auf älteren zustand zurückwiesen, ausgenommen etwa das umlautslose *chauingon*, wo aber vielleicht das grundwort den umlaut der ableitung verhinderte; besonders auffällig ist das abweisen der ältern formen in den endungen der ortsnamen. anderseits haben die überschriften aber auch keine formen, die auf das 10 jh. hindeuten : *ó* ist erhalten; auslautendes *g* erscheint nie als *ch*, *h*; *auw* ist häufiger belegt als *ouw*.

Die copie hat also nicht durchweg den lautstand des originals beibehalten; gehörte sie dem 10 jh. an, so müste der lautstand dieser zeit, besonders in den überschriften, hervortreten. da dies nicht der fall ist, dürfen wir die anfertigung unsrer hs. nicht über das 9 jh. hinaus ansetzen. die sprachliche untersuchung bestätigt also den historisch-paläographischen ansatz.

Die antwort auf die frage nach der treue der copie ist im allgemeinen im vorstehnden gegeben; in jedem einzelnen fall eine entscheidung zu treffen, ob eine jünger scheinende form nicht vielleicht doch schon im originale gestanden, ist natürlich unmöglich.

Über die zwei unsicher datierten urkunden 130 und 122 ist noch zu bemerken, dass 130 wegen *uuan^h^gi* jedesfalls mit 824 zu spät angesetzt ist : die letzte sicher datierbare umlautslose form steht bei uns 807, in den durch ort und zeit nahe stehenden Salzburger namen herscht bald nach 800 schon fast durchaus *e* (vgl. Schatz). ebenso dürfte nr 122 wegen *aostarpald* früher als 816 anzusetzen sein.

Innsbruck. JOHANN ILG.

NOCH EINMAL ZELT UND HARNISCH IN WOLFRAMS PARZIVAL.

Die rolle, welche zelt und harnisch in dem schicksale des mohrenfürsten Eisenhart spielen, ist noch immer nicht völlig geklärt, und zwar bleibt der stein des anstofses nach wie vor die erste erwähnung 27, 15 ff. hier scheint es, als ob beide gegenstände nicht mit der wünschenswerten deutlichkeit vom dichter auseinandergehalten seien. an allen andern stellen (54, 12. 58, 12. 61, 13 ff. 62, 18 ff. 64, 14 ff. 70, 12 ff) ergibt sich der zusammenhang vollkommen einwandsfrei, und auch 52, 23—23, 10 dürfte nach Pauls erklärung Beitr. 2, 72 jetzt völlig widerspruchslos gedeutet

erscheinen. 'die fürsten bitten den Hiutegêr erstens um das zelt, und zwar bitten sie ihn es hier zu lassen; zweitens um die rüstung (das ist *diu zierde unsers landes*), nur dass die zweite bitte etwas indirect ausgesprochen wird'. diese erklärung setzt voraus, dass das besondre opfer, das Eisenhart brachte, um sich Belakanes minne zu erringen, in der weggabe seiner rüstung bestand. die gegenteilige auffassung, Eisenhart habe sein zelt an Fridebrant verschenkt (vgl. auch Bartsch ausg. 1875 zu 27, 15 = I 795), suchen dann in späteren abhandlungen Bötticher Zs. f. d. ph. 13, 385ff und Zacher ebda s. 395ff zu erweisen, doch können sie nur durch eine reihe gezwungener annahmen, die zt. sogar den tatsachen gewalt antun (wenn B. s. 389 die kostbarkeit von Eisenharts harnisch durch die bemerkung heruntersetzen will, es sei 'in 27, 15 ein harnisch wie jeder andre' und die eingehende schilderung der kostbaren rüstung 53, 3—6 und 70, 13—26 einfach unberücksichtigt lässt uam.), ihre ansicht durchführen. gerade die eingehenden erörterungen B.s und Z.s zeigen deutlich, dass die annahme einer verschenkung des zeltes die ganze frage nur noch mehr verwirrt und daher abzuweisen ist. wir müssen an der auffassung Pauls aao. festhalten.[1] dann aber bleibt nur noch, wie schon oben bemerkt, die stelle 27, 15ff unklar. aber auch hier kann eine einfache und wol einwandsfreie conjectur zu voller deutlichkeit verhelfen. die verse lauten in Martins ausgabe:

v. 15 *er gap durh mich sîn harnas*
enwec (*daz als ein palas*
dort stêt, daz ist ein hôch gezelt:
daz brâhten Schotten ûf diz velt).

die klammer, die bei Lachmann hinter *stêt* begann, ist hier nach San Martes vorschlag Germ. 2, 85 und Pauls zustimmung (aao.) schon nach *enwec* gesetzt. dadurch wird auch an dieser stelle zunächst wenigstens äufserlich eine reinliche scheidung zwischen *harnas* und *gezelt* erzielt, und v. 19 *dô daz* (sc. *harnas*) *der helt âne wart* schliefst sich jetzt glatt und ohne lücke an v. 15 an. dagegen ist aber der inhalt der klammer noch nicht einwandfrei. Belakane sitzt mit Gahmuret in einer fensternische ihres palastes, sie spricht von Eisenhart, ihrem toten freunde, thränenden auges erzählt sie, dass er um ihretwillen '*sîn harnas*' weggegeben habe. ganz erfüllt von ihren erinnerungen blickt die

königin hinunter auf das zeltlager, ein gewaltiges, wolbekanntes zelt fesselt ihren blick, auch über dieses will sie in ihrer schmerzerfüllten stimmung Gahmuret eine mitteilung machen und da sollte es blofs die in diesem zusammenhang so nichtssagende und überflüssige bemerkung sein, dass das, was '*als ein palas*' dort stehe, '*ein hôch gezelt*' sei, das die Schotten dorthin gebracht hätten? nein, weil Belakane von ihren gedanken an Eisenhart so gänzlich und zwar aufs schmerzlichste erfüllt ist, muss auch in ihrer bemerkung über das zelt, das ihr in ihrer trauer plötzlich wider ins auge fällt, eine beziehung auf den teuren gefallenen gefunden werden. dann aber kann die stelle m. e. nur lauten:

(daz als ein palas
dort stêt, daz ist s î n hôch gezelt . . .

eine erwähnung von Eisenharts zelt hier ist um so mehr angebracht, als der held ja selbst dort noch auf der totenbahre ligt, und das zelt somit wol Belakanes gedanken noch besonders auf sich ziehen konnte. angesichts der so vorzüglichen überlieferung des Parzival in D wird man vielleicht nicht ganz gerne selbständig von der handschrift abweichen, aber man wird sich doch der überzeugung nicht verschliefsen können, dass diese änderung mit einem male alle schwierigkeiten beseitigt, das verhältnis zwischen *harnas* und *gezelt* auch hier durchaus klärt und zugleich diese stelle mit allen in betracht kommenden späteren in restlose übereinstimmung bringt.

Bonn a. Rh. KARL DRESCHER.

REGENSBURGER AUGENSEGEN DES XI JHS.

Ganc zedemo ſliezzentemo [1] vvazzera· ŭnta neze imo ſine ougen | unta quit mit demo ſelben ſegena ſo [2] der alemæhtige got demo regen|plinten ſegenita ſiniu ougan [3]· der der daz tages [4] lieht nie ne geſah | unta imo sin geſiune [5] mite gap. da mite ſi dir din ouga gesegenet. | Daz [6] dir zebûzza· amen [7]. |

[1] *erst* ſliettendemo, *aus dem ersten* t *durch corr. (nachfahren)* z, *das zweite unentschieden.* [2] *erst* do, *dann* ſo = ſo [3] *erst* ougun, *das zweite* u *ist in ein* a *verbessert.* [4] t *aus* d *durch corr.* [5] *es steht deutlich, aber fehlerhaft* geſiunē [6] *fast ausgelöscht.* [7] am̄.

Gelegentlich meiner forschungen nach dem epistelhomiliar Beda des Ehrwürdigen [1] *ward ich auf den Clm.* 14472 *aufmerksam, der*

[1] *s. meine schrift: Doctrina* XII *apostolorum, die apostellehre in der liturgie der kath. kirche, Freiburg* 1901.

mit den andern hss. des Regensburger klosters SEmmeran in die Münchner hof- und staatsbibliothek gelangte und sicher noch dem 9 *jh.*[1] *angehört. er enthält, wie ich an andrer stelle*[2] *dargetan, in der hauptsache den ersten teil der lateinischen predigtsammlung Bedas auf sämtliche sonn- und festtage des kirchenjahres, welcher die zeit von weihnachten bis himmelfahrt Christi umfasst. danach hat auf blatt* 165ᵛ *eine spätere hand im* 10 *jh. eingetragen:* VI non . mai . obiit VVENILO *samt einem gebete, das vor einem altare an die heiligen, deren reliquien darin aufbewahrt werden, gerichtet wird*[3]. *ein letztes blatt (fol.* 166) *ist noch später beschrieben worden, gehört aber nach dem urteile des jetzigen leiters der handschriftenabteilung, des herrn dr Boll, immerhin dem* 11 *jh. an. hier findet sich ein computus eingetragen, der in ziemlich kleiner schrift beide seiten des pergaments einnimmt, aber auf der letzten noch raum für einige zeilen freilässt. diesen hat eine andre zitterige hand, die mit blassbrauner tinte, wol noch in zügen des* 11 *jhs., schreibt, benutzt, um den oben abgedruckten* a u g e n s e g e n *einzutragen, der, so weit ich die litteratur übersehen kann, merkwürdiger weise bis jetzt völlig unbeachtet geblieben ist. weder findet er sich in der zusammenstellung der ältesten derartigen stücke bei Müllenhoff und Scherer erwähnt*[4], *noch kennt Schmeller das hier vorkommende interessante wort* regenblind, *noch hat Keinz, dessen kleine schriften in der Münchner bibliothek gesammelt sind, davon erwähnung getan.*

Wie bei dem Strafsburger blutsegen, dem Weingartener reisesegen uaa. ist der inhalt unsres spruches christlich. er knüpft an die wunderbare heilung des blindgeborenen an, jedoch nicht auf grund der evangelischen erzählung[5], *die von einer segnung seiner augen nichts weifs, sondern wol unter dem einflusse der mündlichen predigt oder der christologischen dichtung. die form ist prosa, wie denn auch die* 6 *zeilen der hs. lediglich durch den raum geteilt sind; die überschrift seiner vorlage*[6]: OCULORUM DOLOR *hat der abschreiber unten (rechts) angefügt, wol weil er besorgte, es*

[1] *CHalm Catalogus* IV 2 (*Monachii* 1876). 178. [2] *Doctrina* XII *apost. s.* IX.

[3] Or[atio] ante altare. Oremus, dñe ihu xpe, ut per merita sanctorum tuorum, quorum reliquiae hic sunt, ut per eorum merita dignetur (!) michi indulgere omnia peccata mea. [4] I³ 15—19; II³ 42—55.

[5] *Joh.* 9, 1—41; *vgl. bs. vs.* 7: '*gehe u. wasche dich im teiche Siloe!*'

[6] *dass der schreiber eine solche hatte, scheinen auch einige seiner correcturen und das nebeneinander von formen wie* ſine ougen *und* ſiniu ougan (*aus* ougun) *zu bezeugen.*

würde ihm für den text der platz nicht reichen, dann aber er seine befürchtung unbegründet sah. die vorschrift : 'Geh zu dem fliefsenden wasser und netze ihm seine augen und sprich denselben segen, womit der allmächtige Gott dem 'regenblinden' seine augen segnete, der das tageslicht nie noch gesehen, und ihm sein gesicht damit gab' — bedarf keiner erläuterung. Sind doch derartige augenwaschungen heute noch an wallfahrtsorten in Bayern üblich[1].

'regenblind', *das im Grimmschen wörterbuch fehlt, hat KGAndresen*[2] *gut belegt und von dem steigernden* ragin *abgeleitet, das in ausdrücken wie 'rein toll', 'rein taub', 'rein tot' im sinne von ganz, völlig jetzt noch in gebrauch sei. in der Schweiz gilt 'regenblind' heute noch für kurzsichtig, denselben nachweis bringt MHöfler für Bayern*[3]. *Aug. Hartmann, der mich auf Höfler aufmerksam gemacht, sieht in* regen *das alte* raehe = *'starr, steif'*[4].

Freising. J. SCHLECHT.

NEUE BRUCHSTÜCKE DES OBERDEUTSCHEN SERVATIUS.

Herr professor Wilhelm Meyer in Göttingen fand kürzlich in einer ihm gehörigen incunabel in der mitte mehrerer lagen unter den heftfäden einige pergamentstreifen eingefalzt, deren mhd. text ihm beachtenswert schien. er löste sie daher heraus, auf die von ihm Zs. 28, 227 *angegebene weise, und fand, dass die streifen, zehn an der zahl, einer hs. des anonymen gedichts vom heil. Servatius angehören. das gedicht ist uns nicht vollständig erhalten. der bei weitem gröste teil ist in der Wiener hs.* 2696 (*W*) *überliefert und daraus von Haupt Zs.* 5, 75—192 *abgedruckt. sonst sind nur ganz wenige verse aus bruchstücken einer zweiten, Nürnberger, hs.* (*N*) *durch Frommann bekannt gemacht worden* (*Germ.* 18, 458*f*). *es wird deshalb die mitteilung dieser neu gefundenen bruchstücke einer dritten hs. willkommen sein. das neue doppelblatt ist jetzt der Münchner bibliothek eingereiht als Cod. germ.* 5249 *nr* 18 (*zusammen mit dem bruchstück des Veldekeschen Servatius,*

[1] *so kommen jetzt noch leute betend zu dem bei Freising befindlichen Korbiniansbrunnen und netzen sich die augen mit dem wasser, dessen schon ein gedicht des* IX *jhs. erwähnt. Carmen de Timone comite ed. EDümmler MG. Poetae Carolini* II 120—124.

[2] *Deutsche volksetymologie*⁶ (*Leipzig* 1899) 415—416.

[3] *Deutsches krankheitsnamenbuch* (*München* 1899) 54.

[4] *Lexer* II 335; *Schmeller-Fromann* II 80.

welches von WMeyer Zs. 27, 147 veröffentlicht und von LScharpé in Leuvensche bijdragen, 3 jaargang 1899 tfl. 4 facsimiliert ist).

Für die allgemeine kenntnis der hs. ergibt sich nach zusammensetzung der streifen folgendes. es war eine pergamenths. in der grösse von etwa 14 cm höhe, 8 cm breite des beschriebenen raumes, die seite zu 20 zeilen. die schrift ist die gewöhnliche gotische vom ende des 13 oder anfang des 14 jhs. und zeigt keine besonderen merkmale. die verse sind fortlaufend geschrieben und durch puncte getrennt. der erste buchstabe jedes verses ist grofs und rubriciert.

Die erhaltenen 10 streifen gehören alle zu demselben doppelblatt. durch ergänzung der fehlenden verse aus der Wiener hs. lässt sich berechnen, dass jede seite unsrer hs. durchschnittlich 28 verse enthielt. da in der mitte 116 verse fehlen, so war das erhaltene doppelblatt in der ganzen lage das zweite von innen gerechnet. die 343 verlorenen anfangsverse werden gerade 6 blätter gefüllt haben. vielleicht also begann der Servatius die hss. : doch müste dann die erste lage 8 doppelblätter oder eine der beiden ersten lagen nur 2 doppelblätter umfasst haben : beides möglich, aber nicht gerade das geläufige. wir werden eher auch hier, wie in der Wiener hs. 2696 und so vielen andern gleichzeitigen, eine sammelhandschrift vor uns haben.

Auf den 10 streifen sind etwa 100 verse, zt. unvollständig, erhalten. ich teile sie nunmehr mit, undeutliches durch cursiven druck kennzeichnend.

1r

345 aller heiden. Dev im was vngewizzen
Als er ſich hete geflizzen. Do er wort
begvnde merchen. Den herren begvnde
350 ſterchen. Dev gnade dev im zv̊ floz. Er
was der zwelf poten genoz. Worden ſin
einer chvrtzen friſt. Won des heiligen
geiſtes mitwiſt . . . .
. . . .
355 . . . .
. . . .
Der engel *ſein ge . . . e*[1] *wart*. *Ir ge* . . . .
wart vil gv̊t. Si fv̊ren wælde vnt flût.
360 In die frômde verre. Ze tvngern chom
der herre. Als er ſich hete beſprochen. In
der ſtat was belochen. Manich man rei-

[1] nicht geleite! man sieht zwischen e und e den fuſs von 6 balken.

365 ner. Jê doch was in einer. Chomē an dem
gaſte. Der ſi alle vber glaſte. Mit manig[s]
gv̊te aus genomen. Von geſchihte was
das chomen. Oder von gotes ordenvnge
370 Daz zwo vnt ſibenzich zvnge. Hvllen in
dem biſtvm. Ze tvngern in dem tv̊m. Daz

1[v]

der ze lobe geweihte was. Dev gotes reine
375 maget genas. Geſamnet warn an dem
ſælbem tage. Groz was der meiſt[s] loſen
chlage. Daz von vnbeſihte. Geiſtleich ge
380 rihe. Slieſſe vnt nider ſtige. Vnt daz pſæf
leich ere ſige. Vnt gotleichev ſtrenge. Si dauh
. . . .
385 . . . .
. . . .
. . . . . . *bev*angen. Da chom in den
tv̊m gegangen. Der geborne von arme-
390 nie. Er ſv̊chte ſeine venie. Seine' ſche-
phære antwurte er ſich gar. Dennoch
nam ſein niemen war. Wan al er wære
ein bilgreim. Do er alſo lach do chom ein
395 ſchein. Der glaſte vnt lauhte. Daz die da
waren dauhte. Ez waren himel bliche.
Vnt in des fev̂res ſchriche. Der engel von
400 himel ſleiſ. Den herren er begreiſ. Er
rihte in auf leiſe. Vnt fv̊rte den herren

2[r]

ôl mam im auf ſein haubet goz.
520 Daz was ein bezeichenvnge. Geiſtlei-
cher mandvnge. Ein gewant wart
im do an gelæt. Daz niemen wan ein
biſchof treit. Daz was rocional genant.
525 Ob der gvrtel es erwant. Ein lv̂tzel
. . . .
. . . .
. . . .
530 ret. Auzzen gezieret *Gemvſet vnt* ge
ſmelzet. Die beſten ſtein dar in geſmel-
zet. Die dev werlt mohte geleiſten. Ge-
535 leich den gnaneiſtern. Der wunnechlei-
chen ſcheine. An der obriſten ſtreime. Lach
ſardius der edel ſtein. Ein topaſius ge
☐ gen dem ſchein. Ein ſmaragdus lach
540 dem nahen bei. Dar nach lagen aber
drei. In einer ſtreimen vnden. In golde

bewunden. Daz was ein charfvnkel.
545 Bei dem dauhten dunchel. Vnt trvbe

2v

die andern. Geleich pran er zandern. Ein
wunnechleiches lieht er bar. Ein faphi-
rus wolchen var. Der was fein gifedele
550 In dem felbem golt phedele. Ein iafpis
fchone lachte. Der daz werch genæme
mahte. Daz was an einen ekke. Ander
555 . . . .
. . . .
. . . .
. . . . . . *was* gefchoben. In das
560 golt mit lifte. Da bei lag ein amatifte.
Ein achates zwifchen den zwein. Nid'
thalb lag ein golt ein [1]. Vil fchone au
genweide d' hot. Da was in daz golt
565 rot. Ein chrifolitus geftalt. Ein onichel
im feinen fchein galt. Ein berillus
lach dem nahe. Daz rocional was
570 fpæhe. Gezieret vnt gefvͦge. Dennoch
fach man fteine genvͦge. Allenthalben
lûgen. Die gegen ein ander trûgē. Den

[1] *aus* zein *radiert?*

Die incunabel, in der die streifen eingefalzt waren, ist ein — nach Reuss, Serapeum 1840, *s.* 101, *ungefähr* 1486 *entstandener — druck des Würzburger buchdruckers Reyser : SBrunonis Episc. Herbip. Psalterium latinum cum commentario, und zwar stammt das exemplar ursprünglich aus dem kloster Rebdorff (diöcese Eichstätt). es ist also anzunehmen, dass die hs., bevor sie zum binden der incunabel zerschnitten wurde, entweder in Würzburg oder in Rebdorf lag.*

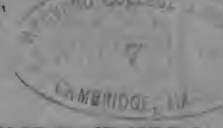
Auf bairische heimat weist auch die lautgebung der hs. hin (chom, churtz, chlage, charfunkel, werch, merchen, bliche, schriche, lach *neben* lag, bilgreim, bei, drei, geleich, wunnechleich, gotleicheu, deu, pote, pran *usw.*), *ebenso wie die der Wiener hs., während die Nürnberger fragmente abseits stehn. auch textlich mögen W und M näher zusammenhängen als mit N, das* 518 *Haupts conjectur bestätigt;* 546 *wird N freilich gegen WM im unrecht sein (vgl.* 1447). geselle 549 *ist wol conjectur von W und stand in der gemeinsamen vorlage so wenig wie Haupts* phelle (*alle hss.* phedele).

Lodi. HANS LEGBAND.

Vom 1 april bis zum 20 juni 1902 sind folgende bücher, abgesehen von solchen, welche als zur besprechung ungeeignet zurückgesant werden musten, bei der redaction eingelaufen (wobei einige im vorigen verzeichnis übersehene eingänge nachgeholt werden): Badstüber, HvKleist. — Baesecke, Fischarts 'Glückhaftes Schiff'. — Beck, Die Amberger Parzivalfragmente. — Benedict, Die Gudrunsage in der neuern deutschen litteratur. — Behaghel, Der Heliand u. die ags. Genesis. — Bonner Beiträge zur anglistik h. IX. X. XI. — Hessische Blätter f. volkskunde hrsg. v. Strack I 1 — Boehm, Die volkshymnen aller staaten d. Deutschen reiches. — Brenner, Die lautlichen und geschichtlichen grundlagen unserer rechtschreibung. — Bugge, Hønenrunerne fra Ringerike. — Castle, Nikolaus Lenau. — Ellinger, Angelus Silesius 'Heilige Seelenlust'. — Falk, Beiträge zur reconstruction d. alten Bibliotheca Fuldensis u. Bibliotheca Lauresham ensis. — Gering, Vollständ. wörterbuch zu den liedern der Edda I. — Gerzon, Die jüdisch-deutsche sprache. — vHelten, Die altostniederfränk. psalmenfragmente usw. I. — Hintner, Die Stubaier ortsnamen. — Holland, Die sage von Daidalos und Ikaros. — Kohler u. Scheel, Die Carolina u. ihre vorgängerinnen II, Die Bambergische halsgerichtsordnung. — AKraus, Stará historie česká v německé literatuře. — Leitzmann u. Schüddekopf, Lichtenbergs briefe II — Lindner, Zur geschichte der Oberonsage. — Lohre, Von Percy zum Wunderhorn. — Mémoires de la société néo-philologique à Helsingfors III. — Moller, Die bauern in d. dtschen litteratur des 16. jhs. — Much, Deutsche stammeskunde. — Nerrlich, Jean Pauls briefwechsel m. s. frau u. Christian Otto. — Schatz u. Koller, Oswald von Wolkenstein. — LSchmidt, Geschichte d. Wandalen. — Schönbach, Studien z. erzählungslitteratur d. ma. IV. — Schönbach, Miscellen aus Grazer handschriften IV. — Schönfeld, Ein altisländ. bauernhof u. sein betrieb zur sagazeit. — Schreuer, Untersuchungen zur verfassungsgeschichte d. böhmischen sagenzeit. — OSchröder, Vom papiernen stil 5 aufl. — Schultz, JGörres als herausgeber, litterarhistoriker, kritiker. — Steiff, Geschichtliche lieder u. sprüche Württembergs lief. 3. — Stephani, Der älteste deutsche wohnbau u. s. einrichtung I. — Tamm, Etym. svensk ordbok h. 5. — Weise, Unsere muttersprache 4 aufl. — vWinterfeld, Hrotsvithae Opera.

Für die Redaction verantwortlich: Prof. E. Schröder in Marburg i. H.

Umschlagdruck von W. Pormetter in Berlin.



ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

SECHSUNDVIERZIGSTER BAND. VIERTES HEFT

BERLIN 1902

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG

SW. ZIMMERSTRASSE 94

Die redaction sowol der Zeitschrift wie des Anzeigers wird von den beiden herausgebern gemeinschaftlich geführt, doch bitten wir die herren mitarbeiter, bis auf weiteres sämtliche, sowol die für die Zeitschrift, wie die für den Anzeiger bestimmten manuscripte an prof. Schroeder in Göttingen (Grüner weg 2) zu schicken.

Bücher, die zur besprechung im Anzeiger bestimmt sind, bitten wir ausnahmslos an die Weidmannsche buchhandlung in Berlin SW., Zimmerstr. 94, nicht aber an die herausgeber zu senden.

Jährlich erscheint ein Band von 4 Heften zum Preise von 18 M.

INHALT

DER ZEITSCHRIFT

Seite

DES ANZEIGERS

(Fortsetzung auf der dritten Seite des Umschlages)

DER SAGENSTOFF DER GRIMNISMÁL.

Die dem gedichte Grímnismál vorausgehnde prosa berichtet uns von zwei söhnen des königs Hrauþung, Agnar und Geirrød, im alter von 10 und 8 jahren, die durch einen sturm an eine unbekannte küste verschlagen werden und dort bei einem kleinbauern unterkunft finden. während des winters nimmt sich dessen weib Agnars, er selbst Geirrøds an und gibt ihm unterweisungen. im folgenden frühjahr verschafft er den beiden ein boot, redet aber, bevor sie fortfahren, heimlich mit Geirrød. als sie das väterliche gestade erreichen, springt dieser ans land und stöfst das schiff mit seinem bruder ins meer zurück mit den worten: 'fahr hin in die gewalt der unholde!' da der vater inzwischen gestorben ist, wird Geirrød könig. jener kleinbauer und sein weib waren aber Odin und Frigg, und als beide einmal vom himmel die welt überschauen, rühmt sich Odin dessen, dass Friggs pflegling in einer höhle mit einer riesin kinder erzeuge, seiner aber als könig im lande sitze. die göttin schilt diesen dagegen als geizig und ungastlich, und da Odin dies bestreitet, kommt es schliefslich zu einer wette, wer recht habe. Frigg lässt den könig vor einem manne warnen, an den die hunde sich nicht heranwagten. als nun Odin unkenntlich unter dem namen Grimni ins land kommt, um ihn auf die probe zu stellen, und das angegebene zeichen bei ihm zutrifft, lässt ihn Geirrød, um ihn zu einem geständnis über seine person zu zwingen, zwischen zwei feuer setzen. so sitzt er 'neun nächte', ohne dass sich jemand seiner erbarmt mit ausnahme von Geirrøds zehnjährigem sohn Agnar, der ihm einen labetrunk gibt. als schon sein mantel in brand gerät, beginnt er in einem lied — den Grímnismál — die herlichkeit Odins und Walhalls zu verkünden, um schliefslich, zu Geirrød gewendet, diesem seinen bevorstehenden tod anzuzeigen. 'Geirrød' — so erzählt die prosa am schlusse — 'safs da und hatte sein halb aus der scheide gezogenes schwert über den knien liegen. als er hörte, dass Odin gekommen sei, stand er auf und wollte ihn aus den feuern befreien. dabei glitt ihm das schwert aus der hand mit dem griff nach unten. er strauchelte und fiel nach vorn, das schwert aber durchbohrte ihn und so fand er seinen tod. da verschwand Odin. von da an war Agnar könig durch lange zeit'.

Von den motivcomplexen, die in diesem sagenstoff verwoben sind, hat schon JGrimm Myth.[3] 124 einen als etwas für sich bestehndes erkannt : es ist die geschichte von der rivalität des Odin und der Frigg und der überlistung des gottes durch seine gattin zu gunsten ihres und zum schaden seines schützlings. eine ganz ähnliche und von JGrimm bereits verglichene geschichte ist die bekannte von Paulus Diakonus erzählte vom ursprung des Langobardennamens. hier sei, was diese betrifft, noch darauf hingewiesen, dass die durch Frea begünstigten Langobarden zwei 'duces' haben namens *Ibor* und *Ago* (*Agio*, *Aio*), und letzteres als kurzname zu einem vollnamen *Aginhari* = aisl. *Agnarr* gehören könnte, wie uns ja auch neben *Agilulfus* bei Paulus ein *Ago* begegnet. vielleicht haben also die langobardische sage und die in den rahmen der Grímnismál verwobene sogar den namen des günstlings der Frigg-Frea gemein. kein zufall ist es sicher, dass wir noch einen Agnar kennen, dem Sigrdrifa-Brynhild zum sieg über Hialmgunnar verholfen hat gegen den willen Odins, der letzteren begünstigte. bekanntlich ist dies die ursache der bestrafung der walküre. nur ist es nicht ein günstling der Frigg, um den es sich hier handelt, sondern der eines andern übermenschlichen weiblichen wesens.

Dass hier der name Agnar sich widerholt, kann uns auf den gedanken bringen, dass er mit dem besprochenen motiv früher schon verwachsen war, dass er mit diesem erst in die Grimnisgeschichte gekommen ist und einen andern verdrängt hat. im übrigen wird es schwer halten, die veränderungen genau festzustellen, die diese durch hinzutritt des motivs der überlistung des höchsten gottes durch seine ehehälfte zu gunsten ihres schützlings erfahren, beziehungsweise, wie sie früher ausgesehen hat. aber eins ist ziemlich klar, dass, wenn Geirrøds bestrafung durch Odin nicht folge von Friggs intrigue sein soll, sein frevel kein unwissentlicher zu sein braucht. in der ältern fassung kann er leicht aus eignem antriebe an dem gotte sich vergriffen haben.

Eine andre geschichte aus dem rahmen der Grímnismál hat Bugge in seinen Studien s. 422ff ausgeschält. dieser teil steht in engster verbindung mit mehreren unter einander verwanten norwegischen und lappischen märchen, in denen zwei brüder ins meer verschlagen werden und an ein land kommen, wo sie meer-

wesen antreffen. auch in dem märchen 'Tuftefolket paa Sandflæsen' ist der eine bruder gut, der andre böse und habsüchtig; und dieser lässt jenen zurück, um sich allein in den besitz des väterlichen nachlasses zu setzen. der zurückgelassene findet unter den unholden eine braut, hier eine menschliche, nach andern fassungen eine elbische. daran erinnert noch die bemerkung Odins zu Frigg : *sér þú Agnar fóstra þinn, hvar hann elr bǫrn viþ gýge í hellenom.*

Diese worte sind zugleich ein beweis, dass würklich in der eingangserzählung zu den Grímnismál eine ursprünglich selbständige geschichte vorligt. denn sie passen nicht zum folgenden. wenn Agnar I noch lebte, während sich die haupthandlung abspielt, müste er ja notwendig, um der schlauen göttin zum vollen siege zu verhelfen, zurückkehren. statt seiner begegnet uns als Geirrøds nachfolger in Odins gunst und der herschaft sein sohn Agnar II, in dem Simrock Deutsche myth. 349 den widergebornen Agnar I erkannt hat, worin auch Bugge ihm zustimmt. es ist auch wol kein zufall, sondern bewuste absicht der sage, dass sie Agnar II, als er zur herschaft kommt, zehn jahre alt sein lässt, nachdem früher Agnars I alter zu beginn der erzählung ebenfalls auf zehn jahre angegeben war. diese widergeburt setzt aber schon den tod von Agnar I voraus. ehe das meervolkmärchen hereinspielte, wird also Geirrøđ seinen ältern, zur thronfolge bestimmten bruder in irgend einer art aus der welt geschafft haben. im märchen wurde der eine bruder um des erbes willen vom andern der wildnis preisgegeben, immerhin ein verwanter zug, der zur verknüpfung beider sagen anlass gegeben haben kann.

Das was von unserm stoffe nach abzug der beiden eben besprochenen zusätze übrig bleibt, seinen mutmaſslichen ältern kern also, hat Bugge Studien 426ff aus der apokryphen Vindicta Salvatoris ableiten wollen, in der erzählt wird, dass ein frommer jude Nathan nach Equitania verschlagen wird, dort einem manne (namens Tyrus) von Jesu kreuzigung erzählt, worauf dieser ein heer ausrüstet, das ins Judenland eilt, um Jesum zu rächen. bei seinem herannahen stürzt sich der Judenkönig Herodes in sein eigenes schwert, und sein sohn wird sein nachfolger.

Aber die übereinstimmung in etwas alltäglichem, wie es der umstand ist, dass der sohn nach dem tode des vaters auf den thron gelangt, wird man nicht mit als beweis für die verwant-

schaft zweier geschichten anführen dürfen. der tod des königs erfolgt in beiden fällen allerdings durch das eigne schwert, aber in der einen durch einen eigentümlichen unfall, und auf diesem ligt offenbar der nachdruck; auf der andern seite handelt es sich um einen selbstmord, der in seiner ausführung dutzende von seitenstücken in der antiken welt und dichtung hat, der also durch das schwert als mordwerkzeug gar nicht eigenartig gekennzeichnet ist. würde von dem könige in der nordischen sage berichtet, dass er sich erhängt habe, so stünde das dem legendenbericht offenbar viel näher. aber auch die veranlassung zum selbstmord einerseits, zum todbringenden unfall anderseits ist verschieden. eine in betracht kommende übereinstimmung der legende mit dem sagenbericht sehe ich nur darin, dass in Jesus auch ein verkannter gott gemartert wird. aber wie verschieden sind doch auch hier alle nebenumstände! und jedesfalls ist diese éine ähnlichkeit nicht genug, um die annahme eines zusammenhangs zu begründen.

Was Bugge sonst noch zur stütze seiner hypothese anführt, ist so ausgesucht gekünstelt, so haarfeine construction und so wenig geeignet, ein schlussgebäude darauf zu stellen, dass es füglich übergangen werden kann. eines gegenbeweises wird es aber um so weniger bedürfen, wenn sich zeigen lässt, wo unsre geschichte würklich hingehört.

Ich finde eine aufserordentliche verwantschaft in dem berichte der Hervararsaga über könig Heiđrek.

Wie Ođin Geirrøds fóstri ist, so Gizur derjenige Heiđreks; *Gizurr* aber ist ein Ođinsname, SnE. II 472. 555 als solcher angeführt; vgl. Finnur Jónsson Lit.-hist. II 838.

Wie der ältre bruder Agnar durch den jüngern Geirrøđ auf die seite geschafft wird, so hat Heidrek seinen ältern bruder Anganty mit dem schwerte Tyrfing erschlagen.

Heiđrek ist wie Geirrøđ von rücksichtslos tyrannischem wesen.

Heiđrek hat das gelübde abgelegt, dass über jeden, er habe sich noch so sehr wider ihn vergangen, nur von seinen weisen das urteil gefällt werden solle, aufserdem sollte er frei ausgehn, wenn er rätsel aufgeben könne, die er, der könig, nicht zu lösen im stande sei. ein mit dem könige verfeindeter vornehmer namens Gestumblindi wird nun von diesem an seinen hof zur

verantwortung gezogen. da er sowol vor einem rechtsspruch besorgt ist, als auch seiner eignen weisheit in einem rätselkampfe mistraut, wendet er sich um hilfe an Odin, der nun in seiner gestalt diesen aufnimmt. Heiđrek löst alle rätsel Odins bis auf das letzte : was Odin dem Baldr ins ohr gesagt habe, bevor er auf den scheiterhaufen gelegt wurde? am inhalt dieser frage erkennt er den gott und schlägt erzürnt mit dem schwerte nach ihm, der in falkengestalt entfliegt.

Zur strafe für diesen frevel wird Heidrek in derselben nacht von sklaven erschlagen, stirbt also eines ausgesucht schimpflichen todes. wir kennen aber die geschichte von Heiđreks tod nur durch die redaction II der saga. die redaction I, in der sie nicht erhalten ist, hat ihn ohne zweifel sterben lassen, indem er in sein vor ihm liegendes schwert Tyrfing stürzte, also ebenso wie Geirrød. denn seinerzeit hatte ihm sein vater Hǫfund eine reihe von lehren mit auf den weg gegeben, die Heidrek in seinem übermute alle übertritt, und zwar immer zu seinem schaden. die letzte, achte lehre, die nur auf seinen tod bezug haben kann, lautet aber in I — in II fehlt diese und die siebente — : *at setia alldri Tyrfing at fotvm ser.* es ist ja auch ganz am platze, dass Heiđrek, der selbst damit gefrevelt hat, durch das unheilsschwert Tyrfing zu grunde geht. und dass die sage ursprünglich nicht nur seinen bruder Anganty, sondern auch ihn eben durch dieses umkommen liefs, kann schon darum nicht zweifelhaft sein, weil deren mutter, der wilden Hervǫr, als sie das schwert aus dem grabe ihres vaters Anganty (I) holt, von diesem geweissagt wird:

sia mun Tyrfingr,
ef þv trva mættir,
ætt þinni, mær!
allri spilla.

Doch auch die siebente lehre Hǫfunds, *at eiga iamnan kerski við kommanda gerst* (di. *gest*) stimmt nicht zu der in red. I vorliegenden. das ist bereits Heinzel Über die Hervararsaga 17 (WSB. 114, 431) mit recht aufgefallen. denn es ist ja nicht verletzung des gastrechts, wodurch Heiđrek sich vergeht, sondern ein frevel gegen den gott und bruch des gelobten friedens. doch ist es ja klar und anerkannt, dass die geschichte von dem vornehmen manne Gestumblindi, der durch opfer Odin als stellvertreter ge-

winnt, nicht alt sein kann. ist doch Gestumblindi selbst ein bekannter Odinsname, SnE. II 473. 556 als solcher belegt und auch in andern sagen auf Odin zu beziehen; s. Detter Beitr. 19, 502f. Odin geht also unter seinem hehlnamen Gestumblindi für sich selbst den rätselwettstreit ein, und da er als blinder fremdling — man wird an einen bettler zu denken haben — ins land kam, was ja sein name schon besagt, so war es eine verletzung des gastrechts, wenn er so behandelt wurde wie ein angeklagter. in dieser gestalt aber kommt die sage der geschichte von Grimni schon sehr nahe, gegen den ein peinliches verfahren eingeleitet wird. dass das wesentlichste verschulden Heiđreks mangel an gastfreundschaft war, ist durch jene siebente lehre Hǫfunds jedesfalls gesichert; und gerade der gleiche vorwurf wird von Frigg gegen Geirrød erhoben, und um diesen vorwurf auf seine berechtigung zu prüfen, wird er von Odin-Grimni auf jene probe gestellt, die er so schlecht besteht.

Heiđreks sohn und nachfolger endlich heifst Anganty geradeso wie sein ermordeter bruder. darauf dass dieser — wie Agnar in den Grímnismál — widergeboren wurde, findet sich kein unmittelbarer hinweis. immerhin aber ist es beachtenswert, dass Heiđreks vorfahren Hǫfund, Guđmund, Ulfheđin nach der Thorsteinssaga bœiarmagns sämtlich Guđmund geheifsen haben, wie alle könige von Glæsisvellir, über das sie herschten, und Heinzel hat Über die Nibelungensage 37 (WSB. 109, 705) aus diesem umstand bereits den schluss gezogen, dass es sich hier um mehrere widergeburten éines Guđmund handle. das motiv der widergeburt wäre dann in demselben geschlechte, dem Angantys oheim und neffe angehören, schon vertreten und kann leicht noch ein zweites mal in ihm vorkommen.

Die ursprüngliche einheit der verglichenen sagen ist bei so weitgehnder übereinstimmung nicht zweifelhaft. doch wird es sich empfehlen, auch ihre unterschiede noch näher ins auge zu fassen und ebenso ihre beziehungen nach aufsen hin zu untersuchen.

Der ältre bruder (und dessen neffe) heifst dort *Agnarr*, hier *Angantyr*. in *Angantyr* muste man den begriff des lieblings hineinlegen: *angan illrar þióþar* (*brúþar*) Vǫluspá 22 heifst der liebling üblen volkes (weibes); *angan Freyiu* wird SnE. II 108 Freyias geliebter Od genannt; an stelle von *Friggiar* ..... *angan*

'der geliebte, gemahl der Frigg, Odin', Vǫluspá 53 hat cod. R *angantyr*. man konnte also leicht Anganty schon um seines namens willen, auch ohne dass ein andrer grund hierzu vorgelegen wäre, zum günstling der Frigg stempeln und ihn deshalb mit dem für einen solchen vielleicht schon typischen namen Agnar bezeichnen sowie das mit diesem verbundene motiv anknüpfen. der zweite teil des compositums *Angantyr*, di. *týr* 'gott', sing. zu *tífar*, macht diesen zu einem ganz mythologischen namen.

Und ein solcher ist auch *Heiðrekr*. wenn ihm in ags. überlieferung, Widsið v. 116, ein *Heaðoric* gegenübersteht, dessen identität mit ihm Binz Beitr. 20, 207 gezeigt hat, so könnte man bei oberflächlicher betrachtung — wie ich in meiner abhandlung über den Germanischen himmelsgott s. 39 es getan habe — zweifeln, ob die ags. oder die nord. form die ursprüngliche ist. aber der sagenzug, dass der eine von zwei brüdern oder einander sonst nahestehenden personen den andern durch eine verhängnisvolle waffe tötet, ist zu charakteristisch für den Hǫð-Baldrmythus, als dass wir es hier nicht mit diesem zu tun hätten. *Heiðrekr* ist danach an die stelle von **Hǫðrekr* getreten. wir haben also auch auf germanischer seite die genaue entsprechung zu kelt. *Caturīx* als mythologischem namen erhalten, und die ansicht, die ich Himmelsgott 39. 86. 89 vertreten habe, dass sich hinter Hǫð der alte keltogermanische Mars verbirgt, erhält damit eine neue stütze.

Angantyr ist dann natürlich der lieblingsgott *κατ' ἐξοχήν*, di. Baldr.

Im besondern ist aber Baldr der liebling der Frigg. denn sie ist es, die allen wesen den eid abnimmt, ihm nicht zu schaden, und sie auch ist es, die in Fensalir seinen tod beweint. anderseits ist durch die ausführungen Detters über den Baldrmythus Beitr. 19, 495 ff Oðin als der eigentliche und ursprüngliche anstifter von Baldrs ermordung nachgewiesen. Baldr und Hǫð spielen also in der gunst und abgunst der götter schon im mythus dieselbe rolle wie Agnar und Geirrøð im stoffe der Grímnismál, und nur die angesponnene geschichte, in der schliesslich Frigg über ihren gemahl triumphiert, ist in diesem neu hinzugekommen.

Dass im geschlechte Gudmunds gottheiten oder vertreter von

solchen vorkommen, darf uns nicht wunder nehmen, da Gudmund selbst göttlich verehrt wurde und, wie ich Himmelsgott 55. 83f. 88 gezeigt zu haben glaube, mit Niǫrd-Frey identisch ist.

Aus diesem geschlechte kommt der älteste, Ulfhedin, der aber auch Gudmund heifst, durch einen riesen Geirrød ums leben, gerade wie Frey durch Surt, Frotho IV durch Svertingus, sodass sich Geirrød, den wir ja auch aus Thors abenteuern als feuerriesen kennen, Surt und Svertingus decken. wenn nun im Beowulf 1203 Hygelac — der in folge jüngerer sagenentwicklung als Hredels sohn gefasst und dem paare Herebeald Hædcyn als dritter zugesellt erscheint — der *nefa*, di. enkel oder neffe, des Swerting genannt wird, so ist hier eine mit dem riesen Geirrød identische person in die verwantschaft der vertreter von Baldr-Hǫd hineingezogen worden. an Hredels vater wird man bei diesem Swerting schwerlich denken dürfen, eher an seinen bruder oder schwager. und bei Saxo VIII 423 ist Geruthus geradezu der bruder des Guthmundus.

Es könnte danach sein, dass der feindliche bruder einer ältern generation desselben geschlechts mit dem einer jüngern verwechselt wurde, und so in den Grímnismál Geirrød an die stelle von Hǫdrek trat.

Oder ist *Geirrøðr* als name des helden der Grímnismál nur das ergebnis einer durch einwürkung eines geläufigeren compositionsgliedes von namen erfolgten umgestaltung aus **Geirǫðr* **Geiroðr*, di. **Geir-hǫðr*? wie man statt *Dene Gár-dene* sagen konnte, so war es wol auch möglich, wenn das bedürfnis der allitteration es erforderte, — man beachte das *Gotnaland*, das er beherscht, und *Grímnir* — einen *Hǫðr*, *Hǫðrekr* in *Geirhǫðr* umzutaufen. so wird ja *Hǫðr* auch durch *Starkǫðr*, di. *Starkhǫðr*, vertreten — s. Bugge Studien 383 — und auch *Níðoðr*, ags. *Níðhad*, der eine tochter *Bǫðvildr Beaðohild* di. 'Bellona' hat, die in ihrer geschichte ganz der Pallas Athene entspricht, wird man für *Hǫðr*, *Heaðoric*, *Caturīx*, den kriegsgott, nehmen dürfen.

Das alles sind ja nur möglichkeiten, und eine solche ist es auch, dass sich hinter dem namen des königs Geirrød der einer geschichtlichen persönlichkeit verbirgt, nämlich der Geiseriks (aisl. **Geirrekr*), der von einem gerüchte beschuldigt wird, um zur alleinherschaft zu gelangen, seinen älteren halbbruder *Guntherik*

aus dem wege geräumt zu haben (s. Felix Dahn Urgesch. der germ. u. rom. völker I 157), und dessen rücksichtsloser charakter dem des Geirrød vergleichbar ist.

Aber auch als ein name für den feuerriesen, der daneben als Surt-Svertingus personificiert erscheint, ist *Geirrøðr* auffällig, da dies (**Gaizafriþuz,* ahd. *Gêrfrid*) ein name ist, der mit dessen wesen nichts zu tun hat und durchaus den charakter eines gewöhnlichen mannsnamens trägt. und auch hier könnte man an eine übertragung des namens von Geiserik aus denken, weniger weil, wie oben bemerkt, Geruthus bei Saxo — was schliefslich kein alter sagenzug zu sein braucht — als der bruder des nach andrer quelle von ihm ermordeten Guthmundus erscheint, als weil man Surts reich an den südrand der erde verlegte, und auch das afrikanische Wandalenreich Geiseriks zu seiner zeit in der erdkunde der in ihrer heimat zurückgebliebenen Germanen sicher als das südlichste land galt.

Hrauþungr als Agnars und Geirrøðs vater steht nicht nur genau an derselben stelle wie *Hréðel,* der vater des Herebeald und Hædcyn, sondern trägt auch wesentlich denselben namen, der zu aisl. *hrauð* 'lorica' SnE. II 622, ags. *hréða* m. 'melotes' Bosworth-Toller 560 und der sippe von ahd. *rust* (< **hrust*) 'rüstung' zu stellen sein wird. das streng durchgeführte *é* statt *ie* (*i*, *ý*) wird *Hréðel* wol nur volksetymologischer umdeutung verdanken.

Wenn Odin in gestalt des kleinbauern, der sich Geirrøds angenommen hat, vor dessen abschied heimlich mit ihm redet, und das nächste, was wir dann erfahren, seine missetat gegen seinen bruder ist, kann ein zweifel nicht bestehn, dass er diese auf Odins rat ausgeführt hat, und dass dieser rat den inhalt der heimlichen besprechung bildete. die rolle, die Odin dabei spielt, ist ganz die gleiche wie in einer variante des Baldrmythus, in der Vikarsage, in der auch Starkad, der hier das verbrechen allerdings nicht an seinem leiblichen, wol aber an seinem pflegebruder begeht, dazu von seinem fóstri Grani oder Hrossharsgrani, der sich gelegentlich als Odin zu erkennen gibt, aufgereizt wird. in beiden fällen ist der pflegling auch der günstling des gottes, und wie Geirrød durch die misgunst der Frigg zu leiden hat, die ihrerseits seinen bruder begünstigt, so Starkad durch die abneigung des Thor, der in der sein geschick bestimmenden götter-

beratung nach der Saga Gautreks konungs, FAS. III 32 f, jeder guten schicksalsgabe Ođins für seinen pflegesohn eine schlimme entgegensetzt. hinter der örtlichkeit der nächtlichen götterversammlung, einer insel — auf die Ođin Hrossharsgrani mit Starkađ von der auf der fahrt von Agđir nach Hǫrđaland befindlichen flotte aus in einem boote gelangt, kann man die insel Fenring in Hǫrđaland vermuten, auf der Starkađ bei Hrossharsgrani seinerzeit aufgewachsen und mit seinem pflegebruder von der heimat her, Vikar, wider zusammengetroffen war. allerdings waren sie dahin damals nicht durch schiffbruch gekommen, sondern als kriegsgefangene. die aufopferung Vikars an Ođin erfolgt aber, um den gegenwind, der Vikars schiffe aufhält, in günstigen zu wandeln, und es ist nicht ausgeschlossen, dass auch Geirrøds fóstri diesem günstigen fahrwind zur heimkehr von der fremden küste, an die ihn und seinen bruder der sturm verschlagen hatte, unter der bedingung versprach, dass er ihm diesen zusende. eine auffallende übereinstimmung ist es schliefslich, dass Starkađ sowol als Geirrøđ auf dem wege zu dem boote von ihrem begleiter Ođin zu ihrer missetat beredet werden.

Daneben spinnen sich aus der Starkađgeschichte auch zur Hervararsaga fäden hinüber. so wenn dem Starkađ durch Thor bestimmt wird, in jedem seiner drei ihm von Ođin zugeteilten menschenalter ein verbrechen, ein níđingsverk, zu begehn, und wenn anderseits nach red. I der Hervararsaga mit Heiđreks schwert Tyrfing einer prophezeiung gemäfs (Norröne skrifter af sagnhistorisk Indhold udg. af SBugge 205, 16 f) ebenfalls drei níđingsverk verübt werden sollen. dass man dabei gerade nur an persönliche verbrechen Heiđreks dachte, ist kaum zu bezweifeln, und jedesfalls werden ihm drei solche nachgesagt, die ermordung seines bruders Angantý, der angriff auf seinen schwiegervater Harald und der frevel gegen Ođin, wenn auch nur von zweien davon (aao. 224, 20 und 264, 1) würklich berichtet wird, dass sie mit Tyrfing geschehen. dass übrigens auch Harald durch Heiđrek selbst und dann natürlich auch durch Tyrfing ums leben kam, ist auch ohne dass es ausdrücklich gesagt wird, wahrscheinlich genug, weil Heiđrek doch am kampfe teilgenommen und sich dabei wol den vornehmsten der gegner ausgesucht haben wird. — allerdings hat Heinzel WSB. 114, 427 bei der vorstellung von den drei prophezeiten verbrechen an spätere übertragung aus der ge-

schichte von Starkađ in die des auch bösartigen königs Heiđrek gedacht, vielleicht vermittelt durch die von dem orakel verlangte opferung des königssohnes in der Hervararsaga, des königs in der Gautrekssaga. da sich uns indessen beide geschichten schon als varianten desselben mythus dargestellt haben, werden wir wol auch hier lieber mit würklicher verwantschaft rechnen. an solche und nicht an zufällige ähnlichkeit wird man aber dann wol auch bei dem hier und dort vorkommenden opfer denken, trotz allen abweichungen im einzelnen. übrigens scheinen hier in den stoff der Hervararsaga selbst schon zwei sagenvarianten hineingearbeitet zu sein. nach der einen wird Heiđrek dadurch, dass er seinen ältern bruder Anganty tötete oder geradezu dem Ođin opferte, ursprünglich zur herschaft in seinem väterlichen reiche gelangt sein. nach der andern brachte er seinen schwiegervater und dessen sohn als opfer dar oder tötete sie in stellvertretung für das vom orakel verlangte opfer und erwarb sich deren reich; und diese variante steht offenbar der Starkađsage näher. Heidrek und Starkađ begehn ein ähnliches verbrechen an ihren königen, in deren dienst sie beide als bewährte krieger stehn. hier ist die beziehung noch durch pflegebrüderschaft, dort durch verschwägerung verstärkt. vielleicht entspricht dabei Vikar, dessen vater Harald hiefs, nicht dem schwiegervater Heiđreks, Harald, sondern dessen ungenanntem sohne. aber auch die ähnlichkeit des namens Harald mit Herebeald wird hier in erwägung zu ziehn sein. wenn Heidrek durch seine tat könig von Reiđgotaland wird, darf auch daran erinnert werden, dass Geirrođ durch die seine die herschaft über Gotnaland erwirbt.

Das schwert Tyrfing werden wir nach dem bisherigen in vergleich bringen dürfen mit den in verschiedenen andern fassungen des Baldrmythus vorkommenden, die katastrophe herbeiführenden waffen. über sie hat Detter Beitr. 19, 497 ff. 504 ff einige sehr ansprechende vermutungen vorgebracht. so wenig wie er kann ich mich der meinung Müllenhoffs DAk. v 57 anschliefsen, dass die rolle, die der mistel dabei zukommt, darauf zurückzuführen sei, dass diese als symbol des todes, des winters und dunkels gegolten habe; vielmehr ist sie deshalb zu ihr ausersehen, weil sie nicht auf dem boden, sondern oben aus dem baume wächst, also gelegentlich der allen wesen abgeforderten eide leicht übersehen oder für einen bestandteil des ohnehin ver-

eideten baumes gehalten werden konnte. mit recht sieht ferner Detter in dem mistiltein den verwandelten speer Odins, der im augenblick des wurfes wider zur waffe wird, wie auch in der Vikarsage Odin dem Starkađ seinen speer gibt mit der bemerkung *at þat mundi sýnask reyrsproti*, und der scheinbare rohrstengel sich, während Starkađ damit nach Vikar stöfst, wider in den speer verwandelt. ohne dass aus dem mistiltein im entscheidenden augenblicke ein würkliches mordwerkzeug wird, wäre gar nicht einzusehen, wie Baldr dadurch zu grunde gehn konnte.

Dass auch das schwert, mit dem bei Saxo Hotherus den Balderus fällt, für das dort ein name nicht überliefert ist, *Mistilteinn* geheifsen habe, ist nach Müllenhoff DAk. v 57 und Detter Beitr. 19, 497 f sehr wahrscheinlich, nur wird es gewis nicht, wie Detter mutmafst, aus dem grunde aus dem hohen norden geholt, weil man in *mistilteinn* das wort *mistr*, norw. *mist*, also ein synonym von *nifl*, fand und *Niflheimr* nach dem norden verlegt wurde, vielmehr stammt es aus Finnmarken deshalb, weil es ein zauberschwert war, und die Finnen (Lappen) als zauberer *κατ' ἐξοχήν* galten; und das ist auch der grund, warum der zweite der Arngrimssöhne, dem das schwert Mistiltein beigelegt wird, den namen *Sǽmingr* führt, der von Müllenhoff aao. mit recht zu *Sámr* = lapp. *Sabme* 'Lappe' gestellt wird. wenn dieses schwert Balderus den tod bringen soll, obwol nach Saxo III 113 die geweihte festigkeit seines körpers nicht einmal für eisen empfindlich ist, wird dies am einfachsten erklärt, wenn es, als alles eisen beschworen wurde, Balderus nicht zu schaden, nicht eisen war. das schwert Mistiltein ist also eigentlich ein mistelzweig, der sich in ein schwert verwandelt, und dazu konnte es schliefslich gerade so gut werden wie zu einem speer, da auch ein solcher dem zweck entsprach und die gestalt des mistelzweiges von der eines speeres eben so weit entfernt war wie von der irgend einer andern waffe. an die stelle eines speeres ein schwert einzuführen, konnte sich im übrigen aus verschiedenen gründen empfehlen, denn schwerter sind nicht nur die heldenmäfsigere waffe, sondern auch die wertvollere und kunstvollere und in art und güte sehr verschieden — ein umstand, der sich schon in ihrer benennung mit eigennamen bemerkbar macht —, sodass man es für passender halten konnte, einem schwerte besondre zauberhafte eigenschaften beizulegen als einem speer. ich halte es daher nicht

gerade für nötig, mit Detter Beitr. 19, 498 anzunehmen, dass die vorstellung, dass Balderus mit einem schwert Mistiltein getötet worden sei, dadurch erzeugt wurde, dass man nach dem seitenstück andrer schwertheiti und schwertnamen auf *-teinn* auch *Mistilteinn* für einen namen oder ein wort für ein schwert hielt. in der art der todbringenden waffe gehn die varianten des mythus überhaupt auseinander. Hædcyn tötet den Herebeald mit einem pfeil, Sintram den Herdegen mit dem schwerte in einer geschichte, die Thiđrekss. 231 erzählt wird und die schon Müllenhoff Beovulf 17 mit der von Hæđcyn und Herebeald verglichen hat, ohne freilich beider beziehungen zum Baldrmythus zu erkennen. falls Mistiltein nur durch ein misverständnis zu einem schwerte wurde, müste man annehmen, dass aus diesem misverständnis mittelbar auch das schwert geflossen ist, durch das Herdegen, und ebenso schliefslich das schwert Tyrfing, durch das Anganty r den tod findet.

Wie Hæđcyn beim spiel oder einer übung im bogenschiefsen seinen bruder Herebeald tötet, so Sintram den Herdegen bei einer fechtübung. hier kommt es in folge eines streites zwischen den brüdern über ihre fortschritte im fechten in beisein ihres fechtmeisters Vigbald zu einer probe mit scharfen waffen, bei der — was ja vorkommen kann — der schlechtere fechter den besseren niedersticht. den fechtmeister, der dieses gefährliche spiel zulässt, trifft hierbei schon ein verschulden; ja man darf vielleicht vermuten, dass der immerhin auffallende ausgang des zweikampfes darin seinen grund hatte, dass die dabei verwendeten waffen nach ursprünglicher vorstellung stumpf und ungefährlich schienen, vielleicht gar nicht aus eisen waren, dass sich aber die des einen bruders in eine tödliche verwandelte. hinter dem meister, aus dessen händen er sie empfangen haben wird, verbirgt sich dann Ođin.

Auf das lässt sich allerdings nur raten. aber bei Tyrfing spricht für verwantschaft mit dem erst in eine tödliche waffe sich verwandelnden Mistiltein auch der name. gewis wird man diesen, was sein suffix betrifft, nicht von den andern schwertnamen auf *-ing, -ung* (Kluge Stammbildungslehre § 100c) trennen und etwa *Tyrfingr* als 'das tervingische, westgotische schwert' ansehen wollen. von einer grundform, die germanisch **Terwingaz* lauten würde, darf man allerdings ausgehn, zumal auch die schreibung *Tyr-*

uingr vorkommt; und auch mittelbaren sprachlichen zusammenhang mit dem namen der *Tervingi* darf man vermuten. da durch die weihinschrift *Matrib[us] Alatervis* eine germ. entsprechung zu air. *derb* 'sicher, gewis' sehr wahrscheinlich wird, könnte *Tyrfingr* allenfalls 'das feste, verlässliche schwert' bezeichnen, vorausgesetzt, dass es sich um eine sehr alte wortbildung handelt, da ein **terwaz* sonst nicht mehr nachzuweisen ist. der völkername *Tervingi* wird des gegenstückes *Greutungi* wegen, das zu germ. **greuta-* 'sand, kies, gestein' gehört, von einer germ. entsprechung zu lit. *dervà* 'kienholz', aslov. *drěvo* 'baum, holz', cymr. *derwen*, pl. *derw* 'eiche' abgeleitet, die übrigens mit dem früher erwogenen adj. **terwaz*, wie jetzt durch Osthoff Etym. parerga I 98 ff endgiltig erwiesen ist, zusammengehört. innerhalb des germ. selbst setzt auch die ableitung ndl. *teer*, deutsch dial. *zehr*, ags. *teoro*, *tyrwe*, aisl. *tiara*, gen. *tiǫru* aus lautgesetzlich **tiǫrva*, gen. *tiǫru* jenes germ. **terwa-* voraus. ebenso ist aisl. *tyri tyrvi* 'kienholz' daraus fortgebildet. dass auch spätmhd. *zirbe zirbel*, bair.-österr. *zirben zirm* 'zirbelkiefer', mhd. *zirbelnuz zirnuz* 'pinea' hierher gehören, was zuerst Schrader Bezz. Beitr. 15, 285 f und nach ihm andre angenommen haben, wird jetzt von Osthoff aao. 137 f stark in zweifel gezogen, der lieber im anschluss an Grassmann Deutsche pflanzennamen 213 und Heyne Wb. III 1445 — vgl. auch Detters DWb. 143 unter *zirbel* — mit berufung auf mehrere seitenstücke annimmt, dass das an mhd. *zirbel* 'wirbel', *zirben* 'wirbeln' und seine sippe anzuschliefsende *zirbel* fem. erst den runden zapfen der fichtenart 'pinus cembra' und danach übertragen auch diesen baum selbst bezeichnet habe. in Niederösterreich aber bezeichnet *zerbn zerm* — auf das ich Arch. f. d. stud. d. n. spr. 106, 365 aufmerksam gemacht habe — das krummholz, das ganz sicher nicht nach seinen kleinen unauffälligen und unverwendbaren zapfen benannt ist, und von diesem *zerbn* wird man jenes *zirbn* kaum trennen wollen. germ. **terwa-* ist nach all dem entweder bezeichnung besondrer nadelholzarten oder harzreichen nadelholzes oder ganz im allgemeinen eine solche für baum, holz und wald, und gerade die *Tervingi* sind offenbar ebenso wie die *Holtsati* und die russ. *Derewljane* einfach 'waldleute'. *Tyrfingr Tyruingr* als schwertname kann demnach bedeuten 'das aus dem walde, vom baume oder holze stammende', ja geradezu 'das hölzerne', ebenso wie ags. *silfring*, ahd. *silbarling* die münze aus silber ist.

so scheint mir sein name selbst die erinnerung daran fortzubewahren, dass auch mit Tyrfing einst die vorstellung von einer scheinbar ungefährlichen, durch zauber in eine todbringende sich wandelnden waffe verknüpft war. man kann dabei an eine für das spiel von knaben oder für fechtübungen oder die vornahme einer symbolischen opferhandlung bestimmte holzwaffe denken, oder auch an einen vom baume stammenden, sei es zu ihm selbst gehörigen oder nach art der mistel auf ihm gewachsenen zweig oder spross.

Dass Geirrøđ den Agnar nicht würklich tötet, ist schon, weil es aus dem angegliederten märchen stammen kann, kaum ein älterer sagenzug. man könnte freilich auch in frage ziehen, ob die beiden brüder unsrer geschichte nicht von haus aus andrer herkunft sind und erst später ganz an Baldr Hǫđ angeglichen wurden, mit denen sie von haus aus einige ähnlichkeit hatten. die würkliche ermordung des einen durch den andern mittelst einer verhängnisvollen waffe könnte dann auch erst aus dem mythus herüber genommen sein. man erwäge aber, dass der behandelte sagenstoff auch nach abzug der eingangs erwähnten in den Grímnismál an ihn angetretenen motive kein einfacher ist, sondern aus zwei teilen besteht. der erste teil berichtet von dem vorgang zwischen den beiden brüdern, der zweite von einem frevel gegen eine erscheinung Ođins und der dafür verhängten strafe. dass die hauptperson des einen die des andern teils ist, ist gar nicht selbstverständlich, und ihre verbindung kann durch das ihnen gemeinsame motiv des verhängnisvollen schwertes zu wege gekommen sein. dann muss aber dieses schon in den ältesten fassungen der sage eine rolle gespielt haben, und die ursprünglichkeit ist auch hier wider auf seite der Hervararsaga zu finden.

Grofse ähnlichkeit hat die rätselprobe, auf die Gestumblindi von Heiđrek gestellt wird, mit dem wissenswettkampfe, den der ebenfalls als fremdling, als *gestr*, auftretende Odin mit Vafthrudni besteht. auch darin stimmen ja Vafþrúđnismál und Hervararsaga überein, dass es hier wie dort die frage nach dem ist, was Ođin dem Baldr, ehe er verbrannt wurde, ins ohr gesagt habe, die dazu führt, dass der gott als solcher erkannt wird. in den Vafþrúđnismál bedroht der riese gleich jeden mit dem tode, wenn er sich nicht als der klügere erweise; in der Hervararsaga wird

der vor gericht gezogene nur dann begnadigt, wenn er ein rätsel aufgeben kann, das der könig nicht zu lösen vermag. es handelt sich hier um das sogenannte halslösungsmotiv. aber mit recht bemerkt Heusler Zs. d. ver. f. volkskunde 1901 s. 124, dass bei den sonstigen halslösungen ein rätsel gestellt zu werden pflege, das der beantwortung spottet und sogleich die befreiung herbeiführt. wenn in unserm falle der entscheidenden frage eine lange reihe andrer vorausgeht, die beantwortet werden, könnte uns das auf die vermutung führen, dass auch hier ursprünglich ein wettkampf ausgefochten wurde, ähnlich wie in den Vafþrúđnismál. in diesen steht auch das eigne haupt des riesen, nicht nur das seines gastes, auf dem spiele, und ähnlich könnte sich die sache auch bei Heiđrek einmal verhalten haben, sodass sein tod, nachdem er die wette verloren, schon durch diese bedingt würde.

Eine rätselwette oder wissensprobe, in der Ođin siegt, könnte eine parallele sein zu den vielen bekannten wettkämpfen von künstlern aller art, auch sehern und dichtern, und die absicht des erzählers war wol von haus aus die, scharfsinn und weisheit des gottes als jeder andern überlegen darzustellen. würkliche vorkommnisse könnten dabei im letzten grunde die vorbilder abgegeben haben.

Das halslösungsmotiv dagegen stammt offenbar nicht aus dem leben, sondern aus einer gattung von alpträumen, und in solchen wurzeln auch andre geschichten, in denen die fragepein eine rolle spielt. natürlich kann das motiv von seinem grunde sich ablösen und in neue verbindungen treten, in denen der fragedämon, der ursprünglich zu ihm gehört, nicht mehr zu erkennen ist.

In unserm falle ist es mindestens zweifelhaft, auf welcher seite wir den fragedämon suchen sollen. wenn die Griechen aus einem hierher gehörigen vorkommnis des traumlebens, der überwindung der würgenden rätselsphinx, eine heldentat machten, die sie einem ihrer heroen zuschreiben, so konnte man anderswo ähnliches auch wol von einem gotte berichten. anderseits ist aber gerade Ođin selbst der *drauga dróttin*. wenn er als *gestr*, als fremdling, unerwartet in die halle tritt und dann gar, an das bett eines Olaf Tryggvason oder Olaf des Heiligen berufen, diesen die bilder alter sagenkönige und helden vorführt, macht er ganz den eindruck einer traumerscheinung, ja geradezu den eines traumgottes, und es ist doch fraglich, ob dabei alles christliche erfin-

dung ist. man beachte auch die nächtliche begegnung Oðins mit der vǫlva, von der diese Vǫluspá 28 erzählt, und die wissensprobe, der sie sich bei dieser gelegenheit unterziehen muss.

Es mag daher auch in der Hervararsaga die bedrohung mit dem tode für den fall, dass die rätselfragen nicht gelöst würden, ursprünglich von der erscheinung Oðins ausgegangen sein, beziehungsweise wird Oðin eine wette zu stande gebracht haben, bei der für beide teile der einsatz der gleiche, nämlich das leben war. dass aber die sache dann leicht umgedreht werden konnte, ist begreiflich. schon der umstand, dass das halslösungsmotiv in zwei formen auftritt, einer, in der das rätselraten, und einer, in der das stellen einer unlösbaren frage die rettung bringt, konnte diesen rollentausch bewürken, und unter dem einfluss von geschichten, in denen die unlösbare frage von anklage oder strafe befreit, wurde Gestumblindi zum angeklagten. da sich Odin selbst aber doch nicht so leicht einen process zugezogen haben konnte, wurde schliefslich der menschliche Gestumblindi erfunden, dessen stelle vor gericht Oðin vertrat.

Die älteste vorstellung wird also die gewesen sein, dass Heiðrek dem Odin verfiel, dh. jähen todes starb, weil er Oðins rätsel nicht erraten konnte. in der auf uns gekommenen gestalt der sage ist diese letzte consequenz des rätselmotivs nicht mehr gezogen, und umsomehr muste die moralische motivierung von Heidreks schicksal hervortreten. wir konnten auch schon nachweisen, dass als sein hauptverschulden mangel an gastfreundschaft galt; und noch schärfer tritt dieser vorwurf gegen Geirrøð hervor. wenn im gegensatz zu diesem sein sohn Agnar für sein eintreten zu gunsten des fremdlings durch den gott belohnt wird, so wird es vollends klar, dass hier ein motiv hereinspielt, das uns in heidnischer und christlicher fassung widerholt begegnet, das von dem unerkannt bei sterblichen einkehrenden göttlichen oder doch übermenschlichen wesen, durch das dem freigebigen, gastfreien lohn, dem kargen, ungastlichen strafe zu teil wird. dazu kommt bei den Grímnismál noch etwas besondres. denn mit recht erinnert FvdLeyen Das märchen in den göttersagen der Edda 53, was das verhalten Agnars gegenüber Grimni und seine belohnung betrifft, an die eingangserzählung des märchens vom Grindkopf, die schon in der geschichte von Harald Harfagr aufnahme gefunden habe. statt auf deren fassung Flateyarbók I 564

hätte er sich dabei auf die den Grímnismál viel näher stehende in Snorris Heimskringla, Saga Halfdanar Svarta 8 berufen können, wo Haralds vater einen zauberkundigen Finnen foltern lässt, um von ihm auskunft darüber zu erhalten, warum am julabend vor dem festgelage plötzlich speise und trank von den tischen verschwunden war, der königssohn sich des gepeinigten annimmt, mit ihm flieht und kurze zeit darauf selbst könig wird, nachdem sein vater in folge eines unfalls gestorben ist. es ist sogar etwas ähnliches, wenn Geirrøđ beschuldigt wird, *hann er matníþingr sá, at hann kvelr geste sína, ef hǫnom þykkja ofmarger koma,* und zwar — wie ausdrücklich versichert wird — mit unrecht, und wenn anderseits aus der halle Halfdans die speisen fortgezaubert werden, sodass seine gäste hungrig nach hause gehn müssen. ob auch ihn der vorwurf traf, dass er nicht *matgóðr* sei? auffallend ist jedesfalls, dass man von seinem gleichnamigen ururgrofsvater, als dessen widergeburt er gegolten haben kann, nach Ynglingasaga 52 sagte, dass er zwar mit gold sehr freigebig gewesen sei, aber seine leute habe hungern lassen : *at hann gaf í mála mǫnnum sínum iafnmarga gullpenninga, sem aðrir konungar silfrpenninga, en hann svelti menn at mat.* danach hiefs er *hinn mildi ok hinn matarilli.* genau das gleiche wird nach Saga Hákonar góđa 17 Halfdan des Schwarzen enkel sowie seiner ganzen verwantschaft vorgehalten, *at þat var skaplǫstr Hákonar konungs ok fǫður hans ok þeira frænda, at þeir váru illir af mat sínum, þótt þeir væri mildir af gulli.* — der ganze vorwurf in seiner eigentümlichen beschränkung ist wol mit andern mythischen elementen zugleich in die geschichtliche erzählung gekommen. denn er passt sehr gut gerade auf den germanischen Mars, als den wir Geirrøđ-Heiđrek schon erkannt haben, da der kriegsgott die seinen zwar oft mit kostbarer beute und dem erlös für sie bedenkt, aber die regelmäfsige wirtschaftliche tätigkeit hemmt und die nahrungsmittel leicht knapp werden lässt. es ist etwas ganz ähnliches, wenn dem Starkađ nach FAS. III 32f von Odin das beste waffenzeug und gewand und fahrendes gut in überfluss verliehen, von Thor dagegen land- und grundbesitz versagt und ihm bestimmt wird, dass er niemals genug zu haben glaube.

Das schon verblassende rätselmotiv ist also in der Heiđrekssage mit einem andern verschränkt. die Grímnismál betonen letzteres noch stärker und spinnen es fort, dagegen findet man

in offenbarem zusammenhang damit von rätseln überhaupt hier keine spur mehr, aufser wenn man annimmt, die verkündigung göttlichen wissens durch Grímni sei ein niederschlag einer scene, in der mythologisches wissen in frage- und antwortform nach art der Vafþrúđnis- oder Alvíssmál verkündet wurde.

Mit der frage, ob das rätselmotiv in den Grímnismál etwa nur verdrängt oder verwischt ist, wird auch diejenige zusammenhängen, ob der schwerthieb gegen den gott ein zug ist, den sie verloren, oder einer, den sie nie besessen hat. er nimmt sich auch innerhalb der Hervararsaga eigentümlich aus. man sieht nämlich nicht recht ein, was Heiđrek so sehr in zorn bringt, als er erkennt, dass er den gott vor sich habe. vom standpuncte des heiligen Olaf ist es ja begreiflich, dass er, als ihm klar wird, mit wem er es zu tun hat, mit dem messbuch nach Gest schlagen will. aber dies nicht für eine verchristlichung des motivs zu halten, und umgekehrt auf christlichem boden dessen ausgangspunct zu suchen, verbietet doch der ganze charakter der Hervararsaga. und wenn es sich in ihr ursprünglich um eine wette gehandelt hat, in der von vornherein, wie in den Vafþrúđnismál, der unterliegende mit dem tode bedroht war, begreift sich ja das verhalten Heiđreks viel leichter, nicht nur als ausbruch des zornes, sondern auch als ein act verzweifelter notwehr gegen das hereinbrechende verhängnis, das er in seiner verblendung freilich dadurch gerade unmittelbar herbeiführt. der zusammenhang zwischen dem frevel mit der waffe und dem tod durch eben dieselbe ist ja klar. nur müssen beide züge nicht notwendig gleich alt sein. es könnte zuerst allein von dem tod durch eine zufällige verletzung mit dem schwerte erzählt worden sein; dieses erschien damit als unglückswaffe, eine eigenschaft, zu deren begründung man einen frevel erfinden konnte, der mit ihr verübt worden war.

Viel leichter noch konnte, wie wir gesehen haben, um diesen kern der sage — den tod ihres helden durch verletzung mit dem eignen schwert zur strafe eines frevels gegen eine erscheinung Ođins — alles andre allmählich anwachsen. dabei war es aber immer unsre voraussetzung, dass wir es mit einer bodenständigen ausgestaltung eines nicht geschichtlichen stoffes zu tun haben. denn hat die erzählung vom tod eines fürsten durch eine unbeabsichtigte selbstverwundung einen historischen hintergrund, so

könnte ja zufällig derselbe tatsächlich seinen bruder aus der welt geschafft haben, und wir brauchten uns nicht mehr zu fragen, wieso die zwei an sich nicht zusammenhängenden motive in verbindung gebracht wurden.

Würklich gibt es eine höchst auffallende historische parallele zu unserm ganzen stoffe. ich meine die geschichte des Perserkönigs Kambyses. dieser ist bekanntlich der typus eines tyrannischen herschers. aus furcht, sein thron sei durch ihn gefährdet, lässt er seinen bruder Smerdis ermorden. er frevelt gegen die ägyptischen götter, im besondern wird erzählt, dass er den neuen Apis, den die Ägypter für die erscheinung eines gottes hielten, mit eigner hand tötlich verletzte. er stirbt in folge einer selbstverwundung mit seinem zufällig blofs gewordenen schwerte. *καί οἱ ἀναθρώσκοντι ἐπὶ τὸν ἵππον*, heifst es bei Herodot 3, 64, *τοῦ κουλεοῦ τοῦ ξίφεος ὁ μύκης ἀποπίπτει, γυμνωθὲν δὲ τὸ ξίφος παίει τὸν μηρόν.* die verletzung erfolgte ausgesprochnermafsen an derselben stelle, wo er selbst früher den Apis, den gott der Ägypter, getroffen hatte. dass sie auch durch die gleiche waffe geschah, ist nicht ausdrücklich gesagt, aber selbstverständlich; ebenso ist es zwischen den zeilen zu lesen, dass Herodot oder seine ägyptischen berichterstatter den unfall, der Kambyses betraf, als strafe für dessen frevel an Apis betrachteten. ja der bericht über seinen tod ist gewis schon ausgeschmückt unter dem einfluss dieser vorstellung. des Kambyses nachfolger ist der magier Gautama, der sich als dessen bruder Smerdis ausgab und eine zeit lang allgemein für diesen gehalten wurde.

Es ist möglich, dass das schicksal des königs Kambyses der inhalt einer wandernden erzählung, und dass diese, zu den Germanen gelangt, einer durchgreifenden umgestaltung unterzogen wurde. aus dem gott Apis konnte Oðin werden, weil von diesem die vorstellung bestand, dass er oft unter den sterblichen erscheine. aus dem schwert, mit dem der frevel geschieht und durch das der könig stirbt, wurde leicht eine unheilvolle waffe, durch die auch schon dessen bruder umgekommen war. damit war die ähnlichkeit mit dem Baldrmythus gegeben, und es lag nahe, aus den beiden brüdern der sage Baldr und Hǫð zu machen. der nachfolger, der sich für den tatsächlich nicht mehr lebenden bruder ausgab, konnte leicht zum widergebornen bruder werden.

Wir stehn hier auf einem boden, wo wir von vornherein keine mathematisch sichern ergebnisse erwarten dürfen und uns bescheiden müssen, wahrscheinlichkeiten und möglichkeiten zu erweisen. es sei deshalb der historischen parallele gegenüber nochmals betont, dass es sich uns als eine möglichkeit ergeben hat, dass unser stoff als reiner sagenstoff auf germanischem boden erwachsen ist, wenn nur einmal als erste grundlage das motiv, besser gesagt der motivcomplex des todes durch selbstverwundung zur strafe für einen frevel an der erscheinung einer gottheit gegeben war. von diesem kerne abgesehen hat die ähnlichkeit unsrer sage und der Kambysesgeschichte nicht allzuviel zu bedeuten. um so bemerkenswerter ist die übereinstimmung beider gerade in diesem.

Salzburg, weihnachten 1901. RUDOLF MUCH.

CONSTA IM HELIAND.

Collitz hat in Publications of the modern language association of America, vol. XVI s. 130 gegen Wredes und Jostes versuche einer heimatsbestimmung der as. bibeldichtung auf grund der präterita *consta, onsta, farmonsta* einen wuchtigen einwand erhoben. 'diese formen begegnen nur in nieder-, mittel- und rheinfränkischen dialekten. ihre modernen überreste finden sich in belgischen und holländischen mundarten und an der grenze zwischen den Niederlanden und Deutschland südlich einer linie, die Leiden mit Uddel in der Veluwe (bei Utrecht) verbindet und von dort nach Mülheim a. d. Ruhr läuft'. dieser hinweis, der jedesfalls dartut, dass die sprachlichen momente, die bei der lösung der so wichtigen frage zu beachten wären, immer noch nicht erschöpft sind, kam mir recht in die quere, da mich vorläufig Wredes hypothese weit mehr als frühere heimatsbestimmungen anmutet. das bedürfnis, mir selber rechenschaft abzulegen, hat mich zu einer eingehnden erwägung des falles geleitet, deren ergebnis ich hier um so mehr vorlegen möchte, als die angegriffenen selbst sich vielleicht begnügen werden, das beweismittel kurzer hand bei seite zu schieben.

Eigentlich hat Collitz selber seinen einwand durch seine eigenartige hypothese über die sprache des Heliand entkräftet. er betont, dass andre sprachformen mit diesen fränk. präteritis

völlig unvereinbar seien, er findet überhaupt im Heliand, ebenso im Hildebrandslied und andern nd. denkmälern, ganz heterogene sprachelemente und schliefst hieraus auf ein litterarisches kunstproduct, das sich beim übergang der altepischen poesie von den Franken zu den Friesen und Sachsen gebildet habe, eine fränk.-fries.-sächs. mischsprache, die mit dieser poesie gewandert sei. obwol er zunächst anzunehmen geneigt ist, dass die heimat dieser litterarischen mischsprache des Heliand im westen zu suchen sei, wo die drei dialekte an einander grenzten (s. 131), muss er schliefslich doch zugeben, dass unter den angenommenen umständen die sprache eine entscheidung für einen bestimmten teil des gesamten nd. sprachgebiets nicht zulasse, nur die gröfsere allgemeine wahrscheinlichkeit eher für den westen als den osten spreche. so könnte also Wrede schliefslich seine hypothese über die heimat des Heliand trotz dem einwande aufrecht erhalten.

Aber C.s hypothese ist m. a. nach nicht von bestand. ich vermag gar nicht abzusehen, wie bei einer litterarischen beeinflussung in altgerm. zeit die sprachgebilde, die uns tatsächlich vorliegen, hätten entstehn sollen, und die parallelen, die er angibt, die sprache der homerischen epik sowie die sprache Veldekes, halten beim vergleich nicht stich. denn der mischcharakter der sprache der homerischen gedichte besteht doch wol nur darin, dass bei überarbeitung oder weiterführung der lieder einer andern mda. deren sprachformen teilweise beibehalten werden, entweder, weil sie mit gewissen stilistischen formeln eng verknüpft waren, oder weil sie sonst stilistische oder metrische vorteile gewährten. und wenn dann weiter der auf diesem wege entstandene sprachtypus vielleicht auch absichtlich nachgeahmt wurde, blofs weil er einmal so bestand, so geschah das doch nur von dichtern, die in hervorragendem mafse den namen von kunstdichtern verdienen, und mit denen man gewis nicht den ganz naiv volkstümlichen dichter des Heliand oder den verfasser irgend eines andern altnd. denkmals wird vergleichen wollen. die eigentümlichkeit von Veldekes sprache besteht aber nur darin, dass er mit rücksicht auf einen weitern und vielleicht litterarisch gebildeteren leserkreis in mäfsigem umfange die hervorstechende eigentümlichkeit der mda. zurückhält; und wenn wir andre nd. dichter dazunehmen, so haben wir dem nur noch hinzuzufügen, dass sie auch positiv einzelne modeausdrücke, stilistische formeln

und bequeme reimwörter aus der fremden mda. aufnehmen. wie passt das auf nd. texte jener jahrhunderte? was ist an der fränk. form *konsta*, das nicht ebenso gut mit den formen *kunþa* oder *kûþa* zu erreichen gewesen wäre und einen dichter hätte veranlassen sollen, unentwegt auf fränkisch *konsta* zu sagen, während er anderseits ebenso unentwegt die anglofries. formen *breost* und *ik bium* gebrauchte? der heterogene charakter der sprache ist allerdings vorhanden. aber ich kann, um das, was ich schon Anz. xxv 23f und dann wider Idg. anz. xii 111 gesagt habe, hier zu widerholen, ihn mir nur erklären als den einer würklich gesprochenen bodenständigen sprache, die uns den in sämtlichen altnd. sprachdenkmälern mehr oder weniger ausgeprägten todeskampf anglofries. idiome mit fränkischen einerseits und hauptsächlich sächsischen anderseits verrät, oder, wie es, in der grundfrage übereinstimmend, ethnographisch aber wol richtiger, Bremer in Pauls Grundr.[2] iii 860ff darstellt, den todeskampf sächsischer, von natur dem anglofries. nahestehender, idiome mit der mda. nichtsächsischer stämme, deren gebiet sich die Sachsen unterworfen haben.

Werden nun dadurch die 'fränkischen' formen nicht um so gewichtiger? allerdings, wenn sie würklich fränkisch wären. jedesfalls aber haben sie von natur nichts an sich, wonach sie ausschliefslich fränkisch sein müsten; sie könnten an sich ebenso gut sächsisch — der terminus hier im landläufigen sinne gebraucht — oder anglofries. sein; sie sind da nur sonst nicht belegt.

Der versuch, tunlichst ruhig und objectiv die möglichkeit solcher präterita wie *konsta* zu erwägen, ist um so heikler, als wir es bei den formen bekanntlich mit wenig durchsichtigen lautverhältnissen zu tun haben, die uns die einsicht in ihre entstehung aufserordentlich erschweren. schon an der tatsache dürfen wir vielleicht nicht vorübergehn, dass die formen zu derjenigen gruppe von wörtern gehören, die dem anglofries. gesetz vom ausfall des *n* vor spiranten im as., weniger im ags. und fries., widerstehn (Holthausen As. elementarb. § 192; Sievers Ags. gramm.[3] § 186, 2; vHelten Aofries. gramm. § 108 und Siebs in Pauls Grundr.[2] i 1264). dass das *s* in diesen wörtern 'secundär' ist, kann gewis keinen l a u t l i c h e n unterschied in seiner aussprache bedingt haben. anderseits sehn wir an as. *ûst*, afries. *dust* aus

dunst (vHelten § 42), as. *kusti* (*kûsti*? im Mon. einmal belegt) und an ags. *ést*, *dúst* 'staub', *ýst* (vgl. auch *wýscan*), dass das lautgesetz auch vor $s + t$ gilt. es wird mithin richtig sein, dass die erhaltung des *n* auf dem etymologischen band mit den grundwörtern auf *n* beruht, sodass dieser punct für uns ganz bedeutungslos ist, dh. kein geheimnisvolles lautproblem hinter diesen formen steckt.

Problem aber ist ja ihr ursprung. die drei as. präterita und die anderswo vorkommenden entsprechenden formen erklärt Collitz, wie schon Kluge Beitr. 9, 155, als analogiebildungen nach *dorsta* von *durran*, got. *daúrsan* mit verweisung auf seine in naher aussicht stehnde, aber mir bis jetzt nicht zu gesicht gekommene vorrede zu Bauers Wörterb. der waldeckischen mda. wir müssen auch die form des schw. prät. von *biginnan*, *bigonsta* neben *bigonda*, hinzunehmen, einerlei, ob diese im Hel. nicht belegten formen junge analogiebildungen nach *onda*, *onsta* oder ebenso alte bildungen wie diese und *konda*, *konsta* sind[1]. man braucht

[1] die erstere — von wem eigentlich ursprünglich herrührende? — annahme ist für mich allerdings eben so ausgeschlossen, wie sie es für JacGrimm war. ich habe das schon früher Tijdschr. v. nl. taal- en letterk. 2, 22 dargelegt und muste es kürzlich widerholen (Ark. f. nord. filologi 17, 202) gegenüber der bestimmten behauptung von Holthausen, die ebenso bestimmt in Dieters Laut- und formenlehre von seiten Schlüters § 271 und Hartmanns § 286 auftritt. die formen der beiden verba sind einander so unähnlich, dass sie schwerlich der ausgangspunct einer solchen analogie sein könnten : präs. *an*, *anst*, inf. *unnan* gegen *biginnu*, *biginnis*, *biginnan*. selbst die etwas gröfsere formelle ähnlichkeit des componierten *gunnan* würde als grundlage der analogiebildung nicht genügen, kommt ja aber gar nicht in betracht, weil die contraction aus *gi-unnan* viel jünger ist als die fraglichen formen. wenn Holthausens formulierung, § 434 anm. 3, heifsen soll, dass nach dem muster von form *gionda* zu form *gian* sich die form *bigonda* neben der form *bigan* gebildet haben soll, so muss ich auch das zurückweisen, denn das p r ä t e r i t u m *bigan* kann sich mit dem p r ä s e n s *gian* nicht gesellen, um auf grund dessen ein verhältnis zu erzeugen, wie es bei dem vorbild selbst gar nicht vorhanden ist. auch stehn sich die verba weder in der bedeutung noch im syntaktischen gebrauch nahe genug: *unnan* ist in der regel als vollverb mit einem gen. der sache construiert, selten hat es einen infin. mit *zu* nach sich; dagegen ist die gewöhnliche verwendung von *beginnan* die mit dem blofsen infinitiv oder einem abhängigen satze; selten steht es als vollverb mit einem gen. der sache (im as. mit einem acc.). eher noch wäre wegen der syntaktischen übereinstimmung, hilfszeitwort mit infinitiv, ein einfluss andrer präterito-präsentia glaublich, in welchem falle die präterita *bigonda* und *bigonsta* so alt sein

die grundlage der von Collitz angenommenen analogie nicht auf *dar*, *dorsta* einzuschränken. zwar wird sich ein altes prät. *onsta* auf grund von Kluges annahme einer wz. *ans* nicht wahrscheinlich machen lassen; aber es kommen *mót* und zt. *wait* hinzu. ihre formen, 2 pers. *móst*, prät. (umgebildet) *mósta* und *waist*, prät. (umgebildet) *wista* (im Hel. nur *wissa*, aber sonst as. auch *wista*), wozu weiter noch die 2 ps. *bist* zu fügen ist, bilden zusammen mit denen von *dar* eine gruppe, die stark genug ist, um die formen von *kan* zu *kanst*, *konsta* und entsprechend andre präteritopräsentia umzubilden. auch die 2 ps. ist ja wahrscheinlich analogiebildung, und die formen der 2 ps. und des präteritums werden zt. in wechselbeziehung zu einander stehn. die möglichkeit dieser hypothese kann also nicht bei seite geschoben werden; *farmanst*, *farmonsta* im Hel. sind ja sicher analogiebildungen.

Dem gegenüber wird wol der versuch, das *st* von *kanst*, *konsta* in übereinstimmung mit dem *st* von *kunst*, *brunst*, *giwunst* uä. nomina zu erklären, nicht so leicht allerseits aufgegeben werden. Kluges auffassung (Beitr. 9, 154ff, dazu 185f), dass wir es bei diesen nomina keineswegs mit einer lautlichen entwicklung beim zusammentreffen des *nn* oder seiner lautlichen grundlage mit dem suffixalen *t*, sondern mit *st*-suffixen zu tun haben, würde dieser auffassung keinen raum lassen. obwol Kluge selber schwankt, wie ein vergleich dieser aufsätze und von Grundr. I[2] § 70 am schlusse mit der fassung der betreffenden artikel in seinem Et. wb. dartut, glaub ich nun, dass seine ursprüngliche annahme unabweislich und eine wideraufnahme seiner beweisführung über-

könnten wie *konda* und *konsta*. um so eher noch, wenn wir von einem präs. **bigunnan* als dem ursprünglichen ausgehn, wie es ja vielleicht erlaubt ist (vgl. Tijdschr. v. nl. taal- en letterk. 2, 19ff; Zs. 36, 330 anm.). wir können es aber ebenso gut mit von diesen analogien unabhängigen dentalpräteritis zu tun haben, wie ua. von Begemann Z. bed. d. schw. prät. s. 181, Verner Zs. 21, 426, Paul Beitr. 7, 149 anm. 2, Möller ebenda s. 464, Behaghel in Pauls Grdr.[2] I 746 und Kluge ebenda s. 439 § 176b angenommen wird. weder dass das vb. *biginnan* auch st. formen hat, noch dass die schwachen im got. und nord. nicht vorkommen, während sie im ahd. und mnl. von vorne herein vorhanden sind, ist doch ein beweis dagegen. jedesfalls, mein ich, muss doch die möglichkeit, dass *bigonda* ebenso wie *worhta*, *brâhta* zu beurteilen sei, neben den andern eingeräumt werden, so dass die bedingungslose behauptung, es sei eine junge analogiebildung, als unberechtigt zurückzuweisen ist.

flüssig ist. nur ein wort über got. *audanumts*, das etwas kurz bei ihm abgemacht wird. es ligt ja gewis nahe, angesichts des *-numft* oder *-numst* in andern germ. sprachen hinter dem auffälligen *t* dieses *numt* eine lautliche entwicklung zu suchen, dh. zu vermuten, dass ein dem *f* oder *s* entsprechender übergangslaut, der das *t* bedingt habe, hier nicht voll zur entwicklung gelangt oder wider ausgefallen sei (vgl. Wilmanns Gramm. I² § 96 anm.; II § 254, 4). indessen dürfen wir uns trotz der ungewöhnlichen lautverbindung *mt* doch wol bei der annahme einer analogiebildung beruhigen, wenn wir berücksichtigen, dass durch die bedeutung verknüpfte andre bildungen auf *t* bestimmend eingewürkt haben können, also etwa ein **andasahts* 'bestreitung, zurückweisung', in andern fällen etwa *fralusts* und besonders wol *gifts*[1]. schwerer wigt gegen Kluges annahme die parallelisierung von *kumft* uä. mit *kunst* usw. (Wilm. aao.). wenn sich bei *mm* und *t* lautlich ein *f* entwickelt hat, so wird sich der gedanke, dass sich bei *nn* und *t* ebenso gut ein *s* habe entwickeln können, nicht leicht von der hand weisen lassen. den letzten versuch, das *f* lautlich zu erklären, hat m. w. Brugmann gemacht (Grundr.² I § 423; vgl. Wilm. I² § 96) : urgerm. *mþ* sei zu *mfþ*, *mft* geworden. aber diese unterschiedliche behandlung von *mþ* und *md*, dem doch *mð* voraufgegangen sein muss (*rand* aus *romt'-*, *ramft* aus *rómt-*; vgl. Kluge in Pauls Grundr.² I § 50a), ist von vornherein nicht wahrscheinlich. ist doch auch die verbindung *ms* ohne entwicklung eines zwischenlautes ins germ. gelangt, und müste ja dann got. *qumþs* als analogiebildung erklärt werden, während doch gerade die entsprechende gestalt von got. *gakunþs* anlass gibt, von der auffassung des *s* in *nst* als einer lautlichen entwicklung abstand zu nehmen. in übereinstimmung hiermit dürften wir eben auch die *f* nicht als lautlich in dem bis jetzt gemeinten sinne entwickelt ansehen. da es aber ein suffix-*ft* nicht gibt, so würden wir eben auch hier auf das *st*-suffix geführt. ich meine nun, dass in der tat die schwierigkeit dahin zu lösen sei, dass wir *kumft* als eine assimilation aus **kumst* betrachten. natürlich sind wir ja theoretisch und em-

[1] got. *runs* (*garuns*, dat. *garunsai*, *urruns*, dat. *urrunsa*; verschieden von *runs*, acc. *run*), ahd. *runsa* können unmöglich in diesen zusammenhang gehören, sondern sich nur aus einem stamm mit präsentischem oder sonstigem 'determinativem' *s* erklären.

pirisch darauf gewiesen, dass bei einer assimilation in der gruppe *mst* das *m* nachgeben und zu *n* werden müsse. aber es ligt nicht freie, sondern durch das *m* der grundwörter gebundene assimilation vor. mit dieser assimilation wird gewis richtig got. *swumfsl*, mit *sl*-suffix, also für **swumsl*, verglichen [1]. hier ist also *-msl-* zu *-mfsl-* assimiliert (Kluge QF. xxxii s. 45 anm.). und so dürfte westgerm. assimilation vom *-mst* zu *-mft* anzunehmen sein. eine zwischenstufe *mfst* könnte dazwischen liegen. *ft* aus *fst* haben möglicherweise auch *heftig*, bair. *haift*, an. *heipt* gegenüber got. *haifsts*. daneben zeigt ags. *hǽst* nebst der roman. form, auf der unser *hast* beruht, eine andre entwicklung der lautgruppe *fst*. einheitlichkeit dieser formen ist gewis wahrscheinlicher als die annahme verschiedner gleichbedeutender bildungen. beispiele aus spätrer zeit bieten lothring. *heršt* 'herbst' (Hoffmann Laut- und flexionslehre der mda. der Moselgegend von Oberham bis zur Rheinprovinz, Metz 1900, s. 24), nl. aber *herft* neben *herfst* und nl. *proeft* neben gewöhnlichem *proost* aus *proofst* (vHelten Mnl. spraakkunst s. 200e und Bilderdijk Geslachslijst s. v. *herfst*). parallele verhältnisse halt ich andern auffassungen gegenüber auch bei der gruppe *hst* immer noch für möglich: ahd. *lahster* (im Summ. Heinrici; vgl. dazu Kluge Beitr. 7, 193), *lastar* und ags. *leahtor*, mnl. *lachter* werden doch vielleicht keine ursprünglich verschiedenen bildungen sein. die doppelentwicklung scheint auch vorzuliegen in ahd. *sehstari*, *sehtari* und *sestari*, nhd. *sester* und *sechter* aus lat. *sextarius* (allerdings mlat. auch *sectarius*), sowie in ahd. *sehto* (Graff vi 153; Beitr. 14, 514), mhd. *sechte* (Weinh.[2] § 338), an. *sétte* 'sechste' neben *sehsto* (vgl. jedoch Beitr. 9, 195; Brugm. Grundr. i[2] 448 anm. 2). wider etwas anders stellen sich dar ags. *meox*, mnl. nnl. *mes* (aus **mehs*) gegenüber ahd. *mist*, nnl. *mest* und got. *maihstus*. vgl. Anz. xxiv 27; besonders zwingend ist das von Schröder beigebrachte *schuoster*: tirol. *schûchter*. ob es gelingt, diese, auch im folgenden zu beobachtenden, schwankungen ohne rest auf feste lautregeln zurückzuführen, lass ich dahingestellt.

[1] wenn daneben *þramstei* ohne assimilationserscheinung steht, so fällt das nicht so schwer ins gewicht. die in diesem zusammenhang zu betrachtenden schreibungen, oder auch die lautentwicklung, zeigt mannichfaches schwanken. hier genüge die berufung auf got. *timrjan* und *timbrjan*, sowie die ahd. nebenformen *amfsla*, *amfsela* (*amphsla*, *amphsela*) neben *amsla* (Graff i 254).

An stelle von ahd. *kumft* erscheint mnl. *comst*, mnd. *kumst*, *komst*. da für diese sprachen eine abneigung gegen labiale articulation kennzeichnend ist, so ist das *s* wahrscheinlich erst an die stelle von *f* getreten, dh. trotz dem *m* das labiale *f* dem folgenden dental assimiliert, eine assimilation, die durch eine merkwürdige erscheinung im an., *fst* für *ft* (*ofst*, *krafste*, Noreen in Pauls Grundr.² I 586), gestützt wird. ebenso mnl. *ghetomst* = as. (*mis*)*tumft*, ahd. *zumft*, mnd. *vornumst* (neben *vornunft*, *vornuft*) und nhd. *brunst*, soweit es auf früherem *brumft* beruht. leichter verständlich ist die gleiche assimilation, wenn dem *f* auch noch ein dentaler consonant vorangeht : in nl. *halster* gegen deutsch *halfter*, nl. *holster*, deutsch *holfter* und mnl. prät. *dorste* statt *dorfte*. dass in letzterer form würklich ein lautprocess vorligt, durch den auch sonst in weitem umfange mundartlich in den formen dieses verbums *s* an stelle von *f* gekommen ist und nicht, wie entgegen meiner auch von vHelten (Spraakk. s. 155) geteilten auffassung öfter wider behauptet wird, verwechslung mit dem vb. *dorren*, eine annahme, die sich überhaupt wol schwer rechtfertigen lassen würde, beweist nicht nur der gleiche wechsel im nomen *nootdurst*, sondern vielleicht mehr noch die tatsache, dass auf demselben nl. und nd. sprachgebiet die verschiedenartigsten versuche gemacht werden, die lautfolge *rft* zu vermeiden : statt *durft* 1) *druft*, 2) *durst*, 3) *durt* (Mnl. gr. § 107; dazu § 164, 3 und Lübben Mnd. gr. s. 86). dass nicht vermischung mit *durran* der grund ist, erweist auch afries. *thorste* von *þarf* (gegen *dur* mit anlaut. *d*; vgl. Beitr. 17, 309). es bleibt noch das kleine bedenken, dass bei vorangehendem lab. *m* nur die form mit *s*, dagegen in den wörtern mit vorangehndem dental auch *f* (neben *s*) noch belegt ist. bei *dorfte* gegenüber *comst* würde die berufung auf das präs. *darf* genügen, nicht aber bei *halfter* und *holfter*. doch wird die sache ganz einfach darin bestehn, dass damals schon die lautfolge *mft* absolut unbequemer war als *lft*, und die beziehung zu *comen* einem ausweichen der form in **conft* entgegen stand. als schluss der letzten erörterungen ergibt sich mithin die wahrscheinlichkeit, dass *comst* nicht, ohne zwischenstehndes *cumft*, unmittelbar an eine ältere form anknüpfe; altnl. **cumft* ist auch wegen as. *mistumft* wahrscheinlich.

Anders aber verhält es sich wol mit ahd. *firnumst* statt *ver*-

nunft, da hier eine abneigung gegen labiale articulation nicht besteht. die merkwürdigen ahd. formen des wortes (Graff II 1075ff; vgl. Gr. gr. II 195f) müssen überhaupt etwas näher ins auge gefasst werden. konnte doch Grimm aao. sagen '*varnumft*, *varnunft* kann ich nicht belegen', und jedesfalls ist die form mit *ft* durchaus nicht die geläufige des wortes gewesen. aufser *-numst*, *-nunst* sind belegt *-numfst*, *-nufst* (letzteres als *farnufst* in der Benedictinerregel; also mit ausfall des nasals (und verlängertem vocal?), wie gelegentlich auch *-nuft* und *-nust*): daneben bei Notker regelmäfsig *fernumest*, *firnumist*. *numfst* könnte wol aus *numst* entstanden sein (vgl. oben *swumfsl*, *amfsla*), aber es könnte vielleicht auch die oben als möglich hingestellte zwischenform zwischen jüngerem *numft* und dem diesem vorangehnden **numst* bewahren. das letztere aber dürfte vielleicht in dem belegten hd. *numst* widerzufinden sein, insofern sich dies secundär aus *numft* wol schwer erklären liesse. hervorzuheben bleibt noch, dass im gegensatz zu dem compositum *vernunft* bei dem einfachen *numft* und andern compositis (*bi-*, *nôt-*, *sigi-*, *teil-numft*) die *s*-form zwar auch begegnet, aber die *f*-form durchaus die regelmäfsige ist. es ligt also nahe, den unterschied darauf zurückzuführen, dass bei dem geringern gefühl des zusammenhangs mit *nëman* das *m* weniger ausgeprägt articuliert wurde, reduciert war, sich leichter zu *n* assimilierte oder auch ganz verflüchtigte, und so die durch *m* bedingten wandlungen in diesem fall nicht so leicht eintraten. oder ist einfluss einer parallelform **numist* anzunehmen, auf die Notker führt? den mittelvocal in seiner form wag ich trotz dem gleichfalls bei ihm begegnenden *tunist*, *dunest* 'dunst' nicht als svarabhakti aufzufassen. die form sieht doch am ersten wie eine altertümlichkeit aus. eine suffixform *-isti* wäre freilich schwer zu erklären, stünde aber doch nicht so ganz ohne anknüpfungspunct da. zu erinnern wäre an sl.-lit. abstracta auf *-esti*, Brugm. Grundr. II 289. vgl. auch got. *hulistr* (: *hulis*, *huls*, *hülse*) neben sonstigem suffix *-str*. bei den andern wörtern auf *ft* zeigen sich entsprechende nebenformen wie die bei *numft* und besonders *vernunft* behandelten nicht. zu erwähnen wäre nur noch *zumt*, *zunt* neben *zumft* (Graff V 666f), worin ich nichts andres sehen kann als germ. **tumdi*, das durch einfluss von *teman* vor dem alten übergang des *md* zu *nd* bewahrt sein mag. auf alle fälle dürften die ahd. formen

von *vernunft* für eine bildung mit *st* sprechen; denn wenn *numft* und *kumft* mit *f* die altgerm. formen wären, wäre mir die verschiedne behandlung beider unbegreiflich. die vorausgesetzte assimilation von *mst* zu *mft* hat an der umgekehrten von *mft, rft, lft* zu *mst* usw., die oben aus dem grunde etwas ausführlicher, als unbedingt nötig gewesen wäre, behandelt ist, eine parallele. ich führe noch eine beobachtung aus der kindersprache an, in der *(sch)lips* zu *lipf*, *klaps* zu *klapf* wurde und schliefslich das allerdings etwas ferner liegende mundartliche *Dorpmunt* für *Dortmund*.

Das vorgebrachte sind alles nur möglichkeiten, aber sie werden, denk ich, der annahme von bildungen mit *st*-suffix bei auf *m* endenden stämmen doch einige wahrscheinlichkeit verleihen [1]. im germ. lässt sich in ziemlichem umfang die ersetzung von *t*-suffixen durch *st*-suffixe verfolgen. das gleiche haben wir ja auch schon bei der 2 s. prät. got. *saisost*. es mag bei diesen analogiebildungen manchmal eine auf der bedeutung beruhende gruppenbildung im spiel sein, gewis kommt aber auch das lautliche moment in betracht, dass der aus dem einfachen dental entwickelte laut als suffix unbequem gewesen wäre. so also wie mundarten mit dem diminutivsuffix *-ken* bei stämmen mit guttural statt dessen solche auf *-s-ken* bilden : *böksken*, *ringsken* gegen *schêpken*, dh. eine form, die sich vermutlich vereinzelt, etwa an tiernamen oder bei neutralen *s*-stämmen, entwickelt hatte (andre mdaa. vermeiden das zusammentreffen der gutturale auf andre weise : *bockelen* gegen *wolveken* (Gr. gr. III 678) oder *büchelchen*, *ringelchen* gegen *schäfchen*, *mädchen*). da das abstractsuffix *st* garnicht selten ist und sowol bei vocalischen wie mit allerlei consonanten endenden stämmen vorkommt, so wäre es eigentlich doch auch ganz merkwürdig, wenn es gerade bei solchen auf *m* fehlen sollte.

Wenn so aber die möglichkeit gegeben ist, der grösten schwierigkeit die bei Kluges auffassung der *st*-suffixe geblieben war, herr zu werden, so fehlt alle wahrscheinlichkeit für formen wie *kanst* und *konsta* als alte bildungen. so kommen wir also zu einer befestigung der von Collitz befürworteten theorie über

[1] wenn der vorausgesetzte lautwandel richtig ist, könnte *sanft* etymologisch aus **samst-* zu deuten sein und vielleicht mit *haifst* in engerem bedeutungsverhältnis gestanden haben (beides etwa ursprünglich composita?).

ihren ursprung in einer, wie oben angegeben, etwas veränderten form. dafür hat man ja auch stets mit recht geltend gemacht, dass wir an den gleichfalls ganz eigenartigen und in sämtlichen germ. sprachen vorhandenen, mit den partic. wie *kunþ* übereinstimmenden formen wie *kunþa* jedesfalls, wie sie auch lautlich zu erklären sein mögen (vgl. Streitberg Urgerm. gr. s. 340; Kluge in Pauls Grundr.[2] I 439), alteingesessene präterita haben, neben deren andre so langlebige formen hohen alters wenig wahrscheinlichkeit hätten. Collitz hat aber übersehen, dass das seiner verwertung der formen wenig günstig ist. selbst wenn *konsta* eine form von ungefähr gleichem adel wie *kunþa* wäre, so seh ich eigentlich nicht ein, wie so nicht in jedem beliebigen teil Niederdeutschlands gleichfalls beide formen hätten neben einander bestehn, und auch die eine vor der andern individuell hätte bevorzugt werden können. auf den gedanken, dass wir die sprache der as. bibeldichtung heute noch irgendwo finden könnten, müssen wir ja von vornherein verzichten, und gerade so gut wie viele andre ihrer eigenheiten könnte auch die fragliche präteritumsform in ihrer heimat untergegangen sein. noch viel weniger aber sind die formen benutzbar, wenn sie nur auf analogie beruhen. denn dann konnten sie sich eben überall einstellen, wo die gleichen vorbedingungen vorhanden waren.

Nicht zu übersehen ist für die frage, von der wir ausgehn, dass für kein gröfseres sprachgebiet die formen wie *konsta* allein gelten, sondern nur neben denen wie *kunþa* stehn. sie versuchten sich an den verschiedensten orten mit mehr oder weniger glück, und können gelegentlich wol auch individuell einmal allein herschen. lange nicht überall, wo sie aus früherer zeit bezeugt sind; sind sie auch später geblieben. gerade die hilfszeitwörter konnten sich zu verschiedenen zeiten leicht verschieden gruppieren. von einer bestimmten zeit an bildeten die häufigen vba. *sollen*, *wollen* und *können* mit ihren präteritis eine starke, noch durch das gewöhnliche schw. prät. gestützte gruppe, die eine nebenform *konste* leicht abstofsen mochte. wir lassen nun zum schluss die belege der fraglichen formen sprechen.

Belegt ist *bigonsta* im Ess. beichtsp. und in den Greg. glossen, also zu Essen im 10 und 11 jh. das prät. von *können* kommt in diesen texten nicht vor. weiter ist *bigonste* belegt im aofries. (Rüstringer mda.), wo gleichfalls keine präteritumform

von *können* vorkommt. natürlich ist für Essen (vgl. jedoch Zs. für deutsche phil. 33, 497), das aofries., und wo sonst *begonste* vorhanden ist, das einstmalige bestehn auch von *konsta* notwendig vorauszusetzen. denn diese formen sind ja unsrer ansicht nach auf dieselbe weise bedingt, und wer bei *begonde, begonste* an die analogie von *onde*, *onste* (*konde*, *konste*) glaubt, für den ist ja der schluss noch zwingender. wenn auch das heutige ostfries., so weit ich zu sehen vermag, nur auf *kûþe* (aus *kunþa*) weist, so bestätigt das nur wider, dass auch hier höchstens individuell *bigonste*, **konste* allein galten, sonst nur als nebenformen von **bigûþe, kûþe.* auf *begonste* und *conste* im Spiegel der sonden dürfen wir fürs mnd. kein gewicht legen, da diese formen aus dem fläm. original stammen können. aber nach dem Mnd. wb. ist auch in der Münsterschen chronik öfter *beguest* neben *begunt* bezeugt. im südlicheren sprachgebiet ist *begonste* — *konste* tritt überhaupt fast ganz zurück, viel mehr als es die ältern belege erwarten lassen — gerade mitteldeutsch bezeugt. Weinhold Mhd. gr.[2] s. 437 sagt : 'die form mit euphon. *s* weifs ich mhd. nur aus Thüringen zu belegen; später hat sie der in Thüringen aufgewachsene MLuther und der Wetterauer Alberus'. dass *begonste* nach den hier gegebenen belegen viel verbreiteter erscheint als *konste* (*onste*), mag zt. auf zufall beruhen. aber doch nur zt. in der tat ist wenigstens für die spätere zeit ein sehr viel weiteres gebiet für das erstere zuzugeben. allein in würklichkeit wird dahinter gewis nichts andres stecken als eine längere dauer der nebenform bei dem einen als dem andern verbum, darin begründet, dass *beginnen* weniger fest mit *sollen* und *wollen* gesellt war als *können* und das letztere deshalb die nebenform aufgab, die es wahrscheinlich erst, auf grund einer andern psychologischen gruppierung der präteritopräsentia, gemeinsam mit *beginnen* angenommen hatte. anders wüst ich die sonst sehr auffallende tatsache nicht zu erklären. so zeigt uns aber *begonste* die spur, wie weit früher *konsta* gegolten haben muss, und wir sehen, es ist durchaus keine ausschliefslich fränk. form gewesen, die bei dem versuch, die heimat der as. bibeldichtung aus den sprachformen zu bestimmen, eine ausschlaggebende rolle spielen könnte.

Bonn, januar 1902. J. FRANCK.

QUELLEN DES BONERIUS.

Vor kurzem ist die frage nach den quellen zu Boners novellistischen beispielen, die ich im 3 teile meiner dissertation (vgl. Anz. xxvi 171) im zusammenhang behandelt habe, wider angeregt worden durch einen aufsatz von Edward Schröder Zs. 44, 420 ff. hier wurde nachdrücklich auf die noch ungedruckte alphabetische exempelsammlung des dominicaners Etienne de Besançon hingewiesen, aus der bisher nur das wenige, was PMeyer in der ausgabe des Nicole Bozon veröffentlicht hatte, bekannt war. darauf hat Gottschick in einem programm (Charlottenburg, Kaiserin Augusta-gymn. 1901) die bisher gewonnenen resultate einer nachprüfung unterzogen, die aber wesentlich neues nicht zu tage gefördert hat. ein studienaufenthalt in Paris gab mir nun im letzten sommer die erwünschte gelegenheit, die handschriftlichen schätze der nationalbibliothek mit rücksicht auf Boners novellistische erzählungen durchzusehen. im folgenden möcht ich die ergebnisse dieser untersuchungen zusammenstellen.

Mein erstes augenmerk hatt ich auf Etienne de Bourbon gerichtet, von dem wir nur eine ganz unvollständige ausgabe von Lecoy de la Marche besitzen, der nur die historischen anekdoten des Liber de septem donis Spiritus Sancti veröffentlicht hat. aus mancherlei anzeichen muste man aber schliefsen, dass dieses werk auch eine menge von predigtmärlein enthalte, die kein interesse für den historiker haben, um so wertvoller aber für die litteraturgeschichte sind. von dem buche des EdeBourbon gibt es, so viel bekannt, nur éine vollständige hs. (Bibl. nat. cod. lat. 15970 perg.), die Lecoy de la Marche seiner ausgabe zu grunde gelegt hat. sie hat würklich, wie der herausgeber ausführt (Introd. p. xxi) ihrer herkunft nach fast den wert des originals. die übrigen hss. (p. xxiii anm.) sind nur auszüge, die der nat.-bibl. (c. l. 3706 und 16515) sind hss. der unter dem titel Liber de abundantia exemplorum gehnden verarbeitung bzw. nachahmung des 1 buches (De dono timoris); c. l. 16516 enthält auch auszüge aus dem 2 und 3 buche (D. d. pietatis, D. d. scientie). der geradezu riesige umfang des werkes, das in der vollständigen hs. 1372 engbeschriebene quartseiten, dazu in sehr stark gekürzter schrift, enthält, muste jeden schreiber abschrecken. es ist also nur zu begreiflich, dass auszüge entstanden und dem voluminösen original

vorgezogen wurden. das ganze buch steckt voll von exempla aller art. was davon veröffentlicht ist, ist nur ein geringer bruchteil. eine neue ausgabe könnte auch wider nur eine auslese geben, wenn auch eine nach andern gesichtspuncten. ich habe das werk nur bis zum 3 buche (fo. 268v°) durchlesen können, also etwa 1/3 des ganzen. dass auch die übrigen teile noch vieles für Boner und die beispieldichtung wichtige enthalten, ist mit sicherheit anzunehmen; fand ich doch beim zufälligen blättern im 5 buche eine parallele zu B. 2. im übrigen liefsen sich in dem 1 buche noch 4 bisher unbekannte parallelen finden, und zwar zu B. 74. 76 (auch im 3 buch behandelt). 87 und 94. natürlich sind sie alle auch im Liber de ab. ex. zu finden [1].

Wenn man die paralleltexte des EdeBourbon und des Liber de ab. ex. vergleicht, ergibt sich aber, dass sich der verfasser des letzteren sehr frei dem wortlaut des originals gegenüber verhält, ja bisweilen eine andre vorlage gehabt haben muss. das werkchen ist also nach dem vorgange von Schröder (aao. 425) eher eine nachahmung als eine bearbeitung von Etiennes 1 buche zu nennen. bei der gegenüberstellung der für B. in betracht kommenden parallelen wird sich das verhältnis beider werke zu einander ergeben.

Von des Etienne de Besançon Alphabetum narrationum gibt es auf der Nat.-bibl. 3 hss.: c. l. 15913 fo. 1—89 perg., anfang des 14 jhs.; 15255 fo. 36—67, datiert 1308; und 12402 fo. 1—96 aus dem 14 jh. in diesen hss. fanden sich noch 2 parallelen: zu B. 89 (Esel der 3 brüder) und 97 (Knabe Papirius), die aber Schröder, wie er unten [s. 353. 356] bekannt gibt, in den Münchner hss. teilweise übersehen hatte. die erstere ist

[1] die oben erwähnten hss. tragen übrigens den titel: 'Tractatus de ab. ex.' c. l. 3706 fo. 121: '*Incipit tractatus de habundancia exemplorum in sermonibus ad omnes materias. Prologus: Quoniam plus exempla quam verba movent, sicut Gregorius, et facilius intellectu capiuntur et alcius memorie infiguntur necnon libencius a multis audiuntur . . .*' dazu vgl. Boner Prol. v. 31ff, worüber Diss. s. 6ff. — leider ist mir jetzt die incunabel dieses werkes (s. l. e. a. e. i.) nicht mehr zugänglich, auch war sie in Paris nicht vorhanden, so dass ich den druck mit den hss. nicht vergleichen konnte. jedesfalls hat aber der drucker noch mehr gekürzt, denn die parallelen zu B. 74 und 76, die hier nur kurz erwähnt werden, sind in den Pariser hss. im wortlaut angeführt. die zu B. 87 und 94 stimmen, abgesehen von varianten, in hss. und druck überein.

um so wichtiger, da für diesen stoff bisher weder die quelle noch auch eine bearbeitung vor Boner bekannt war. auch zu B. 58 (Die 3 römischen witwen) findet sich wenigstens die antwort der 3 witwe bei EdeBesançon. im ganzen wären also jetzt 13 bzw. 14 der von B. behandelten stoffe im Alph. narr. nachgewiesen.

Die oben erwähnte hs. 16515 des Liber de ab. ex. aus dem 13 jh. — sie stammt aus der bibl. der Sorbonne — enthält auch aufser einer sammlung der exempla des Jacques de Vitry (Crane p. XLVII) noch eine weitere lat. beispielsammlung unter dem titel 'Exempla varia' (fo. 146—232 v°). hier werden unter verschiedenen capiteln moralische gegenstände durch parabeln, legenden und novellen erläutert. hauptquellen sind Valerius Maximus, die Vitae Patrum, die dialoge Gregors, Petrus Damiani und Sigeberts chronik. die sammlung scheint um die mitte des 13 jhs. entstanden zu sein (fo. 89 v° : eine anekdote aus dem jahre 1247). Jacques de Vitry, EdeBourbon und EdeBesançon werden noch nicht erwähnt. hier finden sich 3 parallelen zu B. 49. 87 und 96, wovon die zu B. 49 (Habicht und krähe) hervorzuheben ist, da auch für diesen stoff eine lat. bearbeitung vor B. nicht bekannt war.

Ebenso enthält die hs. 15971 (13 jh.) in ihrer 1 hälfte (fo. 1—67 v°) 7 kleinere sammlungen von Exempla verschiedener art. B. 85 und 92 haben hier entsprechendes.

Im folgenden sollen die neuen parallelen unter einander und mit dem texte unsres dichters verglichen werden.

B. 2 (Affe und nuss) finden wir auch im 5 buche Etiennes de Bourbon (fo. 422 v°) : *Similes sunt tales* [scil. *temerarii*] *simie, que inveniens malum granarium senciens amarum corticem extra, iudicavit similem intra nec gustavit de interiori dulcedine.* diese erzählung kann, näher stehnden fassungen gegenüber, Boners quelle nicht gewesen sein. dagegen ist sie wörtlich von dem verfasser des Speculum morale übernommen worden (vgl. Diss. s. 41 f).

B. 4 (Bittere wurzeln — süfse früchte). dieses parabolische beispiel hab ich (Diss. s. 42 f) aus dem in mancherlei formen überlieferten sprichwort : *Radicis amaritudinem dulcedo fructuum compensat* herzuleiten gesucht[1]. ich hatte damals auf

[1] ein ganz ähnlicher fall ligt in nr 84 der 'Mitteldeutschen fabeln' hsg. von KEichhorn (II teil : text, progr. Meiningen 1897. s. 52) vor : '*Ein ochse*

eine parallele mittelalterliche behandlung desselben sprichworts verwiesen, von der aber nur der anfang bekannt war. sie ist überliefert im cod. lat. der nat.-bibl. 11867 (13 jh.), wo sie fo. 218r° hinter der fabel De rana des Alexander Neckam steht. sie kann natürlich als quelle Boners nicht gelten. einige anklänge an die moralisation bei Boner sind bei der gleichheit des stoffes nicht auffällig: *Dulcessit crebro fructus radicis amare. Si labor est radix, ars tibi fructus erit. Spes fructus iubet arva coli, perludere bellum Laurea. pluris sunt parta labore gravi.* 5. *Si consulcius est quam numquam dicere sero, Incipe. nonne voles tu didicisse? voles. Insta. mors instat. etas matura negabit Vires, quas iuveni grata iuventa dabit. Disce, ut haud semper victurus et ut moriturus* 10. *Confestim vivas. expedit ista sequi.*

B. 43 (Die maus und ihre jungen). zu dieser erzählung ist bisher aufser der appendixfabel des Anonymus Neveleti, die ich (Diss. s. 16 ff) als quelle Boners zu erweisen gesucht habe, eine ältere parallele nicht bekannt geworden. ich hatte (s. 45 anm.) noch auf ein exemplum aus einer Pariser hs. verwiesen, von dem aber nur der anfang veröffentlicht war (Bibl. de l'Éc. des chartes 55, 638). die vermutung hat sich jetzt bestätigt, dass hier tatsächlich eine parallele zu B. 43 vorligt. Bibl. nat. nouv. acquis. lat. 1718, fragment einer predigerhs. von 1322 ('*Incipiunt quedam notabilia super fabulas animalium*'), nr 4 fo. 5r°: *Quedam mus dum haberet parvos mures, quadam die dixit, ut exirent de nido suo et quererent sibi pascua. Et exiens unus eorum vidit in media domo gallum habentem in tibiis suis aculeos et in capite quasi galeam et statim fugit. Nam putabat, quod esset miles armatus. Cui dicit mater sua: Illum militem noli timere, quod numquam mali faciet tibi. Postea iterum exiit, ut quereret pascua, et vidit in uno loco iuxta ignem cattum ita humiliter iacentem, quasi esset sanctus homo, et revertens unus (!) dixit matri sue, quod iacebat iuxta ignem sanctus heremita. Cui dixit mater sua: Ha, noli de cetero te ipsum illi credere, quod ille comedit patrem tuum et antecessores tuos. — Cattus ita humilis sunt ypocrite falsi et bo-*

wolde nicht gerne mist fürn'. diese geschichte ist ersichtlich aus dem apophthegma herausgesponnen, das auch Boner anführt: 49, 94 ff (s. Diss. s. 75 f). — vgl. für die griech. litteratur Hausrath Das problem der äsop. fabel' (N. jahrb. f. cl. alt. gesch. . . . 1 1, 318 f).

nis insidiantes. Per gallum intelliguntur homines communes, qui videntur mali et tamen nulli nocent.

Die hauptunterschiede von Boners darstellung sind, dass hier die alte maus die jungen geradezu auffordert, das nest zu verlassen, und dass hier die beobachtungen der jungen maus (bei B. sind es mehrere) und die belehrungen der mutter in 2 acte zerlegt sind.

B. 48 (Fieber und floh). hier stimmt die von Schröder nachgewiesene parallele bei EdeBesançon (Bibl. nat. c. l. 15913 fo. 3 v°) so genau mit dem text des Jacques de Vitry überein, dass man den des Alph. narr. nur als eine abschrift mit unbedeutenden varianten bezeichnen kann. wir müssen also die entscheidung ausstellen, zumal sich auch Boners moral ähnlich bei Etienne findet : *Delicati frequencius infirmantur et peius quiescunt, pauperes autem sunt saniores et melius quiescunt.*

B. 49 (Habicht und krähe). für die fabel von der krähe, die sich aus dem habichtsnest ein ei stiehlt und es ausbrütet, um einen mächtigen beschützer zu erhalten, von dem jungen habicht aber selber aufgefressen wird, war bisher ein lat. text vor Boner unbekannt. dass sie aber schon um die mitte des 13 jhs. verbreitet war, beweist ein von Pfeiffer herausgegebenes altdeutsches beispiel des nämlichen inhalts. in der oben erwähnten sammlung 'Exempla varia' findet sich nun (fo. 157 v°) unsre fabel aus derselben zeit in lat. fassung. nur ist hier statt der krähe die noch diebischere elster eingesetzt : *Item pica fovit ovum accipitris, ut haberet defensorem contra aves rapaces, et pullus accipitris, quando crevit, comedit picam cum pullis suis. — Sic multi conducunt advocatos, ut defendant bona sua, et ipsi eos consumunt et depauperant*[1].

B. 58 (Die drei römischen witwen)[2]. die antwort der

[1] Gottschick (Progr. s. 20) weist von neuem auf die fabel Odos 'De cucula et borneta' (grasmücke) hin, die mit B. 49 gar nichts zu tun hat, weil sie weiter nichts ist als die alte geschichte vom kuckucksei.

[2] B. 52, wozu gleichfalls bei Et. de Besançon eine parallele vorligt, kann ich hier übergehn, da diese schon von PMeyer in seiner ausgabe des Nic. de Bozon p. 285 veröffentlicht ist. vgl. darüber Diss. s. 48 f; Schröder s. 422 f und Gottschick Progr. s. 20 f. — zu B. 53 (Der geschundene esel), einer novelle, deren geschichte noch sehr im dunkeln ligt, findet sich eine parallele in einem rumänischen märchen : Lazar Sainénu Basmêle române (Bukarest 1895) II abt. nr v.

dritten witwe wird auch von EdeBesançon in den Pariser hss.[1] widergegeben (c. l. 15913 fo. 63 r°) : *Nupcie secunde non sunt appetende. Ieronimus. Anna iuvenis viduata alteri viro nubere nolebat, cumque amici instarent eo, quod esset etatis integre et congrue speciei : Nequaquam, inquit, hoc faciam. Si vero bonum virum inveneritis, ut ante habui, nolo nubere, ne perdam; si vero malum, quia necesse est post bonum malum sustinere.* hier hat also B. aus ergiebigerer quelle geschöpft (vgl. Diss. s. 51 f).

B. 71 (Die gefesselte schlange). die von Schröder bei EdeBesançon gefundene fassung dieser fabel kann, wie von ihm alsbald (s. 422) gezeigt ist, mit Petrus Alfonsi nicht concurrieren. der Franzose hat hier lediglich den text des Spaniers abgeschrieben, dabei aber die für Boners quelle vorauszusetzenden schlussworte der Disciplina clericalis weggelassen.

B. 74 (Traumbrod). diese im mittelalter so beliebte novelle, die ebenfalls von Petrus Alfonsi in die europäische litteratur eingeführt worden ist, hab ich jetzt auch bei EdeBourbon gefunden, wo sie (fo. 189 r°) so lautet : *Item ad idem fecit* [*Petr. Alf.*] *exemplum de duobus sapientibus et tercio simplici quos volentes se decipere sic decepit. Cum irent per desertum et non haberent nisi modicam farinam, duo eorum astuti condixerunt, quod deciperent tercium, qui simplex videbatur, et dixerunt, quod de farina facerent libum et, cum coqueretur in igne, dixerunt duo tercio, quod dormirent et, qui mirabilius sompniaret, panem comederet supradictum. Tunc simplex fingebat se dormire stertendo et alii duo dixerunt ad invicem : Tu dices, quod sompniasti te moriturum et quod angeli te portarent in paradisum; et ego, quod eram mortuus et demones volebant me portare in infernum. Alius post attendens, quod duo dormirent, surrexit et comedit libum. Duo excitati dixerunt ad invicem, quod sic sompniaverant. Excitantes tercium querunt sompnium eius : Ego sompniavi, ait, quod te mortuum angeli ferrent in paradisum, demones te in infernum. Ideo surrexi et libum comedi.*

Es ergibt sich nun, dass diese erzählung von Martin vTroppau und dem verf. des Speculum morale wörtlich und von JohJunior in seiner Scala celi mit einigen variationen abgeschrieben worden ist. da nun hier die fassung bei Martin vTroppau (vgl. Diss. s. 56) dem deutschen dichter nicht als vorlage gedient haben

[1] [desgl. clm. 7995 fo. 84 v°; clm. 14752 fo. 129 v°. E. SCH.]

kann, so fällt auch EdeBourbon weg, obschon gerade die anfangsworte : *de duobus sapientibus et tercio simplici*, wofür sich bei Petr. Alf. nichts entsprechendes findet, bei B. widergegeben zu sein scheinen, v. 11 ff : *Zwên wâren an den sinnen kluog, und dâ bî schalkhaft ouch genuog; der dritte was ein einvalt man.* eine ähnliche wendung findet sich auch in den hss. des Liber de ab. ex., wo der text des EdeBourbon recht frei umgestaltet ist (Cl. 3706 fo. 170 v°).

EdeBesançon dagegen geht, wie Schröder mit recht annimmt, direct auf Petr. Alf. zurück (c. l. 15193 fo. 28r°) : *Deceptor aliquando in actu deceptionis decipitur ab eo, quem decipere volebat. Petrus Alphunsus : Duo burgenses cum uno rustico simul ibant in peregrinationem, socii in victualibus. Cum igitur omnia victualia consumpsissent, ita quod nihil remanserat nisi modicum farine, burgenses dixerunt : Modicum panis habemus et socius noster multum comedit. Acceperunt igitur consilium, quod de dicta farina unum tantum panem coquerent et, dum coqueretur, dormirent et quis eorum tum mirabilius sompniaret, panem solus comederet. Hoc dicebant, quod rusticum simplicem huius ficticii decipere putabant. Fecerunt ergo panem et miserunt in ignem; demum iacuerunt, ut dormirent. At rusticus percepta eorum astucia ipsis dormientibus panem semicoctum extraxit et comedit et iterum iacuit. Burgensibus autem evigilantibus dixit unus : Sompnium mirabile vidi, nam visum est mihi, quod duo angeli aperiebant portas celi et me sumentes ante deum ducebant. Alius dixit : Mihi videbatur, quod duo angeli terram scindebant et me in infernum ducebant. Rusticus se dormire simulans hoc totum audiebat. Excitatus ab aliis quasi perterritus dixit : Qui sunt, qui me vocant? Et illi : Socii tui sumus. At ille : Rediistis iam? Et illi : Quo perreximus, ut redire debeamus? Ad hoc rusticus : Visum est mihi, quod duo angeli unum de vobis ducerent ad celum et alium ducerent ad infernum, et credidi, quod numquam redire deberetis, et surrexi et panem comedi.*

Dass einer von beiden, Petrus Alf. oder EdeBesançon, hier Boners gewährsmann gewesen sein muss, und nicht etwa EdeBourbon oder ein glied seiner sippe, ergibt sich besonders aus der dialogischen gestaltung des schlusses, die B. sichtlich 'nachgeahmt hat v. 75 ff : *er sprach : 'waz mag daz ruofen sîn?' 'daz sîn wir, die gesellen dîn!'' 'wie sint ir denn her wider*

komen? ir wárnt enweg, hát ich vernomen'. "war wáren wir?..." zwischen Petr. Alf. und EdeBesançon hier zu entscheiden, ist unmöglich.

B. 76 (Zoll von den gezeichneten). während ich früher über die quelle dieser erzählung zu keinem bestimmten ergebnis kommen konnte, hat sich nun Schröder für eine contamination aus Petr. Alf. und EdeBesançon ausgesprochen (s. 428), wogegen Gottschick (s. 27) nur Etienne gelten lässt, den er aus der catalonischen übersetzung, dem Recull de eximplis, kennt. der stoff findet sich auch zweimal bei EdeBourbon behandelt, und zwar im 1 und 3 buch. beide male wird Petr. Alf. citiert, doch wird das thema an beiden stellen verschieden variiert. im 1 buche (fo. 183 v°) schreibt er : *Similis est peccator illi maculoso, de quo dicit Petrus Alfunsus, quod cum dedisset rex cuidam portitori civitatis sue unum denarium pro qualibet macula ingredientis maculosi. Videns ingredientem quendam claudum petivit denarium pro claudicacione et, cum ille negavit, audivit eum balbum et, cum peteret duos et ille reddere nollet, removens ei capucium invenit eum ulcerosum. Tunc petivit tres denarios, quos cum differret solvere, invenit eum monoculum, post mancum, post gibbosum; et cum plus rebellis erat et solucionem differens, plures macule inveniebantur in eo et plus oportebat eum solvere. — Sic peccator, quo plus tardat solvere penitencie debitum, in pluribus maculis invenitur.* dieser fassung folgt wörtlich der von mir (Diss. s. 57) citierte 'Tractatus de diversis hystoriis Romanorum' und etwas freier der Liber de ab. ex.[1]

Im 3 buche (fo. 251 v°) erzählt EdeBourbon unsre novelle zum 2 male, wobei er im eingang sich näher an das original anlehnt, zum schluss aber einen frei erfundenen zug beifügt: *Item dicit Petrus Alfunsus, quod quidam rex dedit pro munere cuidam clerico suo, quod nullus maculosus posset suam ingredi urbem, antequam solvisset ei denarium unum pro qualibet macula. Cum autem quidam claudus vellet ingredi et differret solvere, inventus est mancus, post cum adhuc differret, monoculus; et sic, cum plures peterentur denarii, quanto plus differebat et repugnabat, plures macule in eo inveniebantur et ad plura tenebatur solvenda. Cum autem ad ultimum nollet solvere, ad mandatum regis clausa*

[1] c. l. 3706 fo. 166 v°. der incunabeldruck hat hier nur eine kurze andeutung.

est ei porta. Ministri regis eum verberantes incarceraverant (die moral ist ähnlich wie im 1 buche). hieraus hat nun der prediger Joh. de SGeminiano (Diss. s. 57) geschöpft.

Keine dieser beiden varianten des Liber de 7 donis Spir. Scti kann die quelle unseres dichters gewesen sein; die letztere schon nicht wegen des charakteristischen schlusses. dazu hat EdeBourbon beide male die aufzählung aller möglichen zollpflichtigen gebrechen in der einleitung, die Petr. Alf. und der deutsche dichter an gleicher stelle geben, beseitigt. diesen zug hat aber auch EdeBesançon bewahrt. hier steht die geschichte unter dem schlagwort 'Debitum' (c. l. 15193 fo. 27 v°) : *Debitum cito debet solvi, alioquin debitor alium dampnum incurrit. Petrus Alphunsus: Janitor cuiusdam civitatis hoc donum habebat a rege, ut ab omni transeunte per portas gibboso, scabioso, monoculo, pruriginoso vel petiginoso vel hernioso haberet denarium. Quadam ergo die gibbosus quidam bene cappatus portam intrans a ianitore arrestatur petente sibi denarium solvi. Quo recusante ianitor levato cappucio deprehendit eum esse monoculum. Modo, inquit, duos debes. Illo autem fugere volente ianitor eum per cappucium tenuit, et capite denudato apparuit scabiosus. Tunc ianitor : Nunc mihi tres debes. Videns ille, quod non posset fugere, cepit se defendere et nudatis bracchiis apparuit petiginosus. Modo, ait ianitor, quattuor mihi debes. Luctantibus autem illis cecidit gibbosus et apparuit herniosus. Tandem ergo ianitor dixit : Certe mihi debes quinque denarios. Sicque contigit, ut qui unum solvere noluit, quinque solveret invitus.*

Man wird finden, dass Boner weder bei der 1 noch bei der 2 aufzählung der gebrechen mit einer der vielen lat. fassungen übereinstimmt, dass er einige auslässt und dafür ein neues (kropf) einsetzt. ansprechend ist die vermutung von Gottschick (s. 27), dass wol ästhetische rücksichten bei der behandlung des unästhetischen stoffes mitgewürkt haben. dazu kommt, dass Boner allein von brückenzoll spricht, während sonst überall thorzoll gemeint ist. Schröder hat nun einen merkwürdigen schreibfehler in der einen Münchner hs. gefunden : *comitis* für *civitatis*, der sich übrigens aus den ganz ähnlichen abbreviaturen beider wörter leicht erklärt[1]. und würklich hat Boner allein den könig aller lat. texte in einen grafen verwandelt. ein besondrer grund, noch weiterhin für Petr. Alf. einzutreten, ligt danach nicht vor. kein

[1] die Pariser hss. haben die richtige lesart.

zug des deutschen gedichts weist mit notwendigkeit auf die erzählung des Spaniers hin, vielmehr ist bei Boner wie auch bei EdeBesançon die einleitung des originals (Der zöllner ist ein versificator) getilgt. aus dem umstand aber, dass nr 71 (aus Petr. Alf.) und 74 (hier concurriert aber auch EdeBes.) kurz vorher stehn, ist doch für die herkunft von 76 nichts zu beweisen. nach dem von Gottschick früher aufgedeckten princip, wonach Boner parallele beispiele nebeneinander stellt, muste 71 (Der fuchs als richter) seine stelle vor 72 (Demosthenes als richter) finden. aus demselben grunde ist auch 74 (Die beiden untreuen gesellen) hinter 73 ('Von falschen friunden', aus Avian) und unsre nummer 76 ('Von schuldigem spotte') hinter 75 ('Von zerstœrunge spottes', aus Avian) in eine aus Avian stammende beispielreihe eingefügt worden. aus der stellung der novellistischen erzählungen Boners wird sich demnach für ihren ursprung nichts ergeben können. EdeBesançon wird also hier als alleinige quelle Boners zu gelten haben.

B. 82 (Pfaffe mit eselstimme). hier kommt wider neben Jacques de Vitry nur noch EdeBesançon in frage. beide texte stehn sich so nahe, dh. Etienne hat das märlein des grofsen predigers so genau abgeschrieben, dass eine entscheidung unmöglich ist (Schröder s. 423). wenn nun Gottschick auf grund der catalanischen übersetzung diese entscheidung dennoch fällen will (s. 28), so braucht man nur die originaltexte zu vergleichen, um zu sehen, dass ein wesentlicher unterschied nicht zu finden ist. jedesfalls ergibt sich nichts, was besonders für Etienne spräche. er schreibt : *Cantus proprius multos decipit, qui credunt se bene cantare et pessime cantant. Jacobus de Vitriaco : Sacerdos quidam optime credebat se cantare, et tamen horribiliter cantabat. Quadam die mulier quedam audivit eum cantare et incepit flere. Ille estimans, quod suavitate vocis sue mulier excitata esset ad devocionem, adhuc forcius cantabat, et illa multo amplius plorabat. Tunc sacerdos quesivit a muliere, cur tantum ploraret. At illa ait : Domine, ego sum illa infelix mulier, cuius asinum lupus illa die devoravit, et quando vos audio cantare, statim ad memoriam reduco, quod asinus meus ita cantabat. Quo audito sacerdos erubuit, et unde putavit reportare laudem, reportavit confusionem*[1].

[1] clm. 14752 fo. 30r°; clm. 7995 fo. 19v°. ich habe diese erzählung in den Pariser hss. nicht finden können. obigen text verdank ich prof. Schröder.

B. 85 (Eselverkauf). das gleiche verhältnis ligt für nr 85 vor. im Alph. narr. (c. l. 15193 fo. 74 v°) list man unter 'Religiosus': *Religiosus non debet se de secularibus intromittere. Jacobus de Vitriaco : Miles quidam relictis magnis possessionibus, honoribus et deliciis factus est monachus. Monasterii abbas videns virum sapientem misit eum ad forum, ut asinos et asinas monasterii venderet, quia iam senes erant, ut emeret iuniores. Licet autem viro nobili displiceret, voluit tamen obedire. Interrogantibus, si bone essent asine et iuvenes, respondebat : Quid creditis vos, quod monasterium nostrum ad paupertatem devenerit, quod bonos et utiles asinos vendat? Cum insuper quereretur ab eo, quare caude eorum essent depilate, respondit : Quia frequenter cadunt sub onere et sublevamus eos per caudas et depilantur; nolens celare veritatem. Cum autem nichil vendidisset, conversus alius, qui cum eo fuerat, accusavit eum in capitulo. Quorum* [l. *Quem* mit beiden Münchner hss.] *abbas quasi pro gravi culpa disciplinavit. Quibus ille dixit : Multos asinos et possessiones plurimas in seculo dereliqui et veni huc, non ut mentirer, sed ut salutarem animam meam. Et ita deinceps ad exteriora non est missus.*

Hier gibt Schröder (s. 423) der fassung Etiennes vor der des Jacques de Vitry den vorzug. zu den von ihm angeführten stellen, die für Etienne sprechen, lässt sich noch hinzufügen v. 14: *wand er ê was ein wîser man, sîn abbet im eis mâls gebôt* . . = Et. : *abbas videns virum sapientem* . ., während es bei Jacques lautet : *Attendens autem abbas, quod fuisset industrius in seculo.* hier lässt sich also mit gröfserer sicherheit die benutzung des Alph. narr. annehmen [1].

B. 87 (Alexanders edelstein). die wanderung dieser rabbinischen erzählung durch die litteratur des mittelalters hab ich schon früher (Diss. s. 59 ff) zu skizzieren versucht. in der quellenliste hatt ich neben dem Liber de ab. ex. auch noch die benutzung des EdeBourbon, als der vorlage des erstern, für Boners beispiel offen gehalten. es hat sich aber jetzt herausgestellt, dass der verf. des Liber de ab. ex. hier aus andrer quelle geschöpft haben muss. der bisher unbekannte text des EdeBourbon lautet nämlich (fo. 180 v°) : *Audivi, quod cum Alexander navigaret per quendam fluvium paradisi, ut veniret ad ortum eius, quidam senex*

[1] die exempelhs. der Nat. bibl. 15971 hat fo. 45 r° gleichfalls unsere novelle, und zwar in einer fassung, die aus Jacques de Vitry stammt.

de rupe apparens ei suasit ei regressum et dedit ei lapidem preciosum pulcherrimum dicens ei, quod in eius pondere cognosceret valorem suum. Lapis ergo ille positus in statera nudus omnia ponderabat, quecumque in alia lance ponebantur. Coopertus pulvere nihil ponderabat, sed ei preponderabat festuca una. In hoc dabatur ei, quod vivus aliis omnibus preponderabatur, mortuus autem et opertus sepulcro nihil. bei EdeBourbon haben wir also wider einmal die quelle der (Diss. s. 59 f) citierten parallelen des Martinus Polonus und des 'Tractatus de div. hyst. Rom.' in den eingangsworten hat EdeBourbon die einleitung der alten Talmudsage bewahrt, wie sie in die christliche litteratur durch das wahrscheinlich aus dem anfang des 12 jhs. stammende 'Iter ad paradisum' eingeführt worden ist.

Auf diese quelle führt auch die variante unsrer geschichte, die sich unter den 'Exempla varia' findet (c. l. 16515 fo. 213 v°): *Dicitur, quod Alexander, cum quadam die navigaret, ut videret mirabilia, venit ad quendam murum magnum, et per unum foramen illius muri datus est ei unus lapis, qui quando erat nudus, ponderabat super omnia pondera. Quando vero erat coopertus pulvere, non ponderabat tantum quam una festuca. Et dictum fuit, quod ita erat de ipso sicut de lapide illo : quod quamdiu viveret, esset maximus super omnes viventes; sed cito, quando esset mortuus, recederet memoria eius; nullus eum appreciaret.*

Daneben cursierte aber auch eine fassung der legende, die sich zwar auf 'Gesta Alexandri' beruft, aber aus dem zusammenhang mit jener fabelhaften fahrt Alexanders nach dem paradiese gelöst ist. hier wird also weiter nichts geboten als die parabel selbst. unter den varianten dieser gruppe müssen wir Boners quelle suchen. hierhin gehört die von mir (Diss. s. 59) citierte stelle aus dem Liber de ab. ex.[1] Schröder hat dieselbe fassung jetzt auch bei Etienne de Besançon gefunden. nur in ganz geringfügigen varianten weicht der Liber de ab. ex. ab. wem von beiden hier Boner gefolgt ist, lässt sich durch textvergleichung allein nicht feststellen. unter 'Mors' lesen wir im Alph. narr. (c. l. 15913 fo. 58 r°) : *Mors hominem quantumque magnum adnichilat. Ex gestis Alexandri : Lapis quidam missus fuit Alexandro, qui positus in una parte statere ponderabat plus quam omnia que-*

[1] c. l. 3706 fo. 162 v°. nach der incunabel hat sie jetzt Gottschick (Progr. s. 29) veröffentlicht.

que possunt poni in alia parte. Posito vero pulvere super lapidem minus ponderabat quam quantumque aliud, quod poni posset in altera parte statere. Quod videntes multi sapientes nimis mirabantur; quorum unus ait: Iste lapis vobis demonstrat, quid estis. Nunc enim plus ponderatis quam totus mundus, qui vos sustinere non potest. Sed posito super vos pulvere in morte minus eritis quam aliquid mundi.

B. 89 (Esel der 3 brüder). die herkunft der altbekannten geschichte vom Esel der 3 brüder, die seit Boner so oft widererzählt worden ist, ist bisher völlig unbekannt geblieben. weder die quelle noch auch parallelen aus der zeit vor unserm dichter hatten sich finden lassen. die quellenfrage ist jetzt gelöst. in den 3 Pariser hss. der alphabetischen exempelsammlung des EdeBesançon steht die geschichte unter dem schlagwort 'Legatum' genau in der form, wie wir sie für die vorlage Boners voraussetzen musten [1]. leider gibt Etienne hier nicht, wie er sonst gewöhnlich tut, die quelle an: *Legatum male custoditum amittitur. Quidam tribus filiis suis legavit unum asinum, ut unus uno die, alius alio uteretur et eum sustentaret, quilibet die suo. Primo ergo die antiquior frater habens asinum et faciens eum multum laborare nichil ei pro pabulo dedit. Cogitabat enim, quod frater suus, qui eum in crastino erat habiturus, satis ei daret. Secundo die frater secundus habens asinum et cogitans, quod frater suus eo ditior illum bene paverat, nichil ei dedit. Tercio die frater tercius habens asinum cogitans, quod duo fratres eo ditiores bene eum paverant, nichil ei dedit. Et sic pro magno labore et nulla sustentatione asinus mortuus est.*

B. 92 (Die lehren der nachtigall). diese unendlich oft überlieferte, aus Indien stammende parabel ist durch die lat. übertragung des Barlaam- und Josaphatromans in die mittelalterliche litteratur eingeführt worden. abgesehen von der bei Petrus Alfonsi vorliegenden version sind alle andern nichts als mehr oder minder getreue abschriften der lat. legende. zu den von mir früher (Diss. s. 62f) angegebenen parallelen kommt nun noch die von Schröder nachgewiesene erzählung des EdeBesançon (c. l. 15913 fo. 22 v°) unter 'Consilium': *Consilio bono est acquiescendum. Barlaam: Quidam sagittarius comprehendit unam de minutissimis aviculis,*

[1] c. l. 15913 fo. 49 v°, 15255 fo. 52 v°, 12402 fo. 65 r°. [dazu in clm. 14752 fo. 103 r°; fehlt dagegen clm. 7995 (fo. 68 r°). E. SCH.]

quam phylomenam vocant. Cumque extracto cultello vellet eam occidere, data est ei vox articulata et ait : Quid tibi, homo, necis mee proficuum est? Non enim de me ventrem tuum implere poteris. Sed si me liberaveris, tria tibi mandata dabo, que si custodieris, magnam tibi utilitatem conferent. Ille autem stupefactus illius loquela dixit, quod si quid novum ab ea audiret, statim eum liberaret. Conversa illa homini dixit : Numquam coneris apprehendere aliquid eorum, que comprehendi non possunt; et ne doleas de re perdita, quam recuperare non potes; et verbum incredibile ne credideris alii. Tunc cum ille dimisisset eam liberam avolare, illa volens experiri, si ipse aliquam utilitatem ex hiis mandatis consecutus fuisset, cepit volitando dicere : Ve tibi, quam malum consilium hodie habuisti! Est enim in visceribus meis margarita ovum structionis excedens sua magnitudine. Quod cum ille audisset et eam arte et promissis capere attemptaret, ait philomena : Nunc cognovi te esse fatuum. Dixi enim tibi, ne doleres de re perdita inrecuperabili, et ne temptares incomprehensibilia capere, et tamen tu dolens de me temptasti me capere, cum pergere non possis itinere meo. Insuper dixi tibi, ne verbum crederes incredibile, et credidisti in visceribus meis esse margaritam tocius corporis mei magnitudinem excedentem.

Schröder gibt dieser variation des themas vor der des Jacques de Vitry den vorzug. aber auch dem Barlaamroman gegenüber lässt sich einiges für die benutzung des Alph. narr. geltend machen. so fehlt gleich anfangs das *ut comederet* bei Etienne, wo auch Boner nichts entsprechendes hat. ebenso ist es mit der aufforderung des jägers : *Veni in domum meam, et omnem humanitatem tibi exhibebo, deinde honorifice te dimittam,* die sich weder bei Etienne noch bei dem deutschen dichter findet. es muss aber hervorgehoben werden, dass die reihenfolge der lehren an anfang und ende der erzählung Boners auch bei Etienne kein analogon hat [1].

B. 94 (Verzauberung). bei der untersuchung der quellenfrage dieser novelle führten alle spuren auf EdeBourbon zurück, der von EdeBesançon, JohJunior und dem catalan. Recull citiert und auch von dem verf. des Liber de ab. ex. und von Martin vTroppau benutzt schien. ich hatte mich unter den mir be-

[1] auch die Pariser exempelhs. 15971 fo. 53r° enthält unsere parabel, aber in einer fassung, die aus Jacques de Vitry abgeleitet ist.

kannten parallelen (Diss. s. 64) auf grund der textvergleichung für Martin entschieden, mit dem Boner die meisten berührungspuncte aufwies, dabei aber auch die möglichkeit offen gehalten, dass unser dichter auch auf dessen gewährsmann, EdeBourbon zurückgehn könne. EdeBesançon, der eine von Boner benutzte stelle nicht bot, muste hier von Schröder abgelehnt werden. die frage löst sich jetzt sehr einfach dahin, dass Martinus Polonus an dieser stelle tatsächlich den originalen text des EdeBourbon bietet. demnach ist das von Boner auch sonst nicht benutzte 'Promptuarium exemplorum' des Martin vTroppau aus der quellenliste wider auszuscheiden und dafür Etienne de Bourbon einzusetzen[1]: (fo. 154 r°) *Dicitur quod quidam nigromanticus habebat discipulum, qui promittebat ei multa bona; cumque vellet experiri, utrum ita faceret, fecit ei per incantacionem videri, quod eligeretur in imperatorem constantinopolitanum et quod ad eum venerunt primo nuncii, post milites eum rapientes et imperatorem facientes eum et homagia terrarum suarum. Cumque multe terre obvenirent ei, que non habebant dominos, ut videbatur ei, rogavit eum magister suus, ut recordaretur promissi dans ei unam terrarum illarum. Cumque ille diceret se nescire, quis esset, intulit: Ego sum ille, qui vobis dedi hec omnia et vobis hec aufero. Et exsufflata incantacione ipse invenit se pauperem.*

Für B. 95 (Richter, bestochen mit ochse und kuh) hatte ich (Diss. s. 66) die vorlage des JJunior und JHerolt als quelle Boners angenommen, was sich jetzt bestätigt hat. nur haben sie hier nicht aus EdeBourbon — wenn sich nicht auch dieser stoff noch bei ihm finden sollte —, sondern aus EdeBesançon geschöpft (Schröder s. 426). letzterer schreibt unter 'Ballivus' (c. l. 15913 fo. 13 v°): *Ballivi frequenter munera recipiunt nec faciunt que promittunt. Narrator: Ballivus quidam fecit nupcias filio suo. Quidam autem, qui habebat magnam causam coram ballivo, dedit ei pulchrum bovem rogans, ut vellet stare pro eo. Hoc sciens adversarius illius misit uxori ballivi unam pulchram vaccam; que tam institit apud ballivum, quod ipse promisit se facturum, quod ipsa petebat. Cum essent in iudicio nec ballivus*

[1] damit erledigen sich die vermutungen Gottschicks (Progr. s. 30 f) über das, was Boner bei Etienne de Bourbon, nicht aber bei Martin hätte finden können. — Et. de Besançon (c. l. 15913 fo. 8 v°) nebst dem Joh. Iunior und der Liber de ab. ex. (c. l. 3706 fo. 138 v°), die ebenfalls auf Et. de Bourbon zurückgehn, kommen hier nicht in betracht.

pro eo, qui dederat bovem, loqueretur, dixit ille : Bos, loquere! Tunc ballivus respondit : Bos non potest loqui, quia vacca non permittit.

B. 96 (Versengte katze). zu der fabel von der katze, der ihr herr das fell versengt, um sie vor den nachstellungen des nachbarn zu schützen, ist bisher die quelle noch nicht gefunden. auf eine ähnliche geschichte bezw. das ihr zu grunde liegende sprichwort wird in den 'Exempla varia' angespielt (c. l. 1615 fo. 207 r°) : '*Item catus discurrendo amittit pellem et excoriatur sepe; qui fuisset domi, vixisset*'.

B. 97 (Knabe Papirius). diese novelle aus dem classischen altertum, die durch Macrobius der mittelalterlichen litteratur übermittelt worden ist, hab ich nun auch in den Pariser hss. des Etienne de Besançon gefunden (c. l. 15913 fo. 17 v°)[1] : *Celandum est secretum. Macrobius : Nobilis consul Romanus Papirius, cum adhuc puer esset et cum patre suo die quadam ivisset ad curiam, ipso revertente cepit mater perscrutari, quid in senatu patres egissent. Cumque respondisset illud dici non licere et illa verberibus eum pungeret, ille ficto mendacio dixit actum in senatu, utrum unus vir plures uxores vel una mulier plures viros deberet accipere. Quid cum illa retulisset ad ceteras mulieres, omnes altera die confluunt ad senatum rogantque, utrum una mulier duobus viris magis quam unus vir duabus uxoribus coniungatur. Cumque senatores, quenam esset illa mulierum intemperies, mirarentur, puer Papirius causam ex hiis, que mater dixerat, indicavit. Tunc ordinatum est in senatu, ne pueri excepto illo cum patribus in curiam introirent propter pericula relacionis secretorum.*

Wenn man diesen text mit dem des Jacobus de Cessolis, den ich (Diss. s. 69) als vorlage Boners angenommen habe, genauer vergleicht, so erkennt man, dass Etienne hier unbedingt ausscheiden muss. nun bietet freilich der spanische 'Libro de los exemplos', der, wie Schröder (s. 428f) nachweist, auf eine unbekannte alphabetische exemplasammlung des ausgehnden 13 jhs. zurückzuführen ist, eine genaue übersetzung dieser erzählung des Jacobus de Cessolis. wie dem auch sei, bei letzterem haben wir den auch von unserm dichter benutzten text vor uns[2].

[1] [sie steht auch in den Münchner hss., wo ich sie übersehen hatte: clm. 7995 fo. 22 v°. 14752 fo. 34 v°. E. SCH.]

[2] dasselbe soll auch für B. 72 (Demosthenes als richter) der fall sein, wo ich Valerius Maximus, bezw. eine mittelalterliche bearbeitung seiner anekdote, als quelle Boners angenommen hatte (Diss. s. 55 und 74).

B. 100 (In allem bedenke das ende!). zu der bisher bekannten reichhaltigen liste von parallelen dieser novelle (vgl. Diss. s. 71) hat Schröder nun noch Etienne de Besançon hinzugefügt. Etienne erzählt (c. l. 15913 fo. 19 r°): *Cogitatio finis in omnibus operibus multum est necessaria. Liber de dono timoris: Iuvenis quidam veniens ad quasdam nundinas, cum autem circumeundo diversa operatoria venisset ad quoddam, in quo erat quidam reverendus senex, qui nihil videbatur habere ad vendendum; a quo cum quesiisset, quid venderet, respondit senex: Sapientiam. Et ille dixit: Et ego volo eam emere. Vende mihi pro centum marchis. Quibus receptis senex docuit eum hanc sapientiam: In omni opere tuo primo cogita, ad quem finem potes venire. Unde versus: Quicquid agas, operis finem primo mediteris. Cumque ille murmuraret reputans se deceptum, dixit ille: Vadas et ne tradas oblivioni, sed hoc scribe in domo tua in hostiis, fenestris et ubique. Quod et ille fecit et in tualia, cum qua*[1] *solebat radi. Cum autem barbarius quidam litteratus, qui pactum fecerat cum inimicis suis de iugulando eum, illud legisset, cogitans, ad quem finem posset venire de illa proditione, incepit timere et pallescere. Quod videns ille nobilis fecit eum stare et quesivit, quid haberet. Barbarius vero accepta ab illo securitate revelavit totum factum. Tunc ille cognovit sapientiam emptam sibi plurimum profuisse.*

Diese fassung, mit der wider einmal der Liber de ab. ex. übereinstimmt, gehört der gruppe des Etienne de Bourbon an (nr 81 bei Lecoy de la Marche), die weiterhin durch Martin vTroppau und das Speculum morale vertreten ist. die unterschiede von Boners erzählung sind zu auffallend und zu zahlreich, als dass man Etienne de Besançon oder ein glied dieser sippe hier für Boners gewährsmann halten könnte[2]. von allen bekannten bearbeitungen unsrer novelle weist der 'Dialogus Creaturarum' die meisten berührungspuncte mit Boner auf. daher hatt ich (Diss. s. 72 f) angenommen, dass sie beide auf dieselbe quelle zurückgehn[3]. Schröder glaubt nun aufserdem noch eine

[1] clm. 7995: 'fecit etiam in illis quibus', vgl. Schröder s. 426.

[2] Gottschick hat hier wider auf grund des Recull in Et. de Besançon die directe quelle Boners erkennen wollen (Progr. s. 38). das hätte Schröder doch an der hand des originals viel bequemer finden können.

[3] es ist ein versehen von Gottschick, wenn er (Progr. s. 35) mir vorwirft, ich hätte den Dial. creat. als quelle Boners angesetzt. vgl. dagegen

gewisse, wenn vielleicht auch nur indirecte, beziehung zu EdeBesançon bei Boner zu erkennen. Boner hat ja in mehreren fällen ganz zweifellos Etienne de Besançon benutzt; er kann auch diese erzählung seiner zeit im Alph. narr. gelesen haben und dann in der erinnerung an das dort gelesene hie und da von der darstellung seiner quelle abgewichen sein. in den grundzügen aber und in fast allen einzelheiten finden wir ihn in voller übereinstimmung mit dem Dial. creat. auch da, wo Etienne ihm nichts entsprechendes bieten konnte. wenn auch, wie Schröder annimmt, Boner, in seinem nüchternen sinne, selbständig alles märchenhafte in der einleitung weggelassen haben kann, so ist es doch auffallend, dass auch der verf. des Dial. creat. hier wider genau so verfahren ist. über den Dial. creat. kommen wir also auch durch Etienne de Besançon nicht hinweg. wenn der deutsche dichter und der verf. jener schrift, die direct mit einander nichts zu tun haben, so übereinstimmend, im gegensatz zur sonstigen überlieferung, erzählen, so müssen wir eine gemeinsame vorlage erschliefsen, deren text uns mit nicht all zu grofsen varianten im wortlaut des Dial. creat. vorzuliegen scheint[1]. wo diese gemeinsame quelle zu suchen ist, ist schwer zu sagen, da wir die mittelalterliche lat. novellenlitteratur und besonders ihre hsl. überlieferung noch so wenig kennen. Gottschick (s. 37) hatte vermutet, EdeBourbon habe diesen stoff auch noch im 1 buche behandelt, da sich der Recull und, wie wir jetzt wissen, auch EdeBesançon auf den 'Liber de dono timoris' berufen. diese vermutung hat sich nicht bestätigt. in den von mir bearbeiteten 3 ersten büchern findet sich unsre geschichte nur an der von Lecoy de la Marche angegebenen stelle des 2 buches (De dono pietatis). zudem ist mit dem 'Liber de dono timoris' meist das ganze werk gemeint[2]. so hat auch der compilator des Liber de

Diss. s. 73 : 'wir müssen daher annehmen, dass er aus derselben quelle geschöpft hat wie der verf. des Dial. creat.' und s. 74 in dem quellenverzeichnis : 'die quelle des Dial. creat. für B. 100'.

[1] die übereinstimmung ist nachgewiesen : Diss. s. 73. man braucht beide texte — der des Dial. creat. ist jetzt von Gottschick s. 35 wider abgedruckt — nur mit einander zu vergleichen und dann die übrigen varianten daneben zu halten, um über das verhältnis klar zu werden.

[2] Crane, der beste kenner dieser dinge, schreibt in seiner überaus reichhaltigen einleitung zur ausg. des Jacques de Vitry (p. xcvi) : 'E. de Bourbon's treatise . . . is constantly cited as Liber de 7 donis Sp. s. or more

ab. ex., der diese novelle unter dem capitel : 'De fructibus memorie iudicii' erzählt, sie dem betreffenden abschnitt des 1 buches von EdeBourbon nicht entnehmen können, sondern hier aus EdeBesançon geschöpft.

Zu dem anonymus des Nevelet, dem Äsop Boners, und dem Avian, die ihm die fabeln lieferten, tritt also nun als dritte hauptquelle für die novellistischen erzählungen das Exemplalexicon des dominicaners Etienne de Besançon hinzu. mit sicherheit verdankt ihm unser dichter den stoff zu nr 76. 89. 92 und 95, wahrscheinlich auch den zu 48. 52. 82. 85, wo noch Jacques de Vitry, und zu 87, wo auch der Liber de ab. ex. in frage käme, die aber sonst nirgends als Boners quellen erwiesen werden können. ernster dagegen ist die concurrenz des Petrus Alfonsi für nr 74, der zweifellos in 71 benutzt ist[1]. Etienne de Bourbon war sein gewährsmann für 94 und 98. auch die vorlagen der übrigen beispiele Boners werden sich noch in der oder jener exempelsammlung nachweisen lassen. die von Boner benutzten texte aber liegen uns häufig schon in andern aus der gemeinsamen quelle abgeleiteten werken vor.

commonly, from the subject of the first division, Liber de dono timoris'. die überschrift des 1 buches wurde also für den titel des ganzen werkes gehalten, zumal ja auch der vom autor gewählte titel ungenau war, da er nur 5 gaben des h. geistes behandelt hat.

[1] übrigens ist nr 52 bei Jacques de Vitry erst noch nachzuweisen.

Mainz. CHR. WAAS.

LÜCKENBÜSSER.

HELIAND 240. 241 *hard harmscara thea hêlag god*
mahtig macoda . . . . .

es ist von der bestrafung des Zacharias durch zeitweiligen verlust der sprache die rede : das vb. *macon*, das beide hss. bieten, ist seither unangefochten geblieben. nun zeigen aber alle übrigen stellen, an denen mit ähnlichem ausdruck und anklingenden stabreimen eine höhere bestimmung (durch Gott oder Christus) eingeführt wird, *marcon* : zunächst wäre hier der dreimal widerkehrende erste halbvers *gimarcode mahtig* 1514. 2792. 4780 zu nennen, weiter vgl. 128. 602. 4893. 4979. 5279. 5711. — *macon* hingegen hat in der mehrzahl der fälle die bedeutung 'collocare', 'construere' : vgl. bes. 1721. 3141. 3626. eine ausnahme macht nur 3432, wo die zuerst gekommenen weinbergsarbeiter die erwartung hegen : *that man im mêra lôn gimacod habdi*; ich kann auch hier (trotz nhd. 'lohn ausmachen') die vermutung nicht unterdrücken, dass die einzige hs. C (die übrigens den schreibfehler *gimacon* hat) einen lapsus für *gimarcod* biete.

E. SCH.

ZUM TEXTE
DES ST. TRUDPERTER HOHEN LIEDES.

In meiner Marburger dissertation Studien über das STrudperter Hohe lied (1901) *hab ich s.* 43 *die textkritische verwertung der jungen, von WWalther zuerst ans licht gezogenen Münchner hs., des cgm.* 4479 (*bei mir α*), *in aussicht gestellt. dies versprechen will ich hier einlösen.*

Da die hs. α des Hohen liedes nicht eine abschrift, sondern eine neubearbeitung einer alten vorlage darstellt, so wär es zwecklos, hier sämtliche von A abweichende laa. der Münchner hs. aufzuführen. nur diejenigen sollen genannt werden, welche zur berichtigung oder vervollständigung des Wiener textes beitragen können. die auswahl geschieht nach folgenden gesichtspuncten: unberücksichtigt bleiben in der regel die laa. von α:

1) *wenn sie gegen A und Williram zugleich stehn, zb.* 20, 16 fatin] striten; uuhton *W* 11, 1;

2) *wenn sie nur deutliche modernisierungen veralteter ausdrückes ind, zb.* 120, 17 anegenge] anfang;

3) *wenn offenbare missverständnisse und irrtümer vorliegen, zb.* 22, 31 unde] sünd; 70, 29 chocke myrren] gekochte myrrn[1];

4) *wenn sie für das verständnis des satzes keine bedeutung haben und zugleich eine sichre entscheidung darüber, ob sie ursprünglich sind oder secundäre wucherungen darstellen, nicht mehr gestatten, zb. wideraufnahme des voranstehnden subjects oder objects durch das pronomen* der diu daz.

5) *wenn eine andre hand schon dieselbe zweifellos richtige correctur bietet. hier seien nur die stellennachweise gegeben: hand* I 3 : 40, 21. 51, 9. 134, 18; *hand* I 4 : 88, 14; *hand* II: 39, 1. 64, 10. 14. 68, 1. 32. 108, 1. 5. 109, 27. 112, 26. 113, 4; *hand* III 1 : 37, 13. 92, 6. 93, 3. 12. 23; *hand* III 2 : 62, 27; *hand* V : 6, 25. 8, 15. 18. 11, 15. 30. 13, 6. 12. 13. 15. 14, 8. 15, 1. 3. 16, 23. 18, 27. 19, 18. 22. 20, 8. 20. 23. 22, 30. 23, 31. 28, 3. 29, 1. 28. 31, 13. 32, 18. 34, 15. 36, 19. 39, 30. 41, 31. 42, 27. 43, 13. 45, 13. 19. 20. 48, 19. 53, 26. 55, 11. 57, 32. 58, 27. 60, 32. 64, 4. 68, 8. 70, 29. 76, 29. 79, 3. 9. 10. 81, 30. 82, 11. 84, 14. 89, 23. 90, 25. 91, 3. 8. 97, 16. 98, 7. 99, 18.

[1] *über* 2) *und* 3) *vgl. p.* 34 *ff der diss.*

101, 4. 24. 104, 23. 106, 23. 114, 8. 115, 31. 117, 16. 26. 123, 13. 23. 128, 20. 129, 15. 130, 20. 26. 131, 16. 142, 10. 19. 143, 26. 144, 21. 22. 29. 147, 12. 29. 148, 5. *im übrigen werden die im* I *capitel der diss. nachgewiesenen correcturen und glossen anderer hände als nicht vorhanden vorausgesetzt.*

Aufserdem bleiben im allgemeinen die vielen auslassungen von α *unvermerkt. so auch das fehlen der lateinischen versanfänge, die sich in A zuweilen finden* (52, 24. 58, 27. 59, 20. 67, 27 f. 70, 26. 72, 6 f. 143, 30); *sie werden spätere zusätze sein, obwol zwei davon* 59, 20. 72, 6 f *auch in* α *eingedrungen sind.*

Im folgenden werden, soweit möglich, die laa. der hs. α *sogleich textkritisch verwertet.*

6, 5 segen] sechet; *ebenso* 8, 9, *wo* α sechent, 14, 28, *wo* α sehen *hat; vgl. auch* 133, 1 mugent ir segen] mygt ir sehen; *auch sonst hat A vereinzelt* g *st.* h (fagen 11, 17. 21, 22); *vom adhortativ, den A bietet, zu gunsten der 2 pl. imper. abzugehn oder* sehen *als alem. imperativform zu fassen, ligt kein grund vor, da* α *den adhort. meist durch den imper. ersetzt* (*zb.* 122, 4 sehen *AB*] sehent α; wir *A ist hier gleich* wer *B*); *im übrigen hat A sowol adhort.* (*zb.* 28, 18 sehin] sehent α) *als imper.* (*zb.* 51, 14 sehet] secht α) sanc$_2$] *l.* ein sanc[1] 6 segin] segen egesunecliken (?)] recht schuldigen (?); *ist* ê unsegeliken *gemeint?* 8 wore] fuer; wore *A ist gleich* vore, vo^r^re, vûre; *auch sonst schreibt A nicht selten* w *st.* v (*zb.* wûget 2, 12, worhte 128, 33) 9 sieken] vnd der siechen 11 der uulin inaderen der riwenten sundare] der turstigen; *am rande ist von andrer hand mit schwärzerer tinte* vollen eder *nachgetragen und vor* turstigen *darauf verwiesen;* 12 ist$_1$] *l.* iz ist (*j. h.*) 16 ko^v^h] kuele; *höchstwahrscheinlich stand ursprünglich* kohbrunne (quecbrunne) *da, dessen zweites compositionsglied in A ausfiel* (*am seitenschluss!*), *während* α *in* kuele *änderte* 17 *f* iz ist ein mandunge der weinenten der rowenton] *fehlt; doch steht in margine von andrer hand* es ist ein manung der rewenden *nachgetragen; darnach wäre* der weinenten *glosse* 22 die] *l.* dich die 26 hv^o^beth] = ûbet; *auch sonst noch tritt in A vereinzelt* h *vor vocalischen anlaut :* hoberostun 12, 2, barmichait 46, 24,

[1] *die bemerkung 'mit* α*' oder 'nach* α*' ist bei vorgeschlagenen emendationen stets zu ergänzen. (j. h.) bedeutet, dass auch schon hand* v *in A diese correctur hat.*

herst 72, 26, hufferte 87, 21, her 101, 8, *nachgetragen in* huoben 53, 10. — **7**, 3 von danen *α*[1] durch] *l.* durch den 8 uir goltist] *l.* uirgoltin 9 mich] mich auch 11 diu rinnist uf] tring auf; *ein imperativ, wie ihn α bietet, ist angemessener als der indicativ; man wird geneigt sein, das pron.* du *vor* r *aus einem anlaut* dr *abzuleiten* 12 libis liehtist] *l.* liehtis 13 geloubin] gefolgen 14 dc] da dich 19 Mane hine fleuihin *bis* 30 sunnen] dann hin fliechen die clainen vnd die tumen vnd die kalten synn hin dan erschrecken die gotlosen ckizen renn hin don die auf den alben sizen mit[2] werden peruffl die junckfrawen die allain den nomen haben vnd nit die warhait die sy geheuckt haben an die stincketen lieb der wilichen poshait hie empfachen rötung mit inerlichen scham die sich fleisen der ausern schon vnd nicht der indern schmiegen sy[3] die kind des reifen aber singen die kind des linden senften taues; *darnach ist jedesfalls die initiale* M *in* D *zu ändern* 32 ane] an die. — **8**, 20 sunderigu] *l.* sin sunderigu 22 ene] *l.* euen (Even) von] *l.* so (*j. h.*) 26 hoheste] herlichist 27 nie$_1$] *zu streichen* 29 was$_2$] was ganz 33 sie die minnente] sy liebet; die *wird zu streichen sein.* — **9**, 2 ir sprach] er[4] sprach; *doch wird* iz sprach *oder sogar mit j. h.* iz was *zu lesen sein* 4 gnade] die genad 9 der] irer; *vor* irer *α steht durchstrichenes* d^s, *α scheint richtig corrigiert zu haben* 11 der] *l.* den, *ebenso* 77, 30. 142, 11. 146, 1 14 aber ir leip *α* 29 sein wort *α*. — **10**, 3 enpfiengen in *α* 4 fragenne] fürgang; *l. demnach* fure genne *oder* vure gange (75, 22); *immerhin ist die wendung noch auffällig; vgl.* 131, 16*f*, *wo der hlg. geist der kirchenlehre gemäfs vom vater und vom sohne ausgeht* 10 sunder wir sulen in gelauben *α* 19 nam] an sich nam 21 da] *l.* daz (*j. h.*), *ebenso* 39, 30. 49, 16. 64, 4. 115, 14. 118, 11. 123, 28. 125, 2. 144, 29 25 an diu *bis* 30 ueritate] *fehlt; von andrer hand unten am rande nachgetragen; daraus:* an diu] an den worten. — **11**, 6 nie] *fehlt; doch wird* 5 nie *zu*

[1] *ist der verbesserungsvorschlag schon in der oben genannten dissert. (cap. 1) gemacht, so steht hier nur die la. α als stütze.*

[2] *durchstrichen, dafür am rande von and. hand* hie.

[3] egen sy *ist unsauber ausradiert, und mit benutzung von* schmi *ist von ders. hand* scham sych *geschrieben.*

[4] r *in* er *von ders. hand über ursprünglichem* s.

tilgen sein gekuste] gekuset; *l.* gekustet schv°nistv] *l.* schonisten 7*f* gehalsin] von got gehalst 13 herzen] kalten herzen 19 Nu was wirt *bis* 28 singin] *fehlt; von andrer hand wurde unten am rande das fehlende nachgetragen, doch sind vom buchbinder die letzten buchstaben rechts am rande sowie die letzte zeile weggeschnitten; in betracht kommen die laa.* : 21 baltlike] gew . iglich[1]; 24 si_2] sind; 25 ser] seben; insi] sind 31 gefüegt *α* 33 mer liebet *α*. — **12**, 6 floch] verloß (*ebenso* 7. 10. 15. 31. 13, 3) 7*f* des wistûmes bestûnt ime etewaz] *fehlt; von andrer hand am rande nachgetragen; daraus* : bestûnt] geprast 10 den] *l.* deme, *ebenso* 15, 18. 17, 13. 20, 2. 34, 12. 35, 5 (den_1). 37, 22. 41, 8. 42, 10. 50, 8. 59, 4. 92, 27. 123, 27 12 daz] den 13 mycheln *α* 14 si *bis* 15 was] *fehlt; von andrer hand am rande nachgetragen; daraus* : interwerdete] übertrat 20*f* unsir] vnser herr vnser 21 wie] *l.* wie edel 26 er_2] *l.* er uns 30 unde] *l.* unde die 34 unt den heiligin gedingen] *fehlt; wird nach* gedult 33 *zu rücken sein.* — **13**, 4 hebe] *l.* hebe uf *wie in* 7 *und* 9 6 gefügt *α* 7 *und* 9 ebe] = hebe, *aphäresis des* h *vor vocal findet sich noch in* entaben 29, 2. 72, 9. 133, 19, inrealb 48, 17, uzzirtalb 57, 5, uffelen 80, 29, uffentabet 129, 25 9 same chone karle] sam ein kinigin (*anfangsbuchstabe undeutlich*); *ist* same schone (*j. h.*, *Bech*) karle *oder* same chonekarle *zu lesen?* 12 zee geliker] herlich 15 an den wistûme (*l.* an den wistûm)] *fehlt* 19 gewande] gezwang 23 ime] *l.* sin 24 dinin] *l.* dinime, *wie auch das folgende ergibt.* — **14**, 1 himel] hochsten himel 9 gewistist] speistest 10 mit_2] *l.* mit dinir 11 spunne] *l.* ein spunne 14 Do si uirsmahte, do gesmahte si] do sy des gesmackt do versmecht sy; *l. demnach* Do si des gesmakte (*vgl.* 20, 13*f*), do virsmahte si 17 mit] *l.* ir mit (*j. h.*) 19 mûtir] ainer muter 21 ê] sy; *zu lesen ist beides* : sie ê (*j. h.*) 22 da *bis* 23 wines] das ir nam end[2] die scherpf des pitern weins der alten ee 28 uon den] *l.* von den brustin der (*vgl.* 14, 12). — **15**, 8 so eben dolt si ime] *zu streichen* 14 die] dein 16 uz] *fehlt; trotzdem wird nicht dieses, sondern das* uz 15 *zu tilgen sein* ione] von angen; *darnach wird wahrscheinlich* uone auegenge *zu lesen sein* 17 ioch] *l.* noch 24 dinen]

[1] *eventuell auch* gew . . . iglich.

[2] end *mit schwärzerer tinte durchstrichen.*

fehlt 29 geborn] *l.* geborner wasenter] *l.* wahsenter. — **16,** 6 waneheilin] wancklen 10 minnet] *l.* minnent 13 den] aber den deinen 20 unde] *l.* unde die 22 des *bis* 24 gedanke] die vesten hochfnung die götlich lieb die heilig gehorsam stetige gute werck vnd die rainen gedänck; *l. demnach* die *vor* 24 reinen *und* die heiligen *st.* heilige. — **17,** 8 wuterike] wuterich palt zu tot aber dise *bis* 9 losest] aber dise peiten dein wen du sy liebstes lieb erlöstes; *die wortstellung spricht für die änderung nach* α : aber dise die beitent din, wanne du, liepestes liep, sie losest 15 uon] mit 16 gv°ter] der gut 18 selbin] *l.* uz uns selbin (*vgl.* 20) 21 wir] wir nach dir 26 die] alle die 31 mit risern] vnd verspirzet unde] *l.* unde da. — **18,** 2 heiligin leibinnis] in heiligem leben 3 du] *l.* du in (*j. h.*) 4*f* als ez her nach kit : introduxit me rex, dc kit] *fehlt*; *dafür* als her nach spricht *nach* 6 willigen 11 den] *l.* an den 14 restin] rästung lipliker] *l.* von lipliker (*vgl.* 13 *und* 16) 18 uns] vns selb; *der sinn verlangt ein* chumt er *nach* iungist 22 den *bis* 24 inphahet] den sand johās der sibeten kirchen ergraben an weisen stainlein gab den maht nyemant genenen wan der in enpfächt; *darnach l.* steinlin 23, in inphahet 24, *setze* gab *nach* steinlin 23 *ein und stelle* iohannes sant 22 *um* (*vgl. Apoc.* 2, 17) 27 gvte] *l.* gote 34 sele] der sel. — **19,** 2 behuginde] *l.* bin behuginde 3 dc] *l.* wande danne] *l.* dine (*j. h.*) 6 minnint] *l.* minnint dich (*Williram* 8, 1) 10 so si wirt reht] *l.* so sin wir reht 14*f* geleret wart hat] *l.* geleret hat 21*f* des oberosten kuninges] des öberisten Salomon des hochsten kinigs; *die mittelworte werden in A verloren gegangen sein* 26 gezelt] *l.* daz gezelt. — **20,** 1 er] *l.* der 4*f* Růwet er noch einer? ia er! swa er uindet] wo ruet er noch mer | nynder jo er wa er find; *in A ist* einer = iener 13 alle] ale die 20 alle] *l.* ouch alle 25 mich] *l.* mich ze hůtare (*W* 12, 1) ir] mein 27 in] *l.* in deme 30 zi] von 31 wigartin] *l.* wingartin. — **21,** 2 abir *bis* 6 stet] ich macht aber mein weingarten nit pehueten das spricht den weingarten den got in mir gepflanzt het das was cristus den solt ich nit pehueten wan für dich ellenten menschen ledt cristus den vnschuldigen tot 8 weidist] waidnest (*wie Williram*); *ebenso* 21, 24. 26. 22, 7. 14 9 gie] *l.* ge 15 bestet] *l.* bestet dich, *ebenso* 16 (*j. h.*) 24 sickerlike] serlichen 33 mime] *l.* minen. —

22, 6 kortils] deiner gespilen; *l.* des korteres 12*f* die gebe uns got durc sine gnade git] die gab die vns nit zu gohort die vns got durch sein genad geit; *der erste relativsatz und das pron. rel. ist in A einzufügen* 23*f* der liebun mûtir] dir liebe mûter 26 uatirlikin] *sinnlos; l.* naturlikin (*vgl.* 26, 21 miner naturliken chuske) 31 in] durch. — **23**, 2 sûzzen] durch die susen 5 edele] *l.* ledec 6*f* in der wuste in der ellende] in der wüst diß ellents; der *vor* ellende *wird schreibfehler sein; ein genetivverhältnis ist am passendsten* 7 in arbeite in bekorunge sit] arbait vnd pekorung leiden 8 *l.* repromissionis 19 daz g kit gebet] *l.* daz kit daz gebet 28 der] an der. — **24**, 1 gelûtet zesamene] *umzustellen :* zusamen gelöt *α* 12 mein nartus *α* 22 dc] *l.* do, *ebenso* 23 23 apgot] *l.* diu apgot 24 knäbeliche *α* tugint] jugent 29 dis] *l.* dise. — **25**, 12 des] *l.* der 13 heiligen] guten spendare] *l.* ein spendare 16 die alle *wird umzustellen sein* 20 braht] *l.* heil braht 22 sinu] dise wirt] wirt nun. — **26**, 1 dar] dar an 2 schinit] schein 6 goteheit] deiner gotheit; diner *wird einzusetzen sein* 29 daz_1] vnser (*vgl.* 13). — **27**, 9 unseren] *l.* uzzeren (*j. h.*) 19 der *sowie* den_1 *und* den_2 *sind zu streichen* (*W* 28, 1*f*) 20 anderen] *l.* anderen liuten (*W* 28, 1, menschen *α*) 21 anderen waltholzin] *l.* andereme waltholze (*W* 28, 2) 25 frucht *α* 26 die] die die 23 zierde] *l.* ziere (zierlich *α*) 30 wan daz in ein sunde ist daz ist ein meintat] wan das ein claine sünd ist das ist vns ein grose; *der hauptsatz in A verlangt einen dativ:* uns *oder* (*mit j. h.*) den geistlichen 32 ist] *l.* ez ist. — **28**, 1 den] *l.* an den 11 uone] *l.* uone got gepflanzt *α*, *ebenso* 12 16 ze berge *ist nach* 15 *vor* uf *zu setzen* ougin] augen auf 17 gewullet] gewurzlet 20 *zwischen* habe *und* do *ist* des fragt ein weiss man den andern *α ausgefallen, wodurch erst das folgende* ime *eine beziehung erhält* des] das 28*f* an den stam siner wisin menniskheit] *l.* an den wisin stam siner menniskheit (an den weisen stam seiner menscheit *α*, an den wisen stam siner menscheit *C*[1]) 31 unde ellende div] ich ellende *α*, vnd ich ellendiv *C*. — **29**, 1 rivwet] *l.* rûwet (ruet *α*, rvowit *C*) 13 o^v^ch] *l.* ouch da 17 lerne] lernt 21 Min . . . . mich] *l.* Min wine underleget mich (mein lieb der vnder leitt mich *α*, *W* 31, 1) 29 gotin] *l.* gûtin 30 ist

[1] *man vgl. den anhang zum* I *cap. der diss.*

(*j. h.*) *gesichert* 31 slach] haus 32 got (*j. h.*) *gesichert.* — **30**, 1 got] vnser gut; *l.* gût (*j. h.*); *vgl.* 122, 15 7 giwen] seufzen 18 arme] lincken arm 26 in den ellenden] in disem ellent. — **31**, 3 dir] den 9 niene] *l.* er niene (*j. h.*) 13 durc] das ist durch; *l.* daz kit durch 15 wambe] leib der junckfrauen (*W* 35, 7) zi] *l.* in die; unz] *l.* ze (*W* 35, 8) 22 springent] springen gern 25 daz er ist] *l.* daz kit, er ist 28 wan er iz getan hat mit dieumûte] do er anders vint diemjtigkait. — **32**, 3 bezeinot] *l.* bezeichenot 14 *f l.* lectionis 15 dur d . . diner brv^{o}dere] *l.* durch den nuz diner brûdere (*W* 38, 6 ad utilitatem proximorum; *vgl. p.* 20 *der diss.*) 20 rauwenne] wircken; *vgl. W* 38, 11 tempus actionis 24 da *bis* 26 zartes] die do vor gesehen gelegen pist in den schossen des ewigen rads; *l. demnach* : du da vorbesehen gelegen bist in deme schoze des ewigin rates. — **33**, 5 uirnomin] *l.* ist uirnomin (*W* 40, 1) 9 dorne] *l.* die dorne 10 blûmen] *l.* die blûmen 12 *f* diu srihphit (*l.* schrift) ist irrecket] cristus ist erschinen 14 tuben] tirteltauben 16 schamet] scham 28 unde] *l.* under 30 uvre] *zu streichen* (*W* 43, 2) ubelen] *l.* von den ubelen. — **34**, 8 Tustu *α* 15 Mein *α* mit aid *α* 22 diemûte] *l.* diemûte dich 25 hie] *l.* hin 26 gedenck *α* 27 dine] die deinen 28 uirgebest] vergeben solt. — **35**, 3 soltu] *l.* solt 7 riuwe] heiligen rew 8 mithen] *l.* mit den 9 diner] *l.* dine 11 tranche] *l.* trancte 18 was *α* 24 ro^{v}n] raum; *l.* rûm 29 geargerot uile harte] *l.* uile harte geargerot (*W* 45, 2). — **36**, 4 si] vnd; *vielleicht ist beides zu lesen* 5 werserent] *l.* verserent 7 sol *α* 13 unde] *l.* unde der (*W* 46, 3) 14 diu] *l.* der lilie (*j. h.*) 20 iudea] juda 25 was] *l.* was vergangen 30 wedine] *l.* weidine. — **37**, 6 naht] *l.* naht hine 7 rawetag] wartag nach] *l.* nach diseme (*so α*; *oder* nach deme) 9 sehen] *l.* sehen wir 15 den,] der haben] *l.* habe 21 so haben eidoch] so sulen wir haben jedoch daz wir iedo^{v}c gerne bezzer waren] pesser zu werden; iedo^{v}c *ist zu streichen* 23 schaten] schaden dar an 27 gv^{o}t] hoch 28 inzivhet] *l.* in inzivhet 29 minen] *l.* mineme 30 erne] vnd er. — **38**, 1 umbe] vnd vmb 2 straze] die straß 5 mich] *fehlt, zu streichen* 11 ir] *l.* in ir 14 weltuinstere] fünstere welt 15 do *bis* 17 sin] do fand ich das ich haimlich vnd lieplich got nit entbaben mocht; *doch wird mit j. h.* uant *in* wânt *zu ändern sein.* —

39, 10 *nach* ougin *setze ein :* der enmach niht gût sin in gotes ougin (*vgl. die ergänzung der hand* I 3); *der schreiber glitt vom ersten* ougin *auf das zweite über* 17 dennoch *bis* 18 uirliesent] denocht so all menschen erparmung vber in verliesen 21 nieht] *l.* unser niht 23 iz] *l.* ir iedwederez 25 geschieret] geruet 28 gespendit] aus gespentt in₁] mit 29 wie *bis* 30 ist₁] nun wie sol man das erkenen die stat do got ist 33 da₁] als. — **40**, 2 heiligen] *l.* heiligeme 4 minne] mynder 7 din] *l.* diu 12 der] *l.* die (*j. h.*) 14 gent] *l.* get diu] *l.* diu gotes 16 ist] *l.* ist disiu (*W* 50, 1) 19 *nach* hat *folgt in α*: vnd der sunn erleücht hat, *was wahrscheinlich in A verloren gegangen ist* 21 daz was diu wûste der welte] das ist die weltt 24 uerchunsten] verkerten 29 si₂] sy noch. — **41**, 5 was *α* 6 scerete unde dahtæ] sann vnd tracht 12 *nach* sterche *hat α* : der pehuet sy an ir gepurt; *der satz scheint ursprünglich zu sein* 13 ackere] guten acker 16 lilieblûme] *l.* der lilieblûme 18 heiligen] *fehlt* vnd die werck der erparmung *nach* erbarmede; *dafür fehlt* 19 unde *bis* anden, 22 unde *bis* chuske den] *l.* der (*j. h.*); *ebenso* 56, 25 (den₂). 87, 2. 89, 7. 132, 25 29 iu] *l.* in 31 gehailte] pehielt. — **42**, 1 mach wol] mag man es wol pas; man *und* pas *sind unentbehrlich* 7 wonent] in wonen 9 enthebede] zucht vnd strengem leben 15 umber] *l.* umbe ir 22 diu₁] *zu streichen* 24 daz] *l.* daz sie 29 gotes] *l.* deme gotes. — **43**, 14 der *bis* 15 uernunste] dar uber sy der herr gelaint hat 17 deme] *l.* der 28 ze gv^e^teme smakke] zu guten dingen vnd zu smack. — **44**, 1 andere die die heilige schrift] ander die heiligen die die geschrift 6 sint] selen 15 heiligen cristinhait unde *wird zu streichen sein* 22 die] *l.* die in got 31 gehaizet] gehieß. — **45**, 5 sin] im 12 tugent] craft 13 harte] hart wol 24 hete] het auch 26 waz (*l.* was)] was aber 34 dannan] von dannen. — **46**, 6 seher] *l.* sehet ir 9 an] *l.* in (*W* 53, 16) 12 alse disiu elliu worhte] aber diß ales warcht; *darnach l.* aber *st.* alse 13 taugen *α* 14 uone *bis* 15 stet] *fehlt* 22 diu *bis* 24 harmichait] du sichst die krancken gutlich an wan du sy hailest in aler ir swerhait 30 *f* der gûten dinge unde] *fehlt*. — **47**, 4 in mine] *l.* miner 26 *f* samenent] sagen 31 daz] *l.* daz sie 32 gûte] *l.* ir gûter. — **48**, 4 chose] *l.* gechose (*W* 56, 2) 7 ib] *l.* ih sie (*j. h.*, *W* 56, 4) 12 chundet] *l.* chundent

(*W* 56, 9) lones] *l.* libes (*W* 56, 8) 16 als ein bruch] als die prüch; *W* 57, 1 : *darnach wird* der *st.* ein *zu lesen sein.* — **49,** 11 pflaster *α* 13 dar] *l.* dar uf 16 da] *l.* daz 23 sterche] *wol schreibfehler, zu tilgen* 24 got] gut 29 zinnin] *l.* die zinnin 30 hindir] durch 31 so wirt dir g uirgebin] also vergibt dir got auch. — **50,** 3 de] *l.* die 5 uon] *l.* uor, *ebenso* 7 19 solt] solt auch 20 milticlichen] zeitlich 24 die] *zu streichen* (*W*.59, 1) 25 rechchitze] *l.* rechgaize (112, 14) 32 tag (*j. h.*) *gesichert.* — **51,** 6 ze der sine gesihte sines nahesten] zu seinem nagsten; sine *ist zu streichen* 8 das ist *vor* ich 10 vnd in die welt tot ist *nach* sint 13 ir gepett *α* 14 wer] was 19 arnede] grüß; *l.* arende 21 alles] *fehlt, dafür* aler *vor* 22 der 24 do_2] *l.* dc 28 getruwete] *l.* getruwete im wol 29 gotis] *l.* gotis dirne (*j. h.*) 31 in] *l.* an (*W* 61, 2) ware] *l.* wart (*j. h.*). — **52,** 1 tugent] craft 2 diu_2] *l.* din 4 wegetest] *l.* wegetestu 15 allen] *l.* allen den (*W* 61, 5) 26 mur] *fehlt, schreibfehler.* — **53,** 5 hat ouch] *l.* hat er ouch geladet 6 danchen] *l.* gedanchen 8 gedult] *l.* gedult, in unserre diemûte, *wodurch die drei mal drei glieder vollzählig werden* 21 *f* geladet dristunt] *umzustellen* 24 in] *l.* uber 25 clhibent] *l.* chliubent 26 daz] *fehlt, zu streichen* vnd vertreiben was arg ist *nach* ist 27 die michelen] *l.* als michele 28 daz in] *l.* daz wirt in. — **54,** 6 diu (*j. h.*) *gesichert* 13 tohter] tochter vnd cristus swester 21 min] mir mein 24 han] *l.* han ich (*j. h.*). — **55,** 5 bruste] prüst sein 20 *f* wol creftige salb *α* 22 unde die weigen die halsist diu] vnd die wenigen hailstu; hailstu *wird ursprünglich sein* (weigen = weichen *j. h.*) 27 so allir so] *l.* so allir erist so. — **56,** 2 den] den selben 4 die] *fehlt, zu streichen* (*W* 66, 1) 25 den_2] *l.* der. — **57,** 3 zûch (*l.* zoch)] zoch vnd pflanzt 4 da got mitte gewenet wart] da ir sun jħs entwent oder ernert wart 11 daz *bis* 12 herre] das joch got wiert vnd herr gerucht da zu sein 13 der_1] auch der 14 *f* was daz waz diu putze] was wart die port 23 gaistlichen] *l.* gaistlichez 26 wol] ob er 30 *nach* mûtwille *hat α* : sy schlecht auch die guten erd das ist das erfult wirt der gut will; *der satz scheint ursprünglich zu sein* 31 gotis] wir gutes. — **58,** 1 redeliche] *l.* redelichen 3 gotes] *l.* diu gotes 4 garten] ein garten 6 get] get denoch 8 $ioch_2$] *fehlt* 9 geloubic] *l.* gelobit

(*j. h.*) 14 min rat] gemert 19 gewinnne] *l.* gewinnenne 20 der] das auch *nach* bisigelete 23 derweder rihtoumes odir ergire] das weder err noch reichtum pegert 25 gemaine] *l.* der gemaine 28*f* az christe zwai] *l.* daz crist zwi. — **59**, 6 gehosame] *l.* gehorsame 7*f* lobente] got lobent in alen dingen 10 degenlichen] teglich daz] *l.* da, *ebenso* 98, 3. 123, 27. 125, 23 17 nemugin] *l.* mugin 26 geho^s^same] *fehlt, zu streichen* 31*f* ain ungeloubigin manne] *l.* ain ungeloubiger man (*j. h.*). — **60**, 7 er] der 10 leischet] *l.* leschet; silbir] *l.* fieber (*W* 69, 22*f*) 15 daz *bis* 16 haizet] cinamoum pezaichet die gedult die fistula haist 20 gaizen] *l.* gehaizen (*j. h.*)

21*f* insolte nieht] *l.* insol nieht sin (*W* 69, 18) 26 bezechenot] *l.* bedecket (bedempfet *W* 69, 23*f*) 31 ainer *a* 33 daz ainir *bis* 61, 1 ist] das ains warhaftig sey gewissenhaftig sey; *nach* gewizzen *A ist in der hs. eine lücke* (*rad.*); *l. also* gewizzenlich. — **61**, 7*f* der diu ziuhet in der saminunge] der die zucht vnd scham in der samlung hat 12 waz] *l.* daz (*und tilge das fragezeichen*). — **62**, 2 entslozen] entzogen 5 sprichit] *l.* sprichit er 6 unde *bis* 7 sum . . wint] *fehlt, davon* unde *bis* 7 garten *mit recht* (*W* 72, 1) 7*f* wa durch] *l.* durch wa (*W* 72, 2) 16 gûte] weiß 26 ze haineme werseme] *l.* ze dehaineme wirsereme 27 er] *l.* er si 29*f* unde sol] *l.* unde mit arbaite, sunder man sol. — **63**, 1 diz] diz ales 4 daz] wan

5 unde] vnd all leiplich lüst vnd gerret] *l.* geirret 6 in zû] in auch zu die 9 manige] manig wint das ist; *l. darnach* manige winde daz chit 20*f* daz ich . . . . . slafe . anne tugentlicher . . . .] das ich nyern schlaf an veintlicher gepert oder weiß; *hiernach und nach W* 74, 5*f ist zu reconstruieren :* daz ich niene slaffe ane tugentlicher gebebede 23 Es (*hd.* III 1)] *gesichert, l.* Ez 24 ist] *l.* ist aber uolle wonet] vol hart (hertet *über der zeile von hd.* III 2 *A*) 25 d^s^ wirt bihaltē (*v. hd.* II) *gesichert* 28 vnde] das (*W* 73, 2) 29 ich sol] sulen 33 waz_2] *zu streichen.* — **64**, 2 diu_1] dein 4 svaz] wan was 15 daz in *bis* 16 genade] das er des tots nit schuldig was dan als vil er ee[1] auß lieb ales tet 22 was daz] *l.* wahs daz ist 23 siner] *l.* von siner 24 wabin] den saft, *vgl.* 64, 8 26 ich az tranch] ich tranck; az *ist zu streichen* 30 unsaliche] seglich; *l.* unsagliche (*j. h.*). — **65**, 9 den] *l.* die 10 guotin] *l.* die guotin

[1] *der zweite buchstabe ist undeutlich.*

11 er_2] er noch 12 tet] tet die pegnatet er noch genediclich als er do tet; *der satz ist in A verloren gegangen* 16 honich] auch noch honig $alle_2$] *fehlt* 18 in_1] *fehlt, zu streichen* 25 die] es sint auch etlich die 27 chinthait] kinthait auf 32 *f* ze genaden varent die ewigent sint] zu den ebigen freuden varn. — **66**, 6 uns] euch 9 wol] *l.* vol (*vgl.* 98, 33)
14 liebere] noch lieber wan 23 in] *fehlt, vgl. jedoch* 67, 18 25 nach *bis* 67, 1 gelich] nach alen lustigen dingen also das er wil sehen horn reden greifen smecken gen sten essen trincken schlafen vnd wachen was wen vnd wie er wil vnd mit seinem herzen lieben wil ein jedlich vnding die rechen irn firbiz zu alen dingen; *darnach wird zu lesen sein* chapfet *st.* schefphet 26. — **67**, 5 gesigent] zu nemen noch nymer gesigen wande *bis* 7 oren] wan sölich die perauben sy des hochsten liechts der inern augen vnd des kiniclichen gehörs der inern orn 9 mandelchosennes] lieb koß; *l.* mahelchosennes 11 ubir] in irem gepet jber 22 si (*v. hd.* u) *gesichert, ebenso* ane 23 25 sumeliche *bis* 28 michi] sy kumen aber nit zu früchten wan sy sein vngeornt | do von stet hie geschriben. — **68**, 6 deinen wercken *α*
8 miner] *l.* siner 9 wan] das; *l.* waz (*j. h.*) 10 miner] *fehlt, zu streichen* 14 unde] vnd sy 15 friundinne] freunt
16 schirment] in sunden peschirmen 18 got spricht *α* uon] in 23 also la *α* 30 uon] *l.* ouch uon den 32 gesloffet] *l.* gesloffen (*W* 78, 1); *oder* gesloufet? — **69**, 1 mih (*v. hd.* u) *gesichert* 6 augest] *l.* ain gast 7 er] *zu streichen* 9 pöslich *α* 11 Nu *bis* 12 uorderent] nun sint auch die peser die ich gefordert hon 14 clagen *α* 15 widere] *l.* aber (*W* 78, 5)
18 me] *zu tilgen* 19 got] got vnd nichz fürcht zu verliern wen got, *in A verloren gegangen* nemach] mag aber gesten] gesein 21 uestere] *l.* uenstere, 27 uenster 22 diu] *zu streichen* (*W* 79, 2) 23 unsir] *zu streichen* 28 lougent] *l.* lûget
29 arbaien] *l.* arbeiten. — **70**, 6 chinnebain] *l.* schinebain den] im den 9 iouchet] geicht 15 stete haile] stethait 19 gehorsamen] *l.* ungehorsamen 20 daz *bis* 21 maisterschaft] was man sy haist das widersprechen sy der maisterschaft; *der relativsatz ist in A zu ergänzen* 22 mitte] *l.* gehorsam sint mite
25 senfte] *l.* senften 26 uch] *l.* ich 28 wurchten] werden; *zu lesen ist* wurden (*j. h., Williram* 80, 3)
33 ir] man. — **71**, 1 ^{sint} (*von hand* u) *gesichert* 4 so

bis 5 huotent] das sy vor aler schlecht vntugent huten 6 mûter] *l.* ein mûter 7 mitte] da mit 11 erst] *l.* aller erst 12 mit sûzzen trahenen] mit susem petrachten 15 allen widersparret] aler widerspenikait; *l.* aller widersperre *oder* alles widersparren 16 er] got 20 allir] *l.* in allir 24 in (*v. hd.* II) *gesichert* 26 diu sûchest] du wilt das man dich lob vnd sucht 29 getelose] *l.* gebitelose 30 mitte] *fehlt, wird zu streichen sein.* — **72**, 1 wildiu *bis* 2 tuon] du solt ale zeit mit den menschen von got reden 7 est] est das spricht 20 *von* diu zerfliuzzet *ab bis* **73**, 30 *weicht α durchaus von A ab; der text von α lautet :* die zerfleust auch sam das golt in der ess in dem aittoffen des herzen mit dem feur des heiligen geists vnd mit der warn prineten lieb als so das sy nichz anders winscht mit waineten augen vnd mit serigem herzen pegert von diser welt vnd aus dem kercker des leibs zerlöst werden das sy zwir clagent spricht ich sucht in vnd fant sein nit ich ruft im vnd er antwurt mir nit das pedeut das vnser herr jħs xps der alenn den zu helfen ist perait[1] die in an ruffen in der warhait doch sein etwan sein erwelt sel des nicht gewert das er sy erlost von disem ellent durch zway ding das ir kron zu himel pring wucher vnd das ander menschen von irm rainen leben gepessert werden als sanctus Paulus sprach ich peger zerlöst werden vnd zu sein mit Cristo doch wart er da zu hant nit erlöst durch die merung seiner kron vnd auch das die cristenhait von im gepesert solt werden scit enim pater vester celestis quit vobis necese est | vnser herr waiß wol wes er vnd auch wir petürfen also ist der zerflosen sel die mit irn zehern leibs vnd der sel an[2] vnderkuel print vnd senet in jene welt | nun spricht sy mich funden die hueter der stat vnd schlugen mich vnd wunden mich | die stat ist die heilig cristenhait der stat herr ist vnser herr jħs xps die hüter sint die heiligen lerrer die zwelfpoten vnd die ewangelisten die do haben geschriben ewangelia vnd epistula vnd sanctus Gregorius Augustinus Jeronimus Amprosius Beda vnd Haimo Origenes[3] Honorius vnd Hugo vnd ander vil mer die mit ir schrift vnd lerr hueten der christenhait das sy von kainem irsal icht petrubt werd oder verkert von kainer vnrechten lerr die huter schlagen vnd verwunden die

[1] e *über der zeile hs.* [2] *vor* an *durchstrickenes* v *hs.*
[3] origenus *hs.*

zerrenten sel das swert ist das gotes wort als der zwelfpot gesprochen hat das goz wort[1] ist lebentig das goz wort ist ein swert pas schneitennd[2] den das nymer kain schmytt geschlagen mag das swert verwund des menschen leib das goz wort verwund[3] den menschen in daz herz also das es schait die sel von dem geist der geist vnd die sel sint allain wie mugen sy geschaiden werden wol[4] die sel hat zway tail das öber vnd das nider das öber ist der geist das nyder ist die sel das der mensch petracht wes er petarf an leib vnd an sel der geist petracht nichz den der sel hail da von sprach sy in cantico[5] suo beata virgo Maria magnificat anima mea dominum mein sel lobt got vnd mein geist freud sy so von getoner genad | was ist das swert das ist das gotes wort das schait die sel vnd den geist so es macht das der mensch verschmecht alle irdische ding vnd suecht nichts wen die himelischen[6] manig mensch wirt geschlagen mit dem swert das ist mit dem goz wort vnd wirt da von petrubt vnd entweicht im ab schier die recht sel es wiert also ser verwünt vnd von herzen ser waint als inigclich das das die wunten in irm herzen nymermer verschmerzt da von spricht sy d i e h ü t e r d e r s t e t d e r m a u r[7] h a b e n m i r m e i n m a n t e l g e n u m e n die maur peteuten die lerrer[8] der huter sint die heiligen oder die heilig schrift die perauben die sel irs gewants wan mit ir lerr penemen sy ir all weltlich sach (*bl.* 75*b*—78*a*). — **74**, 3 in] von 6 sulin wir] sülent ir den sele] *l.* ez ist der amer den diu sele 8*f* beginnet] pegunt auß disem ellent das er von herzen wainen pegünt; *das fehlende ist in A zu ergänzen* 14 trurent] *l.* truret 17 getruret] *l.* getrutet 24 also *bis* 25 hus] also ist vnser sel | vnser leip ist das hauß 26. 27 uns] *l.* unser 30 daz] *l.* daz er. — **75**, 7 gedwenngen] *l.* gedwungen (*oder* gedwenget *j. h.*) 11 uirskein uil emicliche] *l.* uorsken uil emzicliche 13 irliehten] *l.* irlitten sulin] sulen auch 24 Er wiz ist, er rot ist] *l.* Er ist wiz unde rot (*W* 87, 1) 26*f* umbe gescribene] vnpeschriben. — **76**, 7 bistiu] ist er 9 diu ist also getan] *fehlt, zu streichen* 10*f* bezainent] *l.* bezaichenent 12 den] *fehlt; vielleicht ist* tusenden *zu lesen* 16 ist der] *l.* ist also lange so

[1] wot *hs.* [2] *endung unsicher* [3] verwunden *hs.* [4] *der erste strich von* w *anscheinend getilgt hs.* [5] contico *hs.* [6] *vor* himelischen *durchstrichenes* me *hs.* [7] der stät maür, *mit durchstrichenem* der *vor* maür β; der stat maur γ [8] leirer *hs.* (lerer $\beta\gamma$).

der liebet] *l.* lebet 18*f* *zu stellen wird sein*: so get sin gewaltichlich urtaile uure 23 daz chit er in ime] *fehlt* 28*f* gesenenot] gesengent; *l.* gesegenot. — **77**, 3 alle] *l.* aller 5 cham] *l.* chan 8 niehainen] *l.* nie nehainen (100, 28) 12 oberosten] *l.* die oberosten hailigen] engel; *vielleicht ist beides zu lesen* (*vgl.* 22) 15 ersten] hersten engelen] *l.* engele 17 vnd lobten in *α* 18 in] *l.* iu 24 daz] *zu streichen* (*W* 88, 2) 31 die] *l.* die gûte (*j. h.*). — **78**, 8 houbete] götlichen haubt 10 alse] *fehlt* uns] *l.* unde uns (*j. h.*) 18*f* die obe dem gedraten wazzeren (*l.* wazzere)] die ob den treten wasern sizen; *vgl.* 26 20 wir] *l.* wer 24 unde] *l.* wande 33 sin] das ist ir. — **79**, 10 gemanet] gemaint 11 herze] *l.* din herze (*j. h.*) 25 guldime] gulden; *l.* guldineme (*starke st. der schwachen form auch sonst häufig*) 28 de] *l.* der. — **80**, 1 daz$_2$] dein 2 so$_2$ *bis* 3 sint] *l.* so gesihest ouch du ane got 5*f* durnahtecliche] warlichen vnd durchnächticlichen 8 Martha] wan martha 9 daz ellende] *l.* die ellenden 26 die$_1$] *zu streichen* (*W* 90, 1). — **81**, 11 getûgen] gothait, *wol angemessener* 27 gehailtin] hailen 29 ane] gern an 32 wirt] *l.* wirt got (*und tilge das colon nach* bechennet). — **82**, 2 hailigen$_1$] *fehlt, wird zu streichen sein* 6*f* minne unde] *fehlt, wol mit recht* 9*f* daz siu die welt mir ir rat hetin] das sy der welt verheirat würden 13 rote] *l.* tot 14 worhte] *l.* worten (*W* 91, 7) 26 die$_2$] sein 28 niemmin] *l.* niemir gewunnen] jber kumen 31 dieme] *l.* in dineme. — **83**, 3 daz *bis* 4 wart] das ist do der hauf der marterer das vnermesen her für war 10 hailige] *fehlt, wird zu tilgen sein* 13 augustino] sancto augustino 14 gesetzet] auf gesezt 15 ieronimo] sant ieronymo 16 sancto ambrosio] amprosio 26 alliu iriu werch] in alen irn wercken 30 deme] *l.* den; *ebenso* 98, 13. 107, 1. 120, 1 33 nune] der. — **84**, 7 so (*j. h.*) *gesichert* 13 welt] welt aber nun 21 mûte] *l.* mûte ir chuske (ir rainikait *α*; kvschecheit *j. h.*) 23 hailigen] heiligen junfrauen vnd 29 minne] *l.* ir minne 30 eht fulliches] *l.* iht flaiskliches. — **85**, 2 goldineme] *l.* guldine 4 sint] *l.* sit 6 antichristes] *l.* des antichristes 7 nahe] *l.* nahe ist 11 unde] *l.* unde sie (*j. h.*) 16 den blûmen] *fehlt, zu streichen* 18 siu] sy alls 21 habent] haben in 23 wer in minnente si] wer die liebenten menschen sin 24 forchtlich] *l.* frolich 25 weinent siu *steht in α nach* lachent siu 26

26 refsent siu] redent sy; *beides ist auffällig* 30 geroubet] getrüben 33 in] in in. — **86**, 4 mendit] *l.* mendent 5 abir *bis* 7 wande] aber die liebenten die freuen sy in der redlichen lieb gotes 7 swaz] *l.* swaz in (*j. h.*) 8 siu] sy ales 12 sinuewel] *l.* siu sint sinewel 13 innen] *l.* in 15 gegradot] *l.* gedrat 16*f* in allen irn nöten *α* 19 lones] lebens 22 verent *α*. — **87**, 6 wolton] walzten 12 gieng *α* 16 abege] *fehlt* 20 frowe] genadige fraw 21 hufferte] *l.* siner ufferte 22 lerte] *l.* lerente (*j. h.*) 23 rihtente] *l.* rihtente uf. — **88**, 7 sagetzn] *l.* saget in 9 sehen] so sehen 12 uernunstliche] *l.* die uernunstliche

14 daz,] *zu streichen* (*W* 95, 1) 16 der berg] *fehlt; das komma nach* berge *ist hinter* sint 17 *zu setzen; nach* ubirtriffet *ist* er *einzufügen* (*so α*); *doch bleibt der erste satz auffallend; zu vermuten ist, dass nach* sint 17 alle poume *ausgefallen ist* 27 mendin] *l.* weiden 32 iuncliche] iniclich. — **89**, 2 noch,] *l.* von 4 lon] lob 24 scinet] *l.* scinet siu (*j. h.*) 28 ist] *l.* er ist. — **90**, 2 in] im 3 welich] wöliche freud 6 ir frachte mir] *l.* ir fragetet mich (*j. h.*) 8 siu sich] ich (ich sin *j. h.*) 21 die scone] der schon 32 süchest] *l.* süchestu (*j. h.*)

dinen . . . . dar ane] dein aigen leib dar an. — **91**, 10 daz] *zu streichen* (*W* 99, 1) 19 erlogene] war 24 dir] *fehlt*

25 wa .] *l.* war von, *als frage* 27 ich bin ein made] ich pin ein wurm vnd nit ein mensch (*ebenso hd.* III 1). — **92**, 2 dich] *l.* dich nieht (*j. h.*) 3 so *bis* 4 beste] so erwelestu dir das ergist vnd deinem nagsten das pest; *wollte man* chlosest *in* chiusest *ändern, so bliebe das* an *auffällig* 6 wile] *l.* wilt (*hd.* III 1) 7 nit (*von hd.* III 1) *gesichert* 18 daz sint] seine gärten das sein

21*f* allen güten wüchere] *l.* aller güten werche 29 gestigen] hin auf steigen. — **93**, 6 erfalbet *α* 9 gescadit] *l.* gescaidit (*j. h.*) 17*f* die ir gemahelen welliche (*l.* wollichen) *ist hinter* sin *zu rücken* 20 ierusalem] wan jerlm 23 gemahele] *l.* gemâle (*j. h.*) 27 da] *l.* da du 30 got] gut 33 fride *in* fridesamer (*von hd.* III 1) *gesichert*. — **94**, 15 gedienet] *l.* gedennet, *ebenso* 95, 12 22 nieht ane troubet] nichz trüb de] *l.* die 23 setzen] dar zu sezen 27 sol] *l.* solt 29 din] die, *ebenso* 95, 4 **95**, 8 want diu forhtende] *l.* want du solt forhten

12 sol *α* 13 uon *bis* dir 17] *fehlt* 21 das kain *α* 22 daz chowme] *l.* daz chit 30 sint menniskin] *l.* sint nieht des menniskin (*j. h.*). — **96**, 5 siu] *l.* wande siu (*W* 102, 1)

7 unsere] *l.* unserre 8 die] *l.* die gabe die 13 gelobet] *l.* gerne gelobet 22 den] *fehlt* 26 sparn *α* 28 nieweiz nieman zele] *l.* nist nieht zale (*W* 103, 2). — **97,** 4 rechte *α* 10 gehuht] *l.* ir gehuht 12 uernunst] *l.* ir uernunst 25 bot] *l.* gebot. — **98,** 2 ueruraislichen] *l.* uraislichen likkent] ligen auch 11 brûderscaft] swesterschaft 14 durnahtig] *l.* undurnahtig 17 wachenne] wachen peten 21 die_1] *l.* sie 24 liden (*j. h.*) *gesichert* 27*f* gaistliche liben] *l.* gaistlichez leben

29 riuwet] gereut hat sy welen auch nichz leiden; *das fehlende wird in A zu ergänzen sein* 30 denne andere] *fehlt.* — **99,** 3 sumeliche *bis* 6 tumphait] seumlich lasen sy durch ein wenigs mûtwilen ligen von tag zu tag wern sy pe°ser mutwiliger tumber vnd laber 10 vnder den *α* 14 gesprechen *α* uon *bis* 16 wart] von der muter durch der gepurt ale die welt erlöst wart 19 nit ain muter *α* 24 mineme chinde] *l.* minen chinden 28 nanten *α* 30 siusige] sy sy (*doch vgl. W* 105, 3)

32*f* siu gabun in die ersten zûfart] sy gab in das erst pilt. — **100,** 5*f* daz chit] *fehlt* ze der unsculdigen corone] zu der vnschuldikait magtlicher kron 14 uf] *l.* vure; diu_2] *l.* der (*W* 106, 1) 15 der morgenrot unde] *zu streichen* 25*f* erwelten] *l.* erwelte 28 scach] schaden 30 iugisten] *l.* iungisten 32 geb . . . tet] pehût. — **101,** 4 scheint *α* 13 daz] *l.* daz er 20 die werden *α* 24 vnderist *α* ir sel *α* 23 geschelt *α.* — **102,** 15 siueme *bis* 16 allez] durch seinen sun vnd sein sun ales 21 daz] des 25 gehorsamete deme uater unde deme sune] gesamlt (*oder* gesandt? *undeutlich; so βγ*) dem sun

26 kalts *α.* — **103,** 1 clage] *l.* claget 5 gefrumet] *l.* gefremet 9 sehen] *l.* ane sehen (*W* 109, 2) 10 mis mine sinne] *fehlt* 14 ewangeste] *l.* evangelistae 20 mûre] *l.* moren 23 git] geit in 28 ir] das ist ir. — **104,** 1 abe ellende] *l.* aber in deme ellende (*j. h.*) 2 durnahtigen] *l.* durnahtic 5 mine] *zu streichen* 10*f* geminnent] grimigen 21 gehorsame der nehûtet] *l.* der gehorsame nehûtent 26 wier] *l.* wer 29 also] *wahrscheinlich ist zu lesen* : also gesprochen. — **105,** 4 gedanche] *l.* gûten gedanche (*j. h.*) 19 kan (*von j. h.*) *gesichert* 30 worten] *l.* worte 32 taten] *l.* daz taten 33 siu] sy auch. — **106,** 7 hailigen] geistlichen 13 siu *bis* heruerte] sy varn also hin mit hervart 14 haimûte] ir heimat 15 singen] singen hie dort das frolich 17 vnd mit vil armer speiß *α* 25 aller (*von*

j. h.) gesichert 26 *die satzbildung der drei folgenden sätze ist in* α : er peherbergt sy aler creftigist 30 si (*von andrer hd.*) *gesichert.* — **107**, 2 geloubet] *l.* gelobet 7 mûß α 21 ouch] auch etwan. — **108**, 5 negesuiert] *l.* negeswert 11 gotes] du pist gotes 17 gesetzet] *l.* gesetzet habe 25 geleren] wole gelernen 29 den] *zu streichen.* — **109**, 4 behailet] pehelt; *l.* behielt (*j. h.*) 7*f* daz ist unser lip daz ist unser ewige lip] *l.* daz ist unser lip, daz ist ouch der ewige lip (*vgl. die correctur der hd.* I 3) 8 den] *l.* den mach 12 gewennen] *l.* gewinnen 17 duingen] zwingen vnd diemytigen 18 diu_1] diern; *vielleicht ist* diu dierne *zu lesen* 20 das die an leg α 22 wie *bis* uahen] wie sy sol vachen 31 siu] *l.* ich siu 33 mineme] *l.* minen. — **110**, 9 din] das; din *wol verschrieben für* diu; *vgl.* 42, 22, *wo Will.* 52, 4*f allerdings das neutr. hat* 12 eruullet] erwelt 20 des] das 22 hohe berge] *l.* hohen bergen. — **111**, 4 manigen] vil manigen 9 duuest] *l.* dwahest 14 gescenchet] *l.* ouch gescenchet 17 der_2] den 21 sprichet] so spricht 24 der] *zu streichen* (*W* 114, 1) 26 siu (*von hd.* II) *gesichert.* — **112**, 10 unsculdicliche] *l.* unsculdiclichez unde] *l.* unde an den 15 ain (*von hd.* II) *gesichert* 28*f* unser ediliu sele erbarme] got der mût vns nichz den parmherzikait vber vnser sel; *l. demnach :* got der mûtet uns niwan daz uns unser edeliu sele erbarme (*vgl. die correctur der hd.* I 3) 32 sulin] *l.* sol. — **113**, 2 gestarchen] *l.* gestarche 3 wir] *l.* wir si 4*f* unseren] *l.* unseres 6 wazze] *l.* waiz 8 also] *l.* also michel 9 der richtûme] des reichtums 12 souget] *l.* sûchet dingen] *l.* dinge 13 mûß α 14 den allen niderosten tampf der hellegrûbe] *l.* den tampf der aller niderosten hellegrûbe 15 andere] noch ander daz] die 22 gesmûgene] *l.* gesmogene 23 werde] *l.* werden 27 der] *zu streichen* (*W* 116, 1) 31*f* magen α. — **114**, 5 mit den aachusten unt] *fehlt; wird zu streichen sein* 6 tugende] *l.* tugenden 17 raine] *l.* rainez 21 urilichen] frolich 29 also] wan als unstinchenten] *l.* unstinchente 30 salz] *l.* daz salz 34 daz diu gotes bruth burch ieht irslagen werde] so sulen arbaiten die wachter das die gotes pürg nit erschlichen wert; *das erste sätzchen ist in A verloren gegangen; bruth ist zu tilgen; st.* irslagen *l.* irslichen. — **115**, 11 nimmit] *l.* vindit man *bis* 12 trinche (*l.* trinchen)] do mag auch trincken den da turst 13 dar] *l.* sich dar 19 trahene] augen

28 die$_1$] *fehlt* 31 er] *l.* daz er. — **116**, 4 unde daz ist gecheret] *l.* daz gecheret ist (*W* 118, 2) 7 din ellent unde] *fehlt* 8 diu] das der$_2$] *zu streichen* 19 din] aber dein (*vgl. W* 119, 2) 20 daz] *zu streichen, ebenso* abir 21 (*W* 119, 2*f*) 20*f* ainem kiniclichen purper varb *α* (*vgl. W* 119, 2*f*). — **117**, 3 wer] wer *α*, weder *C*; *l.* weder, *vgl.* 29 *und* 128, 25[1] hi] *fehlt α, ebenso C; wahrscheinlich aber ist* hin *zu lesen* 4 gûte] got *α*, gotte *C*; *l.* gote durnahtien] *l.* durnahtigen 8 nu] noch *α* 11 daz diu chist] *l.* daz chit (*schreibfehler, durch das folgende* daz diu *veranlasst*) 17 och (*von hd.* II) *gesichert* 18 durnahtigen] *l.* durnahtic 21*f* die michlichen] *l.* die michelen 22 sine] *l.* siner 24 man *bis* 25 gestaine] des golts schon ist | ist es gewirkt mit den türn-stain *α* 27 minen] *l.* mine 32 oberoste$_1$] *fehlt α* 33 soltu *α* geziert *α*. — **118**, 1 unsere] *fehlt α* 4 ziehen solt *α* 8 deinen *α* 10 dir] *fehlt αC; zu streichen gegen B* 11 dz *α* 14 magstu *α* 16 ein suse *α* 18 kom von himel *α* die wirm *α* 19 denne] den *αC; l. demnach* den 27 niht] *fehlt αC* 28 hin] *fehlt αC* 30 nothdurfte] not kunt *α*, zewizzene alle dine notdurfte *C; darnach wird in A und B* chunt *nach* notdurfte *einzusetzen sein.* — **119**, 3 das myltaw *α* das ist *α* 14*f* sint alliu diu] ist ales das 15 diu$_2$] das 17 ane fohte] *l.* angefohten 18 also] *l.* also er 22*f* der ie sich bezechenet] der ie sy pezaichet; *α missverstand* sich *ebenso wie j. h.;* sich *ist gleich* sic, sige (*Hayner Beitr.* 3, 507) 24 gesiget] auch gesigt 26 gotes] der gotes des] des gesigs 27 uihtet] so ficht. — **120**, 7 me] *fehlt; schreibfehler* ste] stet 15 zeitig *α* siner] vnser 22 emizech] zeitig er bante] *l.* er erbait 30 der] *zu streichen* (*W* 123, 1). — **121**, 7 diu gotes] *fehlt, zu streichen* 27 in deiner genad die alt ee wol pehutett *α*. — **122**, 1 mit der andern *α* pezaichet *α* 3 pin ich *α* 4 sehent wer *α* 5 got holt sey *α* 9 er in seld *α* 13*f* rechz herzn *α* 18 wol gewal wir *α* 23 vnd susen *α* 26 won *α* 30 die (*von hd.* II) *gesichert.* — **123**, 1 in (*von hd.* II) *gesichert* 7 sulin wir] sulint ir 9 howe] *l.* ze howe, *vgl.* 22 15 want *bis* 17 si] sy arbaiten vmbsunst wem got das herz nit rurt wer sy nit last ziehen

[1] *man vgl. von hier bis* 119, 3 *die laa. der hs. C, sowie von* 117, 32 *bis* 119, 3 *und von* 121, 27 *bis* 122, 26 *die der hs. B im* 2 *abschnitt und im anhang des* 1 *cap. der genannten diss.*

der muß erfaulen er wirt nit zu hay das da gehört in den statel gotes. — **124**, 2 ane] *l.* ane in 6 ob nach *α* 7 werchen] *l.* werch 9 blûit] geplüt 16 non] *l.* uon 20 unde haben] *fehlt* 23 die minneren] der myndern 24 uil] *l.* daz uil 30 sûzzen] *l.* sûzze spunne] spün das wir gütlich eben dulten die zornigen; *das fehlende ist in A zu ergänzen* 32 unde] *l.* unze (pis *α*). — **125**, 6*f* dester haizer *α* 7 vn̄ (*von hd.* II) *gesichert* den] irn 25 gesendet] gesenckt (*l.* gescenket?) 26 hailigen] *l.* hailige. — **126**, 3 unseriu] *l.* diu 11 Altez und niuwe *sind umgestellt α* (*W* 129, 1) 16 sulin] *l.* sol; *so α*; *oder ist* 17 die niuwen tugende *zu lesen?* (die neuen tugent *α*) 20 lutet] *l.* ez lutet 22 sunden] alten sünden 31 ih] *l.* ih dich (*W* 130, 3). — **127**, 6 gerente] recht 11 der] den 13 geliche] *l.* gelichen 17 suoget] *l.* sougent 23*f* wir sulen unsere wirtscaft zaigen] wir sulen vnser wirtschaft von ausen erzaigen die wir von inen mit got haben; *das fehlende wird in A zu ergänzen sein* 28 swaz] *l.* swaz du (*j. h.*) 38 uahent] *l.* umbe uahent. — **128**, 5 gezûgin] *l.* gezogin 7 got$_2$] *fehlt; wol mit recht* 10 iht] *fehlt; wol schreibfehler* 12 dc$_2$] *l.* dc ist 16 mich] *l.* hast mich 19 dih] *l.* dir 22 lip (*von j. h.*) *gesichert* 28 die$_2$] *zu streichen* 34 diu ist] *fehlt.* — **129**, 5 in *bis* 6 uermanet] in deiner sel so wirstu imer vnd ewiclich von im erfreud 7 Da] wa 10 herze] *l.* herzen 13 granatapfphelpoum] *l.* als der granatapfelpoum 23*f* nu uernemin alliu diu brut] nun vernym elente praut 24 ainer] *l.* an ainer (*j. h.*) 25 dich (*von j. h.*) *gesichert* 26 achuste die] *l.* die achuste. — **130**, 4 vn̄ (*von j. h.*) *gesichert* 6 den die weishait *α* 17 sehen] *l.* noch sehen 19 pater potencia *α* 21*f* mit deme worte er hie chreftigen ding] *l.* mit deme worhte er hie chreftigiu ding 23 siner] *l.* sinen 24 iu] *l.* in scoze] schoß ascentit in altum; *das über der zeile stehende* ascendit in altum *ist daher nach* scoze *zu rücken* 25 spiritus sanctus pietas *α* 28 fraislicher girde] flaischlichen gierten 29 mûter] muter pietas 33 wole] *fehlt.* — **131**, 4 was vnd ist *α* 8 haben] *l.* habe 12 scûf] *l.* scûf er dir] *fehlt* (= der? *relat. part.*) 14 deme] *l.* deme libe 18 diu enste ist der] genent ist die 26 uiuf] *l.* uinf 31 uf] *l.* uf hebet 33 dc *bis* bezzeren] das er sich gekestigt peser. — **132**, 2 weinigeiz (*l.* wenigez)] ein wenigs 5 das er ainem mer geit dem andern mynder *α* 8 unsere *bis*

10 wistûm] vnser vernuft füert die hoffnung etwan für sein weishait; *darnach ist* gehuht etewenne uur sinen gewalt 9 *f zu streichen als fehlerhafte widerholung aus* 6 *f* 26 *f l.* die sterben sol, den nemach *etc.* 31 da bint die] *fehlt.* — **133,** 1 den] *l.* daz 7 haiz] *l.* hiez 9 sundigen] *fehlt* 13 unseren] *l.* unserre 18 der] der schlaff 19 komin] *l.* komin sol; *oder ist* wir *st.* er *zu lesen?* 20 sulin] sol 23 gaistlichen] *l.* gaistlichen dinc. — **134,** 2 wunderot] *l.* so wunderot (*j. h.*) 3 erchennent] *l.* erchenneten (*j. h.*) 5 lesket] *l.* irlesket (*j. h.*) 8 wurchen] wachsen wie *bis* 17 irrichait] wie ist dē so die vnrain gedenck pegern so versag in dein leib so sin sy tot so der zorn deins munts gert zu den pösen worten so versag ims so der lust gert der augen das er sich erküll so versag im so machtu götlich wainen der solt der trackhait deine augen versagen vnd dem nachreder die zung so stirbt der murbelierer 17 disiu] dise all 23 wole] o wol dir 24 nephelehen] *l.* enfliehen 25 chumet] kumbt des tots. — **135,** 5 hat] hat vnd im allain zu legt 7 ellun] *l.* elliu 12 vnder *α* 14 da *bis* 15 wurden] *fehlt* 18 allen den] *l.* alle die 19 heten] *l.* hete 21 erlöst *α* 23 mite] mit dem tott 25 so hof *α* 27 brûderlichen] preutlichen; *darnach wol* brutlichen *zu lesen* peheltest *α* 28 Die] wie 32 chalt] *l.* neweder chalt. — **136,** 9 uorskest] warest 11 diu] *l.* du min (*j. h.*) 13 sineme] *l.* sinne 19 wellest] nit welest 20 odir *bis* altere] nun kum aber in deiner tugent oder in deinem alter 25 so du mih dar ane] so denck dar an 27 *f* so ist min uienth forhtlich] *l.* so ist siu minen vienten forhtlich 30 selme] *l.* selbeme. — **137,** 8 also] *l.* daz chit : also 12 den zu der andern *α wird in A nach* liehtere *ausgefallen sein* 17 Div menigen] vil manige (*vgl. W* 139, 1) 18 mine minnere] *l.* minne minere 19 lange] *l.* sich lange (*j. h.*) 20 iuncurouwe] *l.* iuncurouwen 22 die] aber die so] so sy 23 altesal] *l.* ahtesal (*j. h.*) 24 siner] *l.* der gotes 25 gût] *l.* der gûte (*j. h.*) 26 luter] *l.* luterer (*j. h.*) 30 gewinne] gewin das ist weishait da von spricht got; *das fehlende wird in A verloren gegangen sein* 32 widir] *l.* engegen (*W* 140, 2). — **138,** 2 gaistlichen] *l.* gaistlichez 4 dc] *l.* daz sie ie 5 waz₂] *l.* waz sie 9 die] *l.* den, *ebenso* 23 13 mere] *l.* meret 15 ie] die jenen 16 des (*von j. h.*) *gesichert* 21 nenehat sie bruste] *l.* nu nehat si der bruste nieht

(*W* 141, 1*f*) 26 siu$_2$] sin; *doch l.* si 27 muron muge] *l.* mure muge genemmen; *vgl.* 31 28 auf sy *α*. — **139**, 5 tu] *l.* diu (*j. h.*) 8 siu] *fehlt; zu streichen; ebenso* e 12 10 aine michele geloube] ains grosen gelaubens (*gen. wie* 8) 13 de] *l.* der 14 der$_1$] die 18 sol *α* diu gewafene] vnser 20 pechenne] *l.* pechennusse 22*f* diemûten] *l.* diemûte 28 die *und* hant (*von hd.* I 3) *gesichert* 32 mit] *l.* ist mit *statt* geloube *ist das übergeschriebene* chusse *zu lesen.* — **140**, 1 der] *l.* mit der 5 du] daz; *l.* diu 9 uolwachsen] volwachsen ist (*zwischen beiden worten ein durchstrichenes* sin) 20 hant] recht hant gotes; gotes *wird einzusetzen sein.* — **141**, 1*f* gesach in got] *fehlt; wol zu tilgen* 3 gehaizen] des tags gehaisen 12 phenninge silberine] *stelle um* 12*f* dc *bis* 13 habe] das er an dem jungsten tag wol pestee vnd tail hab mit got 19 zergantliches] *l.* zergancliches myst *α* 28 melest] mestest 32 fergistiu] vergibstu. — **142**, 5 dc *bis* zehenzic] zwier zehenzich das sin tausent 9 selbe] *l.* iedoch selbe (*W* 146, 3) 10 verhieß *α* 11 allen der uirst] ale die zeit; *l.* allen den vrist 16 die] *zu streichen* (*W* 147, 1) 18 nach] *l.* unz nach 19 vnwizig *α* 20 haillichen] adelichen (adelich *α sonst stets für* allich) uerworfen] verschmecht vnd verworffen 28 daz chit] nun was spricht. — **143**, 6 des durft ist] *l.* des ist uns durft 7 mit] mit manigen arbaiten vnd mit 14 sin] sich sin 19 senente *bis* 20 gemachide] wainen vnd clagen nach vnserm gemahel 22 ser *bis* 30 me] gelang nach im; *vor* Fliuch 31 *steht :* Nu sperchet. — **144**, 4 sterbente] *l.* sterbenten 8 mir] *l.* mir hie (*vgl.* 13. 17) 12 stunde der] *fehlt* 14 nu *bis* 15 ahtare] *steht zwischen* rauwe *und* unde 17; *st.* dc frouliche gesune diner ahtare *hat α* : das frolich gesûn da ich zu geding an dem jungsten vrtail vnd la mir hie das gefûr deiner ächter nun schait von mir 18 ellende] deinem ellent vnd 19 uerchornen] *l.* der uerchornen 22 lazzen] *l.* gelazzen (*j. h.*) 28 diu] du auch. — **145**, 10 mit$_1$] mit einem 18 zalle] *l.* zallen 24 chûlet an dir] *l.* an dir chûlet 25 diu minne des gûtes gaistes] die hiz der lieb gotes; *l. demnach* gotes *st.* gûtes. — **146**, 2 dir statiget in] der stetigt dich dar an 4 erwirt] *l.* er wirt 10 dir statiget in] die stetigt an dir 11 gewizenclichen] *l.* gewizzenlichen 12 ewigen] *fehlt; wol zu streichen* 15 Obe der] *l.* Aber den (*j. h.*) 17*f* verzagen *α* 28 dc diu] das ist so du 29 frûmidiu] *l.* fremidiu. — **147**, 9 geist (*von j. h.*) *gesichert* 14 ummagen] *l.* ummanigen (wenigen *α*) 19 gûtes] gotes 27 si diz] sis gewiß 33 den willen] willen den. — **148**, 5 durc die zurczen zit der riuwe. Amen herre] durch sein erparmung vnd durch der cristenhait gemains vnd rains gepet amen.

Frankfurt a. M. VICTOR MÜLLER.

ÜBER WALTHERS KREUZLIEDER.

Diese gedichte scheinen mir einer eingehnden erwägung noch immer zu bedürfen.

Den ton *Vil süeze wære minne* beurteile ich anders als Wilmanns, der Leben Walthers s. 47 meint, die freudige siegesgewisheit des ersten liedes (das ist für ihn *Allerêrst lebe ich mir werde*) sei hier gewichen. schon Wolfram hat Zs. 30, 127 den entgegengesetzten eindruck kund gegeben, und ich wüste würklich nicht, wie sich die zuversicht stärker aussprechen könnte, als in den versen *Nu heilent Cristes wunden, sîn lant wirt schiere enbunden, dêst sicher sunder wân.* dann fährt Wilmanns fort: 'wir vernehmen den pulsschlag eines bekümmerten herzens, das an eigner kraft verzweifelnd seine sache gott anheimstellt'; ich finde nur anrufungen des göttlichen beistandes, wie sie sich für gläubige auch bei der besten zuversicht von selbst verstehn, neben einem vorrat von gedanken, der dem dichter als gutem christen zukam und seit der eroberung Jerusalems durch Saladin in päpstlichen erlassen und kreuzpredigten (daraus ihn Wolfram aao. nachweist) nahe gelegt war.

Der ton hat durch die zu dreien klingend gebundenen kurzen verse einen eigentümlich reifsenden, schwellenden gang, und dem entspricht der rasch bewegte stil des ausdrucks. die gedanken wechseln ohne viel verbindung mit einem ungestüm, wie sie etwa im gemüt eines kreuzfahrers hin und her wogen mochten. so ist auch von einer strophe zur andern kein logischer fortgang, sie sagen alle ohngefähr das gleiche; und es widerstrebt mir daher, sie zusammenhängend als ein ganzes zu denken. ich glaube vielmehr, dass wir vier zum gemeinsamen gesang bestimmte kreuzlieder vor uns haben, zufolge des auftrags, den Wilmanns nach dem Frankfurter tag im mai 1224 dem dichter gegeben denkt, und gewis geeignet, solchen, die das kreuz genommen hatten, zum ausdruck ihrer stimmung zu dienen, andre die zögerten dazu fortzureifsen. Wolfram hat s. 126 ff hauptsächlich aus der übereinstimmung mit der päpstlichen bulle vom december 1216 zu beweisen gesucht, dass der ton zu Leupolds kreuzfahrt von 1217 in beziehung stehe; zwingend kann ich den beweis nicht finden, und da sich Walther im übrigen gerade für das spätere unternehmen des kaisers interessiert zeigt, scheint es mir natür-

licher, an dieses auch hier zu denken. die motive aus jener bulle konnten dem dichter auch noch 1224 durch die predigt übermittelt werden oder längst geläufig sein.

Bevor ich weiter geh, hab ich eine emendation vorzuschlagen. was sind im ersten lied *disiu leit*, die *der weisen barmenære* soll rächen helfen? doch nicht die *kranken sinne*, die zu *berihten* die göttliche liebe vorher angerufen wird? es fehlt jede beziehung, und wenn wir aus unserer geschichtlichen kenntnis dabei an die üblen zustände in Palästina denken, konnte der dichter ein gleiches seinen leuten nicht ohne weiteres zumuten. zugleich bleibt es dunkel, was gerade hier gottes eigenschaft als erbarmer über die waisen zu tun habe. ich zweifle nicht, dass Walther gesungen hat *dîniu leit*, was den kräftigen sinn ergibt: der du die waisen an ihren beleidigern rächst, nimm dich auch deines eignen leids rächend an.

Der ton *Allerérst leb ich mir werde*, der ein würkliches vielstrophiges ganzes bildet, ist als vortrag eines einzelnen sängers gedacht. Schönbach denkt es s. 184 seines schönen buches über Walther 'für die kreuzfahrt bestimmt', also wol einem sangeskundigen pilger mitgegeben, damit er erst in Akers davon gebrauch machte: doch eine wunderliche *Cura posterior* für die poetische versorgung der angelangten kreuzfahrer, wo es erst galt in der heimat stimmung für das kreuz zu machen. hatte das gedicht diesen letztern zweck, wie ihn Wilmanns annimmt, so möchte wol Schönbach 'ein geläufiges kunstmittel' erkennen, wenn der dichter als gewesener kreuzfahrer aufträte; aber dass er, im präsens redend, das heilige land als local seines vortrags fingiert und damit zugleich seinen hörern zumutet, sich selbst dort anwesend zu denken, diesen raffinierten umweg zum zwecke möcht ich nur in dem würklichen notfall zugeben, dass es aus zwingender ursache nicht möglich wäre, mit Uhland, Wackernagel und Wilhelm Grimm dem dichter aufs wort zu glauben. und warum es unmöglich sein sollte, ihn als kreuzfahrer des jahres 1228 zu denken, der seinen gefährten zum bewustsein bringen will, welchen wert schon der aufenthalt nur im lande für den christen habe, auch ohne dass er an den heiligen stätten selbst niederknien darf, warum man sich gegen diese nächstliegende auffassung beharrlich wehren muss, ist mir noch nicht klar geworden. ist sie vielleicht des gelehrten nicht würdig, weil zu einfach, leicht und natürlich?

Dass die heiligen stätten nicht als zugänglich vorausgesetzt werden, scheint mir offenbar: sonst würde, wie in dem ton *Vil süeze wære minne*, das grab, würde Jerusalem, das herz des landes, erwähnt und hervorgehoben. ward es doch auch nach seiner durch vertrag erlangten öffnung sogleich von seiten des patriarchen Gerold als päpstlichen legaten mit dem interdict belegt. eine moralische stärkung der deutschen pilger mochte entweder nach dieser teuschung ihrer liebsten hoffnung oder schon in der verdriefslichen wartezeit während Friedrichs unterhandlung mit dem sultan wahrhaft not tun. was aber, muss man fragen, konnte den dichter, wenn er seine situation nur phantasierte, veranlassen, mit seiner phantasie vor Jerusalem und dem heiligen grabe inne zu halten und sich mit dem anblick des landes zu begnügen? war er etwa seher genug, um den so eigentümlichen erfolg des unternehmens schon bei der agitation für es zu berücksichtigen? wenn es auf diese fragen keine antwort gibt, scheint es mir um die annahme der fiction übel bestellt zu sein.

Doch erheischen die gründe für sie ernstliche prüfung. Lachmann macht gegen Uhlands gläubige auffassung geltend, dass Walther auch mit der begrenzung seiner länderkunde in dem spruch *Ich hân gemerket von der Seine unz an die Muore* keinen glauben verdiene, 'da man ihm wenigstens mannigfaltige wanderungen nicht nachrechnen kann.' wie wenig können wir ihm aber in der tat nachrechnen, und wie viel raum ist zwischen den puncten seines lebens, die wir mit mehr oder weniger sicherheit bestimmen können. und dürfen wir dem ernsten mann ein solches periegetisches geflunker zutrauen, es wäre denn in einem ganz phantastischen zusammenhange? auch Wilmanns findet keinen grund der angabe zu mistrauen, nur weil ihr die controle fehlt. so dürften wir denn dem manne, wenn er ein lied ausdrücklich aus Palästina datiert, und dies datum nur zu der kreuzfahrt von 1228 stimmt, auch glauben, dass er am tage von Friedrichs ankunft daselbst noch gelebt habe, was Lachmann für sehr zweifelhaft erklärt, Schönbach s. 155 aber zuversichtlich verneint. jener dachte dabei wol nur an Walthers schon vorgerückte jahre, die er mit seinem 40jährigen minnesang zu verstehn gibt; Schönbach meint bestimmter, er werde das schwere siechtum, dessen das lied *Ein meister las* gedenkt, nicht überwunden haben und noch 1228 gestorben sein. beide voraus-

setzungen dieser meinung sind unsicher: dass das gedachte lied von Walther herrühre, und dass es seinen alten tagen angehöre. angenommen, es sei echt, so deutet es mit nichts auf ein höheres lebensalter, vielmehr durch den vers *vor vorhten bleichent mir diu wangen rôt* geradezu auf das gegenteil. die sache steht so, dass wir von Walthers gesundheit und leibeskräften in seinen sechzigen einfach nichts wissen und folglich kein recht haben, es für undenkbar zu halten, dass er eine reise unternahm, deren religiöser zweck am sichersten erreicht ward, wenn er auf ihr starb.

Ein beweis gegen diese reise ligt auch nicht in der dritten strophe des tons *Owê war sint verswunden alliu mîniu jâr*, wo Walther nach der in strophe 2 erwähnten aus Rom erlassenen excommunication des kaisers, also nach dem november 1227 von der *lieben reise* für seine person als von einer unmöglichen sache, einem gegenstand hoffnungslosen sehnens spricht: denn damit kann es sich sehr wol noch zur rechten zeit geändert haben. wie wenn gerade infolge dieses liedes, worin der alte berühmte und verdiente sänger mit der beredtesten mahnung zum kreuze als *nôtic man* das bekenntnis seines eignen, offenbar finanziellen unvermögens zu dessen annahme verband, der kaiser ihn, wie man jetzt sagen würde, einladen liess, sich dem hauptquartier anzuschliefsen?

Seine dienste in sachen des kreuzes waren nicht erst von gestern. aufser den liedern des tones *Vil süeze wære minne*, die man keine triftige ursache hat, über den sommer 1227 hinab zu rücken, hatte er in der strophe *Owê waz êren sich ellendet tiuschen landen*, die den aufbruch der kreuzfahrer von 1227 begleitete, mit grofsem nachdruck seine stimme für das damalige unternehmen erhoben. die zeitbestimmung entnehm ich mit zuversicht dem ersten verse, den ich nicht als klage über abnahme der ehrenhaften gesinnung in Deutschland, sondern als ruf des erschrockenen staunens versteh, dass so viel ehrenvolle ritter durch die kreuzfahrt dem vaterland abhanden kommen, womit nur desto drastischer die mahnung zur teilnahme daran eingeleitet wird: denn dass so viel ehre *sich ellendet* kann doch nur heifsen, dass sie aufser landes geht, nicht dass sie verschwindet, weil so viele daheim bleiben. wäre aber der wenig zahlreiche aufbruch von 1228 gemeint, so bliebe die excommunication nicht unerwähnt. die beziehung auf den grofsen sturm-

wind im december 1227 lehn ich mit Wolfram Zs. 30, 120f ab, weil nur von einem als vorzeichen des jüngsten tages zukünftigen winde, davon waller uud pilgrime singen und sagen, nicht von einem erlebten, davon sie berichten, die rede ist.

Ein andres denkmal früherer verdienste um die sache des kreuzes ist der spruch *Swer an des edeln lantgrâven râte sî.* als mahnung an ein verheifsenes geschenk ist er mir undenkbar in einer zeit, wo Walther durch das reichslehen eine gesicherte, wenn auch bescheidene existenz hatte. sollte er die allgemein gedachte ermahnung, mit der erfüllung gegebener versprechen nicht zu säumen, enthalten, so widerspräche das lob, der landgraf sei *milt erkant*, d. h. doch, von bewährter milde; wenn auch das sprichwort, womit die strophe schliefst, sich allesfalls so verstehn liefse, dass die milde ohne säumnis als saat auf künftige vorteile gedacht werde. wie viel eher meint es doch die vorbereitung und den erfolg des grossen projectes jener jahre, denen die übrigen strophen des tons angehören. der spruch rückt mir damit vor Ludwigs aufbruch im juni 1227. er ist deutlich aus der ferne gesant und schliefst eine nähere bekanntschaft mit dem landgrafen aus, da er sich auf hörensagen über dessen eigenschaften beruft. er sollte also von einem fahrenden mann am dortigen hofe vorgetragen, aber gewis nicht im übrigen als geheimnis behandelt werden, vielmehr nächst seiner adresse auch in der öffentlichkeit würken, wie dies Walthers politische äufserungen überhaupt tun sollten und taten.

In der letzten zeit, nach der excommunication, hatte dann Walther des kaisers und des kreuzes sache in drei gewaltigen sprüchen geführt. den auftrag *Bot, sage dem keiser sînes armen mannes rât* versteh ich nicht als einkleidung oder fiction, sondern ernst und würklich einem fahrenden, der nach Italien ging, an Friedrich aufgetragen, zugleich aber für die deutsche öffentlichkeit bestimmt. ich meine nur, dass ihm durch Lachmanns emendation *ieman* für *niemen* beider handschriften die spitze abgebrochen ist. es entsteht dadurch der sinn: 'wenn nicht genug zum kreuzzuge geben und kommen wollen' (so Lachmann), so komme er schleunigst nach Deutschland (um die beteiligung zu erzwingen); nach der urkundlichen lesart wäre es folgender: wenn ihn niemand (auf den er rechnet) auf die nötige unterstützung warten lässt (also das unternehmen überhaupt ausführ-

bar ist), so trete er die fahrt bald an und komme uns bald wieder. der zusatz *lâze sich niht tœren* geht dann auf das schreckmittel des papstes, das ihm die kreuzfahrt vereiteln soll; der rest der strophe auf die deutschen prälaten, die vor der frage stehn, ob sie den bann anerkennen sollen oder nicht. das metrische bedenken der lesart *niemen* löst sich einfacher als durch eine so bedenkliche änderung, wenn man *beiten* statt *erbeiten* liest.

Der nächste spruch *Solt ich den pfaffen râten an den triuwen mîn* ist eine principielle invective gegen besitz und weltlichen einfluss der geistlichkeit, zur vorbereitung des dritten *Mîn alter clôsenœre, von dem ich sô sanc*, einer sehr deutlichen aufforderung an die weltliche macht, im falle des conflictes mit säcularisationen vorzugehn.

Ich kehre zu Lachmanns einwänden gegen das lied *Allerêrst leb ich mir werde* zurück. der ausschlaggebende ist offenbar der von dessen innerer poetischer beschaffenheit ausgehnde. 'unser lied ist ganz gewis nicht aus seinen letzten jahren: es müste sonst auf die überwundene trübe sehnsucht zurückdeuten; und aus eigner empfindung hätte es Walther wol wärmer und persönlicher gedichtet, schwerlich auch ohne bitterkeit, die auf dem zuge selbst wachsen muste.' es käme also schliefslich darauf hinaus, die gläubige auffassung des gedichtes werde dadurch verboten, dass man es dem dichter in der zeit seines lebens, wo er etwa einen kreuzzug mitgemacht haben könnte, nicht zutrauen könne. Pfeiffer ging dann so weit, 'eine kühle, trockene, schwunglose erzählung vom leben und leiden Christi' nur in des dichters jugend annehmen zu wollen, weil die religiösen gefühle erst in den reiferen lebensjahren inniger zu werden pflegen.

Treffend hat Wilmanns (Leben W. s. 138) das anderthalb jahrhundert ältere lied des Ezzo herbeigezogen, um das unsere verständlich zu machen; er gibt ihm darauf das zeugnis: 'es trägt die starren züge einer durch heiliges herkommen gebannten kunst.' konnte es diese schicklicher und zweckgemäfser weise tragen, als einige jahre früher Engelbert den dichter beauftragte, für das kreuz poetisch zu agitieren, so waren lebendigere züge ebenso wenig angezeigt, wenn es 1228/29 in Palästina entstand.

Um auf die gemeine christenheit der deutschen pilger erhebend zu würken, war es doch wol einfach geboten, jenen her-

kömmlichen und darum alle herzen ansprechenden ton zu gebrauchen und die heilstatsachen in ihrer objectiven grôfse vorzuführen, jede beziehung aber auf individuelle, gegenwärtige oder vergangene zustände des gemütes, wie auch auf die mislichen umstände des unternehmens zu meiden. wie glücklich der ton gefunden war, zeigt die aus der vielfachen überlieferung zu folgernde beliebtheit des liedes, zu dessen interesse es beigetragen haben wird, dass man den berühmten dichter in eigner person als kreuzfahrer vor augen zu haben glaubte.

Wer nicht zugeben mag, dass dieses gedicht aus Palästina hervorgegangen sei, der sucht natürlich auch für den spruch *Rich, hêrre, dich und dîne muoter, megde kint* eine andre beziehung, als die so naheliegende, von Wackernagel schon 1833 erkannte, von W. Grimm aufgenommene auf die palästinensischen gegner des kaisers, deren umtriebe nur an ort und stelle bekannt genug sein konnten, um gegenstand eines poetischen pamphlets zu werden, wodurch dann der spruch zu einem zweiten zeugnis für Walthers teilnahme am kreuzzug von 1228 würde. es scheint mir nicht überflüssig, ihn in der von Wilmanns in übereinstimmung mit Wackernagel und mir berichtigten folge der zeilen vor augen zu stellen:

Rich, hêrre, dich und dîne muoter, megde kint,
An den, die iuwers erbelandes vînde sint:
An dîner râche gegen in, hêrre vater, niht erwint.
Dû weist wol, daz die heiden dich niht irrent alters eine:
Lâ dir den cristen zuo den heiden sîn alsô der wint.
Die sint wider dich doch offenliche unreine:
Dise unreiner, diez mit in sô stille habent gemeine.

Wilmanns findet mit dem singular *den cristen*, der nur stilistisch bedingt zu sein braucht, den papst bezeichnet. ich glaube nicht, dass das publicum diese bezeichnung verstanden hätte; ganz anders verständlich war doch die andeutung des gegenkönigs Otto 9, 38, die Wilmanns vergleicht. ich glaube auch nicht, dass Walther von Deutschland aus die ungeheuerliche beschuldigung des geheimen einverständnisses mit den heiden gegen den papst zu schleudern wagte, so sehr die schwierigkeiten, die dieser dem kaiser bereitete, den heiden zu statten kamen; und wenn er es auf diese schwierigkeiten hin tat, so waren dieselben so offenkundig, dass kaum von einem stillen einverständnis ge-

redet werden mochte. in Palästina dagegen konnte er in des kaisers umgebung kenntnis davon erhalten, dass derselbe briefe von päpstlichen agenten aufgefangen hatte, worin dem sultan El Kamil angelegen war, das land nicht zurück zu geben (s. Winkelmann Friedrich II bd II s. 106 anm. 2); und er war zeuge des hinderlichen verhaltens der templer und Johanniter, wie des feindlichen des patriarchen Gerold. aus diesen gesammelten eindrücken läg es dann wol am nächsten, den spruch als leidenschaftlich unmittelbaren ausbruch der entrüstung zu verstehn.

Auch Freidanks zornige reime gingen unter den deutschen kreuzfahrern einzeln um, eh sie in dem capitel '*Von Akers*' zusammengestellt waren: denn sie setzen ganz verschiedene stadien des unternehmens voraus, die widerherstellung der mauern von Jaffa, die langwierige unterhandlung zwischen kaiser und sultan, deren glückliches ergebnis, endlich das interdict der erlösten heiligen stadt. auch für diesen dichter, dessen gegenwart bei Friedrichs kreuzfahrt allem zweifel entrückt ist, steht es fest, dass christen mit dem feinde geheimes einverständnis unterhalten, wenn er von dem bau zu Jaffa sagt: *er enhilfet für die cristen niht, die mit den heiden hânt gepfliht* (157, 11).

Noch bemerk ich, dass bei der palästinensischen beziehung des spruches seine abfassung in Deutschland, ohne dass der dichter es verlassen hätte, an sich nicht ausgeschlossen ist; dann geschah sie aber nach der rückkehr der kreuzfahrer und auf grund dessen, was sie zu erzählen hatten. nur, wenn man dem liede glaubt, dass Walther selbst unter ihnen war, wird man nicht gerade annehmen, dass er seinen schrei um rache bis nach der rückkehr aufgespart habe.

Auf die beiden *Owê*-töne muss ich noch einmal zurückkommen. den ersten gibt Wilmanns, wie Lachmann, als eine reihe getrennter sprüche, wiewol mit einer gemeinsamen überschrift, die sich auf den schlussvers der für ihn letzten strophe gründet; denn er hält mit Simrock die ordnung 3, 4, 1, 2 für die richtige. also sieht er die vier strophen doch für ein zusammenhängendes ganzes an, wenn auch in einem gewissen andern sinn als den zweiten *Owê*-ton, dessen strophen er ohne spatium aufreiht. auch mir sind die strophen des tons *Owê waz êren* eine poetische oder rhetorische einheit, aber in der über-

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

ACHTUNDZWANZIGSTER BAND

BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1902.

INHALT.

lieferten ordnung eine so fest und enggefügte, wie irgend eine. das gedicht beginnt mit einer äufserst energischen, nur negativ ausgedrückten mahnung zum kreuze, auf welche die zweite strophe, nachdem sie ein theologisches motiv hinzu gebracht hat, am schluss in positiver wendung zurückkommt. die folgenden strophen, die auf den ersten blick nur allgemeine betrachtung zu enthalten scheinen und, wenn man sie vorausschickt, würklich nichts weiter enthalten, haben nachgeschickt eine sehr fühlbare beziehung zum thema der zwei ersten, nur dass der dichter, in dem *wir* von 2, 7 fortfahrend, von nun an im namen der ruheliebenden leute spricht, die den entschluss zum kreuze nicht aufbringen. sie haben sich, wie zwischen zwei stühle, zwischen die irdische und himmlische freude gesetzt, denn jene, die sie dieser vorzogen, entgeht ihnen nach str. 1, 5 ff so gut wie diese. der rest ist ausführung dieses gedankens. den lebensgenuss in der heimat, darum sich die weltleute dem kreuze versagen, symbolisiert der sommer, den ja der minnesang jährlich als freudenbringer begrüsste, und so ergibt sich das gleichnis der grille und ameise, dessen anwendung die letzten verse enthalten. wer die mühsal und gefahr des kreuzes auf sich nähme, um nach dem tode ewiges heil zu verdienen, wäre der ameise gleich, die in der sommerzeit für den winter arbeitet.

An eine beabsichtigte metrische verschiedenheit der strophen 3 und 4 von 1 und 2 glaub ich nicht. die überlieferung ist sich schon von der ersten an über das versmafs unklar und hat die tendenz, die verse überhaupt, nicht nur den zweiten und vierten mit überflüssigen epitheten und andern zutaten aufzufüllen; schliefslich verstümmelt sie auch einmal den fünften. zum mindesten sollte man doch Walthern von dem *kurzen* sommer zwei zeilen vor dem kurzen vogelsang frei sprechen.

Den umgekehrten gang schlägt er im andern *Owê*-ton ein. hier ist die mahnung zum kreuze, von der er dort ausgieng, das ziel, und von der motivierenden betrachtung, die dort nachfolgte, geht er hier aus. und noch anders steht dieser ton im gegensatze zum ersten: das betrachtende element, dort ganz objectiv, ist hier in persönliche empfindung getaucht und spricht von subjectiver erfahrung. es ist die jedem alten so verständliche altersempfindung, dass man die welt nicht mehr kennt, die in der ersten strophe ausgeführt wird; in der zweiten strophe setzt sich

das thema fort mit besonderm bezug auf das gebaren der nachgewachsenen jugend, das der gealterte mensch in einem traurigen abstande von dem seiner eignen jugendgenossen zu erblicken glaubt. der rückgang der höfischen *vröude* in der welt war nun freilich eine alte klage Walthers; neu ist aber hier, dass er ihn, mit plötzlicher wendung, durch ein öffentliches unglück für wolbegründet erklärt; und widerum neu, dass er sich, ebenso plötzlich, selber straft ob seiner teilnahme an der allgemeinen verstimmung, da ja die weltfreude, um die er trauert, mit dem verluste der ewigen freude bezahlt werde. dieses thema nimmt dann die dritte strophe auf, um demnächst den wahren zweck des gedichtes, die mahnung zu dem sündetilgenden kreuze zu erreichen, die verstärkt wird durch den ausdruck eines schmerzlich vergeblichen verlangens nach eigner teilnahme an dem heiligen unternehmen.

Wilmanns hat nach Simrocks vorgang den zweiten *Owê*-ton als elegie betitelt, ja auch den ersten (II ausg. s. 129) elegie und (s. 131) klaggesang genannt. im sinne des dichters wären meines erachtens beide, wenn nicht als kreuzlieder, doch als kreuzreden zu bezeichnen.

Schliefslich möcht ich zu *Owê war sint verswunden* eine kritische frage anregen. die von C allein vertretene überlieferung *bereitet ist daz velt* hat Jakob Grimm (Kl. schr. I 196) gegen Lachmann in schutz genommen mit der erklärung: 'was unangebautes feld, also wiesengrund war, ist jetzt *bereitet*, dh. umgebrochen in äcker'. dabei ist jedoch übersehen, dass *bereiten* in diesem sinne nicht vom felde, das dadurch erst entstehen soll, sondern nur vom anger oder der heide (schwerlich vom 'wiesengrund', der sich zum getreidebau am wenigsten eignet) ausgesagt sein würde, daraus durch *bereiten* erst feld entsteht. wenn es dagegen vom felde gesagt ist, so bedeutet es etwas mit dem felde das schon feld ist, vorgenommenes: also dessen bestellung zur aussaat, möglicher weise die aussaat selbst, das wäre dann eine änderung, die sich mit dem jedesmaligen brachfeld auch in Walthers jugend notwendig im dritten jahre zutrug. in unserm zusammenhang aber kann nicht von einer üblichen und periodischen, sondern nur von einer neuen und bleibenden änderung im anblick der heimischen flur die rede sein. was wird nun durch Lachmanns auch vom neusten herausgeber widerholte

emendation *vereitet* dargeboten? es gibt und gab natürlich auch im 13. jh. wechselwirtschaften, wo die grasnarbe periodisch umgebrochen, gehäuft und in brand gesteckt wird; auch das hätte dem heimkehrenden alten keinen verletzend neuen eindruck gemacht: es wäre nur eine art das feld zu bereiten gewesen, und *vereitet* in diesem sinne würde nichts ändern. es bliebe also eine vernichtung der feldfrucht durch feuer übrig, wie sie Simson gegen die philister verübte: also eine erstaunliche singularität im kriegsgebrauch, der von alters her den gebäuden mit brand, den fruchtbäumen mit der axt drohte, aber für die reife, entzündbare feldfrucht bessere verwendung wuste. angenommen indes, Walther hätte bei einem besuche seiner heimat[1] würklich eine verheerung des feldes mit feuer vorgefunden, so war auch das keine veränderung, durch die sie ihm fremd vorkommen konnte, weil deren vorübergehende natur zu sehr auf der hand lag. sie mochte eine klage wecken, aber keine solche, wie sie uns hier vorligt. 'Walther schildert was die zeit, nicht was ein heerzug verändert hat', sagt Grimm.

Müssen wir uns demnach in einer so bedeutenden, jedem kenner Walthers eingeprägten strophe mit einem hoffnungslosen loch im sinne abfinden?

Ich sagte vor 45 jahren zu Wackernagel, es könnte *gebreitet* geheifsen haben, dh. breiter gemacht, sodass zusammen mit dem, was vom walde gesagt ist, eine ausdehnung des ackerbaus auf kosten der gemeinen mark ausgedrückt würde, wodurch, ohne alle sentimentale schwärmerei für den wald, das auge des heimgekehrten beleidigt ward, weil es etwas neues war. Wackernagel meinte, es laute ihm 'zu nationalökonomisch.' da mir aber seit so langer zeit kein besserer einfall gekommen ist, wag ich diesen noch heute vorzulegen. die überlieferung des gedichtes ist übel genug, dafs man ihr auch ein misverständnis wie dieses zutrauen mag.

[1] diesen lass ich mir mit Grimm nicht nehmen, wo auch immer die heimat gesucht werde. beiläufig: Österreich scheint mir bei dieser suche durch 32, 14 geradezu ausgeschlossen, denn wäre da die heimat gewesen so hätte Walther seinen anspruch an Leupolds höfischen trost anders begründet, als damit, dass er dort seine schule als dichter gemacht habe.

Alsbach, im juli 1902. MAX RIEGER.

ZUM TEXT DER WAHRHEIT.

Diemers abdruck, Deutsche gedichte d. xi u. xii jhs. s. 85—90, ist collationiert von Piper Zs. f. d. phil. 20, 480; die beiden ausgaben von AWaag Kleinere deutsche gedichte d. xi u. xii jhs. (1890) s. 125—130 und (unabhängig davon) von EWeede in seiner Kieler dissertation (1891) haben die nachfolgenden, meist an der oberfläche liegenden verderbnisse nicht erkannt. ich citiere nach Diemer:

85, 6f *daz* ⟨*er* di. Gott⟩ *mir verlihe den sin*
daz ich můzze chundin usw.

chundin kann (trotz Weede s. 42) ganz unmöglich den reim auf *sin* tragen; der schreiber ist im ersten vers aus einer seltenen in eine ihm geläufige redensart entgleist, man schreibe: *daz er mir verlîhe ze munde*, vgl. Aneg. 4, 61f *er gæb im ze munde daz er sprechen chunde.*

86, 5f lis *er gab uns beide liebes unde leides.*

87, 17f *der iuch mit sinem blůte chŏfte*
und iu die missetat abflŏfte (so nach Piper)
in dem Jordâne.

Weede: *abvloucte*, Waag *abflûte*; dass der reim *choufte : abslou fte* erfordert, hab ich schon ohne kenntnis von Pipers collation ausgesprochen; der schreiber ist offenbar durch den Jordan auf die vorstellung des abspülens gebracht worden.

88, 5f *er uindet uns die stralen*
da wir mit gescozen waren.

Kraus hat Anz. xvii 29 dem sinne nach unzweifelhaft richtig *er ziuhet ovz* vorgeschlagen; vielleicht genügt aber *windet ûz* 'zieht mit einer drehung heraus'?

89, 8f *diu bůch sagent uns fur war*
daz niemens sunde sin so swære.

Waag lässt den reim unangetastet, Weede führt mit *swâr* in den von ihm selbst als bairisch erkannten text die einzige mitteldeutsche reimform ein. es ist natürlich *ze wâre* zu schreiben, wie sonst überall in der hs. steht: 86, 19. 87, 19. 90, 6[1].

89, 27f *der tach chomt uns als iz got gebot,*
sich frŏt der mensch daz er ist gesunt.

an der unzweifelhaften reimverderbnis ist wahrscheinlich der erste vers schuld, — darf man schreiben *als got gebiut der tach uns chumt (: gesunt)*? E. S.

[1] dies *zewâre (: hâre)* ist auch Helmbr. 1622 einzustellen, wo alle vier herausgeber an einem für das 13 jh. unmöglichen *für wâre* festhalten; die überlieferung bietet richtig *zewâre : hâre* 271. 374. 434, *: jâre* 791. 812 und anderseits *für wâr : jâr* 1310.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Vom 20 juni bis zum 20 september 1902 sind folgende bücher, abgesehen von solchen, welche als zur besprechung ungeeignet zurückgesant werden musten, bei der redaction eingelaufen: Germanistische abhandlungen, Hermann Paul dargebracht. — Asbach, Zur geschichte u. kultur d. römischen Rheinlande. — Delbrück, Geschichte d. kriegskunst im rahmen d. polit. geschichte II 2 — Enders, Eberlin von Günzburg bd III. — Fabricius, Die entstehung der römischen limesanlagen in Deutschland. — Festschrift d. germanist. vereins in Breslau — H. Fischer, Schwäb. wörterbuch lief 4. — Galle, Pädagogisches aus alten deutschen rechtsdenkmälern. — Gering, Über weissagung und zauber im nordischen altertum. — Goetze, Seb. Lotzers schriften. — Gradmann, Der dinkel und die Alamannen. — Klimke, Das volkstümliche Paradiesspiel u. s. mittelalterlichen grundlagen. — Laeger, Lebensskizzen d. lehrer d. domgymnasiums zu Magdeburg I — [Lipperheide,] Corpus cassidum, probeheft. — Morris, Goethe-studien 2 aufl. 2 bde. — Pantheon-ausgabe, 5 bde — Petersdorff, Germanen u. Griechen. — Salomon, Geschichte d. deutschen zeitungswesens bd II (1792—1814). — Sütterlin, Das wesen der sprachlichen gebilde. — Wahl, Joh. Chr. Rost. — Weltrich, Wilhelm Hertz. — Witkowski, Mart. Opitz Teutsche poemata von 1624 m. varianten. — Wolff, Kleists Michael Kohlhaas krit. ausgabe. —

Zur Nachricht. Die durch übersiedelung der redaction entstandene unliebsame verspätung im abschlufs dieses bandes wird durch beschleunigte ausgabe der folgenden hefte ausgeglichen werden. Zu anfang juni erscheint ein doppelheft.

Für die Redaction verantwortlich: Prof. E. Schröder in Göttingen (Grüner Weg 2).

Druck von W. Pormetter in Berlin

ANZEIGER
FÜR
DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR
XXVIII, 1. 2 februar 1902

Briefe aus der frühzeit der deutschen philologie an Georg Friedrich Benecke. mit anmerkungen begleitet und herausgegeben von dr R. Baier. Leipzig, Dieterich (ThWeicher), 1901. viii und 173 ss. 8°. — 3,60 m.

Die hier veröffentlichten 81 briefe wurden, um nur namen bekannter germanisten anzuführen, von Graff, den brüdern Grimm, vGroote, Hahn, Haupt, Hoffmann, Lachmann, Lassberg, Mone, Primisser, Schmeller und Wackernagel während der jj. 1810—1844 an Benecke gerichtet. 73 unter ihnen gelangten im wege des kaufes mit seiner büchersammlung auf die Stralsunder ratsbibliothek, den rest stellten nachkommen des adressaten zur verfügung. 3 waren bereits vorher durch AReifferscheid gedruckt worden, nämlich nicht nur nr 19 im Centralbl. f. bibliothekswesen 14, 80f, sondern auch, was der herausgeber anzumerken versäumt hat, nr 36 und 38 im Anz. 22, 126ff: daraus verbessert sich in dem satz 'diesem brief die blätter mit wage beizulegen' s. 60 z. 4 das sinnlose wort *wage* zu *fragen* [1].

Für die publication und sorgsame commentierung dieser interessanten briefe, welche hin und wider unser wissen erweitern (ich rechne dahin zb. die nachrichten über die Berliner hs. der Eneide s. 40 und über das Arnswaldtsche Rotherfragment s. 41), sind wir dr Baier zu dank verpflichtet. er wird durch den umstand nicht beeinträchtigt, dass zuweilen stellen, die der erläuterung bedürfen, teils irrige teils gar keine deutung erfahren haben. s. 8 gedenkt JGrimm eines Gothaer bibliotheksbeamten Hamberger: das war nicht, wie Baier s. 115 vermutet, der Göttinger professor Georg Christoph, sondern dessen sohn Julius Wilhelm, über welchen Jacobs und Ukert in ihren Beiträgen i 40ff, namentlich 53 anm., auskunft erteilen. s. 24 handelt EvGroote von seiner geplanten Tristanausgabe. 'fast ist nun' schreibt er 'meine arbeit zu ende gediehen, und mit sehnsucht erwarte ich nur täglich noch eine in Flandern aufgefundene hs., um auch deren abweichende lesearten in meine vergleichungen aufzunehmen'. der commentar besagt s. 124: 'ob Groote solche erhalten hat, geht aus seiner ausgabe nicht hervor, benutzt scheint er sie jedenfalls nicht zu haben'. er hat sie sowol erhalten als benutzt, denn die von ihm gemeinte hs. ist R, der codex der grafen vRennes,

[1] auch sonst begegnen in den texten gelegentlich druckfehler, so s. 1 z. 17 *Schiller* st. *Schiller*, s. 72 z. 5 *des Beovulf* st. *der*.

welcher gegenwärtig unter nr 14697 auf der kgl. bibliothek zu Brüssel sich befindet. das geht hervor aus Grootes brief an Görres vom 20 nov. 1817 (Görres Freundesbriefe I 548 = Picks Monatsschr. 1, 163), wo genau das gleiche handschriftliche material namhaft gemacht wird, dessen das vorwort der ausgabe gedenkt, nur dass an siebenter stelle nicht die hs. R, sondern 'in spe, noch eine die sich in der gegend von Lüttich befindet' erscheint. offenbar decken sich die localangaben 'Flandern' und 'gegend von Lüttich' in beiden schreiben. nach Knetschkes Deutschen grafenhäusern der gegenwart II 276 ff besafsen und besitzen aber die grafen von Renesse-Breidbach Elderen in Belgien und Bürresheim in der Rheinprovinz, und der treffliche helfer in allen nöten, Zedlers Universallexicon, verzeichnet VIII 701 'Eldern oder Elderen, eine freyherrschaft im stift Lüttich, 1 meile von Tongern und 2 von Mastricht'. der kriegsunruhen halber war also wol der codex, der dem Litt. grundriss s. 124 zufolge früher der Birresheimschen bibliothek zu Coblenz angehört hatte, nach dem belgischen sitz der familie geschafft worden. — s. 40 schenkt Mone das Wigaloisbruchstück, welches er von Lassberg empfangen und in den Heidelberger jbb. 13, 1, 474 ff kurz besprochen hatte, mittels briefes vom 4 august 1820 an Benecke: dass dieser es 1828 der Göttinger bibliothek überwies, dass es dort die signatur Philol. 187 führt und noch ungedruckt ist, hätte sollen angemerkt werden. — dass der brief des hrn AvArnswaldt s. 41 mit der ersten nachricht über das oben berührte Rotherbruchstück dem j. 1821, nicht dem j. 1824 angehört, erweist nicht nur die störung der chronologischen folge bei Baier, sondern auch der umstand, dass Beneckes in der sammelmappe der Berliner bibliothek (Ms. germ. fol. 923) jetzt dem fragment beiliegendes antwortschreiben gleichfalls vom 25 jan. 1821 datiert ist: s. Scheel in der Festgabe an KWeinhold (1896) s. 48. — statt der angabe s. 137, dass die von Lassberg s. 54 charakterisierte Bonerhs. des augustinerchorherrenstifts Kreuzlingen bei Konstanz von Pfeiffer nicht verwertet sei, wäre die notiz lehrreicher gewesen, dass dieser bisher unausgebeutete papiercodex saec. XV sich jetzt auf der thurgauischen kantonsbibliothek zu Frauenfeld als Y. 21 befindet (s. deren katalog von 1886 s. 151 und 240). — wenn s. 69 Lachmann in seiner gepfefferten verwahrung wider AWvSchlegel erklärt 'die ersten kritischen untersuchungen [über die Nibelungen] aber sind meines wissens die Grimmischen in den Studien (1808)', so bürdet diesem peinlichst exacten gelehrten Baier, der s. 144 behauptet, es könne nur Jacobs aufsatz im Neuen litterarischen anzeiger von 1807 = Kl. schriften IV 1 ff in frage kommen, mit geringster wahrscheinlichkeit ein doppeltes versehen auf: vielmehr bezog sich Lachmann auf Wilhelm Grimms in Daubs und Creuzers Studien von 1808 = Kl. schriften 1, 92 ff gedruckten artikel über entstehung der altd. poesie. — der s. 87 genannte Weifsleder, von

dem Lachmann das weise sprüchlein 'Benecke ist auch nicht unsterblich' aufbewahrt hat, war seit 1828 erster pedell der Göttinger bibliothek: s. Versuch einer akademischen gelehrtengeschichte von der Georg-Augustus-universität IV (1838), 90 anm. — die behauptung s. 144, Primisser habe sich um alt h o c h deutsche litteratur wol verdient gemacht, scheint nur auf einem lapsus calami zu beruhen.

Einen kleinen excurs erfordert die s. 72. silvester 1826 gibt JGrimm das von Lassberg empfangene titelblatt eines neuen volksbuches an Benecke mit den worten weiter 'es wird, dünkt mich, eine langweilige geschichte aus dem Thomas Lirer sein'. es handelte sich, wie schon aus seiner antwort an Lassberg vom 7 febr. 1827 (Germ. 13, 248) erhellt, um die heirat zwischen graf Albrecht vWerdenberg und der portugiesischen königstochter Elisa, welche ThLirer (bl. G 4^b—K^b der Wegelinschen ausgabe v. 1761) und ihn benutzend die Zimmerische chronik (Litt. ver. 93, 104 —115) erzählen. den stoff zu bearbeiten hatte Lassberg seinem alten genossen JAvIttner empfohlen, und dieser war auch wenige tage vor seiner letzten erkrankung (er starb nach sechszehntägigem leiden am 9 märz 1825) damit fertig geworden (Briefwechsel mit Uhland s. 51). Ittners aus Lirer und der Chronik contaminierte novelle wurde dann im ersten bande seiner Schriften (Freiburg i/B. 1827) s. 250—296 gedruckt; ihr vorbericht führt s. 252 ff die genesis des plans auf eine vor zwei jahren (dh. 1823, s. Briefwechsel mit Uhland s. 41) in Lassbergs geleit unternommene fahrt ins Rheintal zurück. nach Ittners tode hat aber Lassberg selbst die geschichte behandeln und mit bildern geschmückt als neujahrsangebinde für freunde herausgeben wollen; doch der eine holzschneider kam ins zuchthaus, der andere, Merz in Herisau, zog seinen auftraggeber so lange hin, dass dieser erst den 4 oct. 1826 einen probeholzschnitt an Uhland schicken konnte (Briefwechsel mit Uhland s. 55 f. 63. 65. 79, mit Zellweger s. 83. 87), sicherlich eine doublette desjenigen, der an JGrimm gieng. dann blieb die sache liegen, vielleicht weil Ittners erzählung inzwischen erschienen war; jedesfalls hat bei lebzeiten Lassberg seine historie nicht veröffentlicht. sie scheint aber erhalten in dem volksbuchabdruck, den 1894 KABarack anonym veranstaltete (s. Anz. XXII 90). er ist gleichfalls aus Lirer und der Zimmerischen chronik contaminiert (ganze seiten, zb. 27—31. 37. 48 —51, sind ersterem entlehnt, während s. 61—71 selbständig erfunden wurden), ohne dass indessen irgendwelche beeinflussung von Ittners seite nachweisbar wäre. zwar der dem copulierenden geistlichen beigelegte name Heinz Hansjakob (s. 53 f) für Hans Heberlin bei Lirer, Ittner und in der Chronik kann nur auf Barack zurückgehn, welcher den 1837 geborenen streitbaren pfarrer und volksschriftsteller von dessen würksamkeit in Donaueschingen 1864/65 her kannte; dagegen liefse sich schwer be-

greifen, wie Barack der Chronik gegenüber auf den zusatz (s. 80) 'auch ward graf Albrecht von alt und jung hoch gelobt, dieweil er in allen ritterspielen und turnieren das best thät sammt einem andern ritter, hiefs herr Friederich von Mülinen; sonst aber nannt man ihn nur den biderben ritter, und er war männiglich lieb und werth' hätte verfallen sollen. Lassberg aber war mit dem begründer der schweizerischen geschichtsforschenden gesellschaft eng befreundet, und ihm legt er gerade das prädicat 'bieder' im Briefwechsel mit Zellweger (s. 42. 77. 91. 123. Biedermann s. 128) vorzugsweise bei. andere momente, so die nahe berührung des titels mit dem von Lassberg (Uhlandbriefwechsel s. 55f) wol erst provisorisch formulierten, oder das citat eines Freidankverspaars nach Myller (s. 32) beweisen nicht unbedingt.

Da s. 111, übereinstimmend mit vHeinemanns auffassung, zu lesen steht, alle während der westphälischen zeit zwischen Marburg und Göttingen geteilten hss. der aufgehobenen universität Helmstedt seien 1817 nach Wolfenbüttel zurückgekehrt, so will ich, zugleich in ergänzung von MSD II 385, hier constatieren, dass wenigstens der Göttinger codex Theol. 231, welcher die Fuldaer beichte birgt, nicht zurückgeliefert ist. diese beichte wurde bekanntlich zuerst in der Gassarschen, durch Flacius inspirierten editio princeps von Otfrids Evangelienbuch mitgeteilt; des Flacius hss. kaufte man nach seinem tode für die Helmstedter bibliothek an. da nun Eccard in den Leges Francorum s. 215 bemerkt: 'formula confessionis eiusdem seculi noni, quam ex Flacio, Goldasto et Browero in Monumentis catecheticis num. VII [= Catechesis theotisca s. 93ff] edidimus, quæque etiam in codice membranaceo bibliothecæ Juliæ, seculo undecimo exarato, exstat, habet: ih ci chirichun ni quam', die von ihm citierten deutschen worte nur zur Göttinger hs., nicht zur römischen oder zu Brower stimmen, und gegenwärtig in Wolfenbüttel kein ms. der beichte vorhanden ist, so kann die früher in Helmstedt gewesene hs. nur mit der jetzt Göttinger identisch sein. denn dass Eccard aus dem druck bei Flacius-Gassar nicht ersah, dass die dort benutzte hs. eben seine Helmstedter war, fällt um so weniger auf, als er des glaubens lebte, Flacius habe sich eines SGaller codex bedient gehabt (Catechesis s. 55).

STEINMEYER.

Ethnographie der germanischen stämme. von OTTO BREMER. [sa. aus Pauls Grundriss der germanischen philologie 2 aufl.] Strafsburg, Trübner, 1900. XV u. 216 ss. gr. 8°. — 6 m.

Die aufnahme einer ethnographie in den 'Grundriss' kommt einem gewis von vielen germanisten gehegten wunsche entgegen. fast zwei drittel von einem jahrhundert sind seit dem grundlegenden werke von Zeufs vergangen; jetzt müste die zeit reif sein für eine neue zusammenfassung, welche weniger hypothesen, mehr resultate darböte. freilich kann man nun nicht sagen, dass

diese erwartung sich gerechtfertigt hat, — wie oft muss Bremer bekennen : es fehlt an material oder an methode der verarbeitung. aber grade deshalb ist eine neue zusammenfassung um so dringender nötig, damit wir dahinterkommen, was würklich erreicht ist, und was noch aussteht.

Otto Bremer, der die schwierige aufgabe übernommen hat, bewährt auch hier seinen sonst erworbenen ruf der gründlichkeit und gewissenhaftigkeit. lobenswert ist namentlich sein bemühen, überall den politisch-sachlichen factoren gerecht zu werden, — ein bemühen, das man bei ethnographen philologischer schulung gar zu oft vermisst. dabei verfällt er nicht in das entgegengesetzte extrem, alles in erster linie nach archäologischen, anthropologischen udgl. merkmalen entscheiden zu wollen. vgl. seine übersicht über die forschungsgebiete der ethnographie s. 750 : 'die ergebnisse der anthropologie sind nur mit vorsicht zu verwerten'; s. 751 : 'aus der prähistorischen archäologie ist für die bestimmung der nationalität gar nichts sicheres zu gewinnen'; s. 752 heifst es von der völkerpsychologie, 'dass es uns sowol an genügendem material als an einer erprobten methode für die verarbeitung eines solchen fehlt'. aus der sonstigen darstellung vgl. ferner den skepticismus zb. gegen die annahme einer einheitlichen idg. rasse (s. 755 oben), gegen die annahme germanischen ursprungs für Romanen und Slawen mit angeblich germanischem typus (s. 765 z. 9), gegen die beweiskraft der angeblich keltischen hausformen in Nordwestdeutschland (s. 774 anm. 4) usw.

Diesen und ähnlichen äufserungen kann ich mich durchaus anschliefsen. ich möchte geradezu eine zweiteilung der forschungsgebiete vorschlagen : das material der archäologie, der anthropologie und der völkerpsychologie möcht ich zusammenfassen als das, wenn ich sagen darf, 'namenlose'; demgegenüber fass ich die sprachzeugnisse und geschichtlichen quellen zusammen als das leichter identificierbare material. die archäologen wollen vielleicht protestieren und behaupten, dass sie zb. ein messer genau so sicher auf ein bestimmtes volk zurückführen, als wir sprachforscher es zb. mit dem pronomen 'ich' tun können. ich bezweifel es jedoch und möcht es discutiert und bewiesen sehen.

Was nun die beiden von B. und mir vorgezogenen forschungsgebiete betrifft, so muss ich gleich gestehn, dass mich seine behandlung der geschichtlichen zeugnisse nicht befriedigt : er gibt gar keine zusammenfassende orientierung, sondern begnügt sich damit, die verschiedenen quellen anzuführen und einzeln zu besprechen. in diesem verfahren leitet ihn wol die erwägung, dass die historisch-philologische quellenkritik heute mit einer allgemein anerkannten und erprobten methode dasteht, derart als tatsache, dass eine besprechung im vorliegenden werke überflüssig oder gar lästig wäre. dagegen muss ich aber vom standpunct der

ethnographie protestieren, denn die tatsache einer quellenkritischen methode besteht nur für die speciell historischen überlieferungen (dh. für begebenheiten und politische entwicklungen); wenn die historiker meinen — was sie allerdings tun —, dass sie eo ipso eine methode besitzen auch für ethnographische überlieferungen (dh. für zustände, sprachlich-geographische udgl. verhältnisse), dann irren sie sich. es muss aufs eindringlichste betont werden : eine quellenkritische methode für ethnographische überlieferungen besteht bis zum heutigen tage nicht; erst wenn dem fehlen nachgeholfen wird, kann von einer wissenschaftlichen ethnographie die rede sein.

Das gesagte gilt vielleicht weniger für die ethnographischen überlieferungen gelehrter art; hier mag die bestehnde historische kritik am meisten ausreichen. aber die überlieferungen volkstümlicher art verlangen entschieden eine besprechung. bei völkern, die nicht ausschliefslich lyrisch veranlagt sind, gibt es gewöhnlich überlieferungen über die vorzeit. zumal bei den alten Germanen war das geschichtlich-geographische interesse sehr ausgeprägt : mit derartigen überlieferungen werden überall die uns tatsächlich vorliegenden litteraturen eröffnet, vgl. die Mannusstammtafel, die fränkische völkertafel, die gotische heimatsdarstellung bei Jordanes, die angelsächsische weltgeographie des Widsid. solche überlieferungen müssen also jedesfalls litterarisch einen ganz aufserordentlichen wert behaupten, und als historischgeographische zeugnisse wenigstens nicht ohne erweis zu verwerfen sein; kurz, die vergleichende forschung über volksethnographie-überlieferung müste heute auf eine genau so stattliche lebenszeit und bändezahl zurückschauen können, als es zb. die forschung über ihren fortsetzer, die heldensage, tun kann. fragen wir aber nach der würklichkeit, so werden wir finden, dass eine 'vergleichende volksethnographie' nicht einmal dem namen nach existiert; während über andere litteraturgattungen forschungen bestehn, welche die späten materialreste durch schwindelnde constructionen bis in die idg. urzeit zurückverfolgen, hat man die älteste bei unseren vorfahren tatsächlich vorliegende litteraturgattung ganz unbeachtet oder vielmehr verachtet liegen lassen.

Nehmen wir zb. die alten wandersagen. wenn die urheimat in frage kommt, werden sie verwertet, oder aber sie werden 'beseitigt', bald ganz nach belieben, bald unter motivierung, aber dann immer nur nach einzelmotivierungen, indem es keinem einfällt, sich zur verwendung einer einheitlichen richtschnur verpflichtet zu fühlen. so bei den hellenischen und italischen, so bei den keltischen und germanischen sagen; vgl. B. s. 776. er acceptiert die eine keltische überlieferung : 'die tradition bewahrte in Gallien die erinnerung an die früheren keltischen sitze in Deutschland', verwirft aber als damit unvereinbar die andere: 'für die entscheidung dieser frage (von den Kelten im nachmaligen

Süddeutschland) muss von dem sagenhaften Segovesus-zuge ganz abgesehen werden'. die altgermanische volksüberlieferung wird einfach stillschweigend übergangen : 'die von dilettanten aufgestellte meinung [dh. die neuerdings wider aufgenommene volkstradition], dass Skadinawien von idg. zeit her der stammsitz der Germanen gewesen ist, bedarf keiner widerlegung'. — in obigen citaten sind nicht weniger als etwa 15 alte überlieferungen besprochen! kein zweifel, das verfahren ist nicht befriedigend. eine quellenkritische behandlung müste fragen : 1) sind überhaupt volkstümlich-geographische überlieferungen unzuverlässig? 2) sind es speciell die keltischen und germanischen? — erst dann käme 3) die einzelbesprechung. — eine solche gibt B. nur bei den keltischen überlieferungen, und zwar begründet er sein urteil über die Segovesus-sage durch deren widerspruch mit der sonstigen keltischen überlieferung : in der Segovesus-sage gehn die Kelten von Gallien nach Deutschland, sonst gehn sie von Deutschland nach Gallien. aber der widerspruch löst sich in nichts auf, wenn wir blofs die worte Gallien und Deutschland genauer ins auge fassen : diejenigen Kelten, welche von Deutschland nach Gallien gehn sollen, kommen genauer aus Norddeutschland und gehn nach Nordgallien; diejenigen Kelten, welche von Gallien nach Deutschland gehn sollen, kommen aus Innergallien und gehn nach Inner- oder Süddeutschland, das damals noch nicht Deutschland war. es ist so weit entfernt von einem widerspruch zwischen den beiden wanderungen, dass die eine vielmehr die directe fortsetzung der andern bildet oder bilden kann. der stofs geht aus von Norddeutschland und pflanzt sich der küste entlang nach Nordgallien fort; wenn er sich von hier aus weiter nach Innergallien fortpflanzen soll, oder wenn von Innergallien eigene bewegungen ausgehn sollen, dann ist natürlich der weg nach dem NO versperrt, weil von dorther der stofs würkt, aber der NO ist doch keineswegs mit dem SO identisch : nach dem SO ist der weg nach wie vor ebenso frei als nach dem S und nach dem SW. jedesfalls sind die Kelten Italiens aus dem W, nicht aus dem O gekommen; das ergäbe sich, selbst wenn wir keine überlieferung hätten, widerspruchslos aus ihrer geographischen gruppierung. die ost-richtung beobachten wir ebenfalls (historisch) bei den Galatern; sie war offenbar im süden die hauptrichtung, bis die Germanen in Süddeutschland einbrachen und die Elvetier und Bojer zum rückzug veranlassten. — was die germanischen verhältnisse betrifft, so ist es wol B. entgangen, dass die von ihm verworfene ursprungssage von nicht weniger als neun überlieferungen verschiedener germanischer völker vertreten wird. es sind : 1) Goten (bei Jordanes); 2) Eruler (könig Rodulf ebd.); 3) Dänen (altdän. chroniken; vgl. auch könig Rodulf); 4) Burgunden (Vita SSigism.); 5) Langobarden (Origo Langob.). diese verlegen sämtlich die heimat direct nach der 'insel' Skadinavia.

dann weiter : 6) Franken (Ermold. Nigellus); 7) Gesamtdeutsche (bei Hrab. Maurus). diese beiden behaupten abstammung von den Dänen; 8) Sachsen (Widukind); die Sachsen kommen von einer namenlosen insel im ocean, offenbar = der insel Skadinavia; 9) Nordschwaben (Origo Suevorum); die Schwaben kommen von einer insel Swevia im ocean, wider = der insel Skadinavia. nicht originale überlieferung mag vorliegen in der burgundischen und schwäbischen sage (bez. nach der langobardischen und der sächsischen), bei dem rest ist aber litterarische beeinflussung entschieden ausgeschlossen. wir haben daher gewis das recht, von einer einheitlichen germanischen ursprungssage zu reden, und die blofse möglichkeit — selbs twenn die sage falsches berichtete — wäre etwas so wichtiges, dass sie in einer germanischen ethnographie nicht durfte übergangen werden. dass die sage aber wenigstens teilweise richtiges enthält, gibt B. selbst zu, vgl. zu 1) : 'die gotische stammsage ist der ausdruck des von der tradition festgehaltenen alten zusammenhangs mit den Skadinawiern' (s. 819); zu 2) : 'das volk der Eruli zählen wir zu den Skadinawiern, erstens weil Jordanes berichtet . . .' (s. 834); zu 3) : 'sicher ist, dass sie (die Dänen) ursprünglich im südlichen Schweden heimisch waren' (folgt citat der alten chroniken, s. 836). weiter dehnt B. s. 836 das ursprünglich westgermanische gebiet bis Seeland (einschl.) aus, sodass er sich dem angeblich skadinawischen ursitz sehr stark nähert, nur dass er an der siedlungsrichtung von südwesten her festhält. — ziehen wir jetzt anderseits in betracht, dass die eine langobardische tradition (chron. Gothan.) das land Scatenauge nach der Unterelbgegend verlegt, wo auch die angelsächsische tradition ihr Scedenig sich vorzustellen scheint, so kann ich mit meinem besten willen nichts anderes sehen, als dass die volkstümlich überlieferte urheimat und die von B. selbst erschlossene vollends eins und dasselbe sind, nämlich ein bereich, der (Süd)skadinavien und Dänemark umfasst (wobei die ursprüngliche localisierung oder ausdehnung des namens Skandinavien schwebend bleibt). jedesfalls find ich, dass weit mehr grund vorhanden ist, die übereinstimmung als die abweichungen hervorzuheben, welche zwischen der volkstümlichen tradition und der gelehrten construction bestehn. weiter beobachte man, wie gut die germanische und die keltische tradition sich vereinigen lassen : die Germanen verlegen ihre urheimat nach Skandinavien (nebst Dänemark ?), lassen dabei Deutschland frei, und für den nicht beanspruchten raum tritt sofort die keltische tradition hinzu, indem sie Kelten auf den Nordseeinseln und im sonstigen Nordwestdeutschland bezeugt. endlich beobachte man die von Herm. Möller (Anz. XII 157) hervorgehobene waristische wandersage, welche im 8 jh. die erinnerung an die heimat 'um den Regenfluss in der landschaft Stadewanga' festhält, von wo her die Warister schon im 5 jh. ausgewandert waren; hier haben wir einen positiven beleg für zuverlässigkeit alter

wandersagen. ich glaube also, dass die germ. wandersagen im allgemeinen ein nicht unrichtiges bild bieten, und wenn dies der fall ist, seh ich absolut keinen grund, eine einzelne von ihnen herauszugreifen, halbwegs zu verwerten und halbwegs zu beseitigen, wie es B. bei der gotischen wandersage tut. am allerwenigsten, wenn die beseitigung allein zu gunsten von gelehrten hypothesen über wanderungsrichtungen usw. geschieht : die welt hat falsche hypothesen moderner gelehrter zu tausenden erlebt, dagegen ist man uns den erweis der verdächtigkeit bei den alten wandersagen immer noch schuldig.

Ungefähr wie die wandersagen sind die alten völkerverzeichnisse behandelt worden : einige werden verwertet, andere verworfen, je nach belieben. dabei haben sich die philologen durchweg der tradition angenommen, indem nicht nur die Mannus-stammtafel bei Tacitus und Plinius, sondern auch zb. das Widsiđgedicht verwertet wird (vgl. B. s. 810 u. 746). einige haben jedoch das Widsiđgedicht in absurdum reduciert (so namentlich Jessen), und wol die meisten haben die fränkische völkertafel blofs als curiosität betrachtet, vgl. B. s. 877 : 'kaum anzuführen wag ich endlich die stelle aus der um 520 in Frankreich niedergeschriebenen Generatio regum et gentium'. die historiker haben sich gewis durchgehends ablehnend verhalten.

Unter den von den philologen auf grund alter überlieferungen aufgeführten gebäuden interessiert mich namentlich die Ingwiaiwentheorie. I. grundlage ist folgendes. 1. überlieferung; A. Mannusstammtafel Tac. : Ingwiaiwen sind die küstenvölker; Nicht-Ingwiaiwen sind die binnenländischen und die 'übrigen' Germanen. B. do. Plin. : Ingwiaiwen sind die Kimbern, Teutonen und Chauken; Nicht-Ingwiaiwen sind die östlichen, binnenländischen und die westlichen Germanen. weder A noch B nennt die Nordgermanen. 2. sprachtatsachen; es besteht eine anglofriesische sprachgruppe, zu der (nach ihrer geographischen lage) die Chauken und (mutmafslich) die Kimbern gehören; die Binnengermanen (Deutschen) stehn aufserhalb, aber immer noch in ziemlicher nähe, mit den Anglofriesen eine westgermanische gruppe bildend; ganz aufserhalb stehn die Ost- und Nordgermanen. — II. combination : die ingwiaiwische völkergruppe deckt sich mit der anglofriesischen sprachgruppe; die Nordgermanen stehn politisch und sprachlich aufserhalb. III. rückfolgerung : da die Nordgermanen aufserhalb der Ingwiaiwen stehn, so können diejenigen Nordgermanen, welche im Beowulf als Ingwine di. Ingwiaiwen erscheinen, nicht würkliche Nordgermanen gewesen sein (Kögel Litteraturgesch. I 157 anm.), und der bei den würklichen Nordgermanen tatsächlich erscheinende Ingwe-cult muss von den würklichen Ingwiaiwen importiert sein (B. s. 853). — ich muss gestehn, dass ich das zähe fortleben einer derartigen argumentation nicht begreife, zumal jetzt, nachdem Kossinna und andere endlich damit gebrochen und

ausgesprochen haben, dass diejenigen völker, welche tatsächlich Ingwiaiwen heifsen und den Ingwe verehren, natürlich auch in würklichkeit Ingwiaiwen sind. was meint B. eigentlich mit 'import' des cults? wie will er beweisen, dass der cult nicht auch bei den Kimbern importiert ist, geschweige denn bei den Friesen, wo derselbe, wie B. selbst gesteht, überhaupt nicht bezeugt ist? und ist denn ein importierter cult nicht ebenso kräftig als ein originaler? ich versteh B. nicht. — aber fast schlimmer als die schwache logik der construction ist das versäumnis eines quellenkritischen unterbaus. ein solcher verlangt erstens und vor allen dingen, dass man sich auf den standpunct der überlieferung zu versetzen bemüht, mit möglichst genauer vergegenwärtigung von deren speciellem gesichtspunct und gesichtskreis. der gesichtspunct der uns vorliegenden Mannus-stammtafel ist gewis ein westdeutscher, denn mit Westdeutschland hatten die Römer ihren meisten verkehr. das heranzuziehende parallelmaterial muss dann dem entsprechend sein; ich habe folgende quellen herangezogen: die fränkische Völkertafel, das Summarium Heinrici und die in fränkischen personennamen enthaltenen geographischen namen bei Förstemann. die vergleichung scheint mir auf ein ganz klares, einheitliches ergebnis zu führen (zu dem nb. auch die als unbrauchbar verworfene fränk. Völkertafel stimmt!); es ergibt sich vom westdeutschen standpunct ein geschlossener gesichtskreis, welcher das gesamte altgermanische land südlich der Ostsee umspannt (bis zu den Goten einschl.), welcher aber die Skandinavier garnicht oder fast nicht berücksichtigt: sie waren zwar nicht unbekannt, aber sie standen derart in der peripherie, dass sie nur bei sehr detaillierten angaben in betracht kamen. folglich: wenn die Skandinavier in der uns überlieferten Mannus-stammtafel nicht erscheinen, ist es zwar kein zufall — es ist vom westdeutschen standpunct völlig in der ordnung —, wenn wir sie aber auf solcher grundlage vom kreise der Ingwiaiwen ausschliefsen wollten, dann könnten wir genau so gut sagen, die Alamannen, Markomannen und Warister seien keine Westgermanen, — fehlen sie doch in der aufzählung des Widsið! — ich will nun das ursprüngliche Ingwiaiwentum der Skandinavier nicht länger so entschieden behaupten, als ich früher es getan habe, ich sage nur: die identificierung der Anglofriesen und Ingwiaiwen schwebt in der luft. sie hat keine stütze in den quellen; vielmehr findet sie im Beowulf directen widerspruch. sie hat keine stütze in den uns bekannten culturellen verhältnissen, vielmehr findet sie auch hier directen widerspruch. sie hängt allein an der tatsache einer anglofriesischen sprachgruppe, und dass eine derartige sprachgruppe das vorhandensein einer sich genau damit deckenden culturellen oder politischen gruppe verlangt, ist eine behauptung, die zuerst muss bewiesen werden; so wie heute, werden auch früher die grenzen der gruppen durcheinander haben gehn können.

und überhaupt: wenn die mit den Ingwiaiwen gleichzeitigen berichterstatter drei recensionen (zt. in zugestandenem widerspruch) constatieren musten, dann ist es für die um 2000 jahre jüngere forschung, welche mit den kärglichen überbleibseln der tradition herumoperiert, vollends hoffnungslos, es besser wissen zu wollen.

Soweit über die geschichtlichen zeugnisse und das fehlen einer ethnographischen quellenkritik. was die sprachzeugnisse betrifft, so widmet ihnen B. sorgfältige aufmerksamkeit und seine behandlung bringt sehr viel treffendes und anregendes.

Wichtig ist die widerholte betonung der dialectforschung; die ungenügende durcharbeitung dieses gebiets ist eines der haupthindernisse gegenüber der sicherheit der ethnographischen forschungen [1].

Dagegen vermiss ich bei B. einen entsprechenden hinweis auf den mangelhaften stand der namenkunde. das fehlen einer erprobten methode ist hier um so verhängnisvoller, als die namenkunde ein hauptfactor in der verwertung derjenigen eigenschaft ist, welche den vorzug der sprachzeugnisse bedingt. diesen vorzug sahen wir in der verhältnismäfsig grofsen möglichkeit der identificierung: das sprachliche material lässt sich leichter als das archäologische usw. auf bestimmte völker beziehen. nirgends aber versteht sich dies so direct als bei den namen (den völker- und ortsnamen); folglich muss die betrachtung des namens eine hervorragende oder geradezu grundlegende bedeutung haben. man hat sich aber die sache viel zu bequem gemacht. zb. wenn Ptolemäus BUSAKTEROI, BUGUNTAI, SUBANEKTOI schreibt, wo sonstige quellen BURACTERI, BURGUNDIONES, SILVANECTI haben, ist es keinem eingefallen, die identität anzuzweifeln; wenn er aber FUN(D)USIOI schreibt, wo es sonst EUDOSES heifst, oder VARGIONES neben VANGIONES, LAKKOBARDOI neben LANGOBARDOI, dann haben manche an der identificierung anstofs genommen. oder, es finden sich in der alten geographie die namen A) Anglii, B) Varini, C) Cimbri, D) Charudes, in der neuen mit ungefähr entsprechender lage a) Angeln, b) Varnes, c) Himmersyssel, d) Hardesyssel. hier hat einer die identität Aa, Bb angenommen, ein anderer Aa, Cc, Dd, ein dritter blofs Cc usw. fragt man mich aber hier und oben: 'weshalb die identität dort angenommen, hier geleugnet?', muss ich die antwort schuldig bleiben. mir scheint nichts als die reine individuelle willkür obzuwalten, genau wie bei der beurteilung der volksgeographischen überlieferungen. eine philologische betrachtung müste einheitliche kriteria durchzuführen suchen, zb. sprachlich: seltenheit oder alltäglichkeit der anklingenden wortbildung; sachlich: art der geographischen gattung (landschaftsnamen gegenüber dorfnamen), geschütztheit oder

[[1] gegen zuweitgehnde verwertung des heutigen mundartenstandes hat soeben Wrede in der Histor. zs. 88, 22 ff entschiedenen einspruch erhoben.]

ausgesetztheit der lage usw. — so lange eine solche behandlungsweise nicht durchgeführt wird, bleibt die onomatologische grundlage, mit welcher die germanische ethnographie seit Zeufs herumoperiert, immer noch dilettantisch.

Gegen B.s eigene ausführungen hab ich hier und dort etwas einzuwenden.

S. 756 sagt er : 'die völker verändern ihre sprachen am schnellsten, sobald sie fremde elemente in sich aufgenommen haben', und der satz wird dann im folgenden für datierungen von idg. und sonstigen sprachtrennungen verwertet. soviel ich weifs, ist dies ein ziemlich allgemein anerkanntes axiom, und damit vereinigen sich auch sehr gut verhältnisse wie folgende : auf Island grofse reinheit des bluts und altertümlichkeit der sprache, im sonstigen norden gröfsere mischung des bluts und neuerung der sprache. aber andere tatsachen widersprechen dem axiom ganz entschieden. die dänische sprache ist weit abgeschliffener als die deutsche und die russische, und dennoch ist die dänische bevölkerung weniger gemischt als die deutsche und russische. die deutschen grenzdialecte der Silvières und der Zimbern, welche auf wälschem boden mitten unter Wälschen leben, sind bis zum heutigen tage althochdeutsch. der mitten unter Engländern gesprochene dialect der Canadier vertritt den standpunct, den das französische des mutterlands seit dem 16 jh. verlassen hat. tatsächlich spielt also die mischung keine wesentliche rolle. was den ausschlag gibt, ist der verkehr : völker die vom mutterstock abgeschnitten werden, bleiben oft in der sprachentwicklung zurück (so erklärt sich auch das verhältnis zwischen Island und dem sonstigen norden). vielleicht sind auch andere factoren in betracht zu ziehen. nehmen wir zb. die reduction der vollen endvocale in *-e*. sie erscheint im deutschen (aufser den erwähnten südlichen dialecten), im südskandinavischen, im englischen, im nordfranzösischen. völliger schwund erfolgt im süddeutschen, im westdänischen, im englischen (überall?) und in einem teile des nordfranzösischen. es ist gewis kein zufall, dass die reduction ein geschlossenes mitteleuropäisches gebiet umfasst, und es liefse sich vielleicht an eine klimatische oä. motivierung denken. dies aber nur als rein hingeworfene frage.

Vielleicht sind übrigens lautentwicklung und formenentwicklung in dieser beziehung zu trennen. bei der lautentwicklung liefse sich am ehesten einfluss der rassenmischung erwarten (vgl. die angeblich keltische nasalierung in romanischen sprachen), aber jedesfalls ist der beweis nur noch ausnahmsweise erbracht worden. zur datierung der sprachentwicklungen ist die rassenmischung deshalb vor der hand nicht zu verwerten.

Ein anderes wichtiges problem ist die sprachgrenze. B. bietet sehr viel treffendes und interessantes über das verhältnis der sprachgrenze zur staats- und culturgrenze, aber in einem

puncte ist er meiner ansicht nach im irrtum, nämlich betreffs der wassergrenze. er sagt s. 790 : 'auf alle fälle bedeutet die besiedlung Skadinawiens die erste geographische trennung germanischer stämme und damit den ersten erkennbaren anlass zur differenzierung der germanischen dialecte'. s. 809 : 'die Skadinawier werden von ihren westgermanischen nachbarn durch die see getrennt'. — diese auffassung, die sich auch bei vielen anderen findet, ist einfach eine überführung moderner zustände auf das altertum, die sich durch nichts stützen lässt, wenn nicht die rede ist von sehr breiten gewässern, wie der Nordsee, der östlichen Ostsee usw. selbst heute gilt der trennende einfluss der see nicht ohne widerspruch. dialecterscheinungen verbinden die küsten des Grofsen und Kleinen Belts (und zwar blofs die küsten). während B. den Sund die Dänen von den Westgermanen und das småländische gebirge die Dänen von den Gauten trennen lässt, läuft die heutige dialectgrenze (zwischen vollen und reducierten endvocalen) ganz anders; nicht dem Sund oder dem gebirge entlang, sondern mitten durch das offene Schonen : also hat der Sund das südwestliche Schonen und die insel Seeland nicht getrennt, sondern verbunden. selbst das breite Skagerak scheint keine absolute grenze zu bilden; es scheinen sich annäherungen zwischen nordjütischen und südnorwegischen dialecten zu finden, und lebhafte politische verbindung ist für das altertum bezeugt. selbstverständlich gilt die verbindende würkung der see nur für die zeiten mit lebhaftem seeverkehr; für die vorzeit war aber die würkung solcher perioden weit gröfser als jetzt, weil der landverkehr keine chausseen und eisenbahnen kannte, folglich nicht wetteifern konnte. und dass zb. die nachbarschaft der Angelsachsen und Skandinavier eine periode des lebhaften verkehrs durchgemacht hat, davon legt das Widsiđgedicht beredtes zeugnis ab : denn darin sind zahlreiche stämme des fernsten nordens genannt, während weit nähere und gröfsere deutsche stämme, weil binnenländisch, unerwähnt bleiben. die schlüsse, welche B. aus der trennenden würkung der see gezogen hat, sind also, wenn nicht gerade falsch, so doch überdehnt und einer revision dringend bedürftig.

Damit verlass ich B.s einleitung und wende mich an seine einzelausführungen.

Von diesen heb ich besonders den abschnitt III D als vorzüglich hervor. hier ist B. dem schwierigen problem über die deutschen Sachsen sehr erfolgreich auf den leib gerückt. sehr richtig find ich auch die aufgabe der annahme von keltischem ursprung der flussnamen auf *-apa* (s. 801), ferner beobachtungen wie diese (s. 882) : 'die romanisierung [der Batavi, Cugerni, Ubii, Mattiaci] ist zwar nicht ausdrücklich bezeugt, ist aber zu folgern aus den geschichtlichen verhältnissen'. ferner die wahrnehmung s. 892, dass die *Falchovarii* nicht mit Kossinna und Much den

späteren *Falen* (West-, Ost-) gleichzusetzen, sondern als bewohner der *Veluwe* zu fassen sind, auf grund der parallele *Batavi* = *Betuwe* usw. usw.

Etwas einzuwenden oder hinzuzufügen hab ich an den folgenden puncten.

S. 762. s. 774 ff. die keltischen ortsnamen in Norddeutschland sind nach meiner ansicht recht schwach begründet, am besten etwa die *Finne*, und auch dieser recht fraglich, weil der name zu isoliert, und weil gebirgsnamen gerade zu den am seltensten erhaltenen namengattungen gehören. B. selbst gibt die namen auf *-apa* auf, und seine geschichtliche motivierung mein ich durch eine sprachlich-statistische stützen zu können: die verbreitung der *-apa* deckt sich genau mit der verbreitung gewisser charakteristischer fränkisch-westfälischer typen (*-bant*, *-hlar* usw.). dass die *Elbe* (früher masc.) und deren schwedischer namensgenosse (der *Elfr*) keltischen ursprungs sein sollten, find ich ganz unglaublich, wegen der appellativischen verwendung des namens in Skandinavien; masculines geschlecht der flussnamen ist wenigstens in Skandinavien nicht unbekannt. die nordd. namen auf *Walh* haben entschieden nichts mit Kelten zu tun; ihre zusammensetzung mit *-dorf*, *-horst*, *-rode* verweist sie in eine ganz späte zeit (nach der völkerwanderung). es steckt wol in ihnen einfach der personenname.

S. 780. aus keltischen lehnwörtern, die allein im gotischen vorkommen, lässt sich m. e. kein Keltentum an der obern Weichsel erschliefsen. die wörter *kēlikn* 'obergeschoss' und *siponeis* 'ein jünger' können nicht von dort entlehnt sein, aus dem einfachen grunde, weil die Goten in der heimat auf viel zu niedriger culturstufe standen, um derartige ausgeprägte luxuserzeugnisse zu adoptieren. die wörter können erst nach der auswanderung entlehnt sein, und zwar, wie ich glaube, aus Galatien. wenigstens besteht die möglichkeit, und damit entfällt die brauchbarkeit für folgerungen auf ältere zustände.

S. 792. dass die Teutonen Kelten waren, bleibt mir nach wie vor fraglich. die mitwelt war schon aufser stande, die nationalität der keltisch-germanischen grenzstämme genau zu unterscheiden; wir, die wir von den begebenheiten um 2000 jahre entfernt sind und mit ein paar namen und bruchstücken herumoperieren, sind es selbstverständlich vollends. germanische stämme am Rhein tragen keltische namen (Triboci, Nemetes), angeblich keltische tragen germanische (Tulingi); angesichts solcher tatsachen müssen wir resignieren. ich will blofs einschärfen, dass die zwischen 120 und 60 v. Chr. am Rhein auftretenden namen in geschlossener masse widerkehren in dem striche zwischen dem Skagerrak und der Mittelelbe, teils bei den alten autoren, teils bis zum heutigen tag: *Cimbri*, *Teutoni*, *(C)harudes*, *(S)edusii* (al. *Eudures*)-*Eudoses*-*Fun(d)usioi*, *Suebi*, vgl. *Himber-syssel*, *Thythe-*

syssel, Harthe-syssel, Schwabengau. dies scheint kein zufall zu sein (nb. die genannten jütländischen landschaften sind, ebenso wie Angeln, derart von meeresarmen begrenzt, dass erhaltung alter gaunamen a priori nicht unwahrscheinlich ist).

S. 816 ff. bei der gliederung der germ. sprachen bemerkt B., dass die gotisch-nordischen beziehungen nicht durchgreifend genug sind, um eine zweiteilung 'ostgermanisch (= got. nord.) gegenüber westgermanisch' zu verlangen. dies ist sehr richtig, ich aber möchte dennoch eine zweiteilung annehmen, und zwar 'nordisch-westgermanisch gegenüber gotisch'. mir scheinen die beiderseitigen vocalischen auslautgesetze dies zu verlangen, vgl. auch einzelheiten wie das pronomen 'dieser'. die sachliche motivierung einer solchen zweiteilung ligt m. e. auf der hand, denn die auswanderung der got. völker nach den Donauländern ist die gröste geographische spaltung der Germanen, weil hier weite binnenländische gebiete und gebirge zwischen den mutterstock und die auswanderer gelegt wurden. diese spaltung ist nicht nur die gröste sondern auch die erste, vom gemeingermanischen standpunct. schon vorher aber ist eine umwälzung der dialectbeziehungen geschehen, die man vom germanischen einzelstandpunct wol als spaltung fassen kann, indem sie einen germ. dialect von seinen bisherigen beziehungen loslöste und sich einem andern germ. dialect anschliefsen liefs. dies geschah durch die erste auswanderung der Goten, welche sie aus Skandinavien nach Deutschland führte. sobald die breite Ostsee zwischen die daheim gebliebenen und die ausgewanderten Goten gelegt war, wurden die beziehungen zwischen ihnen abgebrochen : die Goten Skandinaviens folgten nach wie vor der skandinavischen entwicklung, die Goten Deutschlands musten sich naturgemäfs der deutschen anschliefsen, und wie die Goten Skandinaviens reine Skandinavier wurden, so wären die Goten Deutschlands schliefslich reine Deutsche geworden, wären sie nicht vorher slavisch geworden oder von neuem ausgewandert. tatsächlich lässt sich die annäherung des gotischen an das deutsche schon bei den von neuem ausgewanderten Goten wahrnehmen; namentlich in der nominalflexion stehn sich die deutsch-gotischen und die englisch-nordischen dialecte schroff gegenüber. vgl. urgot. urdeutsch gen. sg. *dages,* dat. pl. *gebōm,* acc. sg. *hanun*[1], dat. sg. *hanin* ∾ urengl. urnord. *dagas, gebum* [lautliche entwicklung?], *hanan, hanan;* adj. dat. sg. *blindammō* [*a* lautliche entwicklung?] ∾ *blindummō;* pron. gen. sg. fem. *þizōz* ∾ *þaiz(j)ōz;* got. *þahan-þahaida,* ahd. *thagēn-thagēta* ∾ urengl. urnord. *þagjan-þagdō.*

[1] dabei geh ich von der vermutung aus, dass die fränkischen *-on* einfache schwächung aus dem im sonstigen ahd. vorliegenden *-un* sind. die bedenken gegen diese annahme versteh ich nicht; treten doch die *-on* nie isoliert auf, sondern immer zusammen mit *-o,* welche widerspruchslos schwächungen aus älterem *-u* sind (dat. sg. adj. *-mo,* st. prät. ind. pl. *-on* usw.).

S. 816 anm. zu den wichtigsten übereinstimmungen des nord. mit dem engl. gehören wol auch der (ostnord.) übergang *o* > *u* (sporad. *e* > *i*) vor nasalen und die monophthongierung *ai* > *a*. der letztgenannte übergang ist im nord. begrenzt, er tritt ein ungefähr vor denselben lauten, wo im ahd. *ai* zu *e* wird, dann auch in nebentoniger silbe (*Oláf* < *Anlaif*). ich stelle mir die sache so vor : die lautentwicklung setzt ein bei den Anglofriesen, indem *ai* zu *ae* wird vor gewissen lauten, und diese phase wird gemein-nordisch-westgermanisch durchgeführt; dann wird das *ae* im anglofries. und nord. zu *ā*, während es im deutschen zunächst bestehn bleibt; dann dringt die monophthongierung *ai* > *ā* anglofries. in den übriggebliebenen fällen durch, und schliefslich kommt (unabhängig davon) das ndd. und ostnord. nach, indem sich eine entsprechende durchgreifende monophthongierung *ai* > *ē* entwickelt. im ostnordischen hätten wir demnach zwei schichten: 1) ein gemeinnordisch-anglofriesisches *ā*; 2) ein erst nach auswanderung der Angelsachsen entwickeltes gemein-ostnordisch-niederd. *ē*.

S. 817. dass die runischen nominativa auf -*a* noch nicht erklärt sind, ist merkwürdig, weil die sache doch ganz einfach ligt : es ist nichts anderes als die lautgerechte entwicklung aus nasaliertem *o* wie in gen. pl. *daga* aus *dagō*. im nord. müssen zwei nominativformen neben einander bestanden haben; die auf -*ō* wurde meist bei koseformen verwendet (daher die zufällige alleinherschaft in den inschriften), sie wurde später versteinert und als lebendige flexionsform aufgegeben, existiert aber bis zum heutigen tag fort wenigstens in dem isl. namen *Sturla* (mit femininischer flexion).

S. 836. in den runischen formen *Niuwila* (Varde), *Aadag*, *aasulas*, *Auwina* (Vi bei Odense) sieht B. einen bestimmten beweis für seine annahme, dass Jütland und die dänischen inseln im 4 jh. n. Chr. zum angelsächsischen sprachgebiet gehörten. dies halt ich für ebenso unberechtigt, als wie wenn man aus dem erhaltenen *z* des goldenen horns die nichtangehörigkeit zum Angelsachsentum folgern würde. der name *Aadag* beweist gar nichts, vgl. den auf unstreitbar nordischem boden auftretenden namen *Áđisl* (= *Audgisl*). die lautverbindungen *iuw*, *auw* sind gewichtiger, genügen aber ebensowenig zum erweis des Westgermanentums, als etwa der vorangestellte artikel (*æ hus* = *huset*) es für das heutige westjütländische tut. wir müssen resignieren : wir wissen von vorn herein, dass ein übergangsdialect zwischen dem nord. und ags. existiert haben muss; die genannten inschriften können als tatsächliche belege seines vorhandenseins gefasst werden, — mehr nicht. zum erweis, dass wir nicht den mitteldialect, sondern einen ausgeprägten dialect linker oder rechter färbung vor uns haben, sind 3—4 wörtchen eine zu kärgliche grundlage.

S. 837. B. erwähnt, dass 1026 die Eider als grenze zwischen Deutschland und Dänemark anerkannt wurde, 'aber nur die halbinsel Schwansen ist dänisches sprachgebiet geworden; die westlichere landschaft zwischen Eider und Treene blieb niederdeutsch'. davon wissen wir nichts; die niederdeutschen ortsnamen scheinen kein besonders hohes alter zu verraten. ungenau ist jedesfalls der ausdruck 'blieb niederdeutsch', denn aus B.s eigenen ausführungen im folg. geht hervor, dass selbst das südlichere gebiet, Holstein und Osthannover, erst zu dieser zeit niederdeutsch wurde; es müste heifsen 'blieb angelsächsisch'. vorsichtiger ist es aber gewis zu sagen : 'blieb unbewohnt', denn die etwaige besiedlung des grenzwaldes Isarnho ist damals gewis auf alle fälle sehr spärlich gewesen.

S. 902. B. leitet wie andere den namen der *Ripwarjer* von dem lat. *rīpa* ab. falls in den Ripwarjern die Usiper steckten, was B. allerdings nicht meint, wäre zu erwägen, ob der name nicht etwa von **Uzīpwarjōz* entstanden sein könnte. freilich stellt die germ. betonung dieser annahme schwierigkeiten in den weg.

S. 923. B. sagt : 'die annahme ARieses, dass die weitere bedeutung des Swebennamens auf das reich des Maroboduus zurückgehe, verbietet sich durch die tatsache, dass aufser den swebischen stämmen zu diesem reiche ua. auch die nichtswebischen Lugii und Goten gehört haben (Strabon VII 290), und verbietet sich für Tacitus durch die tatsache, dass dieser auch die Nerthusvölker und die Schweden mit zu den Sweben rechnet'. diese argumentation find ich nicht einleuchtend. wenn der Swebenname eine engere und eine weitere bedeutung hat, so will dies eben sagen, dass nur die Sweben im engern sinne stets Sweben heifsen, während die Sweben im weitern sinne bald so bald anders heifsen, also genau so wie wir es bei den Lugiern und Goten sehen. dass die Angeln und andre Nerthusvölker aufserhalb des swebischen reichs standen, können wir e silentio nicht folgern. mir kommt die auffassung Rieses sehr wahrscheinlich vor; ist sie auch nicht nachweisbar richtig, so ist sie wenigstens auch nicht nachweisbar falsch. nach dem uns vorliegenden material können wir den sprachgebrauch der Römer überhaupt nicht bestimmt controlieren. ausgeschlossen ist zb. nicht eine combination von politischer und ethnographischer motivierung, und zwar veranlasst durch die swebische haartracht : dass diese nicht nur von den echten Sweben, sondern auch von den gesamten Ostgermanen getragen wurde, scheint hervorzugehn aus der tatsache, dass die Goten das wort 'haar' mit dem worte 'tagl' ersetzt haben, welches eigentlich 'schwanz' dh. 'zopf' bedeutet (Herm. Möller in vorlesungen).

S. 926. B. sagt von den Langobarden des 5 jhs. : 'es ist nicht glaublich, dass damals bei der politischen sonderstellung der einzelnen stämme noch eine so durchgreifende sprachliche

neuerung wie die lautverschiebung über die stammesgrenzen hinüber dringen konnte, und zudem läge ja der fall ebenso bei den Wandalen und besonders bei den Burgunden'. dies kann ich nicht zugeben. die Langobarden wurden in Oesterreich Arianer, was lebhafte berührung mit den Ostgermanen beweist, die ihnen noch fremder waren als die Hochdeutschen; die Wandalen und Burgunden blieben bei weitem nicht so lange in enger berührung mit den Hochdeutschen als das Langobardenvolk, denn ihre auswanderung aus der Donaugegend fällt schon um zwei jahrhunderte früher. eher wäre teilnahme an der lautverschiebung bei den Ostgoten zu erwarten, und tatsächlich hat man die ansätze auch wahrnehmen wollen, ob mit recht, kann ich freilich nicht sagen (vgl. Dietrich Ausspr. d. got. s. 73 u. 83).

S. 931. B. sieht in den Alamannen die fortsetzer der Semnen; auch sonst ist es wol die herschende annahme, dass die Alamannen ausgegangen sind von dem kernvolk der Sweben. vgl. Mogk in Grdr.²III 329: wenn Jonas vBobbio die Alamannen Wodansverehrer nennt, muss es falsch sein, denn die Alamannen waren Sweben, und die Sweben kannten den Wodan nicht. meiner ansicht ist dies genau so ein ringschluss wie bei den Ingwiaiwen. die Alamannen sind nach ihrem namen ein mischvolk (historisch bezeugt), und der alamannische stamm der *Bukinobanten* hat einen namentypus, der sonst nur noch bei Franken, Friesen und Westfalen erscheint (vgl. Förstemann unter 'bant'); wenn die Alamannen quellenmäfsig als Wodansverehrer bezeugt sind, so bestätigt sich dies vollends durch die tatsache, dass der mittwoch bei ihnen 'gutentag' heifst; endlich werden sie in der fränkischen völkertafel mit zu den Istio-söhnen gerechnet. auf den letztgenannten umstand ist freilich nicht viel zu geben, aber jedesfalls darf man sagen, dass manches auf annäherung an die Franken deutet. —

Von den gesamten einzelausführungen B.s gilt, dass die hypothesen mir zu stark mit den tatsächlichen grundlagen verwoben scheinen. beim heutigen stand der forschung hilft alle gewissenhaftigkeit bei dem hypothesemachen wenig; in der nächsten ausgabe wäre scharfe trennung der tatsachen und der hypothesen zu wünschen, das würde für beide gewis nur vorteilhaft sein.

Kopenhagen. GUDMUND SCHÜTTE.

Laut- und formenlehre der altgermanischen dialecte. zum gebrauch für studierende dargestellt von R. BETHGE, O. BREMER, F. DIETER, F. HARTMANN und W. SCHLÜTER, herausgegeben von FERDINAND DIETER. Leipzig, ORReisland. 1 halbband 1898, 2 halbband 1900. 8°. XXXV, VIII und 790 ss. — 14 m.

'Wenn es auch für die mehrzahl der altgermanischen dialecte an lehrbüchern und grammatischen darstellungen nicht fehlt, so macht sich doch seit jahren der mangel eines handbuches fühlbar,

welches die dialecte in ihrer gesamtheit und mit berücksichtigung ihres innern zusammenhanges nach den ergebnissen der neueren forschung zur darstellung bringt'. mit diesen worten beginnt Dieters vorwort. und Bethge erklärt s. xii des ersten halbbands: 'eine dem heutigen stand der forschung entsprechende gesamtdarstellung fehlt; für die alten mundarten sucht das vorliegende buch diese lücke auszufüllen'.

Es ist richtig: es gab bisher kein neues werk, welches mit fortlaufender paginierung die urgerm. grammatik und vollständige einzelgrammatiken der altgerm. dialecte enthielt. ob das bedürfnis nach einem solchen werke sehr grofs war, ist freilich eine andre frage, die ich aber den buchhändlern zur beantwortung überlassen will. allein einspruch erheb ich gegen folgenden satz der vorrede: 'wird er (der studierende) zu jenen (den grammatischen einzeldarstellungen) greifen, wenn er sich mit dem einen oder dem andern dialect des näheren vertraut machen will, so mag dieses (das vorliegende werk) zur erweiterung seines blickes und vertiefung seines verständnisses beitragen, indem es ihm die altgermanischen dialecte als zweige vorführt, die demselben stamm entsprossen sind'. denn unsere guten einzeldarstellungen sind doch auch historisch, und das Dietersche werk besteht zum grösten teil auch aus einzeldarstellungen, es hat also vor den andern nur die zusammenfassung in einen band und den urgerm. teil voraus. den zusammenhang der dialecte unter einander und mit der ursprache lässt, wie mir scheint, der Paulsche Grundriss besser hervortreten, eben weil er nicht auf vollständige einzelgrammatiken aus ist.

Die auf dem titel genannten herren haben sich so in die arbeit geteilt, dass Bethge das urgermanische, gotische und altnordische, Dieter das altenglische (ags.), Hartmann das althochdeutsche, Schlüter das altsächsische bearbeitete; Bremer hätte die grammatik des friesischen liefern sollen, hat aber nur die bibliographie beigesteuert. der stoff ist nach den hauptteilen der grammatik angeordnet: vocalismus, consonantismus, conjugation, declination, innerhalb dieser hauptteile nach den dialecten. es ist also Grimms disposition, wenn auch nicht genau[1], nachgeahmt; ich zweifle, ob mit recht. Grimm wollte durch seine darstellung den identischen bau, den 'organismus' der germ. sprachen zur anschauung bringen, er hat keinen eigentlichen abschnitt, der vom urgermanischen handelt, sondern nur 'allgemeine vergleichungen' am schlusse der grofsen abschnitte. unser lehrbuch, das an erster stelle jenen gemeinsamen 'organismus' mit der formelsprache des urgermanischen schildert, hatte keine veranlassung, Grimm zu folgen. dem studierenden, der das buch von anfang bis zu ende durchlesen wollte, würde bald ein mühlrad im kopfe herumgehn, er wird besser tun, einen dialect nach dem andern zu studieren.

[1] bei Grimm folgt bekanntlich der consonantismus jedes einzelnen dialects auf seinen vocalismus.

war es aber die absicht, nicht blofs den einzelnen dialecten ihre historische grundlage zu geben, sondern durch ihre nebeneinanderstellung gewissermafsen die bausteine zu zeigen, mit denen die urgerm. grammatik ihr gebäude aufführt, so hätte es sich empfohlen, in der weise Brugmanns zu verfahren und die einzelnen laute usw. durch die dialecte zu verfolgen.

Eine gewisse gleichmäfsigkeit der anordnung ist in der darstellung der einzelnen dialecte angestrebt; doch macht sich mitunter die mehrheit der verfasser bemerkbar. vermisst hab ich in der lautlehre namentlich eine zusammenhängende erörterung der auslautgesetze, die notwendig ist, um die unterscheidung gestofsener und geschleifter länge in unbetonter silbe zu begründen. Bethge hat die auslautgesetze im urgerm. teil nicht näher behandelt, weil sie einzelsprachlich sind, dafür bespricht er wenigstens ausführlich die schicksale der unbetonten vocale im got. und altn.; aber Schlüter begnügt sich, die im überlieferten alts. erscheinenden endvocale aufzuzählen mit angabe der formkategorien, denen sie zukommen. bei ihm wie bei Dieter sucht man vergeblich nach der unterscheidung der beiden arten von längen, und Hartmann erklärt, eine eingehnde darlegung 'an dieser stelle', nämlich in der lautlehre, wo sie doch hingehört, würde nur verwirren. um etwas einigermafsen zusammenhängendes über die schicksale unbetonter vocale zu erfahren, muss man zur flexionslehre greifen, wo Bethge im urgerm. teil, so gut es eben gieng, die lücke der lautlehre verstopft hat.

Mit citaten sind Hartmann und Bethge ziemlich karg. sie haben offenbar das bestreben gehabt, den text von litteraturangaben zu entlasten und diese womöglich in die bibliographie zu verweisen. ich glaube nicht, dass dies von vorteil war[1]. der dogmatische ton, in den jedes lehrbuch gern verfällt, wird dadurch bedeutend gesteigert. und doch ist es wichtig, dass der lernende von anfang an vor der empfindung bewahrt werde, dass unsere lehrsätze auf eingebung von oben beruhen. es ist von viel gröfserer bedeutung, dass er einblick gewinne in die art, wie man zu wissenschaftlichen lehrsätzen kommt, als dass er gedächtnismäfsig die resultate der neuesten forschung aufnehme, die vielleicht zwei jahre später schon 'veraltet' sind. ein fall ist mir besonders charakteristisch erschienen. § 31 (s. 37) meint Bethge: 'nur über die qualität des accents haupttoniger silben (scil. im altn.) wissen wir etwas', und nun wird gesagt, welche silben stark geschnittenen, welche schwach geschnittenen, welche geschleiften ton haben. woher wir das alles wissen, wird an dieser stelle nicht gesagt; nur wenn er sehr findig ist, kann der lernende aus der anm. 2 des § 47, auf den verwiesen wird, und aus § 142[b] ungefähr eine ahnung — mehr nicht — bekommen, was für

[1] ich muss jedoch hervorheben, dass im zweiten halbband Bethge mehr litteraturnachweise hat als im ersten.

gründe für die aufstellung der regeln mafsgebend waren. nun beruhen diese regeln ganz auf Noreen, Pauls Grundriss I[1] 457 (§ 52 I 3, anm.). zu begründen versucht hat Noreen seine theorie Arkiv f. nord. fil. 6, 319 ff. gleich im folgenden band des Arkiv hat sie Kock ausführlich widerlegt, und in der 2 auflage des Grundrisses hat sie Noreen nicht mehr widerholt. nun weifs ich nicht: wissen wir jetzt nichts mehr oder doch nicht mehr dasselbe über jene accentqualitäten? oder ist Bethge von Kocks artikel, den er kennen muste oder doch sollte, nicht überzeugt worden? ein kurzes citat würde uns aufklären und dem studierenden die bildung eines eigenen urteils ermöglichen.

Ich sage durchaus nicht, dass B. es immer so macht. namentlich wo er eigenes bringt, lässt er es an ausführlicher begründung seiner thesen nicht fehlen, und man folgt mit vergnügen seinen scharfsinnigen schlüssen, auch wo man mit ihrem inhalt nicht einverstanden ist. jeder billige beurteiler wird an Bethge die präcision, die klarheit und das durchdachte der darstellung anerkennen; er ist auf jeden einwand gefasst und innere widersprüche wird man ihm nicht leicht nachweisen können[1]. interessant sind seine auseinandersetzungen über $\bar{e}_2$. der unterschied zwischen $\bar{e}_1$ und $\bar{e}_2$, meint B., kann nicht in der qualität (geschlossen und offen) bestehn, denn im got. wird für beide laute *e* geschrieben, und *e* bezeichnet im got. immer einen geschlossenen laut. nun ist im got., entgegen der gemeinen annahme, $\bar{e}_2$ mit $\bar{e}_1$ nicht in der sprache zusammengefallen: nur für $\bar{e}_1$ wird auch *ei* neben *e* gesetzt, nicht für $\bar{e}_2$. *ƕe, þe, swē, (un)te,* die nach ausweis der got. orthographie, zt. auch nach dem zeugnis des altn. (*hvé, þvé*), $\bar{e}_2$ haben, gehn auf idg. instrumentale mit schleifton, *$q\tilde{e}$, *$t\tilde{e}$, *$su\tilde{e}$, *$d\tilde{e}$ zurück, dazu kommt, dass $\bar{e}_2$ sonst aus *ēi* contrahiert ist und die ahd. diphthongierung auf zweigipflige betonung zurückweist; daraus folgt, dass $\bar{e}_2$ geschleifte, $\bar{e}_1$ gestofsene länge ist. aber widerspricht dem nicht, dass im gen. pl. im got. neben -*ē* hin und wider auch -*ei* geschrieben wird, ebenso in den adv. auf -*dre*, obwol beide formkategorien ursprüngliche geschleifte ultima hatten? nein. denn nach den auslautgesetzen wurde unbetonte dreimorige länge um eine more gekürzt, dh. $\bar{e}_2$ wurde

[1] nicht im einklang mit Bethges sonstiger besonnenheit steht die § 127, 1 anm. gegebene erklärung für das fehlen des nominativ-*s* nach *r* bei gewissen wörtern im got. hier sollen die verwantschaftsnamen eingewürkt haben, bei den pronominaladj. durch die häufige verbindung und formelle ähnlichkeit (*fadar unsar*), bei *wair, baur, stiur* infolge der prägnant geschlechtlichen bedeutung dieser wörter. ganz abgesehen von allem andern muss man doch fragen, wie die prägnant geschlechtliche bedeutung der flexion von *fadar* und *broþar* empfunden werden konnte, da doch *dauhtar* und *swistar* gerade so gehen. auch ist es sehr mislich, anzunehmen, dass das in unsern texten nur einmal (was kein zufall sein kann) belegte *fadar* bestandteil einer häufigen formel gewesen ist, und wie oft hat man wol *ƕaþar broþar, anþar fadar* gesagt?

zu $\bar{e}_1$. da nun aber *unte* niemals *ei* hat, folgt weiter, dass dieses wort im got. den accent auf der ultima trug.

Hier hängt ein glied der kette in dem andern; wird aber auch das metall dem hammer der kritik stand leisten? zunächst, woher wissen wir, dass im got. *e* unter allen umständen einen geschlossenen laut bezeichnet? zunächst durch seinen spätern übergang zu *ei*. aber an diesem hat nun gerade nach B. $\bar{e}_2$ nicht teilgenommen. dann kann man sich darauf berufen, dass offenes $\bar{e}$ im got. durch *ai* bezeichnet wird. aber sind denn offen und geschlossen nicht blofs relative ausdrücke, kann das got. nicht ebensogut drei *e*-laute gehabt haben, wie heutige alem. mundarten, und kann es die dreiheit des lautes nicht ebensogut durch eine zweiheit des buchstabens widergegeben haben, wie das obd. des mittelalters? (*æ* = *ā*, *e* = *ē* und *ę*?) nur das könnte man gegen die geltung des $\bar{e}_2$ im got. als mittleres *e* einwenden, dass $\bar{e}_1$ auf dem weg vom offenen $\bar{e}$ zum $\bar{\imath}$ dieses mittlere $\bar{e}$ mitgenommen haben würde. aber dieser einwand ist nicht beweiskräftig, da sich die beiden $\bar{e}$ aufser durch die verschiedene erhebung des zungenrückens (in welchem sinne ich die ausdrücke offen und geschlossen gebrauche) durch die art der zungenarticulation unterschieden haben könnten, vgl. Möller Z. ahd. allitterationspoesie s. 68. ferner: ebenso wie $\bar{e}_2$ wird auch $\bar{o}$ im ahd. diphthongiert. B. hat dies nicht übersehen. § 11 anm. heifst es: 'über die auffällige tatsache, dass geschleiftes $\tilde{o}$ mit gestofsenem $\bar{o}$ im germ. anscheinend zusammenfiel, geschleiftes $\tilde{e}$ aber von gestofsenem $\bar{e}$ geschieden blieb, s. § 4 anm. 1'. und dort erfahren wir: 'dass ebenso auch in betonter silbe ein unterschied von $\bar{o}$ . . und $\tilde{o}$ . . bestanden hat, ist sehr wahrscheinlich; das vorhandensein von $\tilde{o}$ wird durch die ahd. diphthongierung > *oa* > *ua* > *uo* vorausgesetzt; im ahd. ist $\tilde{o}$, in den übrigen mundarten $\bar{o}$ (vielleicht nur scheinbar) verallgemeinert'. lassen wir die übrigen mundarten bei seite. was das ahd. betrifft, so haben wir, wenn wir statt der sprache des dogmatischen lehrbuchs die sprache der untersuchung anwenden, zu sagen: jedes germ. $\bar{o}$ in betonter silbe wird ahd. diphthongiert. nur ein kleiner teil dieser $\bar{o}$ war idg. circumflectiert. setzt nun die diphthongierung würklich zweigipflige betonung voraus, so müssen die vielen gestofsenen $\bar{o}$ spontan im ahd. schleifton angenommen haben. daraus folgt aber, dass der durch die diphthongierung vorausgesetzte schleifton der $\bar{e}_2$ nicht in gemeingerm. zeit zurückzugehn braucht; sie können ihn ebenso erst im ahd. erhalten haben, wie die gestofsenen $\bar{o}$. endlich ist der ansatz von **qẽ* usw. als grundformen von *hve* usw. nicht sicher. es gibt allerdings anzeichen dafür, dass der instrumental circumflectiert war, aber daneben gab es im lebendigen paradigma gestofsene formen; B. selbst führt *daga, tagu* auf instrumentale zurück § 314, II 1, was nach seinen auslautgesetzen bei annahme von geschleifter

ultima nicht möglich wäre, setzt übrigens § 323, 2° *tē, qē* (nicht *tẽ, qẽ*) an.

Beachtenswert sind auch B.s ausführungen über die absolute chronologie der germ. lautverschiebung s. 176f, in denen er sich mit Hirt Beitr. 23, 321f berührt. es ist ihm zuzugeben, dass *h* in **Walhōz, hænep* auf lautsubstitution beruhen kann; aber wenn er für die durchführung der lautverschiebung den zeitraum eines halben jahrtausends in anspruch nimmt, weil die einzelnen acte der lautverschiebung von einander unabhängig und daher kaum alsbald auf einander gefolgt seien und ihre verbreitung über das germ. sprachgebiet mindestens die dauer von zwei bis drei generationen in anspruch genommen haben müsse, so werden wir uns doch die frage erlauben, ob wir denn schon soweit sind, dass wir sagen können, welchen zeitraum eine sprachveränderung braucht und mit welcher geschwindigkeit sprachveränderungen auf einander folgen. und wenn uns B. damit schrecken will, dass, wenn sich alle verschiebungsacte in 150 jahren zusammendrängten, dann urgroſseltern und urenkel sich nicht hätten unterhalten können, so werden wir auf die bekannte tatsache hinweisen, dass kleine kinder in der regel von ihren angehörigen ganz gut verstanden werden, obwol sie die sprache mehr entstellen, als beide lautverschiebungen zusammen.

Ich möchte noch ein paar dinge von allgemeinerem interesse zur sprache bringen. B. nennt idg. *i̯, u̯* und ihre got. entsprechungen spiranten, von *ʒ* und *ƀ* hätten sie sich durch geringere reibeenge unterschieden. s. 197 wird gesagt, dass got. *w* dem *u* sehr nahe stand, und nach s. 215 ist urgerm. *w* etwa wie engl. *w* zu sprechen. aber ein spirant, der sich von *ƀ* durch noch so geringe reibeenge unterscheidet, ist deshalb nicht *u*-ähnlich und beim engl. *w* ist höchstens streitig, ob es reiner halbvocal ist oder mit einem reibegeräusch versetzt, aber das ist sicher, dass die zunge activ articuliert, was beim gewöhnlichen lab. spiranten nicht der fall ist. durch erweiterung der reibeenge kann man aus einem *j* ein *i* machen, aber niemals aus einem deutschen *w* oder frz. *v* ein *u*. doch lassen wir die phonetik bei seite. gründe dafür, dass *j, w* nicht als halbvocale anzusetzen sind, werden nur beim got. gegeben : weil *j* in got. wörtern nie mit *i*, *w* nie mit *u* verwechselt werde und Wulfila überhaupt besondere schriftzeichen für sie nötig hielt, so folge daraus, dass *j, w* spiranten waren. es ist dies ein beispiel für die so vielfach in grammatiken beliebte buchstabeninterpretation. dabei wird vorausgesetzt, dass der phonetiker Wulfila erkennen muste, dass *i̯* und *u̯* dem wesen nach vocale waren; dass aber der phonetiker Wulfila doch schlieſslich auch erkennen muste, dass *i̯* und *i*, *u̯* und *u* nicht identisch sind, wird nicht bedacht. nun in wahrheit hat Wulfila nicht für uns germanisten gearbeitet, sondern für seine Goten, und nicht phonetik wollte er lehren, sondern,

wie es jede gute praktische orthographie tun muss, klare schriftbilder schaffen. hätte Wulfila für *i* und *j*, *u* und *w* je ein zeichen gebraucht, so hätte er die anlaute *iu* und *ju* nicht unterscheiden können, denn ï mit dem diäresezeichen hat ja die aufgabe, den wortanfang zu bezeichnen. ebenso hätten die anlaute *wl* und *ul*, *wr* und *ur* gleich geschrieben werden müssen, dieselbe buchstabengruppe hätte *walu* 'den stab' und *walw* 'wälzte' bedeutet, der verschiedene lautwert von *aua* und *awa* in *bauan* und *slawan* wäre aus der schrift nicht ersichtlich geworden, in *sunjus*, *uhtiugs* und *lasiws* hätte dasselbe buchstabenpaar *ju*, *iu* und *iw* vertreten müssen. wer orthographiegeschichtliche studien getrieben hat, weifs, dass Otfried sich bemüht hat, durch setzung von accenten die zweideutigkeit von *i* und *u* unschädlich zu machen, dass gewisse ahd. und mhd. hss. es vermeiden, vor *u*, *r* und *l* *u* = *f* zu setzen, nicht weil *f* kein halbvocal ist, denn vor andern buchstaben schreiben sie ja *u* dafür, sondern weil hier verlesungen möglich waren, dass diese regel von den orthographen des 15 und 16 jhs. geradezu ausgesprochen und mit der zweideutigkeit der verworfenen schreibung begründet wird, dass endlich bei der scheidung von *u* und *v*, *i* und *j*, die sich im 16 und 17 jh. in der schreibung des lat. und der vulgärsprachen durchgesetzt hat, nicht blofs der phonetische abstand der früher gleich geschriebenen laute, sondern auch das streben nach unzweideutigkeit des wortbildes mafsgebend war[1]. und Wulfila muste weit mehr als spätere verlesungen befürchten, denn das got. ist in continuo geschrieben, seine Goten waren nicht so geübt im lesen, dass sie sofort aus dem zusammenhang ein zweideutiges schriftbild hätten identificieren können, und endlich war die bibel zum vorlesen bestimmt, wobei irrtümer weit störender und weniger leicht corrigierbar sind, als beim stillen lesen. ich will ausdrücklich betonen, dass ich an meiner auffassung des got. *w* festhalte, aber mich bestimmen und bestimmten dazu andere gründe als die graphische trennung von *u*. ich möchte bei der gelegenheit bemerken, dass auch die auffassung des *q* als einfachen lautes nichts weniger als sicher ist. Wulfila kann, wie dies JGrimm annahm, *q* als abgekürzte schreibung für *kw* gebraucht haben; sie ist überall unzweideutig. im lat. ist das *u* nach *q* eigentlich ein luxus, weshalb auch lat. inschriften einfaches Q setzen. die transscription *Qartus* beweist gar nichts, denn wenn das got. den angeblichen einfachen laut des lat. *qu* nicht besafs, muste es notwendig die zunächstliegende lautverbindung substituieren. es ligt übrigens gar kein grund vor, dem lat. *qu* einen andern lautwert zuzuschreiben als seinem italienischen nachkommen; Meyer-Lübke verweist mich auch darauf, dass im toscanischen die secundäre laut-

[1] *uoluere* zb. kann *voluere* und *volvere*, *seruit seruit* und *servit* bedeuten.

verbindung *cu̯* ebenso behandelt wird, wie *qu* : *tacque* < *tacuit* wie *acqua* < *aquā*.

Etwas besser begründet ist die annahme, dass *ƕ* ein einfacher laut war. doch sind die dafür gewöhnlich vorgebrachten beweise auch nicht ganz zwingend. da ist zunächst die reduplication in *ƕaiƕop*. ebenso gut könnte man aber behaupten, dass *sk* im got. den einfachen laut *š* ausdrückt. und die unterscheidung von *ƕ* und *hw* in fällen wie *þairhwakandans* beweist bestenfalls nur, dass silbenanlautendes *ƕ* anders klang als silbenauslautendes *h* + silbenanlautendes *w*.

Das altsächsische hat einen bearbeiter gefunden, wie man sich ihn nur wünschen konnte. in Schlüter begrüfsen wir einen erprobten erforscher jener mundart, dessen 'Untersuchungen' wir schon zu lebhaftem danke verpflichtet waren. er schöpft aus der fülle des selbstgesammelten materials und versteht es, den schwankenden charakter der alts. sprachüberlieferung durch reichliche belege anschaulich zu machen. namentlich von der darstellung der sprache des Heliand gilt dies; die kleinern denkmäler scheinen mir in Holthausens elementarbuch ausführlicher behandelt. die sprachvergleichung freilich tritt bei Schlüter stark zurück. auf das einzelne will ich nicht näher eingehn; nur möcht ich bemerken, dass es doch gut gewesen wäre, bei den *i*-fem. nicht nur die anomalen, sondern auch die keineswegs sehr häufigen dem paradigma entsprechenden formen anzuführen und § 430 bei den pluralformen von *burg* doch lieber die zahlen sprechen zu lassen, statt die unbestimmten ausdrücke 'seltener' und 'öfter' einzuführen. auch möcht ich fragen, warum im paradigma der verba die part. auf *-nd* statt auf *-ndi* ausgehn und wie Schlüter denn dazu kam, die genitive *huggiandes, libbiandes* und *unquethandes* zu den subst. participien wie *hêleand* zu stellen; die beiden ersten formen stehn attributiv: Hel. 3673 *uuerodes . . . uuel huggiandes*; 3058. 5086 *libbiandes godes*, die letzte form erscheint in der verbindung *unquethandes so filo* 5661.

Hartmann hatte mit drei schwierigkeiten zu kämpfen. erstens ist das ahd. ein sehr spröder stoff, zweitens ist Braunes grammatik so vortrefflich, dass es nicht leicht ist, ihr eine selbständige arbeit von einigem wert an die seite zu setzen, drittens war H. auch nicht im entferntesten für seine aufgabe gerüstet. ich begreife nicht, woher ein mann den mut zu der ausarbeitung einer ahd. grammatik nehmen konnte, dessen leistungen auf diesem gebiet vorher in nichts bestanden, als in der abfassung einiger nicht immer verständiger referate im Jahresbericht f. germ. philologie. für H.s wissenschaftliche ausbildung war die teilnahme an dem Dieterschen handbuch nicht ohne nutzen: er hat in den jahren, die das erscheinen der beiden halbbände trennt, manches gelernt, manches, nicht alles, was er gebraucht hätte; aber berechtigte ihn das als lehrer aufzutreten? von der sicherheit, mit der sich

H. auf dem gebiet der ahd. philologie bewegt, gibt schon die bibliographische einleitung eine ahnung. H. hat es zuwege gebracht, Erdmanns Otfridsyntax zu vergessen! in demselben abschnitte lesen wir auch von Notker und seiner schule. § 90 wird von der einwürkung Notkers auf seine schüler gesprochen; man würde sich das in diesem zusammenhang gefallen lassen — das capitel handelt über schreibschulen — aber man wird genötigt anzunehmen, dass H. keine feine unterscheidung zwischen übersetzer- und schreibschule machen wollte, wenn man sieht, wie schlecht er sonst über Notker unterrichtet ist. so versichert er uns § 90, dass Notker den acut zur bezeichnung der tonsilbe und den circumflex zur bezeichnung der vocallänge und der diphthonge verwende. sehen wir von der ungeschickten formulierung ab: H. weifs offenbar nicht, dass die alten Notker-hss., von vereinzelten fehlern abgesehen, nur die diphthonge *îe* (*îa, îo*), *ûo* circumflectieren. § 95, 1 anm. erfahren wir, dass bei Notker *a, e, i* vor *h* mit folgendem vocal gedehnt werde, für *i* trete dann meist *ie*, für *u uo* ein. hier wird wieder eine eigentümlichkeit der späten psalmenhs. Notker zugeschrieben. noch ärger ist es, wenn § 101 4a) als Notkerische belege *blāz, blāzzin, plāz* (nebenbei bemerkt, für verkürzung des präfixes *ob-!!*) angeführt werden; alle drei stammen aus den glossen zu den psalmen (93, 2; 105, 25; 27, 2)! H. kennt eben von der speciallitteratur über Notker nur die dissertation der miss Wardale, die er vor ein paar jahren im Jahresbericht besprochen hat. es ist nicht blofs eine lücke seiner bibliographie, dass er Kelles arbeiten nicht verzeichnet. so ausgerüstet gieng er daran, eine ahd. grammatik zu schreiben. oder ersetzen vielleicht kenntnisse auf andern gebieten die mängel der philologischen gelehrsamkeit? als probe von H.s phonetischer weisheit erlaube ich mir folgende stelle ohne weitern commentar herzusetzen (s. 295): 'uvular war möglicherweise das in einigen seltenen fällen überlieferte, den hiatus zwischen zwei gleichen vocalen tilgende *r : uuolar abur* Ludwigslied. es bezeichnet also eigentlich nur den unvollständigen verschluss des kehlkopfs'. für H.s kenntnis der deutschen dialecte ist charakteristisch die behauptung (s. 294), dass 'im mitteldeutschen und wol in allen oberdeutschen dialecten' *b p; g k; d t* ganz zusammengefallen seien und als tonlose lenes mit ungleicher energie und ungleicher explosionsdauer je nach der zufälligen umgebung und dem affect des sprechenden hervorgebracht würden. ähnlich sei es mit dem unterschied von *f v; þ ð; s ſ; h g.* fast noch compromittierender ist die berichtigung, die — offenbar unter dem eindruck einer scharfen bemerkung Behaghels Litbl. 1899, 268 — im zweiten halbband s. 785 gegeben wird: *b p, g k, d t* seien zusammengefallen — soweit sie nicht affricaten oder spiranten geworden sind. im j. 1876 hat Wintelers bekanntes buch eine neue periode der dialectforschung begründet; der erste paragraph des

ersten capitels behandelt ausführlich die bedeutung von *fortis* und *lenis* für die charakteristik des schweizerischen vocalismus, einige jahre später hat Nagl eingehend über die hierher gehörigen erscheinungen des niederösterr. gehandelt, zahlreiche arbeiten über Schweizer maa. sind gefolgt, auch das buch von Schatz war schon vor dem Dieterschen handbuch erschienen — und im jahre 1900 weifs Hartmann nichts anderes zu sagen, als dass *b p, d t, g k* 'wol in allen oberdeutschen dialecten' zusammengefallen seien, soweit sie nicht spiranten oder affrikaten wurden! diese behauptung ist übrigens auch nicht für das ganze gebiet des md. richtig; aus Michels darstellung der mundart von Seifhennersdorf Beitr. 15, 36ff zb. hätte H. sehen können, dass in diesem dialect zwar stimmhafte geräuschlaute nur zwischen sonorlauten möglich und am (ursprünglichen) wortende nach sonorlaut und vor vocalischem anlaut geräuschlaute immer stimmhaft sind, dass aber im wortinlaut unter gleichen bedingungen wie stimmhafte auch stimmlose geräuschlaute vorkommen und dass diese doppelheit auf historischen bedingungen beruht; es heifst *krypĕ*, weil hier *pp*, aber *koube*, weil *b* zu grunde ligt, ebenso *mută*, aber *prūdă*, *sisĕ* (= süfs), aber *pīzĕ* (= böse) usw. hier sind also in der gleichen lautlichen umgebung die alten historischen unterschiede aufrecht geblieben. auch im schlesischen sind die öfters genannten lautpaare getrennt. und was im besondern *k* und *g* betrifft, so ist nur auf einem verhältnismäfsig kleinen gebiete zusammenfall im anlaut eingetreten, die hauptmasse der dialecte, auch diejenigen, die nicht spirans oder affricata für *k* haben, aspirieren diesen laut im anlaut vor vocalen. ebenso wie diesen hat H. auch andere vorwürfe Behaghels nicht verstanden. s. 145 hatte er behauptet, dass *æ* und *ê* streng im reime geschieden bleiben, jetzt berichtigt er : 'im reime der strengeren dichter'. so einfach ligen die tatsachen denn doch nicht! Behaghel hatte den ausdruck 'der im md. durchgedrungene abfall des auslautenden *n*' gerügt; s. 786 wird das geändert in : 'der abfall des auslautenden *n* unbetonter endsilben, den das heutige md. durchführt'; H. wuste also auch 1900 noch nicht, dass der *n*-schwund nur einem teil der md. mundarten eignet.

Mit der flexionslehre hat sich H. grofse mühe gegeben. er hat Graffs Sprachschatz und die Glossen fleifsig nachgeschlagen, er besternt die verba, bei denen nicht alle stammstufen belegt sind, er gibt statt der normalstufen die gerade belegten formen, er übersetzt alle st. verba, auch diejenigen, die im nhd. dieselbe bedeutung haben, wie im ahd., er ersetzt Braunes übersetzungen öfters durch andere, er fügt den verben, die im germ. ein *w* vor *r* hatten, dieses *w* in klammer bei, wenn er sich gerade daran erinnert (bei *rîzan* und *rehhan*, nicht bei *rîdan*, *intrihan* und *ringan*). das sei alles anerkannt, ebenso dass er es überhaupt ängstlich vermeidet, sich zu enge an Braune anzu-

schliefsen. Braune behandelt die *a-*, die *ja-* und die *wa-*stämme gesondert, fasst aber masculina und neutra zusammen; H. stellt die paradigmen der *a-*, *ja-*, *wa-*stämme nebeneinander, widmet aber den masculinis und den neutris verschiedene paragraphen. Braune gibt paradigmen für die einzelnen kleinen gruppen der consonantischen stämme; H. verweist für alle auf das paradigma *man*, dafür stellt er ein vollständiges paradigma der alten *u*-declination auf, während Braune blofs die einzelnen casus bespricht und nur die spätere declination tabellarisch gibt. Braune stellt bei den adj. und pronomina die im masc. und im neutr. gleichlautenden casus in die mitte der beiden verticalreihen; H. druckt die identischen formen zweimal, usw. oft ist diese betätigung der originalität ganz harmlos. aber bedenklich ist es schon, dass H. durch seine disposition veranlasst wird, bei der besprechung der *ja*-neutra zu sagen, wie der dativ pl. der *ja*-masculina in der regel lautet, noch bedenklicher, dass er, um nur ja von Braune abzuweichen, im paradigma der st. v. die formen des Isidor und des Tatian zusammenfasst. des Isidor und des Tatian! was ist die folge? da steht in der 3 pl. ind. praes. *grabant*, obwol für Tat. *-ent* charakteristisch ist. in der 1 pl. conj. praes., ind. und conj. praet. wird als hauptendung *-mês* angesetzt, obwol im Is. diese formen überhaupt unbelegt sind und *-mēs* als endung wenigstens im ind. praet. nach den schwachen formen auf *-dom* zu schliefsen, ganz unwahrscheinlich ist. gleichfalls keine geltung haben für Is. die eingeklammerten formen der 2 sg. auf *-st* und (*-amus*) in der 1 pl. ind. praes., sowie das *-ēn* der 1 pl. imp. und das (*-enne*) des gerundiums. natürlich widerstreitet auch das *-ndi* des ptcp. bei Is. der zusammenfassung mit der form des Tat. wol ganz unfreiwillig ist die originalität, kraft deren uns im paradigma für Otfrid die 1 sg. ind. praes. *ziuho*, im Notkerparadigma die formen *loufēt*, *loufet* (2 pl. imp.), *liufet*, *liufīt*, *liufi* (2 ind. prt.), *giloufen* aufgetischt werden. ich glaube wahrlich nicht, dass, wenn der studierende diese masse unrichtiger formen list, dies 'zur erweiterung seines blickes und vertiefung seines verständnisses beitragen' wird, wenigstens nicht auf dem gebiet der ahd. grammatik.

Soll ich noch mehr von der kunst der darstellung berichten, die es meisterhaft versteht, häufiges und seltenes, wichtiges und unwichtiges, sprachliches und graphisches in einen unentwirrbaren knäuel zusammenzuwickeln, von der disposition, die es zu stande bringt, über ahd. schrift beim vocalismus zu berichten oder den genuswechsel und die häufigkeit der instrumentalformen der adj. bei den subst. masc. *a*-stämmen zu besprechen, von den originellen anschauungen über lautwerte, bei denen das heuristische princip war, es nur ja anders zu machen, wie die andern, von den zahlreichen irrtümern im einzelnen? ich verzichte darauf. ich will nicht bei dem leser dieser anzeige das gefühl hervorrufen, das

mich nach der lectüre des Hartmannschen beitrags erfasste : kostbare zeit mit nichtigem vergeudet zu haben.

Wien, juni 1901. M. H. Jellinek.

Die syntax in den werken Alfreds des Grofsen. von dr J. Ernst Wülfing. I hauptteil : die syntax der einzelnen wortclassen. Bonn, PHansteins verlag. I teil 1894. XVI u. 491 ss.; II teils 1 hälfte 1897; II teils 2 hälfte 1901. IV u. 712 ss. — zusammen 35 m.

Das vorliegende werk ist bereits in verschiedenen fachzeitschriften beurteilt worden. allgemein wird an ihm die reichhaltigkeit des gesammelten materials gelobt. diesem lobe müssen auch wir uns anschliefsen. das werk ist, so wie es vorligt, das ergebnis einer von ernster lust und liebe zum gegenstande geleiteten sorgfalt, eines geradezu erstaunlichen fleifses, und es stellt demgemäfs eine wahrhaft unerschöpfliche fundgrube von gesammeltem stoffe zu syntaktischer verarbeitung dar. die verarbeitung verspricht der vf. in dem zweiten hauptteile seines buches selbst zu liefern. bevor dieser teil, die syntax des satzes, vorligt, ist es eigentlich verfrüht, eine recension der arbeit zu schreiben, denn ein abschliefsendes urteil zu geben ist annoch unmöglich und auch deshalb schon bedenklich, weil der beurteiler gar leicht und gegen seinen besten willen dem vf. unrecht tun könnte.

Was wir nämlich von dem buche in den händen haben, ist nicht frei von ernsten bedenken. recensent, der für W.s fleifs eine an bewunderung grenzende anerkennung hegt und den hohen wert des riesenhaften materials richtig abzuschätzen vermeint, kann nicht umhin, von vornherein seine überzeugung auszusprechen, dass die ganze anlage des werkes verfehlt ist, dh. 'das von W. angewante, vielfach angegriffene, aber doch bewährte schema' (s. seine Einl. XV), nämlich die trennung der 'syntax der einzelnen satzteile' von der 'syntax des satzes' ist zu verwerfen. sie lässt sich eben nicht durchführen, und auch W. hat sie nicht durchgeführt. er sagt selbst (Einl. s. XV), dass er 'bei den einzelnen casus auch die verschiedenen eigenschafts- und zeitwörter behandelt, die mit diesen casus verbunden vorkommen'. das durchbricht bereits das schema, und es ist auch sonst oft durchbrochen. die satzteile leben nur im satze, und vom satze muss man ausgehn, wenn man die syntaktische geltung seiner teile richtig erfassen will. es mag gerne zugegeben werden, dass auch die durchführung der syntax rein nur als satzsyntax nicht möglich ist, weil auch sie zu einseitig wäre; aber man muss eben deshalb beide standpuncte nach möglichkeit zu verbinden trachten und kann es auch, weil man auch vom satze als ganzen ausgehend notgedrungen in die separatistische betrachtung seiner teile hineingerät. einzelne abschnitte vertragen übrigens die getrennte behandlung recht gut, wie zb. die präpositionen, deren darstellung deshalb auch in W.s buche — um es gleich voraus

zu sagen — die gelungenste partie ausmacht. aber sonst wird man leicht verleitet, wie es auch W. geschehen ist, einesteils gar viel mit aufzunehmen, was nicht der syntax, sondern der wortlehre und dem lexikon angehört (wie zb. seine zahlwörter und verbalformen), andernteils viel vorwegzunehmen, was erst in den II hauptteil hineingehört (zb. seine modi in haupt- und nebensätzen), endlich viel zusammengehöriges zu zersplittern (zb. in der casuslehre) und nebenbei — was freilich weniger wigt — die erörterung mit einem ballast von verweisungen nach vorn und auch nach rückwärts zu verunstalten.

In der einleitung gibt W. die art der entstehung seines werkes an, erörtert dann die abhängigkeit der sprache Alfreds von seinen lateinischen vorlagen und ergeht sich — vielleicht etwas zu breit — über die reihenfolge seiner übersetzungen und über die frage, inwieweit dieselben Alfred persönlich beizulegen sind; er nennt weiter die benutzten ausgaben und gibt notizen über die einrichtung seines werkes; darauf folgen : eine sehr eingehnde inhaltsangabe, litteraturverzeichnisse, endlich listen von abkürzungen, von druckfehlern und nachträgen. vor jedem wichtigeren absatze der arbeit bietet W. übrigens von neuem litteraturangaben.

Im ersten abschnitt der syntax wird nun das hauptwort behandelt, und zwar in der ersten abteilung die einzelnen casus. schon das erste capitel — über den nominativ — zeigt drastisch das verfehlte des 'schemas'. der nominativ ist casus des subjects; aber es erscheinen doch nicht blofs hauptwörter[1] im subjecte, sondern auch andere redeteile, vor allem fürwörter; die fallen hier gänzlich aus. und weiter : der nominativ ist auch prädicatscasus bei *béon* und bei intransitiven und passiven zeitwörtern; aber das gehört in die syntax des satzes. darauf muss nach vorn in den II hauptteil verwiesen werden! das ist doch eine unerträgliche zersplitterung von offenbar zusammengehörigen sachen.

Im zweiten capitel kommt der genitiv an die reihe, und zwar A. bei adjectiven (im positiv), B. beim comparativ, C. bei verben, hier entweder allein oder neben dem dativ oder accus., D. bei substantiven; endlich E. der adverbiale genitiv. eigenschaftswörter und zeitwörter sind nach ihrer mehr oder weniger verwanten bedeutung in gruppen geschieden, bei hauptwörtern ist die teilung nach der qualität des genitivs durchgeführt (subject-objects-genitiv, qualitativus, partitivus). darin ligt eine kleine inconsequenz; denn auch bei adjectiven und verben könnte man nach der qualität des genitivs teilen, und viele getrennte erscheinungen würden dann zusammenfallen, zb. der genitivus memoriae, copiae, separativus bei adject. und bei verben. auch die grup-

[1] W. vermeidet absichtlich viele der hergebrachten lateinischen benennungen der grammatik, ist aber ganz inconsequent darin; doch das ist unbedeutende nebensache.

pierung im einzelnen ist nicht immer auf den ersten blick einleuchtend. so sind zb. § 3 unter den adject. der fülle und leere auch *earm*, *héan* angeführt, bei denen der genit. eher als limitativus angesehen werden kann, denn als gen. copiae; oder *clǣne* (cf. auch § 41 das verbum *geclǣnsian!*), *nacod*, *sicor*, wo die genitive eher separativ aufzufassen sind. — § 13 (verba der mündlichen äufserung) : bei *gemyndgian*, *gemyn(e)gian* ist der genit. ein objectivus memoriae, bei *bodian*, *gilpan*, *wuldrian* ein genitivus causae; § 14 : das verb *gesugian*, *(ge)swigian* ist kein verbum geistiger tätigkeit, sondern gehört ex contrario zu den verben der äufserung. doch das sind sachen, die in das gebiet der subjectiven auffassung gehören, die in der syntax überall ein gewichtiges wort mitspricht. von etwas gröfserem gewicht ist, dass (§ 16) die verba des berührens, sich näherns gewis nur unpassend mit denen des empfangens, erwerbens, besitzens zusammengruppiert sind; ebenso (§ 19) die des geniefsens, gebrauchens mit denen des bedürfens! bei vielen der genitivischen verben findet sich übrigens auch der accus. mit dem unterschiede, dass der genitiv nur die unvollständige bewältigung des objects bezeichnet, der accus. die vollständige. W. erwähnt oft die tatsache, dass ein verbum auch mit dem accus. verbunden wird, aber nie den so naheliegenden grund, wie er sich überhaupt auf die constatierung der tatsachen beschränkt, ohne sich auf eine tiefere erforschung ihrer gründe einzulassen. dementgegen gibt er ziemlich häufig besprechungen schwierigerer stellen, in deren erklärung er sich meist vorteilhaft von seinen vorgängern unterscheidet. — innerhalb der einzelnen gruppen sind die verba in alphabetischer folge angeordnet, aber es geht entschieden zu weit, wenn dadurch präfigierte verba von den einfachen getrennt werden (wie zb. *geearnian* von *earnian*, *gehrīnan* von *hrīnan*, *geþencean* von *dencean*; *beþurfan* von *durfan* usf.) — als folgen des verfehlten 'schemas' ergeben sich die massenhaften verweisungen in § 46 d, e — und namentlich drastisch wider die des temporalen *þæs* (im § 52 b zum § 260), das doch principiell völlig mit *dæges*, *nihtes* (52 a) übereinstimmt.

In gleichen bahnen bewegt sich die sodann folgende behandlung des dativs, uzw. A. bei adjectiven, B. beim comparativ, C. bei verben, D. bei substantiven; E. der adverbiale dativ, F. der absolute dativ. adjectiva und verba sind wider gruppiert und abermals liefsen sich hie und da kleine ausstellungen machen, zb. zum § 55, dass der dativ bei den ausdrücken der liebe, geneigtheit, treue usw. kein dat. commodi incommodi ist, sondern einfach ein dativ der betroffenen person; zum § 57, dass bei *gelīc* kein sociativ angenommen werden kann, dass die fälle des angenommenen sociativs gut hätten zusammengestellt werden können und nicht unter verschiedene puncte versplittert werden sollen; dass die gruppierung auch sonst hie und da nicht ein-

wandfrei ist; dass die rein alphabetische anordnung, die sogar präfigierte formen von den einfachen trennt, viel zu äufserlich und mechanisch ist; dass die aufzählung der verben mit dem accus. der sache und dem dativ der person ohne jeden versuch einer gruppierung (§ 78, s. 110—133) gar zu eintönig würkt und zu sehr an das lexikon erinnert udglm.; aber auch hier gilt wider der hinweis auf die berechtigung subjectiver anschauungen, und ernstere fehlgriffe liegen doch auch nirgends vor. verweisungen nach vorn und rückwärts wimmeln selbstverständlich hier wie sonst überall im buche und besonders drastisch ist wider § 79, wo es heifst : 'über den reflexiven dativ werde ich beim zeitworte handeln', während doch auch hier schon 56 seiten auf die behandlung des 'dativs bei zeitwörtern' aufgewendet sind und sich sonach auch die reflexiven dative bei zeitwörtern hätten bequem anschliefsen lassen.

Das capitel über den accusativ beginnt mit einer ebenso drastischen verweisung : § 96 A. acc. als prädicatsnomen : 'vom prädicatsnomen werde ich im zweiten hauptteile handeln'. und dann folgt im buche, was man wol ohne übertreibung als die ödeste partie desselben bezeichnen darf : eine 114 seiten einnehmende aufzählung der verba, die bei Alfred den accus. allein bei sich haben, ohne versuch einer gruppierung, rein nur nach der buchstabenfolge, die präfigierten formen selbstverständlich von den einfachen getrennt (paragraphiert ist immer dort, wo ein neuer buchstabe anhebt). eine solche mühe auf ein rein mechanisches resultat hinauslaufend! aufgenommen sind übrigens auch verba, die nicht den accus. allein bei sich haben, sondern auch solche mit dem dativ der person (zb. *gaderian*), oder dem genitiv der sache (zb. *gemyndgian*), oder mit einem präpositionalcasus (zb. *gedcsian*) usf. gleich der folgende § 117 über den doppelten accusativ bietet wider eine verweisung auf den II hauptteil, wo erst die prädicativen accusative zur besprechung gelangen und wider eine rein äufserliche aufzählung der verba mit doppeltem (persönlichem und sachlichem) objecte, obzwar ihre teilung in zwei gruppen (vv. dicendi und vv. afficiendi) klar in die augen springt. und obgleich in der eben erwähnten ermüdend eintönigen liste der objectiven verba gar manche mit aufgenommen sind, die neben dem accus. auch einen andern casus zu sich nehmen, so wird doch wider eigens auf die verba zurückverwiesen, die den accus. der person und genit. des sache (§ 35—42) oder neben dem accus. auch einen dativ haben (§ 78); erst diejenigen, die neben dem accus. einen instrumental verlangen, werden wider (§ 118) aufgezählt und richtig in ablativische und eigentlich instrumentale gruppiert. hier wäre auch der platz gewesen, vom accus. c. infinitivo zu sprechen, da doch der infinitiv nur als ein zweiter objectscasus aufgefasst werden muss; aber diesen verspricht W., nachdem er früher noch den adverbialen gebrauch

des accus. erörtert (§ 119—121) erst beim zeitworte vorzunehmen. es folgt sodann der vocativ und der instrumentalis, und als zweite und letzte abteilung des abschnitts über das hauptwort eine kurze partie über den 'gebrauch von einzahl und mehrzahl'. diese beginnt wider mit einer vertröstung nach vorn : 'über die übereinstimmung oder nichtübereinstimmung der zeitwörter mit dem hauptworte werde ich an anderer stelle handeln', und beschränkt sich hier auf die wenigen fälle, wo statt der einzahl die mehrzahl gebraucht wird. überraschend ist unter die 'hauptwörter' sub 5 (s. 277) auch *we* statt *ic* hereingeraten. die gleiche natur ist eben stärker als die kunst des starren schemas.

Der zweite abschnitt des werkes erörtert in zwei abteilungen setzung und nichtsetzung des bestimmten und unbestimmten artikels bei Alfred, wobei nur das zu erwähnen ist, dass die division und subdivision des stoffs manchmal vielleicht zu weit geht. so konnten zb. personen- und völkernamen leicht zusammengenommen werden und § 134 mit 137, § 138 mit 135 und 136 zusammenfallen; ebenso sind fluss-, meer- und bergnamen unnötigerweise von länder-, städte- und andern ortsnamen getrennt. über den artikel beim substantivierten eigenschaftsworte wird auf spätere paragraphen des buches verwiesen. diese gehören bereits dem dritten abschnitte an, der vom eigenschaftswort handelt und zunächst die fälle anführt, in denen adjectiva uzw. mit und ohne artikel als hauptwörter auftreten. ganz äufserlich und nichts besagend ist hier die trennung der adjectiva nach den steigerungsstufen; sehr wenig gewicht hat auch die unterscheidung der bezeichnung von appellativen einerseits und derjenigen von abstracten und neutralen begriffen anderseits. die sämtlichen 'übrigen syntaktischen verwendungen des eigenschaftswortes' werden mit verweisungen nach rückwärts (das adject. mit einem abhängigen hauptworte) und nach vorn (das adject. als attribut beim substantiv, und das adject. im prädicat) (s. 298) abgetan.

Der vierte abschnitt behandelt die zahlwörter; in der ersten abteilung die grundzahlen meist in einfacher aufzählung der belegstellen. hier ist jedoch § 166 über *ân* als prädicative bestimmung gegen das schema eingedrungen, denn die prädicativen bestimmungen sollen erst im II hauptteil an die reihe kommen. ebenso einfache aufzählungen der belege bietet die zweite abteilung über die ordnungszahlen und die dritte über die 'übrigen zahlarten', und die ganze partie über die numeralia gehört eher der wortlehre als der syntax an.

Viel interessanter ist die darstellung des gebrauchs der fürwörter im fünften abschnitte. so fesseln gleich in der ersten abteilung die setzung und nichtsetzung des persönlichen fürworts als alleinigen subjects beim indicativ und namentlich auch mit oder ohne vocativ beim imperativ des zeitworts; das fehlen des

pronominalen objects; die setzung des pronomens neben anderem substantivischem subjecte entweder unmittelbar, oder epanaleptisch nach einem oder mehreren trennenden satzgliedern, oder auch proleptisch vor denselben; die setzung des epanaleptischen pronomens auch neben einem objectssubstantiv; *hit* bei unpersönlichen zeitwörtern; das epanaleptische *hit* bei subjecten anderen geschlechts — und alles das ist würkliche syntax, keine wortlehre. eine verweisung muss sich vf. freilich auch hier vergönnen : die unpersönlichen verba ohne *hit* hat er zehn paragraphen früher vorweggenommen. — § 238ª, der die 'würklichen' genitive des pronom. personale behandelt, so weit sie nicht possessiv sind, greift in die casuslehre zurück. dafür ist in § 239 die 'verstärkung' des persönl. fürworts durch *self* und namentlich die entstehung von *himself* sehr am platze und würklich sehr anschaulich zur darstellung gebracht. die fälle der epanalepsis, die sub 10 aa. angeführt sind, hätten eine eigene paragraphierung (β) verdient. ebenso gelungen sind die weiteren partien über die reflexiva, reciproca, possessiva, demonstrativa, relativa, interrogativa und indefinita. nur ganz unbedeutende kleinigkeiten wollen wir hier ausstellen : die division und subdivision der possessiva nach der 1. 2 und dann der 3 person im § 245, 246 ist überflüssig; die erörterung der stellung des possessivs in § 247—250 ergibt nur das resultat, dass dieselbe ganz frei war, was mit ebensoviel worten und vielleicht mit einigen markanten belegen hätte abgetan werden können. — in § 255 und dann wider in 275ᵇ, 278 u. s. hätte die erwähnung des herkömmlichen ausdrucks 'correlation' das verständnis sehr gefördert. — in der anm. 1 zu § 255 wird bei einem falle eines ganz deutlichen genitivus qualitatis (Be. 520. 34 *se de lifigende . . . dæs hades* = 'is qui superest consors eiusdem gradus') auf den schein eines partitivus hingewiesen. — in § 258. 2f werden fragesätze als eigene art neben subject- und objectsätzen angeführt, während die frage doch nur die form, nicht das wesen des satzes betrifft, der immer doch nur ein subject- oder objectsatz ist. — in § 260 werden einige adverbialen redensarten resp. conjunctionen, die aus dem neutrum *dæt* entstanden sind, vorgeführt, andere jedoch in spätere paragraphen über die adverbien und conjunctionen verwiesen. aufser der frappierenden ungleichheit der behandlung ganz gleichartiger sachen ist dabei noch zu erwähnen, dass im capitel über die conjunctionen aufser der blofsen nennung (ohne belege) nichts darüber enthalten ist. — von *ilc* heifst es an der spitze des § 263, dass es immer mit dem artikel (resp. demonstrativ), und in schwacher form erscheint, und doch steht in den überschriften immer *ilc!* — in § 265 wird *dyslic* auch wo es als prädicatsnomen erscheint, behandelt (übrigens in sehr interessanten constructionen und nicht als hauptwort, wie W. meint, sondern adjectivisch, wie gleich im ersten belege Be. 514. 22 *donne dis*

tacen dyslic de tocumel), während doch die prädicatsnomina nach dem schema in den II hauptteil gehören. — bei *swelc* hätte im § 270, 271 (und dann in § 305, wo eine rückverweisung vorligt) wider das wort 'correlation' gute dienste geleistet. — in § 282 sind zwei sätze ganz verschiedener art zusammengeworfen : Br. 28. 10 *be eastan þæm lande is se wendelsæ, þe man hæt Adriaticum* — enthält einen attributivsatz, und das determinativ *se* ist bei *wendelsæ* vorhanden; Bo. 272. 21 *þæt du mæge þy bet gelyfan de ic þe . . . recce* ist ein nominalsatz, in dem das determinativ allerdings fehlt. — sehr interessante erscheinungen sind unter der aufschrift 'besondere bemerkungen über den syntactischen gebrauch der . . . relativen fürwörter' zusammengefasst, namentlich eigenheiten der congruenz. hier hätte die anwendung der herkömmlichen termini : synesis generis und numeri viel zur aufklärung beigetragen; und bei § 284 a. b. c und § 285 hätte nicht unerwähnt bleiben sollen, dass im germanischen das neutrum zugleich *γένος ἐπίκοινον* ist. aber W. zieht die andern germanischen dialecte nirgends zur vergleichung heran, auch wo die parallelen ganz naheliegen, wie zb. auch § 297 : *ic de, þu þe* und got. *ikei, þuei*. — undeutlich stilisiert ist § 302, obzwar die sache, um die es sich handelt, klar ist; unklar ist auch, was W. vor dem § 308 mit dem ausspruche besagen will, dass *hwa, hwæt* 'nur als hauptwort und prädicativ' vorkommt, es ist ja doch oft auch subject und object des satzes. im ganzen muss nur widerholt werden, dass der abschnitt über die fürwörter zu den besten partien des buches gehört.

Dies kann man nun aber nicht vom folgenden VI abschnitt behaupten, der vom zeitwort handelt und die erste hälfte des zweiten bandes füllt. schon der erste satz des ersten paragraphen (§ 376) frappiert durch seine geradezu unglaubliche fassung : 'es gibt begriffszeitwörter und hilfszeitwörter!' ja, sind denn die hilfszeitwörter nicht auch begriffszeitwörter? würklich widmet dann W. selbst in der betr. partie immer zunächst ihrer bedeutung als begriffswörter seine aufmerksamkeit! und weiter : 'zu den ersten gehören einerseits die transitiven und die reflexiven, anderseits die intransitiven und die unpersönlichen zeitwörter'; ja, sind *wesan, beon, weordan* nicht auch intransitiva? und *habban, don, cunnan, willan* usf., die alle unter die hilfszeitwörter subsumiert sind, nicht auch transitiva? und weiter : die transitiven und unpersönlichen zeitwörter werden mit rückverweisungen abgetan; aber 'eine aufzählung der intransitiven würde zu weit führen, gehört auch mehr ins gebiet des wörterbuchs'. nachdem jedoch die transitiven und unpersönlichen einer besprechung gewürdigt wurden, hätte man dieselbe auch den intransitiven angedeihen lassen sollen; sie würde nicht weiter führen als die 114 seiten der verba mit dem accusativ, und dem versuche einer gruppierung derselben liefse sich auch gar manches interessante würklich syntaktische moment abgewinnen. dass eine

nackte aufzählung mehr dem wörterbuche angehört, ist freilich richtig; aber dies gilt doch auch von den reflexiven zeitwörtern, die nun doch ganz lexikalisch aufgezählt werden mit der einzigen syntaktischen beimischung, dass sie in reflexiva mit dem accusativ, in solche mit dem dativ (und *sceamian* mit dem genitiv) gruppiert werden. unter den ersteren werden auch zeitwörter, 'die auch sonst transitiv vorkommen', unter den zweiten auch verba, 'bei denen der reflexive dativ ein dativus commodi ist', mitgezählt; beides sicher mit unrecht, denn ob das object eines transitiven verbs ein fremdes oder mit dem subjecte identisches ist, macht für die natur des zeitwortes keinen unterschied, es bleibt eben transitiv; und so ist es auch mit dem dativus commodi. ebenso ärmlich sind übrigens auch die hilfszeitwörter davongekommen; sie gelangen wol zunächst immer als begriffswörter zu ihren ehren, aber was da gesagt ist, ist reines lexikon; und gerade die function als hilfszeitwörter wird wenigstens bei *wesan, beon, weordan* und *habban* mit verweisungen abgetan (cf. § 382, 384—386 usf.). etwas besser ist es mit *willan* und den präteritopräsentien bestellt. — die periphrastischen formen des activs und passivs, deren erörterung man bei den hilfszeitwörtern erwarten sollte, lässt W. eigentümlicherweise erst in der zweiten und dritten abteilung unter den aufschriften : 'vom genus des zeitwortes', 'vom tempus des zeitwortes' folgen, und was er vorbringt, ist mit ausnahme der § 409. 410. 411 wider nur reine wortlehre. eigentümlich berührt es, dass unter die 'tempora' auch der I und II conditional[1] (§ 411 c. d, dann § 415) subsumiert sind.

Viel besser ist die vierte abteilung : vom modus des zeitwortes; das ist endlich wider einmal würklich syntax, und zwar satzsyntax. W. wird hier seinem schema untreu; die natur ist wider stärker als die kunst, und so geht er hier — ganz richtig — überall vom satze aus und gibt den gebrauch der modi bei Alfred im hauptsatze, dann in den verschiedenen arten von nebensätzen, uzw. wie sonst immer eingehend, erschöpfend, freilich auch nur immer einfach registrierend ohne versuch einer tiefergehnden erklärung, was sich namentlich bei den complicierteren sätzen und vor allem bei den hypothetischen perioden als empfindlicher mangel fühlbar macht. vielleicht folgen diese erklärungen im II hauptteile, in welchen ohnehin diese ganze partie hineingehört. mit der im buche vorliegenden einteilung der nebensätze wird man nicht übereinstimmen können. subject-, object- und prädicatsätze (= für prädicatsnomina) zu trennen, wie es hier geschieht, ist ganz überflüssig, sie sind alle in gleicher weise

[1] den ausdruck 'conditional', der für schulzwecke beim unterricht im modernen englisch recht praktisch sein mag, möcht ich in einer wissenschaftlichen syntax überhaupt nicht gebrauchen.

nominalsätze uzw. substantivsätze[1]. noch weniger berechtigt ist die ansetzung von fragesätzen als eigener kategorie, da die frage blofs die form ausmacht, nicht das wesen; auch die fragesätze sind sämtlich nominalsätze; und ebenso verhält es sich mit den relativsätzen, die ihrem wesen nach abermals nominalsätze sind, freilich entweder substantivische oder adjectivische; die relative einleitung bildet nur die form. W. weist den frage- und relativsätzen also mit unrecht ihre stellen erst hinter den adverbialsätzen an. doch das hat freilich kein besonderes gewicht, und auch den noch nachfolgenden kleinen bemerkungen will ref. keine beeinträchtigende bedeutung beilegen: die in der anmerkung zum § 416 angeführten *þæt*-sätze sind kaum als unabhängig anzusehen. W. selbst gibt eine andere ansicht über dieselben (§ 424 anm. 2): 'das regierende verbum ist überall hinzuzudenken', und das ist gewis das richtigere. dasselbe dürfte der fall sein mit den 'unabhängigen fragesätzen' (§ 422), in denen W. den conjunctiv gefunden hat: es dürfte ein regierendes verb zu ergänzen sein, obzwar der conjunctiv auch die erklärung als modus der bescheidenen, subjectiven äufserung zulässt. — an der spitze des § 417 heifst es, der conjunctiv stehe 'im folgesatze eines hypothetischen satzgefüges statt des conditionals' — ist der conditional kein conjunctiv? — § 425 über *uton* mit dem infinitiv als vertreter der 1 pl. imperativi gehört in die abteilung vom infinitiv (wo eine rückverweisuug dafür eintritt), uzw. umsomehr, als W. den würklichen imperativ mit rückverweisungen zum persönlichen fürwort abtut. — in dem interessanten belege (§ 425 anm. 4) So. 174. 12: *me þincđ nu þæt þe þince þæt þæt si ođer þæt man wite, ođer þæt man sođlicost wenđ* sieht W. keinen grund für den wechsel von indicativ und conjunctiv, weil er eben immer nur schematisch registriert; der psychologisch nüancierte übergang von dem als möglich hingestellten zu dem als tatsache gegebenen ist sonst sehr klar. — unter den objectsätzen führt W. § 428 und 429 auch solche nach intransitiven zeitwörtern an!! das kommt aber wider vom starren schematisieren, das transitiv nur solche verba nennt, die ein accusativobject verlangen; während in würklichkeit auch ein genitiv-, dativ- und präpositionalobject ein ganz gleichwertiges 'object' abgibt. — § 429 anm. 3. der imperativ nach *þæt* statt des conjunctivs nach *gemynan* (in zwei belegen: Be. 541. 34 *ac gemyne đu þ et đu đisne ele đe ic đe nu sylle send on đa sæ*, cf. Or. 242. 8) ist ein sehr interessantes herübergreifen alter parataxe in die spätere hypotaxe — vgl. das griechische *οἶσϑ' ὡς ποίησον*; Oid. Tyr. 543; böhm. *víš*

[1] W. selbst ist klassischer zeuge dafür. er sagt II 1 s. 77 in der anm. 1: hierher zu rechnen sind auch die sämtlichen durch *þæt* eingeleiteten überschriften ... da man vor ihnen ergänzen muss: 'hier wird erzählt (oder gezeigt), dass' ... wollte man aber 'hier erzähl (zeig) ich' ergänzen, so würden es objectsätze sein!

co udělej! — und keineswegs, wie W. mit Dietrich meint, ein beleg der möglichkeit directer vertretung des conjunctivs durch den imperativ. — die hypothetischen perioden weiſs W. nicht anders einzuteilen, als nach den einleitenden conjunctionen! (II 2 s. 127); nur für die conjunctivischen sätze deutet er durch seine überschriften der gruppen (§ 449 *α*, *β*, *γ*) wenigstens einigermaſsen doch den grund der conjunctive an. — die concessiven sätze von den hypothetischen zu trennen, war ganz unnötig; ebenso die comparativsätze der gleichheit von denen der ungleichheit, und die abhängigen fragesätze darnach, ob sie mit einem fragenden fürwort oder mit einem fragenden adverb eingeleitet sind.

In der fünften abteilung des abschnitts über das zeitwort kommt der infinitiv zur sprache, uzw. zunächst der 'reine' infinitiv (dh. der würkliche infinitiv ohne die präposition *to*), der, wie W. sagt, bei hilfszeitwörtern, bei transitiven, intransitiven und bei unpersönlichen zeitwörtern erscheint. diese einteilung ist offenbar wider ganz äuſserlich, und die hilfszeitwörter (*cunnan*, *willan* usw.) sind ganz überflüssiger weise von den transitiven abgetrennt (wol aber auch nur mit rückverweisungen abgetan). dann folgt eine aufzählung der transitiven verba, die den infinitiv allein, ferner derjenigen, die den acc. c. infinitivo zu sich nehmen. in diesem letzteren falle wird die subdivision darnach ausgeführt, ob der infinitiv activ oder passiv aufzufassen ist; dabei bleibt eine anzahl von fällen übrig, in denen das genus des infinitivs zweifelhaft ist. mit recht wird die construction als im ags. eigentlich selten und meist durch die lateinische vorlage veranlasst dargestellt. — für den infinitiv bei intransitiven zeitwörtern werden zwei kategorien aufgestellt: bei verben der bewegung und bei 'anderen'. bei den verben der bewegung bezeichnet der infin. meist den zweck, bei *cuman* zweimal auch die art und weise (Be. 619. 23 *ic com mid dy heafde and mid handa on done stan drifan*; Bo. 6. 9 *da com dær gan in to me heofencund wisdom*) (eigentlich bezeichnet hier der infinitiv das ergebnis des kommens!). die anderen verba sind sämtlich nur in dem sinne intransitiva, dass sie kein accusativobject zu sich nehmen, in würklichkeit sind sie alle objectiv und gehören schon in den § 430. auch die unpersönlichen verba, die hier (§ 486) in betracht kommen, sind sämtlich objectiva. unter den 'einzelheiten' des § 487 polemisiert W. (sub 4) wie mir scheint ohne grund gegen Cardale und Fox betreffs der stelle Bo. 4. 26 *me ablendan þas ungetreowan woruldsælþa ⁊ me þa forletan swa blindne on þis dimme hol!* denn die auffassung der beiden genannten vorgänger ist jedesfalls richtiger.

Im 2 capitel wird der 'infinitiv mit *to*' besprochen und nirgends auch nur erwähnt, dass es der dativ gerundii ist, der freilich mit dem infinitiv ganz gleiche functionen überkommen hat. er steht zunächst bei adjectiven, und gleich die erste gruppe

(bereit, geneigt, fähig uä.) stellt die ursprüngliche dativische geltung geradezu handgreiflich vor die augen; nicht weniger übrigens auch die meisten andern vorgeführten adjectivclassen. auch bei den zeitwörtern bezeichnet das gerund. nach W.s eigenen worten (s. 204) 'entweder das object oder den zweck der tätigkeit', er hätte auch hier die zweckfälle vorausnehmen und die dativische geltung betonen können; aber er nimmt gerade die objectfälle zuerst vor, die das gerund. erst in secundärer entwicklung statt des infinitivs hat übernehmen können. selbst unter den objectfällen sind übrigens einzelne, die die dativische geltung noch deutlich erkennen lassen (cf. § 496 W.s eigene worte : bei zeitwörtern, die irgendwie einen zwang ausdrücken, bezeichnet der inf. mit *to* die richtung des zwanges!). endlich bei hauptwörtern (§ 504) 'vertritt und übersetzt der infin. mit *to* den genitiv eines latein. gerundiums', sagt wider W. selbst, und trotzdem fällt es ihm nicht ein, den vermeintlichen infinitiv als das zu bezeichnen, was er würklich ist, nämlich ein gerundium, dessen dativische kraft bei den meisten substantivgruppen auch sehr deutlich hervortritt.

Über die participien bringt die folgende abteilung in zwei capiteln, einem über das partic. praesentis, dem andern über das partic. praeteriti nur die fälle, wo diese formen substantivisch gebraucht erscheinen, uzw. entweder mit dem artikel, oder einem andern fürworte, oder mit einem adjectiv, oder einem genitiv, oder alleinstehend — alle übrigen syntaktischen verwendungen (appositiv, attributiv, prädicativ) werden in den II hauptteil verwiesen.

Die letzte abteilung über die verba bringt nur eine aufzählung der 'sogenannten' verbalsubstantiva auf *-ing*, *-eng*, *-ung* und einige besonders auffallende bildungen auf *-nes* (*-nys*).

Was der nächstfolgende siebente abschnitt (schon in der zweiten hälfte des II bandes) über die adverbien bringt, ist meist wider nur wortlehre und lexikon. 'von der bildung der adverbien', sagt W. richtig, 'brauche hier keine rede zu sein', daher 'übergehe er in der regel die regelmäfsigen bildungen auf *-e* und *-lice* und zähle nur . . . die übrigen adverbien nach der buchstabenfolge auf' (also doch lexikon!), könne aber die unbedingte vollständigkeit nicht verbürgen (also weniger als lexikon!). — in der ersten abteilung kommen die adverbien des ortes an die reihe. charakteristisch für W.s behandlungsweise ist hier die einleitung : 'die adverbien des ortes bezeichnen das wo oder das woher oder das wohin; die verschiedenen bedeutungen gehn aber so häufig in einander über, dass ich diese drei gruppen zusammen behandle'. aber diese übergänge zu verfolgen wäre eben verdienstliche syntaktische forschung, ebenso darzulegen, wieso es kommen mochte, dass auch 'übertragene bedeutung, sowie verallgemeinerung zur bezeichnung der art und weise' sich ent-

wickelte. ebenso wäre es bei den adverbien der zeit und der art und weise angezeigt gewesen darzutun, wie bei den ersteren die geltungen des wann, des seitwann und wielange in einander übergehn und bei den letzteren, wie sie 'auch örtliche oder zeitliche färbung' annehmen. blofse aufzählung ist keine syntax, besonders wenn sie sich ganz mechanisch an die buchstabenfolge anlehnt und ohne rücksicht auf den ursprung alte und neue bildungen, offenbare casus, präpositionale ausdrücke, zusammengesetzte worte unterschiedslos drunter und drüber wirft. nur selten begegnet hier eine interessantere stelle, wie zb. § 569 s. v. *elles,* § 570 s. v. *for.* kaum interessanter lässt sich die vierte abteilung über die adverbien der bejahung und der verneinung an; sie gerät namentlich bei der verschmelzung der negation *ne* mit nachfolgenden verbal- und nominalformen in reine morphologie. interessanter sind nur die erörterungen über *næs* (§ 588) und *nalles* (§ 593). — 'die gehäufte verneinung', die bei Alfred stets zur verstärkung dient (§ 595), hätte gute gelegenheit geboten zur erörterung der nach dem quale und quantum fast immer verschiedenen natur der gehäuften verneinungswörter, aber das lag dem vf. natürlich fern. die fünfte abteilung über die stellung der adverbia scheint überflüssig zu sein, sie weist elf verschiedene möglichkeiten nach und es hätte demgemäfs genügt zu sagen, dass die stellung des adverbs an keine regel gebunden war.

Der gelungenste teil des buches ist, wie bereits ausgesprochen, der achte abschnitt, die lehre von den präpositionen. sie umfasst nicht weniger als 383 seiten (500 paragraphen) und ist an sich schon ein umfangreiches, sehr verdienstvolles werk. sie behandelt zuerst die eigentlichen präpositionen (die einfachen und zusammengesetzten), dann die uneigentlichen (aus hauptwörtern, aus adjectiven entstandenen, und die bezeichnungen der himmelsrichtungen), sodann die stellung, die widerholung derselben, und verfolgt jede einzelne in allen ihren mannigfaltigen geltungen und casusverbindungen erschöpfend, übersichtlich, unbedingt belehrend. schade nur, dass W. die function der präpositionen im präfix völlig aufser acht gelassen hat, die doch von ebenso tief eingreifender wichtigkeit ist wie die casuelle. aufser dieser erheblicheren schattenseite kann ref. nur ganz unbedeutende kleinigkeiten hervorheben, die ihm von seinem subjectiven standpuncte als weniger richtig erscheinen. so hätte die rein adverbiale geltung der präposition, wo belege für sie vorhanden sind (wie bei *mid, ofer, on, to*), voranstehn sollen, weil sie unzweifelhaft die ursprüngliche ist; dann hätte eben die präfixale folgen sollen und dann erst die rein präpositionale. — *for* und *fore* hätten, da letzteres sich bei Alfred vom ersteren nicht mehr unterscheidet (wie W. selbst in § 645 und 658 bezeugt), zusammen behandelt werden können. — in dem § 658 sub e angeführten belege (Be. 614. 42 *forþon he oft ær fore him com & his ælmæssan onfeng*)

bezeichnet *fore* keineswegs die richtung, sondern die stelle wo. — § 665 sagt W.: 'da alle andern bedeutungen (der präp. *from*) mit der örtlichen zusammenhängen, nehm ich hier die zeitliche zuerst vor'. aber diese hängt ja auch mit der örtlichen zusammen, und überall soll doch die ursprüngliche geltung vorangehn! es ist mindestens undeutlich; W. wollte offenbar die wenigen zeitlichen belege früher abtun. — in § 674 d hätten die zeitwörter des 'bittens und begehrens' und die des 'erfahrens und hörens' jedesfalls in getrennten gruppen vorgeführt werden sollen, umsomehr als W. sonst in der subdivision eher zu viel als zu wenig leistet. — § 690ᵃ bei *reafian*, *blissian*, *fægnian* bezeichnet *in* c. dat. in ganz übertragenem örtlichen sinne das gebiet, innerhalb dessen sich die tätigkeit des verbs entfaltet. — bei der präpos. *mid* konnten die völlig parallelen verbindungen mit dem dat., instrum. und accus. unter einem behandelt werden. unter den in § 730 angeführten belegen für die adverbiale geltung des *mid* sind einige fälle von präfigierten zeitwörtern, zb. § 730 c: Be. 583. 9 *þæt hi mihton his menn on habban ða ðe mid wracedon* ua. — § 797: *on* zur angabe der sprache (*on Englisc* udgl.) ist auch modal und brauchte von dem vorangehnden § 796 nicht getrennt zu werden. — § 812: die verba des glaubens und die des sich freuens hätten in getrennten gruppen vorgeführt werden sollen. — § 826: *on* beim infinitiv mit *to* wäre in vielen fällen besser als präfix des verbs, denn als simple adverbiale partikel aufzufassen; ebenso auch in einigen von den im folgenden § 827 angeführten belegen. — bei *oð* § 829, 830 sollten die örtlichen belege vor den zeitlichen stehn; die örtliche geltung ist immer die ursprünglichere. — § 896 ff: *to* zur bezeichnung des zwecks steht nach W. 'zunächst bei einigen zeitwörtern, die an und für sich kein streben, keine neigung ausdrücken'. aber die meisten sodann aufgezählten verba bezeichnen eine bewegung, und darin ligt doch immer eine andeutung des strebens. — bei *wið* sind die accusativischen und dativischen verbindungen ganz parallel und konnten (wie bei *mid*) unter einem behandelt werden. — § 968 ff: die subdivision der zeitwörter feindliches sinnes in solche des 'kämpfens und streitens', dann des 'kriegführens', endlich 'anderer feindseliger handlung' ist ganz überflüssig. — § 1093 ff: die bezeichnungen der himmelsrichtung als präpositionen aufzufassen, scheint doch zu weit zu gehn; die casus dabei sind doch eher als selbständig anzusehen, der dativ zb. als deutlicher casus respectus. — im capitel von der widerholung der präposition bei mehreren hauptwörtern oder zu denselben gehörigen attributen oder genitiven hätte es genügt zu constatieren, dass regellos entweder widerholt oder nicht widerholt wird; ähnlich auch im capitel über die 'mehr oder weniger weite entfernung der präpos. von einem abhängigen worte'.

Der neunte abschnitt des werkes 'über die conjunctionen'

beschränkt sich auf die nackte aufzählung der beiordnenden und unterordnenden bindewörter und bietet damit den kräftigsten beweis, dass die trennung der untersuchung in eine syntax der satzteile und eine syntax des satzes vollständig verfehlt ist.

Der zehnte und letzte abschnitt 'über die interjectionen' macht mit seinen vielen abteilungen und capiteln, in denen immer je eine einzige interjection paradiert, um in der nächsten abteilung capitelweise wider so einsam aufzutauchen, einen nahezu komischen eindruck. es wäre doch ratsamer gewesen, die interjectionen (wie die präpositionen) der reihe nach vorzunehmen und ihre verschiedenen geltungen aufzuzählen.

Das werk schliefst mit reichhaltigen registern des behandelten stoffes.

In die einzelheiten der massenhaft angesammelten belege mich hier weiter einzulassen, find ich nicht angezeigt: es würde zu weit führen und doch wenig frommen; vieles ist auch von anderen beurteilern schon hervorgehoben worden. ich schliefse ab:

W.s arbeit, die frucht eines unermüdlichen sammelfleifses, besitzt einen hohen wert als erste zusammenfassende darstellung der syntax des wichtigsten repräsentanten angelsächsischer prosa, und als geradezu unerschöpfliche fundgrube handlich zusammengestellten materials. einzelne partien derselben sind schwächer, andere, namentlich die syntax der pronomina, der gebrauch der modi und vor allem die lehre von den präpositionen, müssen als wolgelungen bezeichnet werden. vieles andere, was jetzt noch als schwäche oder als schattenseite erscheint, wird unzweifelhaft im II hauptteile, der satzsyntax, in viel günstigeres licht gerückt werden. einen grofsen vorzug bilden die besprechungen vieler einzelner stellen aus Alfreds schriften, in denen die bisherige auffassung schwankte, deren verständnis entschieden zu fördern dem vf. meistenteils gut gelungen ist. es unterligt demnach nicht dem geringsten zweifel, dass die arbeit ebenso belehrend und verdienstlich ist, als sie mühsam war.

Seeforsthaus im Böhmerwalde, 2 august 1901.

V. E. Mourek.

Die germanischen auslautgesetze. eine sprachwissenschaftliche untersuchung mit vornehmlicher berücksichtigung der zeitfolge der auslautgesetze. von dr Alois Walde. Halle, Niemeyer, 1900. IV und 198 ss. 8°. — 5 m.

Der vf. hat sich von einer einzelfrage bestimmen lassen, die probleme der vocalischen auslautgesetze durch alle altgerman. sprachen im zusammenhang zu verfolgen. das energisch angefasste aber doch behutsam durchgeführte und, wie man vielleicht behaupten darf, entsagungsvolle unternehmen ist nicht ohne frucht geblieben, auch über den nächsten zweck hinaus, 'die zeitfolge der auslautsveränderungen des gesamten altgermanischen sprach-

gebiets einer betrachtung zu unterziehen'. W. kann mit recht sagen, dass seine ergebnisse für die anschauungen über den germ. auslaut, die auf dem unterschied zwischen gestofsener und schleifender betonung fufsen, eine neue stütze bilden. im rahmen von 11 capiteln und 2 längeren excursen wird eine fülle von fragen aus der flexions- und lautlehre behandelt. einzelnes sei hier hervorgehoben. die frage, ob *-ér, -ór* jemals ihren vocal ganz verlieren können, führt s. 67ff zu einer förderlichen erörterung der flexion der verwantschaftsnomina, besonders im ags. s. 72ff wird die erklärung von dativen auf *-u* bei femininen und beim neutr. des adjectivs aus der erhaltenden kraft von nebentönen unwahrscheinlich gemacht. auch Noreens annahme von einer nachwürkung des idg. accents in der eigenschaft eines nebentones im germ. wird s. 185ff bekämpft. s. 91 wird eine ansprechende erklärung des gen. *meina, mín* gegeben. auch die s. 125 anm. geäufserte ansicht, dass die im ags., aber auch im anglo-fries. zu beobachtende frühe synkope des endsilbenvocals der 2. 3 sg. ind. dem enklitischen personalpronomen zu danken sei, leuchtet ein. erwähnt sei auch die erklärung von germ. *ek, ik* statt **eka(m)* aus *egom* nach analogie des acc. *mek, mik* s. 118 anm. s. 20 wird, anknüpfend an eine bemerkung von Hirt, eine einschränkung der für zeitliche ansätze gebräuchlichen übung begründet: wenn *ōn* über *ŏ*ⁿ zu *ă*ⁿ wird, also den übergang von *ŏ* zu *ă* mitmacht, so folgt daraus nicht notwendig, dass die kürzung von *ōn* zu *ŏn* älter sein muss als das gesetz vom übergang des *ŏ* zu *ă*. denn das letztere würkt nicht blofs, bis die vorhandenen *o* zu *a* geworden sind, sondern es dauert in seiner würksamkeit so lange fort, bis die einmal unbequem gewesene mundstellung für *ŏ* wider genehm geworden ist. so lange das nicht der fall ist, werden alle noch auf irgend einem wege in die sprache eintretenden *ŏ*-ähnlichen laute — in diesem falle der durch die kürzung aus *ǭn* entstehnde laut — in den bereich des lautgesetzes hineingezogen, dem sie 'diesmal mehr sprungweise' unterliegen. am folgereichsten würde ein gesetz sein, das s. 30, 124f, 131 und 163f erörtert wird: wenn auf grund eines auslautgesetzes ein auslautender vocal schwindet, so erfährt der vorangehnde consonant eine energiesteigerung, infolge deren er selbst und ein ihm vorangehnder vocal unter umständen anders behandelt werden können, als wenn der consonant ursprünglich im auslaut gestanden hat. ob die beispiele, auf die sie angewant wird, genügen, um die hypothese zu sichern, kann man bezweifeln. aber sie scheint mir ansprechend und gehört jedesfalls nicht so rein zu der speculativen art der betrachtung, in die sich auch W. sonst zuweilen verliert. die sprachforschung, die nicht hand in hand geht mit der ausgiebigen philologischen kenntnis wenigstens éiner sprache, nimmt ja leicht diesen charakter an. auch der gefahr, auf aprioristische lautliche erwägungen zu viel gewicht zu

legen, vor der er selber s. 144 anm. warnt, scheint mir W. nicht entgangen zu sein. in einem bestimmten falle sind wir in der lage, sie mit leichtigkeit abweisen zu können. s. 45 wird behauptet, dass der Cottonianus des Heliand im nom. acc. pl. des masc. anfänglich häufig *sea* neben *sia* zeige, während im fem. *sia* allein vorkomme, und dass sich daraus als recht wahrscheinlich folgendes ergebe : der nom. acc. plur. fem. **þio* war der analogischen umgestaltung nach dem adj. mehr ausgesetzt als der gleiche casus des pers. **sio* [warum?] und wurde also eher zu *thia*. im diphthongen *io* blieb nach vHelten das *i* länger bestehn als in dem zu *ea* übergehnden diphth. *ia*. als nun **sio* auch analogische umgestaltung mit *a* statt *o* als endung erfuhr, lautete es noch *sia*, jenes aber schon *thea*. so sei in dem festen *i* von *sia* noch ein hinweis auf die frühere endung *-o* des nom. acc. pl. fem. zu erkennen. W. hat diesen unterschied zwischen fem. *sia* und masc. *sea* neben *sia* von vHelten übernommen, der ihn gleichfalls zu einem schlusse, wenn auch nicht einem so weitzielenden, benutzt hat. wie verhält es sich aber in würklichkeit damit? das fem. kommt vor v. 3971 nicht vor, und seit v. 1400 lautet auch das masc. nur *sia*. der unterschied besteht also gar nicht.

Am schluss der arbeit fragt man sich doch, ob die gesicherten ergebnisse im verhältnis zu der aufgewanten mühe stehn. wer mit dem stoff vertraut ist, wird sich darüber kaum wundern. er weiſs, dass es sich dabei häufig um einzelne formen oder gar eine einzige handelt, die der eine an diese, der andere an jene hypothetische grundform anknüpft. auf einer so schmalen und unsicheren grundlage werden manchmal ganze gebäude aufgerichtet. dabei hat W. es nicht umgangen, wol die meisten grade der schwierigsten einzelfragen der verschiedenen altgerm. dialecte in die betrachtung zu ziehen. man hat deutlich das gefühl, dass unsere methode und hilfsmittel nicht mehr ausreichen, um in diese innersten winkel der lautgeschichte hineinzuleuchten. ohne zu bestreiten, dass es einer glücklichen combination gelingen könne, auch so noch die eine oder andere frage zu fördern, mein ich doch, dass wir uns im ganzen werden bescheiden müssen, bis wir über neue methodische hilfsmittel verfügen. solche sind gewis noch aus einem intensiven historischen studium der mdaa. zu gewinnen, die zb. abzufragen wären, welche arten von formenvertretungen und neubildungen in ihnen vorkommen. auch über eine andere frage sind wir noch nicht sicher genug, in wie weit nämlich das gefühl für ihre function eine endung lautveränderungen gegenüber zu schützen vermag, oder auch in wie weit die unzweckmäſsigkeit einer wortgestalt, die lautgesetzlich entstehn würde, in dieser hinsicht würkt. solche momente werden ja von W. und andern nicht übersehen; aber sie wären vielleicht noch entschiedener zu berücksichtigen und verlangen eine auf nach-

gewiesenen analogien fufsende gröfsere sicherheit. s. 76 wird über die 1 sg. präs. des st. verbums gesprochen : die nicht lautgesetzliche erhaltung des *-u* in einer anzahl der verba beruht auf der analogie anderer, die es lautgesetzlich bewahren, und aufserdem 'spielte die zweisilbigkeit der übrigen personen ihre rolle'. vielleicht fassen wir die sache mit leiser variierung richtiger so, dass wir sagen : dadurch, dass eine anzahl von verben ein lautgesetzlich nicht gefährdetes *u* und auch die übrigen personen eine deutliche personalendung besafsen, erstarkte das gefühl für die function der endung *-u* in der 1 p. so, dass sie einem würksamen lautgesetz selbsttätigen widerstand leistete. die sache bleibt ja dieselbe, nur den psychologischen vorgang hätten wir uns dann wol etwas anders zurecht zu legen. ein anderer fall ist der s. 30 f behandelte. **daganz* ist zu ahd. *taga* geworden, **hanon(e)z* aber zu *hanon*, sodass also eine verschiedene behandlung der gleichen lautgruppe vorzuliegen scheint. ich würde dabei an die möglichkeit denken, dass *taga* die lautgesetzliche form, und in *hanon* das *n* durch eine art systemzwang erhalten sei, indem das gefühl, *n* gehöre zum charakter der endungen dieser flexion, in tätigkeit trat. W. erklärt die sache ganz anders; es ist dies einer der fälle, wo er das gesetz von der energiesteigerung eines consonanten vor einem synkopierten vocal, hier das *n* in **hanon(e)z*, zur anwendung bringt, und ich will die möglichkeit seiner scharfsinnigen erklärung auch meiner andeutung gegenüber nicht bestreiten. aufser von den idg. mdaa. müste die linguistik sich auch neues rüstzeug vom studium fremder sprachen, möglichst solcher von primitiver construction, holen, wie überhaupt vom heranziehen primitiver culturen eine nachhaltige befruchtung und erneuerung der geisteswissenschaften zu erhoffen ist.

Ich bespreche eine reihe von einzelheiten, wobei zugleich inhalt und methode des buches ins licht treten. den tüftelnden und verwickelten untersuchungen ist es oft sehr schwer zu folgen, und meine einwände möcht ich darum zt. auch nur mit vorbehalt machen.

Bei der untersuchung der endungslosen dat. sg. masc. neutr. wie *hûs* s. 3 ff sind die as. dat. *sêo* und *êo* nicht berücksichtigt, durch die die sache ein etwas verändertes gesicht erhalten würde. die annahme eines loc. auf *ē*, worauf die untersuchung hinausläuft, wird dadurch freilich nicht weniger wahrscheinlich. dieser hypothetische casus ist übrigens sozusagen die einzige form, auf die die voraussetzung von der entwicklung des ursprünglichen gestofsenen *ē* nach der tonsilbe gebaut wird, und auf dieser voraussetzung fufsen wider weitere beweise. das ist natürlich ein schwaches gebäude. — die ansicht, dass in den glossen der Lex Salica noch das stammauslautende *a* gewahrt sei (s. 23), wird sich schwerlich halten lassen; s. vHelten Beitr. 25, 248 ff. — einen übergang von auslautenden *o*-lauten (neben unbetonten) zu *a* im

anglofries., wie s. 33 unten gesagt wird, gibt es nicht. — bei der untersuchung des 2 cap. über nom. acc. pl. der *ā*-stämme wird auch die frage in die erörterung gezogen, ob die diphthongischen formen des demonstr. auf einen idg. st. *tio* (ar. *tya-*) oder mit vHelten und mir auf neubildungen auf grund des stammes *þë-* zurückzuführen seien[1]. meine ansicht war und bleibt: der st. *tio* ligt uns so fern, dass wir nur dann ihn annehmen werden, wenn wir unbedingt dazu genötigt sind, und ich befinde mich also methodisch im schärfsten gegensatz zu W., wenn er glaubt 'die möglichkeit von Francks ansicht ist unbestreitbar. erwiesen könnte sie aber nur durch den nachweis werden, dass man bei ableitung von einem idg. st. *tio-* mit den lautgesetzen in widerspruch gerät'. das ist eine gewaltsame hineinziehung der lautgesetze in eine frage der etymologie, die neben ihnen doch noch sehr vieles andere zu berücksichtigen hat. für mich kommt eben die sache diesmal bis an den nachweis, ob *die* einer form eines idg. stammes *tio-* entsprechen könne, gar nicht heran. da W. schliefslich selbst sagt, es mache für seine zwecke keinen unterschied, ob man die form so oder so auffasse, so ist also die frage nur herangezogen, um für den st. *tio* eine lanze zu brechen. wenn aber nichts besseres zu seinen gunsten gesagt werden kann, so steht es schlecht um ihn. ich möchte nicht alle von W. beigebrachten einzelheiten hier widerlegen. doch sei bemerkt, dass der halt, den seine s. 40 versuchte erklärung des unterschieds von *thea* und *sie* an den tatsächlichen verhältnissen der endungsvocale des adj. findet, nicht stark genug ist; denn Mon. hat fast doppelt so oft *-e* als *-a*. wann stehn denn aufserdem demonstr. und artikel so dicht neben starken adjectivformen, um ihre beeinflussung so viel leichter erscheinen zu lassen als die des personalpronomens? es könnte doch nur in betracht kommen, dass der artikel sich oft vor substantiven findet wie das st. adj., *thea liudi* wie *goda liudi*. dann wäre wol zu erwarten, dass es noch einigermafsen durchleuchte, dass in diese stellung *thea*, in andere aber *thie* gehöre, was jedoch keineswegs der fall ist. aber nach s. 47 scheint es fast, als glaube W. an eine syntaktische verbindung vom demonstr. mit dem s t a r k e n adjectiv. und die formen von 'drei', auf die ich selbst hingewiesen habe, sind so auffallend denn doch nicht, um die frage zu entscheiden. erstens schon nicht der geringen anzahl der belege wegen, und zweitens weil das zahlwort denn doch tatsächlich häufig hochbetont ist[2]. schliefslich hab ich noch zu berichtigen, dass W. mich und ebenso

[1] der nom. acc. pl. masc. ist s. 37 wol nur aus versehen nicht mit aufgenommen?

[2] möglicherweise kommt auch ein einfluss der zweizahl hinzu, in dem sinne, dass unter ihm von zwei bestehnden formen, *threa* und *thrie*, die erstere, im vocal dem *twê* etwas ähnlichere, bevorzugt werde. dass die beiden zahlwörter fürs sprachgefühl einander gesellt sind, ist nicht nur

vHelten, soweit ich mich an ihn anschliefse, doch in einem puncte misverstanden hat. ich nehme einen etymologischen unterschied zwischen *thea* einerseits und *sia, sie* anderseits an. in der form *sea* erblick ich den anfang des vorgangs, durch den im mnd. aus *ie*-diphthong, zb. dem as. *io* in *liof* entsprechenden, ein *é-laut* geworden ist. also betontes *sia, sie* wurde zu *sea,* während das unbetonte noch den *i*-diphth. *ie* behielt. unbetontes *sie* kann wol in keinem falle jünger sein als *sea.* denn ein spontaner lautlicher übergang grade von unbetontem *ea* zu *ie* kommt mir nicht wahrscheinlich vor. dagegen könnte *thie,* wenn *thea* die erhaltene alte form wäre, nach dem eben gesagten im selben sprachgebiet wol kaum lautlich entwickelt sein, sondern müste sich etwa nach analogie von betont *sea* : unbetont *sie* erklären. wem das bedenklich vorkommt, der hätte allerdings dem *thea* ein *thia* voraufzuschicken, was uns aber m. e. doch nicht nötigen würde, von dem etymologischen *thea, theæ* abzusehen, was ja auch vHelten nicht tut[1].

Was nun den plur. der *ā*-stämme betrifft, so findet W. bei der annahme, dass der ahd. unterschied zwischen adj. und subst., auf der einen seite *-o,* auf der andern *-ā,* sich aus einer beeinflussung der ersteren durch die pronominaldecl. erkläre, schwierigkeiten, die man, wie der vorgang bisher dargestellt worden ist, allerdings nicht wird läugnen können. er versucht es darum mit einer neuen hypothese : *ā* sei der ursprüngliche nominativ *-ōs,*

selbstverständlich, sondern lässt sich auch dartun aus dem nach analogie von *drîer* gebildeten mnd. (u. mnl.) gen. *twîer,* der sich einstellte, obwol die andern formen der beiden wörter nicht miteinander übereinstimmen.

[1] es widerstrebt mir, den zt. sehr unbesonnenen einwänden, die vHelten Beitr. 21, 455 ff gegen mich erhoben hat, auch an einem geeigneteren orte im einzelnen nachzugehn. vHelten scheint sich der pflicht, ihm unbequeme ansichten vorurteilslos zu prüfen, wenig bewust zu sein. zur probe hier nur eine einzelheit, die freilich etwas ziemlich nebensächliches betrifft, aber den vorzug bietet, sich kurz und bündig behandeln zu lassen. s. 456 anm. 1 sagt er : 'Franck erwähnt *theæ* widerholt als belegte form. nach Zs. 40, 211 denkt er hier an *the æwardas* der as. Genesis 180. ob die stelle als beleg zu verwerten sei, dürfte indessen ziemlich zweifelhaft sein. wie sollte sich aber, die möglichkeit eines solchen *theæ* einmal angenommen, eine derartige antiquität unter die sonstigen *thea, thia, thie* der Gen. verirrt haben?' das kann doch nur so verstanden werden, als ob ich eine form *theæ* für Gen. und Hel. willkürlich angenommen habe. nun ist die richtigkeit der lesung *theæ uuardos* — es ist nicht einmal conjectur, sondern nur eine andere an sich berechtigte art, die hs. zu lesen —, seit sie von verschiedenen seiten vorgeschlagen wurde, m. w. noch von niemand aufser von vH. angezweifelt worden. zur rechtfertigung der form *æ* für den endungsvocal hat schon Holthausen bei der gelegenheit die plurale *siæ* und *się* in derselben hs. angezogen. sie bietet aufserdem den gen. *rehtæs* und den dat. *landæ*; vgl. auch in der wurzelsilbe *fordæda.* für die Heliandhss. ergibt eine flüchtige musterung des materials bei Schlüter Untersuchungen : nom. acc. plur. des adj. 2 *æ* im M.; acc. sg. 1 *-næ* im M.; gen. sg. der *a*-masc. 2 *æs* im M.; dat. 5 *æ* im M., 8 im C., 1 u. 3 s. conj. präs. 3 *æ* im M., 1 im C.; vgl. dazu s. 253 anm. und Schlüter bei Dieter Laut- u. formenlehre § 68 anm. 1 u. 2. eine derartige antiquität!

-*o* dagegen führe auf einen analogisch gebildeten acc. auf -*ōnz*. ist diese annahme theoretisch auch nicht unwahrscheinlich, so ist sie doch tatsächlich zu wenig gestützt, um selbst die auf diesem gebiete mögliche relative überzeugungskraft zu besitzen. nur 2 bis 3 runische formen können vielleicht zu ihren gunsten angeführt werden, die aber der eine so, der andere so deutet. ich würde mich überhaupt schwer entschliefsen, falls wir eine analogie anzunehmen haben, von einer mehr unmittelbaren würkung der pronominaldecl. abzusehen. wenn wir auf einem teil des sprachgebietes, während gleichheit der endungen zu erwarten wäre, einen unterschied zwischen subst. und adj. finden, so haben wir, mein ich, zunächst an den grofsen zug in der umbildung der adjectivflexion nach der der pronomina zu denken, der ja mit dem im got. vorliegenden paradigma nicht völlig abgeschlossen ist; vgl. besonders (westgerm.) ahd. dat. sg. *blinteru* gegen got. *blindai*. die einwürkende form, an die wir am ersten zu denken hätten, wär eine dem got. *þōs* genauer entsprechende. die bedenken W.s, von einer solchen form auf ahd. -*o* zu kommen, scheinen mir Hirt Beitr. 18, 350 gegenüber zu weit getrieben. er verkennt doch wol die grofse vielgestaltigkeit der satznüancen und der immer möglichen gegenseitigen und vielleicht auch fremden analogischen einflüsse, die wir bei den pronominalformen vorauszusetzen haben. enklitische formen des pron. sind hinter dem verbum da gewesen, auch proklitische fügung brauchen wir für die zeit, auf die es ankommt, nicht für so besonders selten zu halten, und dann kommt der ganze relative gebrauch mit seinen tonlosen formen in betracht. sollte da auch nach strengen lautgesetzen nicht raum bleiben für eine entwicklung, die in übertragung des vocals der pronominalform auf zweisilbige wortformen ahd. -*o* ergab? in die zeit nach dem übergang von altem -*ō* zu -*ā* werden wir die entstehung der analogieform allerdings setzen müssen. als auf eine ungefähre parallele sei auf das zeitadverb *þō* hingewiesen, das im ahd. und as. neben *thuo* bekanntlich die nichtdiphthongierte nebenform *thō* hat, woneben im satz auch unbedenklich *dŏ* angenommen wird. wann diese sprossformen sich von einander abgezweigt haben, wissen wir nicht genau, und jedesfalls bleiben sie leicht untereinander in einem zusammenhange, der sie auch vor mechanischen lautveränderungen bewahren kann. wenn man die alem. nominalformen wie nom. acc. plur. *kebo* nicht als ihrerseits vom adj. beeinflust ansehen will, so wäre für sie freilich eine andere erklärung notwendig, und da könnte eher W.s hypothese in betracht kommen. aber auch dann, wenn man sie hier gelten lassen wollte, würd ich sie doch noch nicht aufs adj. anwenden. as. *thiodo* (W. s. 36) hat aus dem spiele zu bleiben. Schlüter selbst ist in seinen untersuchungen viel weniger zuversichtlich in bezug auf diese formen, und bei Dieter § 423 anm. 8 sieht er in ihnen 'wahrscheinlich

nur schreibfehler', wie auch (ebda anm. 4) in einigen fällen, wo umgekehrt M. *o* statt *a* hat: *sorgo* acc. sg. oder pl., *sundeo* acc. sg. oder pl. (vgl. noch Hel. 5041 M. *sundeo*, C. *sundiun*) und acc. sg. fem. des adj. *lango* in der Genesis. ich notiere noch als weitere ähnliche schreibfehler von C. 1518 *gibiodon* st. *gibiodan*, 3467 *fardwolon* st. *fardwolan*, 4312 *steorron* für *sterron*, 798 *sio ina* für *so ina*, 813 *sio is* für *so is*. bezeichnend ist das auch, dass bei W. uneingeschränkt als tatsache auftritt, was bei dem philologen nur unter vielen zweifeln allesfalls angedeutet war. angesichts des behandelten unterschiedes verdient übrigens einmal eine andere frage aufgeworfen zu werden. wir haben auch beim betonten wort im satze noch recht verschiedene daseinsverhältnisse, darunter die nichthöchstbetonte stellung vor dem höchsten tone, wie die adj. häufig stehn, und die höchstbetonte, die die subst. in der regel inne haben, oft noch mit der satzpause verbunden. der unterschied zwischen beiden ist so grofs, dass er, wie mir scheint, sehr wol eine verschiedene lautliche entwicklung bedingen könnte; und so würde es sich fragen, ob der unterschied zwischen ahd. *guoto* und *gebâ* nicht einfach lautlich begründet ist. auch das häufige nebeneinander von *e* und *a* in flexionsendungen, wofür eigentlich eine überzeugende erklärung noch nicht gegeben ist, käme vielleicht für diese hypothese in betracht. — in einem der folgenden capitel kommt auch das böse *ū* des ags. und an. im worte *kuh* zur sprache, s. 81 ff., und führt zu erörterungen, die mir auf recht schwachem boden zu stehn scheinen. sämtliche bisher versuchten erklärungen können mich nicht überzeugen und dürften nicht ausschliefsen, dass das richtige auf ganz anderem wege, möglicherweise auch erst in der germ. geschichte des *ó*, zu suchen ist. — s. 89 ff spricht W. über die pronominale endung des acc. sg. masc. des adjectivs, wobei ich wider die verschiedenheit unserer standpuncte aufs schärfste zu betonen hätte. wir können, wenn wir von run. *minino*, ags. *ænne* und einzelnen geringen varianten absehen, 3 typen unterscheiden: 1) as. *hélagna*, *ênna*, 2) ahd. *guotan*, 3) an. *mînn*. got. *gôdana* und an. *góđan* stellt W. zum 2, den typus 3 vereinigt er allerdings lautlich mit 2, aber für 1 und 2 nimmt er zwei verschiedene urgerm. ausgänge *-nṓm* und *-nṓ* an. dh. er sagt, wir kennen die auslautgesetze in den einzelheiten ganz genau, nach dieser unserer kenntnis lassen sich got. *mahteigana*, ahd. *mahtîgan* einerseits und as. *mahtigna* anderseits nicht auf dieselbe grundform zurückführen. also construieren wir die grundformen, die ihnen den bekannten auslautsgesetzen gemäfs mit berücksichtigung weiterer für uns feststehnder momente gebühren, wenn wir diese construierten grundformen und die spaltung des sprachgebrauchs auch nicht genügend zu rechtfertigen vermögen. dagegen mein ich, dass der zunächst sich aufdrängende gedanke, dass die drei typen auf dieselbe grundform zurückgehn, nur durch schlagende

beweise erschüttert werden könnte. in der verschiedenen gestalt der adjectivstämme und in ihrer manigfach verschieden betonten stellung im satze liegen momente genug, die eine auseinandergehnde entwicklung begreiflich erscheinen lassen, und dieser standpunct ist m. e. so lange festzuhalten, bis besser gesicherte tatsachen als die heutige fassung der auslautgesetze ihn aufzugeben nötigen. die verhältnisse in den Heliandhss. scheinen mir noch immer für den wesentlichen anteil des prosodischen moments und auch das got. *ainshun* nicht so durchaus, wie W. meint, gegen einen einfluss der schwachtonigkeit zu sprechen. *ainshun* kann sich jederzeit nach *ains* gestaltet haben, und wenn das got. auch *ains* noch nicht oder nur höchst zaghaft und unter dem unmittelbaren einfluss der quelle als unbest. art. gebraucht (Gr. Gr. neue ausgabe IV 465), so hat es doch ohne zweifel schon im got. und vorgot. nicht immer blofs starken satzton gehabt. auch vor der annahme von synkopen im ältesten germ. darf man m. e. nicht zurückschrecken. man beharre also vorläufig bei dem versuch, got. *ainnô-*, got. *ainana*, as. *gôdan*, *ênna* und *hêlagna* sämtlich auf *-onōm* zurückzuführen und darnach die fassung über das gesetz der entwicklung von *-ōm* in den verschiedenen nebensilben zu gestalten. s. 93 wird in diesem zusammenhang ein lautgesetz vermutet, wonach urgerm. **ainonō* zu **ainnō* (got. *ainnôhun*) wurde, dessen spuren aber durch ausgleich meist wider beseitigt sind. so wurde auch **ainnō* in der regel wider zu **ainanō* und dies durch ein neues lautgesetz, assimilation des *a* an ein *i* der wurzelsilbe, zu **ain*i*nō*, urnord. *minino*, ags. *ǽnne*. dies gesetz soll auch erklären, warum in den participien der *ei*-classe niemals brechung eingetreten ist: zur zeit der brechung lautete es **bitin*, woraus erst durch ausgleich wider *bitan* wurde. mindestens soweit es die participia betrifft, ist die hypothese verfehlt, da das germ. eine grofse anzahl von solchen participia auf *-in* hat, in denen die bedingung nicht zutrifft; ich mache hier nur die afries. participia und mnl. *gedregen*, *geslegen*, *gevlegen*, *geheven* namhaft. das erste der genannten lautgesetze gibt auch noch anlass, den vielen theorien über die formen von *mann* eine neue hinzuzufügen, s. 95.

Im 8 cap. über ungedeckte kürzen im auslaut wird ausführlich eine ältere hypothese vHeltens besprochen, wonach eine reihe afries. st. prät. in der gestalt des wurzelvocals noch die spuren einer im germ. vorhandenen endung *i* aufweisen soll. es ist immerhin interessant zu sehen, wie durch W.s geschickte gruppierung der tatsachen sich ohne weiteres die hinfälligkeit dieser hypothese erweist. aber die polemik ist gegenstandslos, da vH. selbst schon länger die von keiner seite gebilligte ansicht zurückgenommen hat, IF. 7, 339 ff. weder dieser aufsatz, noch Siebs darstellung der dinge ist von W. beachtet[1]. es handelt sich

[1] Inzwischen hat W. das in IF. 12, 372 ff nachgeholt und das problem des *ai* nochmals erörtert. [correcturnote.]

um präterita wie *grêp*, mit *ê*, nicht *â* aus *ai* und einige *a*-prät., besonders solche mit nasalverbindung wie *bant*, die *a* nicht in *o* wandeln. was ihre auffassung betrifft, so schliefs ich mich in den grundzügen der von Siebs und jetzt von vH. vertretenen ansicht an. das fries. material erweist, dass *ê* als die regelrechte vertretung des germ. *ai* anzusehen ist, und somit stimmt dieser sprachzweig mit den sämtlichen umgebenden, die gleichfalls einen monophthongen *ê*-laut entwickeln. zu erklären bleibt also, wann *â* entsteht. die frage ist nicht einfach, aber man erschwert sie sich leicht noch durch eine unrichtige perspective. das *â* hat sich jedesfalls von dem durch die monophthongierung entstandenen *æ*-laut abgespalten, und selbst in der historischen zeit brauchen die *ê* und *â* noch nicht so weit auseinander zu stehn, wie es auf dem papier aussieht. während das *æ* im allgemeinen sich mehr schloss, öffnete es sich in den einer besondern erklärung bedürftigen fällen. dafür scheint mir weniger der offene oder geschlossene charakter der silbe in betracht zu kommen, als vor allem dunkle vocale der folgenden silbe. daneben vielleicht hemmender oder fördernder einfluss von umgebenden consonanten, wobei sich, wenn die dinge zunächst auch anders zu liegen scheinen, doch auch ähnlichkeiten mit dem verhalten der consonanten bei der deutschen monopththongierung des *ai* herausstellen könnten. W.s versuch, das *a* von *band* lautlich zu erklären, scheitert an der betonten vorsilbe *ond-*. die beschränkung der erscheinung auf eine bestimmte grammatische kategorie beweist schon, dass wir es nicht mit einem lautverhältnis zu tun haben : *band* ist analogiebildung; so auch Siebs im Grundriss[2] I 1182, und auch Sievers hat in der 3 aufl. seiner Ags. gr. § 386 anm. 3 nicht mehr versucht, das ags. *band* lautlich zu erklären. die präterita der 3 classe hatten alle *ă*, und das dürfte zur erklärung hinreichend sein : die verba mit *ŭ* im pl. haben im sg. das *ă* analogisch bewahrt. dass auch das präteritopräsens *kan*, **kunnon* in die association einbegriffen war, geht nicht über die wahrscheinlichkeit hinaus. auch hier dürfte vielleicht zur geltung kommen, dass von einer anzahl von verben her das *ă* als präteritumsvocal in dieser function an sich bereits dem lautwandel gegenüber eine gewisse widerstandskraft besessen habe.

S. 121 kommt W. auf den unterschied zwischen ags. 1 p. sg. *dóm*, *zám* (aus **dōmi*) und den umgelauteten dativen wie *men*, *bréder* (aus **manni*), die also ein auslaut. *i* länger bewahrt zu haben scheinen. andere erklärungsversuche zurückweisend, fasst er das synkopierungsgesetz dahin, dass unbetontes *i* sowie unbetonte *e* und *a* schon vor einführung der germ. anfangsbetonung abgefallen seien, während die ursprünglich betonten kürzen noch längere zeit erhalten blieben. also eine sehr einschneidende hypothese, die ich auf ein so dürftiges material nicht bauen möchte, und die leicht auch in widerspruch mit tatsachen, zb. in bezug

auf das consonantische auslautgesetz, geraten dürfte. vielleicht könnte man auch hier wider an eine gröfsere eigenkraft der endung beim nomen dem vb. gegenüber denken; bei den präteritopr. und den vba. auf *-ndmi* war eine 1 p. präs. ohne auslautvocal vorhanden. die *-ndmi*-verba könnten auch in unmittelbarer analogie auf *dôm* und dann auf *zdm* gewürkt haben.

S. 123 kommt W. auf die noch ungelöste frage des nebeneinanders von formen wie *an* und *ana*, *upar* und *upari*. ich gebe W. recht, dass man versuchen muss, die doppelformen als secundäre varianten auf einheitliche grundformen zurückzuführen, wie man auch *tô* und *ta* nicht anders deuten wird; auch darin wird er recht haben, dass die längern formen aus der composition zu deuten sind; aber gewis nicht aus der worteinheitlichen verbindung des präpositionalen adverbs mit dem nomen, sondern nur mit dem verbum. die weiteren ausführungen sind mir nicht recht klar. ich meine also, satzformen wie ahd. *ligit in dna* sind erst aus *dnaligit* entstanden, und so werden auch im got. composita wie *analagjan* zu betonen sein. ob daneben satzformen wie as. *úpp arès* eine alte idg. stellung und betonung des präverbiums fortsetzen, lass ich dahingestellt. dagegen in der satzeinheit mit nomen sind gewis die (enklitischen) einsilbigen formen entstanden : *an arme* aus *àna drmai*. der historische gebrauch zeigt ja trotz alten schwankungen noch deutlich, dass die kürzeren die proklitischen, die längeren die formen der betonten satzstellung sind. es ist hierbei zu beachten, dass wol alle ursprünglich zweisilbigen präpositionen, die altbezeugte doppelformen aufweisen, kurze offene wurzelsilben haben, dagegen die mit langer wurzelsilbe nur einsilbige form besitzen. nur für *umbi* müsten wir dann auf die von Kluge jetzt wider aufgegebene deutung aus *umb bi* zurückgreifen.

Die s. 130 aufgestellte regel über das schicksal auslautender *s*-laute ist im grunde nur eine äufserliche rubricierung der tatsachen. ihr widerspricht die gleichung ahd. as. *wili* : got. *wileis*, die W. beseitigen will mit der annahme, die nebenbei vorkommende endung *-t* dieser 2 pers. sei die eigentliche, allerdings nach analogie der präteritopr. angenommene endung dieses verbums im westgerm. und nord., ahd. as. *wili* aber nur ein versuch, 'unser verbum in die flexionsweise der gewöhnlichen st. präterita überzuführen'. wer eine lebendige anschauung von der geschichte der hd. und nd. sprache besitzt, wird wol schwerlich auf den gedanken kommen, die analogieform *wilt*, die sich jederzeit einstellen konnte, für ursprünglicher als die form *wili* zu halten. welchen anlass hätte ferner die sprache gehabt, die 2 pers. von *wollen* in die analogie des st. präteritums überzuführen, während das doch bei der 2 pers. der präteritopr. niemals geschah? wenn nun mit diesem einwurf auch noch nicht bewiesen ist, dass *wili* doch = got. *wileis* sein muss, so steht es doch bedenklich

um eine hypothese, die eine tatsache auf eine so gewaltsame weise beiseite schieben muss. auch die schwierigen fragen, die die *jo*-stämme und die *j*-verba aufgeben, rücken hier in den gesichtskreis und führen zu langen erörterungen. darnach scheint mir die beweiskraft von lit. *-ỹs*, überhaupt die idg. grundform *-īs* für den nom. allerdings erschüttert, und die theorie über die *jo*-stämme, die W. fester zu begründen sucht, hat jedesfalls viel für sich : nom. **herdịịos* wird *herdiis*, got. *hairdeis* ahd. *hirti*; gen. **herdieso* wird *herdiis*, got. *hairdeis*; dagegen **harịos* wird *haris*, got. nach analogie *harjis*. da für diese analogie das verhältnis gen. *hairdeis* : nom. *hairdeis* mafsgebend war, ist eine entsprechende umwandlung des neutr. *kuni* nicht zu erwarten. die weiteren darlegungen sind dann auch hier freilich von wunden puncten nicht frei. dass sie nicht dem gesamten material der einzelnen sprachen gerecht werden, wird man nicht auffallend finden; im mnl. zb. verlangt ein nom. *weit* (neben *weite*; wie kommt *hweizzi* bei W. s. 143 unter die wörter mit kurzer wurzelsilbe?) eine erklärung, und ein neu herausgegebener text scheint gar eine alte form *ent* neben *ende* zu erweisen. aber auch grundsätzliche schwächen und gewaltsamkeiten in der beweisführung fehlen nicht. so kommt mir zb. der s. 146f in bezug auf den schwund des *ị* angenommene unterschied zwischen dem anglofries. einerseits und dem as.-hd. anderseits an sich unwahrscheinlich vor, und die annahme, dass im westgerm. abweichend vom got. und nord. *baitiis* lautgesetzlich zu *baiịjis* geworden sei (s. 251f), ist doch eine annahme ad hoc, die auf schwachen füfsen zu stehn scheint. auch die ausführungen s. 158f kommen mir, zumal fürs an., recht problematisch vor. die parallelisierung mit *fehu* ist schwerlich zu halten; *fé* kann m. a. nach überhaupt nicht lautliche entwicklung aus *fehu* sein, sondern muss wol als rückbildung zu den flectierten casus (gen. *féar*, dat. *fé*, dat. pl. *féom*) gefasst werden. im mnl. stehn deutlich die zwei formen *vie* und *vee* nebeneinander, die nicht lautlich zusammen gehören können (Franck § 40, vHelten § 77). es ist ja auffallend, dass bei diesem worte flectierte casus mafsgebend geworden sein sollen, aber die tatsachen scheinen mir zu der annahme zu nötigen. man beachte den einwand auch für die ausführungen s. 184. im selben zusammenhang kommt W. auf got. *lasiws* und will die schwierigkeit, die sein *w* bereitet, durch eine fassung des gesetzes 'nach langem vocal erscheint *w*, nach unbetontem vocale ebenfalls *w*, nach betontem kurzem *u*' lösen. an sich würde das in einleuchtender weise die verlegenheit heben und sich mit W. auch auf *usskaws* = *ús-skaws* anwenden lassen. doch würde dann *sunjus* eine besondere erklärung verlangen, das hierbei nicht berücksichtigt wird, obwol es unmittelbar vorher genannt ist. das dann im verfolg, im anschluss an Kluge, aufgestellte allgemeine silbentrennungsgesetz, wonach jeder einfache consonant nach

kurzem vocal zur ersten silbe gehört, also *triw-a, dag-es, rah-izôn, naz-ida, spil-ôda* klingt wenig natürlich, obwol es geeignet wäre, unterschiede wie zwischen *nazida*, ahd. *nerita* und *hauz(i)da*, ahd. *hôrta* (vgl. aber ahd. *gihôrit* gegen *gihôrtêr*) besonders erklärlich erscheinen zu lassen. die bedenken erstrecken sich dann auch auf die ausführungen s. 190 ff. im folgenden capitel über kürzen mit nasal handeln s. 164 f vom acc. sg. der consonantischen stämme. an sich wäre die entwickelte ansicht möglich, doch wissen wir eigentlich ja gar nicht, was aus einer vorauszusetzenden endung *m̥* in dritter silbe geworden ist; es braucht nicht identisch mit dem ergebnis von *m̥* in zweiter silbe gewesen zu sein. in einer anm. s. 172 wird Kluges gesetz, dass *n* nach *ī* in nichthaupttoniger silbe ahd. geschwunden sei, mit guten gründen angezweifelt. was aber daran angeknüpft ist über *-în* in *küneginn* und *-ân* in adverbien wie *innân*, dürfte schwerlich auf zustimmung zu rechnen haben. es ist wider zu sehr eine auf die perspective aus der ferne gegründete construction ad hoc, auf die man bei lebendiger kenntnis des betreffenden sprachmaterials nicht leicht kommen würde. richtig ist ja, dass *â* nicht aus germ. *ê* erklärt werden kann und jüngern ursprungs sein muss. doch so wie W. sich die neubildung vorstellt, ist sie wol nicht vor sich gegangen. die darlegungen über die *n*-declination stellen eine art vereinigung der ansichten vHeltens und Kluges dar und sind nicht unwahrscheinlich. doch bleibt wol besser auch für die feminina vHeltens fassung mehr gewahrt, dass *-ôn* unter einfluss von folg. urgerm. *u* zu *-ûn* geworden sei. der pl. kann analogiebildung nach den neutris sein aus einer zeit, da diese noch *-ûn* mit langem *û* hatten. im sg. kann als lautgesetzliche form mit *u* wol nur der acc. in betracht kommen, falls aus *m̥* in der dritten silbe sich *u* entwickelt hatte (s. vorher), und gen. dat. müsten analogisch beeinflusst sein. diese analogie wäre in anbetracht der gleichheit der formen in der *-în*-classe begreiflich. ausgleich zwischen den einzelnen casus findet ja auch beim masc. und neutr., allerdings später, statt. dass Kluges fassung (s. 176) nicht ohne weiteres richtig ist, scheint mir doch aus den *-ôn*-verben entnommen werden zu müssen. für die ganze frage ist das suffix *-ôþus, -ôdus* nicht zu übersehen. in einem excurs zur erklärung vom got. nom. auf *-i* in *bandi* (s. 179 ff) wird vorausgesetzt, dass *mawi* und *þiwi* diesen nom. haben, weil sie auf langsilbigen formen **maʒui, *þiʒui* beruhen. ich will nicht so weit gehn, zu behaupten, dass, wenn die vorhistorische quantität nachwürkte, dann auch **mawjôs, *þiws, *siwns* zu erwarten wären, möchte aber doch betonen, dass W.s voraussetzung wol nicht als b e w i e s e n gelten kann gegen die andere annahme, dass *mawi* und *þiwi* sich auf grund der t a t s ä c h l i c h e n got. quantität erklären. das ist wol auch der sinn von Streitbergs fassung, Got. elementarb. § 150. es dürfte also der nom. *þiwi* nicht prä-

judicieren für die etym. aus einem **teqī* gegen ein etymon **teuī*. — wenn eine so scharf umrissene kategorie wie die drei zahlwörter *sibun, niun, taihun* eine ausnahme von einem sonst durchaus wahrscheinlichen lautgesetz bildet (s. 186), so möchte man natürlich am liebsten einen unmittelbar würkenden grund finden. hier würde aber wol der versuch, eine eigenkraft der endung als charakteristicums einer bestimmten kategorie psychologisch zu rechtfertigen, versagen. ligt analogisch vermittelter grund vor, so haben wir zunächst wol an die eigene flexion der wörter zu denken; *sibun* verhielte sich zu einem hypothetischen **sibu* wie as. *helid* zu ags. *hæle*, und die inanspruchnahme der flexion bei einem zahlwort ist nicht bedenklicher als bei der erklärung von mhd. *sęhs* statt *sěhs*. ich reihe zum schluss einige kleinere versehen an. s. 21, 5 lis 317 st. 217; s. 92 letzte zeile 623 st. 628; s. 106 wird Streitberg eine ansicht zugeschrieben, die er gar nicht ausgesprochen hat; s. 129, 15 'nur' st. 'nun'? s. 146: das von vHelten übernommene *nytt* ist nicht ein neutr. pl., sondern ein fem. sg. adj.; s. 147, 10 wol *beddi* st. *neddi*; 158, 1 lis *snau*.

Während der ruhige ton, den der vf. bei der auseinandersetzung mit fremden ansichten anschlägt, alle anerkennung verdient, möcht ich im interesse eines guten stils verwahrung einlegen gegen gewisse ausdrücke, die sich unnötiger weise mit der logik in widerspruch setzen; so : 'wenn nämlich mit Streitberg (wie ich glaube, mit recht) urgerm. verkürzung eingetreten ist'; 'dass nach . . . anerkannter weise idg. *ēį* contraction zu urgerm. *ę̄* erfuhr'; 'die art und weise, wie diese worte zu einem schw. d. a. sg. gekommen sein sollen, krankt an der annahme einer nominativform auf *-ō*'; 'dass nämlich hier mit Streitberg analogiebildungen vorliegen sollen'. bedauern könnte man es auch, dass W. die gelegenheit unbenutzt gelassen hat, die behandelten fragen einem etwas gröſseren kreis der germanisten mundgerecht zu machen, statt sich hauptsächlich an das verständnis der specialforscher zu wenden. J. Franck.

Mitteilungen aus altdeutschen handschriften. von Anton E. Schönbach. siebentes stück : Die legende vom engel und waldbruder. [Sitzungsberichte der kais. akademie der wissenschaften in Wien, phil.-hist. cl. bd cxliii, xii.] Wien, CGerolds sohn, 1901. 63 ss. 8°. — 1,40 m.

Im siebenten stück seiner Mitteilungen teilt Schönbach aus der Wiener hs., der er sz. auch den SChristophorus (Zs. 17, 85 ff) entnommen, eine bisher unberücksichtigt gebliebene poetische behandlung der litterarisch so weit verbreiteten legende vom engel und waldbruder (s. Anz. xxiii 54 ff) mit. die stellung unseres textes innerhalb der abendländischen quellenüberliefrung, soweit diese dem dichter zur verfügung stehn konnte, sein verhältnis zu andern deutschen stücken gleichen inhalts wird sorgfältig untersucht.

eine directe vorlage lässt sich zunächst nicht nachweisen, wol aber, dass hier der legendarische stoff gegenüber der sonstigen überliefrung mannigfach poetisch belebt erscheint: von der fähigkeit des dichters, dessen werk mit des Teichners gedichten manche vergleichungspuncte zeigt und dem Kaufringer bekannt gewesen sein dürfte (s. 60f), erhalten wir einen im ganzen vorteilhaften eindruck. es ist nur zu billigen, dass Sch. für die dialectbestimmung des gedichts, auch wenn dieses nur wenig umfangreich ist, die neuerdings von Kraus, Singer und Zwierzina vorgelegten wichtigen reimstudien herangezogen hat. mit der art freilich, wie Sch. sie nutzt, kann ich mich nicht ganz einverstanden erklären: seine gründe für alemannische heimat des von einem bairisch-österreichischen schreiber aufgezeichneten kleinen denkmals haben mich in keiner weise zu überzeugen vermocht. selbst wenn gewisse reimbindungen sich öfter nicht im einklang mit der bairisch-österreichischen mundart befinden, also nur durch die litteratur- oder dichtersprache in die östlichen gegenden importiert sein können, ist damit an sich nichts gegen einen bairisch-österreichischen ursprung bewiesen. gegen letzteren wird der mangel des neuen diphthongen *ei* aus *î* (s. 24) betont, insbes. weil v. 291 *hin : în* begegne: es ligt aber gar kein grund vor, hier von dem überlieferten *in* abzuweichen, auch wenn v. 131 *dar în* mit *mîn* gebunden wird, s. jetzt Zwierzina Zs. 44, 30. 45, 71ff. auch die bindungen *sich : gelîch : heimelîch* brauchen nicht für ein alemannisches denkmal zu sprechen (s. jetzt Zwierzina Zs. 45, 89), desgleichen nicht der reim *wort : gehôrt* (s. 25): ich stelle dem citat aus Zwierzinas studien BG. § 55 gegenüber und verweise auf Enikel und Ottokar. die bindung *schrîbær : hêr* (s. 25) wird für einen Baiern oder Österreicher unbedenklich, sobald wir neben den historischen formen auf *-ære, -ær* schon die jüngere auf *-er* gelten lassen (Zs. 44, 275. 276); wir werden dann auch im einklang mit der überlieferung v. 275f *gêt ûz, ir sît trügenær und kumet nie[mer] mêre her* zu lesen haben, während ich v. 413f die lesung *nu wil ich dir sagen mære von dem burgære* vorziehe vor Schönbachs *mêre*. zum reim *êren : hêrren* s. jetzt Zwierzina Zs. 45, 27. ein reim wie *geselle : wëllen* (!) durfte nicht mehr s. 25 und 26 angesetzt werden, nachdem bereits vor jahren Franck und Sievers über die *e*-natur in *wellen* das richtige gelehrt haben; übrigens ist *wellen* (nicht *enwellen*) an jener stelle nicht infinitiv, wie s. 26 versehentlich gesagt wird; zum abfall des *n* vgl. BG. § 167. betreffs der bindungen *an : am*, *s : z*, *kâm(en) : nam* genüge ein hinweis auf Enikel s. LXXXIX 38ff. 33ff. XC 5ff. reime endlich (s. 26) wie *mahte : ahte*, *bot : zwîflot* (so besser als *zwîflôt*), *jâre* (acc. pl.) *: klâre* (s. 27, vgl. BG. § 342f) zeugen nicht gegen östlichen ursprung.

So dürfen wir also getrost für das kleine reimwerk nicht nur bairisch-österreichische abschrift, sondern auch herkunft an-

nehmen, insbes. wenn wir dazu noch 'die zahlreichen unläugbaren starken apokopen, die wahrscheinlichen apokopen und synkopen im innern des verses bedenken', die Sch. seinerseits 'mit einiger bestimmtheit' für die alemannische (ostschwäbische?) mda. des 14 jhs. in anspruch nehmen zu sollen glaubt (s. 26). aus diesem grunde sind auch die von Sch. oft gegen die überliefrung angesetzten verse mit vier hebungen und klingendem ausgang (s. 27) m. e. der zahl nach einzuschränken. ich beurteile den dichter hinsichtlich seiner sprache und verskunst ähnlich wie Enikel : er folgt nur zum teil der tradition der dichtersprache, seine diction ist ein mischproduct aus dialect und litteratursprache, desgleichen gerät seine rhythmik des öftern mit der herkömmlichen übung in conflict. ich glaube, dass entgegen Sch.s ausführungen (s. 27) die reimpaare v. 24. 26. 30. 32. 96. 156. 188. 210. 234. 272? 276 (s. oben). 306. 326. 332. 342. 350. 356. 382. 394? 436. 490 als apokopierte stumpfe, v. 8. 244 (hier vermutet es auch Sch. s. 24). 270 als synkopierte stumpfe aufzufassen sind, und meine, dass auch v. 12. 80. 390 die überlieferten apokopierten reimformen beizubehalten gewesen wären. für bairisch-österreichisches gebiet, in das zudem manches aus dem wortschatz weist, wie Sch. selbst verschiedentlich angemerkt hat, kann auch das häufige vorkommen dreihebiger stumpfer verse geltend gemacht werden. — die abfassungszeit wird sich kaum bestimmter ermitteln lassen. Sch. selbst ist zu keiner festen ansicht gekommen (s. 26. 38. 61). wenn 1300 ungefähr das richtige trifft, könnten die berührungen mit des Teichners gedichten nur durch gleiche landsmannschaft, 'durch eine gemeinsame schule von bildung und poetischer übung' erklärt werden.

Indem ich gelegentliche inconsequenzen bei der textherstellung im vorübergehn nur citiere (vgl. v. 48 mit 4; 63 mit 193, vgl. 59; 73. 213. 283 mit 83. 135. 289; 282 mit 115), geb ich einige bemerkungen zum text, die in erster linie für mehrere stellen die überliefrung in schutz nehmen sollen. Sch. ist oft unnötigerweise von ihr abgewichen oder hätte wenigstens discreter ändern können. — zu v. 14 : indem ich Sch.s anm. beipflichte, möcht ich doch auch *arme spîse,* das unmittelbar auf *der armen wîse* folgt, nicht für ursprünglich halten; stand *kranke spîse*? — 26 warum nicht der hs. folgend *der enwolte sîner bet niht mêr*? 62 lis *du muost mit mir hinnen scheiden.* 63 [*kutten*]? 72 warum nicht mit der hs. *gêt für*? 77 ff lis *nû bat er bruoder Heinrich den süezen vater von himelrîch wan* (wie 116. 406, vgl. 215. 357. 418) *der heimelîchen bet* (vgl. 17 f), *der er vil und genuoc tet an den vater von himelrîch, daz* usw. 127 f *baden : schaden* im dreimal gehobenen verse. 151 lis *dwé.* 159 warum hier *unsern* ergänzen? 169 lis *daz.* 173 warum nicht mit der hs. *von sîm trinkvaz*? nach 175 komma. 183 anm. (s. 34) : das citat aus der Klage ist hier gegenstandslos. 214 *und hiet sich*

gern von im gestol(e)n. 224 ich halte auch hier die wendung *lûhte als der liehte tac* für rein formelhaft (gegen Sch.s anm. s. 35), vgl. noch Enikel Weltchr. 12514. 14330. 226 *grôzen unde kleinen?* 248 warum nicht mit der überlieferung *an der stat* (vgl. 461, freilich daneben 324) : *spât?* 250 *sîn.* 290 *gen einer* (so die hs., Sch. *ein*) *stat, dies* [*verre*] *sâhen.* 310 *der gie dort* (doch nicht *dorten*!) *her.* 311 *rînischem.* 313 *niuvazzen* oder *niuwevazzen?* 318 warum nicht *sô dir got lône?* 320 f ob es nicht ursprünglich hiefs *do enwart niht vergezzen schœner koste und guoten wîn(s)?* 328 einer ergänzung bedarf es hier nicht. 347 lis *strâzen?* vgl. aber freilich 201. 386 vielleicht ursprünglich [*von*] *wann oder wer ich wære.* 387 der irrenden überliefrung *do sprach* würde die conjectur *do scrach* = *schrac* 'schreckte auf, fuhr empor' (vgl. 380 f. 450 u. Nib. 961, 4) näher stehn; Sch. hat, wenig überzeugend, *sweic* in den text gesetzt. 394 lis hier und in der anm. (s. 37) *übeltætære*, nicht *-tetære*! 424 *er vert ein jâmerlîche vart?* 441 doch wol *ez* mit der hs. 451 ff vielleicht mit der überlieferung : *als ich dir hân geseit, daz geloube für die wârheit! alsô wâr daz ist : daz dû* usw. und nach v. 458 nicht punct, sondern komma oder colon. 466 ist das komma zu tilgen. 475 die ergänzung von *sô* ist unnötig. 484 [*got*]? 485 warum nicht mit der hs. *diu selben driu* (Sch. *drî*) *jâre?* 488 *got ân alle missewende.* — s. 24 z. 14 lis : 8 mal mit *-ăn*, 2 mal mit *-ăm* (300. 422) gebunden. z. 15 : *gân* ist im reim 6 mal bezeugt. z. 22 das Zwierzina-citat passt hier ebensowenig wie z. 25 jenes aus Weinholds Mhd. gr. s. 25 z. 10 'diese' drei reime von *ĭ : î* : besser, weil deutlicher : 'die' drei reime, nämlich 64. 182. 292 (?), die im eingang des absatzes behandelten. z. 19 lis *mêr : becher* 417. z. 1 v. u. *s : ʒ* ist nur einmal (228) gebunden.

Halle a/S., 20 juni 1901. PHILIPP STRAUCH.

Der Ehrenbrief des Jakob Püterich von Reichertshausen an die erzherzogin Mechthild. von dr ARTHUR GOETTE. Strafsburg i. E., Schlesier und Schweikhardt, 1899. 8°. 112 ss. — 2 m.

Ob Püterichs Ehrenbrief eine kritische ausgabe verdiente, kann angesichts der schlechten überliefrung in einer einzigen hs. wol bezweifelt werden. lässt sich auch an mehreren stellen der vielfach verderbte text mit einiger sicherheit bessern, so bleibt er doch oft genug noch schwer verständlich und man wird hierfür nicht immer die überliefrung verantwortlich machen dürfen, vielmehr den biedern dichterdilettanten, dessen wollen mit seinem können in argem misverhältnis steht. aus diesem grunde auch scheint mir eine eingehendere betrachtung der verskunst und sprache Püterichs kaum gerechtfertigt, ganz abgesehen davon, dass der vf. sie recht äufserlich angelegt hat; im ausdruck ist er oft

unbeholfen und ungeschickt, in der auffassung der grammatischen erscheinungen geht er nicht selten fehl. warum 'muss' 106, 1 mit zweisilbigem auftact gelesen werden (s. 25), wo doch auch Füetrer *von Teyferbruck Hainrich* (s. 103) bietet? die zusammenstellung der reimeigentümlichkeiten (s. 28 f) ist ungenau und unvollständig; ich merke nur einiges an : in *geren* (adv. im reim auf *êren*) soll metathesis vorliegen (s. 29), str. 137 *a* und *u* im reim gebunden sein : *gewandert : hundert*; Püterich sprach hier gewis *gewondert : hondert* (vgl. *anders : sonders* 61). s. 35 ist unter den bindungen von mhd. *î* und *ei* str. 137 *reiche : streiche* zu tilgen, *freie : mangerleie* str. 72 hinzuzufügen. bei *o* und *u* waren die für nicht eingetretenen umlaut beweisenden reime *belonet : bekronet* 139, *erfunden : sunden* 112 zu verzeichnen. — bei der textgestaltung ist der einfluss der 'sprache der mhd. blütezeit' auf 'den begeisterten verehrer der alten meisterwerke' viel zu hoch angeschlagen. im einzelnen wäre zum texte folgendes zu bemerken : 7, 7 lis *widermuete*. 10, 4 doch wol *bestaten*. 32, 3 emendierte schon Riezler *Torer*. 71, 7 war kein grund, von der hs.lichen überlieferung abzuweichen, lis *scheiben*, ebenso wenig 82, 4, wo *gehérten* zu lesen ist. 85, 5 ist *auch* nur druckfehler für *euch*. 87, 2 ist der punct zu streichen. 115, 1 *erachtet*? 123, 3 lis *er* für *es*, 5 *im* für *in*. 137, 5 warum nicht wenigstens *erdereiche*? — die anmerkungen (s. 79—112) enthalten viel überflüssiges, so wenn s. 83. 84 für die pfälzisch-bairischen geschlechter Turner (str. 37) und Forster (str. 45) an die minnesänger Otto zTurne und Günther vdForste erinnert wird. und wozu bedurfte es der umständlichen bibliographischen erläuterungen aller im Ehrenbrief genannten litteraturwerke, auch der bekanntesten, wo unsere litterarischen handbücher doch wahrlich genügende auskunft über die einzelnen werke geben! — dass für das unverständliche *graf Freine Leouen weller* (str. 99) Scherers conjectur *Harpeine Lewen vatter* das richtige getroffen habe, bezweifle ich stark, ohne freilich einen andern ausweg zu wissen. das s. 96 im letzten absatz gesagte ist durch meine Pfalzgräfin Mechthild s. 43 anm. 49, die entstehungszeit der Wyleschen translation von Euryalus und Lucretia 'vor 1447' (s. 98) durch einen hinweis auf Anz. IV 358 zu berichtigen. bei Wierich vStein (s. 90) sei der vermutung raum gegeben, dass sein buch von der tafelrunde vielleicht ein Lanzelotroman gewesen sein dürfte, vgl. Germ. 28, 139 ff. 152. 156. Centrablatt f. bibliothekswesen 5, 123. für das s. 98 z. 3 erwähnte gedicht war auf Priebsch Deutsche hss. in England I 197 ff, für Johann vNeumarkt (s. 108) auf Burdachs forschungen zu verweisen. für Heinrichs vBurgeis Selenrat (s. 109) kommt noch Zingerles aufsatz in der Wiener zeitung 1886 nr 255. 256 in betracht. Rudolf vEms hat kein Trojalied verfasst (s. 105). die redensart *gebt im das hüetel wider* (str. 117) ist s. 109 kaum richtig gedeutet, gewis aber auch unzutreffend im D. wörterb. IV

2, 1991. str. 105, 2 wird statt *sey* : *bey Frantzen Nadler* zu lesen sein; einen *maister Frantz* nennen die Tegernseer weihnachtserungen zu den jahren 1465. 1466. 1471. 1476, s. s. 110 die anm. zu str. 124. 125. zu str. 136 (s. 112) *sich berihten* s. Lexer I 192. Mhd. wb. II 1, 641. — was der vf. einleitend über Püterich und Mechthild zusammenstellt, bereichert unsere kenntnis nicht, vielmehr widerholt er in allem wesentlichen, was frühere forschung bereits ermittelt hat; die fortsetzung von Schmidtners abhandlung über die genealogie der Püteriche im Oberbayr. archiv 41, 44 f ist ihm unbekannt geblieben, ebenso auch wol Burdachs aufsatz im Centralbl. f. bibliothekswesen 5, 111 ff. s. 17 ist im zweitletzten absatz im anschluss an Riezler, der dazu noch ungenau excerpiert ist, irriges behauptet : es kann sich nur um Niclas vWyle, nicht aber um Joh. Hartlieb handeln.

Halle a. S., 13 januar 1900. PHILIPP STRAUCH.

Unsere volkstümlichen lieder von HOFFMANN VON FALLERSLEBEN. vierte auflage, herausgegeben und neu bearbeitet von KARL HERMANN PRAHL. Leipzig, WEngelmann, 1900. VIII und 348 ss. 8°. — 7 m.

Hoffmann vFallersleben hatte sein verzeichnis der deutschen volkstümlichen lieder zum ersten mal im jahre 1856 veröffentlicht, 1859 neu aufgelegt und 1869 in dritter auflage nur äufserlich mit fortsetzungen und nachträgen zu dem unveränderten texte versehen. darum war jetzt eine neue bearbeitung, die all die vielen ergebnisse der einzelforschung verwerten und die seit Hoffmanns zusammenstellung neu gedichteten und volkstümlich gewordenen lieder aufnehmen sollte, schon zu einem bedürfnis geworden. Prahl hat sich nun dieser aufgabe unterzogen und sie mit fleifs, sorgfalt und entsprechender litteraturkenntnis besorgt.

Die unterschiede zwischen den früheren auflagen und der neuen gründlichen umarbeitung sind sehr bedeutend. zunächst hat P. aus Hoffmanns verzeichnis viel gestrichen : 'das, was heute nicht mehr als volkstümlich betrachtet werden kann'. näher hat er sich über seine streichungen nicht geäufsert. es wäre ganz gut gewesen, wenn er die aus der 3 auflage getilgten nummern verzeichnet hätte. auf jeden fall ist es interessant zu sehen, was gestrichen worden ist. es sind im ganzen, wenn ich richtig zähle, gegen 200 lieder. vor allem muste P. zahlreiche lieder von Hoffmann selbst aus dem ältern verzeichnis entfernen. Hoffmann, der den stil des volksliedes gut inne hatte, verstand es würklich, schlichte, innige lieder zu dichten. er passte sie oft unmittelbar bekannten volksmelodien an, so wurden sie gern gesungen. manche seiner lieder sind ja noch heute würklich in aller munde. mehrere gehören zum festen bestande unserer commersbücher, meiner einsicht nach das sicherste kennzeichen dauernder popularität eines dichters. aber unter seinen mit

grofser leichtigkeit producierten gedichten findet sich doch auch viel minderwertiges, und es war eine grofse voreingenommenheit für seine schöpfungen, wenn er nicht weniger als 91 eigene lieder als volkstümlich verzeichnet hat. jene lieder, für die er den erweis dauernder volkstümlichkeit nicht erbringen konnte, hat P. gestrichen und ihn so auf die noch immer alle andern dichter weit übertreffende nummernzahl von 52 herabgedrückt. gestrichen werden musten ferner mehrere Goethische lieder, die sich nicht mehr als volkstümlich erweisen, so die nrr (der 3 auflage) 15. 82. 235. 326. 327. 495. 609. 872. 1041. getilgt wurden weiter von älteren bekannten oder berühmten dichtern lieder, die entweder von Hoffmann irriger weise als volkstümlich aufgefasst oder die in den letzten jahrzehnten wider vergessen worden sind, so je sechs lieder von Schubart (33. 210. 497. 502. 580. 807) und Voss (94. 445. 511. 594. 735. 975), je vier von Hölty (140. 302. 390. 984) und Arndt (70. 168. 324. 577), je drei von Bürger (404. 783. 981) und Tiedge (522. 663. 1801), je zwei von Schiller (288. 1063), Kotzebue (42. 699) und Raimund (645. 695), je eins von Opitz (1082), Christian Felix Weifse (200), Matthison (145), Brentano (60), Eichendorff (870), JKerner (921), Heine (203) usw., endlich über fünfzig lieder, von denen der verfassername nicht bekannt ist.

Da P. trotz diesen streichungen gegenüber den 1142 liedern der 3 auflage über 1350 verzeichnet, so hat er im ganzen 400 neue lieder beigebracht. damit aber sind die neuerungen der vorliegenden bearbeitung noch lange nicht erschöpft. denn P. hat auch Hoffmanns bemerkungen zu den einzelnen liedern über deren äufsere geschichte berichtigt, ergänzt, oft durchgreifend umgearbeitet. zu jedem liede bringt P., so weit es möglich war, den verfasser bei, ferner zeit und ort des ersten erscheinens, der späteren veröffentlichung, den oder die componisten, den fundort der melodien, die umänderungen oder zusätze, die der wortlaut etwa später erlitt, seine verarbeitung zum volksliede, seine aufnahme in volkstümliche liedersammlungen, commersbücher, liederbücher für schule und haus, für turner und soldaten. alles in löblicher gedrängter kürze, was um so leichter möglich war, als sich P. oft mit kurzen hinweisen auf die ausführlicheren angaben in den bekannten sammlungen Böhmes und in den neueren untersuchungen von MFriedländer, AKopp, John Meier uaa. begnügen konnte. durchaus gemehrt und gebessert sind namentlich die notizen zu den volkstümlichen liedern Goethes; manche der stark ergänzten oder neu hinzugefügten anmerkungen stellen förmlich kleine wertvolle monographien dar. so zu nr 40 (Landesvater), 373 (Wacht am Rhein), 480 (Gaudeamus), 934 (O alte burschenherrlichkeit), 957 (Tannenbaum), 1147 (Vom hoh'n Olymp herab) usw.

Dass zu diesen anmerkungen trotz P.s sorgfalt und sach-

kenntnis doch noch ergänzungen und berichtigungen möglich sind, erscheint bei der grofsen, weit verstreuten, oft in abgelegenen zeitschriften verborgenen litteratur dieses gegenstandes sehr begreiflich. kleine nachträge haben ua. schon geliefert Bolte in der Zs. d. ver. f. volkskunde 11, 103f und Rosenbaum im Euphorion 8, 136f. auch wird jede neuere sammlung volkstümlicher lieder P.s material und angaben ergänzen können, so zb. jetzt: MEMarriage und John Meier, Volkslieder aus dem canton Bern (Schweiz. arch. f. volkskunde 5, 1—47). kleine ergänzungen möcht auch ich hier hinzufügen, indem ich hierbei auch einige litterarische erscheinungen verwerte, die gleichzeitig mit oder nach P.s bearbeitung veröffentlicht worden sind. — zu nr 6 JKerner 'Ach, ach ich armes Klosterfräulein' und nr 7 Schiller 'Ach aus dieses Thales Gründen' vgl. man jetzt RHildebrand Materialien z. gesch. d. deutschen volksliedes s. 13 und 9. — zu nr 28. Klesheims 'A Deanderl geht um Holz in Wald' wird auch in Südböhmen, übertragen in die mda. der gegend, gesungen. vgl. Hruschka und Toischer Deutsche volkslieder aus Böhmen s. 118. — zu nr 61 Goethe 'An dem reinsten Frühlingsmorgen' vgl. Hildebrand aao. s. 11. — zu nr 294. Heines dreistrophiges lied : 'Du hast Diamanten und Perlen' ligt mir in einer dreizehn- und in einer achtstrophigen fassung nach dem volksmund aus Deutsch-Böhmen vor. es wurde auch in Russland zu einem volksliede. vgl. Jahresber. f. neuere deutsche litteraturgesch. 3 bd I 11 : 93. — zu nr 506. zur geschichte des textes der österreichischen volkshymne bringt viele einzelheiten Sauer bei in den Mitteil. d. ver. f. gesch. d. Deutschen in Böhmen 33, 356ff, wo auch weitere litteratur genannt ist. — zu nr 536. über die geschichte der preufsischen volkshymne handelt jetzt ausführlich OBoehm Die volkshymnen aller staaten des deutschen reiches (Wismar 1901) s. 11ff, eine schrift, die auch sonst von deutschen liedern handelt, die wenigstens in landschaftlicher begrenzung volkstümlich sind. — zu nr 539 Kazners 'Heinrich und Wilhelmine' vgl. Hildebrand aao. s. 14ff. auch von diesem liegen mir zahlreiche fassungen aus Deutsch-Böhmen vor. — zu nr 560: NicHermanns Brautlied ist jetzt nach dem original von 1556 samt den noten abgedruckt bei Mathesius Hochzeitspredigten ed. Lösche (Bibl. deutscher schriftsteller aus Böhmen VI) s. 294ff. — zu nr 586 : GABürgers Spinnerlied ist früh volkstümlich und bald auch zu einem volkslied zersungen worden. Wackernell druckt in der Festschr. zum 8 allgem. deutschen neuphilologentage (Wien 1898 s. 59—64) ein von Prem in der bibliothek des nordtirolischen klosters Stams gefundenes 'Spinnerlied' vom ausgang des 18 jhs. ab, das eine in form und anschauung merkwürdig umgestaltete fassung des Bürgerschen liedes darbietet. — zu nr 589 WASchmidts 'Böttcherlied' vgl. noch Zs. f. österreich. volkskunde 4, 235ff. 6, 84. doch nicht 1797 wie hier steht, sondern 1795,

wie es Prahl angibt, ist das erscheinungsjahr. — zu nr 719 'In Böhmen ligt ein Städtchen' vgl. jetzt auch Alemannia 25, 225. zahlreiche deutsch-böhmische fassungen liegen mir handschriftlich vor. — zu nr 724 Krebs 'In der Heimat ist es schön' vgl. jetzt PHoffmann in der Zs. f. d. deutschen unterricht 14, 717 ff. — zu nr 746. volkstümliche fassungen und melodien zu Castellis 'Aloan' sind jetzt verzeichnet in der zeitschrift 'Das deutsche volkslied' 2, 76 ff und 126. — zu nr 848. mehrere volkstümliche umgestaltungen des liedes 'Mariechen' von Zedlitz bespricht Petsch in der Zs. d. ver. f. volksk. 10, 66—71. — zu nr 894 WHauff 'Reiters morgenlied' vgl. auch KHoffmann Zur geschichte eines volksliedes (jahresber. d. grofsh. realschule, Pforzheim 1897). — zu nr 1056. FRaimunds 'So leb denn wohl, du stilles Haus' ist widerholt zu längeren volksliedern umgestaltet worden, vgl. Köhler-Meier Volkslieder von der Mosel und Saar nr 165 anm. und AHauffen in der zeitschrift 'Das deutsche volkslied' 2, 103 f und 125. — zu nr 1210 'Weint mit mir, ihr nächtlich stillen Haine' vgl. jetzt AJohns zusammenstellungen in der Zs. f. österreich. volkskunde 6, 30—34.

P. stellt, dem vorgange Hoffmanns folgend, am schluss zwei listen zusammen. zunächst ein alphabetisches verzeichnis der wort- und tondichter, denen er hier die entsprechenden lebensdaten hinzufügt. das zweite verzeichnis gibt die reihenfolge der lieder nach der zeit ihrer entstehung vom 12 jh. bis zur gegenwart. wer diese listen aufmerksam durchnimmt, der kommt zu bemerkenswerten, ja höchst auffälligen ergebnissen über den anteil einzelner dichter und verschiedener litteraturperioden an dem schatze unserer volkstümlichen lieder. auch in der neuen bearbeitung trägt noch der ursprüngliche verfasser unseres werkes den sieg davon. 52 lieder von Hoffmann vFallersleben selbst haben in das verzeichnis der volkstümlichen lieder aufnahme gefunden, also um eines mehr als von Goethe, der sich ihm mit 51 nummern unmittelbar anreiht. dass hier eine voreingenommenheit des verfassers für seine eigenen lieder vorligt, wurde oben bereits erwähnt. im übrigen haben wir keinen grund, an der zuverlässigkeit und stichhaltigkeit der getroffenen auswahl zu zweifeln. und so sehen wir denn, dass hinter Hoffmann und Goethe als beliebteste und volkstümlichste liederdichter angereiht werden müssen: Wilhelm Müller mit 23 liedern, JHVoss und Uhland mit je 22, Theodor Körner mit 20, Schiller und Scheffel mit je 19, MClaudius mit 17, Heine mit 16, GABürger und Arndt mit je 15, Hölty mit 13, FRaimund mit 12, AMahlmann und JMMiller mit je 11, ALangbein und EGeibel mit je 10, Eichendorff mit 9, FStolberg, Schenkendorf, Schikaneder, Schubart, Tieck mit je 8, JKerner mit 7, JChGünther, Gleim, Salis, AvKotzebue mit je 6, Hagedorn, JGJacobi, vMatthison, CBrentano, Herwegh, Freiligrath mit je 5 liedern. dann sinken die

zahlen rasch. weitaus die meisten der in Hoffmann-Prahls verzeichnis aufgenommenen dichter sind nur mit je einem liede vertreten, so auch berühmte namen wie Gellert, HvGilm, FvSchlegel, FHalm. viel häufiger tritt der fall ein, dass männer, die im übrigen als dichter gänzlich unbekannt sind oder vielleicht überhaupt nichts anderes gedichtet haben, mit einem einzigen liede sich allgemeine beliebtheit, ja berühmtheit zu erringen wusten. man denke an Schneckenburger mit seiner 'Wacht am Rhein' und an den Salzburger priester Josef Mohr, der 1818 das ungemein verbreitete weihnachtslied : 'Stille Nacht, heilige Nacht' verfasst hat. freilich spielen hierbei oft auch andere als rein ästhetische momente mit. hingegen suchen wir wider viele berühmte namen fruchtbarer und bedeutender lyriker vergeblich in der reihe der 'volkstümlichen'. bemerkenswert ist es ferner, dass viele mundartliche gedichte, im ganzen 50, volkstümlich geworden sind, darunter 8 von Castelli, je 5 von Klesheim und Kobell, je 3 von Hebel und Stelzhamer, 2 von ABaumann, je 1 von Bäuerle, Grübel, Hoffmann vFallersleben uva. die frauenwelt ist nur mit 20 liedern vertreten (Helmina vChezy 5, Friederike Brun 4, Agnes vStolberg, Elisa vdRecke, gräfin Hahn-Hahn, Johanna Schopenhauer uaa. je 1)[1].

Überblicken wir nun die liste der gegenwärtig noch volkstümlichen lieder nach dem alter ihrer entstehung, so sehen wir, dass aus dem 12, 13 und 15 jh. nur je 1 lied, aus dem 16 jh. 7, aus dem 17 jh. bereits 27 lieder stammen. hier treffen wir auch zuerst namen bekannter lyriker, die uns mehr als ein volkstümliches lied geschenkt haben, so Greflinger drei, SDach und Opitz je zwei. in den nächsten abschnitten wächst die zahl der lieder überaus rasch an, von 1700—1750 zählen wir 50, von 1750—1800 neunmal so viel : 450, von 1800—1850 gar 700 lieder. und nun ein fast unvermittelt rasches sinken. von 1850 bis zur gegenwart sind kaum 100 lieder entstanden, die bis heute volkstümlich geworden sind. am fruchtbarsten in der schöpfung von sangbaren und volksmäfsigen liedern ist zweifellos der zeitraum von 1770—1830, also die zeit des Göttinger hains, der classiker, der romantiker, der freiheitssänger, der schwäbischen schule. die überwiegende mehrzahl der oben genannten, an volkstümlichen liedern besonders reichen lyriker gehört diesem zeitraum an und fast alle bedeutenderen dichter der bezeichneten jahrzehnte sind in dem kreise der volkstümlichen vertreten : von den classikern aufser Goethe und Schiller, die schon genannt wurden, noch

[1] was die componisten betrifft, so erreichen die älteren wie JFReichardt mit 77, Joh. Abrah. PSchultz mit 57 und Zelter mit 45 melodien die höchsten zahlen. ihre compositionen sind aber oft von jüngeren weisen völlig verdrängt worden. von bekannten tondichtern nenn ich noch : Silcher mit 38, KMvWeber mit 36, Methfessel mit 25, KKreutzer mit 24, Mozart mit 23, FSchubert mit 18, RSchumann und Beethoven mit je 12, Mendelssohn mit 10 melodien.

Klopstock mit 4, Herder mit 3 und Lessing mit 2 liedern. von andern dichtern dieses zeitraums möcht ich aufser den oben genannten noch erwähnen : Jung-Stilling, Pfeffel, Novalis, Chamisso, Rückert mit je 4, WHauff mit 3, Zedlitz, GSchwab und Mörike[1] mit je 2 liedern. ihnen schliefsen sich für die nächsten jahrzehnte bis über die mitte des jhs. nur wenige namen an : neben den oben genannten : Geibel, Scheffel, Freiligrath uaa. noch Roquette mit 4 liedern. doch namentlich in dem zeitabschnitt seit 1860 ist unsere lyrik auffällig unfruchtbar an liedern, die zur erlangung der volkstümlichkeit geeignet wären. alle bedeutenderen lyriker der letzten jahrzehnte fehlen bei Hoffmann-Prahl; ich finde von jüngeren bekannten namen nur Baumbach mit 4, HAllmers, HvLingg, WvRiehl, JRodenberg, Julius Sturm und Trojan mit je 1 liede. auch die lieder der oben genannten mundartlichen dichter und der frauen sind zumeist vor 1850 entstanden[2]. die kleine liederschar, die in den letzten jahrzehnten volkstümlich geworden ist, setzt sich überdies zumeist aus studentenliedern, aus kriegsliedern des jahres 1870/71 und aus einigen jüngeren politisch-nationalen liedern zusammen. die reine gefühlslyrik, die in dem zeitraum von 1770—1830 durch so viele hunderte der schönsten volkstümlichen lieder vertreten ist, treffen wir in der liste der letzten jahrzehnte nur sehr spärlich an. und meist sind es ganz unbekannte und im übrigen unfruchtbare dichter, denen einmal ein solches lied gelungen ist.

Aus dem gesagten ergibt sich also, dass seit 1850, namentlich aber seit 1860, trotz der unübersehbar grofsen zahl deutscher lyriker nur wenige in dieser zeit neu entstandene lieder volkstümlich geworden sind. diese tatsache ist gewis aufserordentlich auffällig. man könnte zwar noch annehmen, dass einige lieder dieser zeit sich vielleicht noch künftig volkstümlichkeit erringen werden, oder dass bei anderen die bereits vorhandene popularität von dem herausgeber der neuen auflage übersehen worden ist. P. war aber in der aufnahme neuer lieder gewis nicht zurückhaltend, er verzeichnet eher gelegentlich lieder, deren allgemeine verbreitung und beliebtheit mir noch fraglich scheint. ich wüste auch kaum ein heute in weiteren kreisen viel gesungenes lied zu nennen, das ich in seinem verzeichnis vermiste[3]. operettencouplets,

[1] von Mörike hätte noch ein drittes lied aufnahme finden sollen: 'Früh wann die Hähne krähn'. vgl. Schönbach Anz. xvi 365 anm.

[2] von neueren dichterinnen find ich in der liste nur Frieda Schanz. aber ihr rheinweinlied : 'Wie glüht er im Glase' 1884 hat nur deshalb aufnahme in das Lahrer Kommersbuch gefunden, weil es bei einem ausschreiben der verleger den preis davongetragen hatte, nicht aber deshalb, weil es schon vorher durch eigene kraft volkstümlich geworden wäre. die berechtigung P.s zur aufnahme dieses liedes scheint mir darum zweifelhaft.

[3] höchstens einige nationale lieder der neueren zeit, so 'Durch die Lüfte rauscht ein Mahnen' von gräfin Wilhelmine Wickenburg-Almási, 'O, Deutschland hoch in Ehren!' verf. und componist unbekannt, 'Was uns eint

Berliner und Wiener volkssängerlieder, die ja allerdings ein, zwei jahre in aller munde sind, um dann rasch wider vergessen und durch neue blüten des stumpfsinns verdrängt zu werden, hat P. mit recht von der aufnahme ausgeschlossen. denn nur jene lieder, die dauernd in der gunst weiterer schichten bleiben, können als volkstümlich bezeichnet werden, gleichviel natürlich, ob sie ästhetisch und ethisch wertvoll sind oder nicht, in der regel aber sind sie es. wir müssen also die tatsache feststellen, dass es unsere modernen lyriker im allgemeinen nicht verstanden haben und nicht verstehn, sich so in das herz des volkes zu singen, wie es bei unseren grofsen dichtern um die wende des 18 und 19 jhs. in so hohem grade der fall war. haben sie im bestreben, eigenartig zu sein, den schlichten volkston verlernt? fehlt es an entsprechenden, leicht sich einschmeichelnden melodien? — denn nicht gesungene lieder können nicht volkstümlich werden. — ich mag nicht den gründen nachforschen, ich wollte hier nur auf diese merkwürdige erscheinung aufmerksam machen, die aus P.s listen und aus der neuen auflage von Hoffmanns buch überhaupt so augenfällig und deutlich zu ersehen ist.

Noch eine frage von allgemeinerer bedeutung möcht ich zum schluss erörtern. P. verzeichnet im sinne Hoffmanns fast nur eigentliche 'volkstümliche lieder'. nur wenige daraus möcht ich als 'volkslieder' im engern sinne bezeichnen. genau lässt sich allerdings die grenze zwischen beiden gruppen nicht ziehen, da ja das volkstümliche lied einen allmälichen übergang vom kunstliede zum volksliede bildet. in würklichkeit gehn also die einzelnen erscheinungsformen ineinander über, aber der theoretiker muss gleichwol die gattungen sondern, und die reinen typen der verschiedenen gruppen werden leicht von einander zu unterscheiden sein. dass der verfasser eines liedes bekannt ist, der des andern nicht, das kann allerdings nicht als unbedingtes kriterium der sonderung gelten (P. s. IV), aber es ligt — wie noch gezeigt werden soll — in natürlichen gründen, dass die verfasser von volkstümlichen liedern in der regel bekannt, jene von volksliedern hingegen meist unbekannt sind.

V o l k s t ü m l i c h e l i e d e r sind m. e. solche von zumeist bekannten autoren aus den gebildeten ständen (ursprünglich also als kunstlieder) abgefasste gedichte, die sangbar, gefällig, schlicht und würksam sind, sich darum bald einer gröfseren beliebtheit und verbreitung erfreuen und (sobald sie mit einer entsprechenden melodie versehen sind) hauptsächlich in den mittleren schichten der bevölkerung gern und oft gesungen werden (einzeln oder im

als deutsche Brüder' von FStolle, melodie von FMendelssohn-Bartholdy. diese lieder werden in den deutschnationalen kreisen Österreichs sehr viel gesungen; ob sie auch im deutschen reiche in jüngster zeit volkstümlich geworden sind, darf man der sammlung : 'Alldeutsches Liederbuch' hgg. vom alldeutschen verbande. Leipzig 1901, nicht ohne weiteres entnehmen.

chore, meist in begleitung eines instruments) und die nicht mündlich, sondern durch den druck (früher auch durch abschriften), meist durch liedersammlungen weiter verbreitet werden. durch die flüchtigkeit oder die willkür der copisten und drucker, der tondichter, der herausgeber neuer sammlungen erleiden die texte der volkstümlichen lieder im laufe der zeit veränderungen. aber diese entstellungen, versehen oder absichtlichen besserungen können wider durch genauere drucke berichtigt werden, und sie sind nie so bedeutend, dass sie den charakter des betreffenden liedes völlig ändern würden. die verfasser der volkstümlichen lieder bleiben bekannt, weil die componisten und die sammlungen sie zu nennen pflegen. es kann aber auch der autorname eines volkstümlichen liedes aus zufälligen gründen unbekannt bleiben, wenn zb. ein solches lied anonym veröffentlicht worden ist. so war der name Schneckenburgers lange unbekannt. die 'Wacht am Rhein' wäre darum noch kein volkslied, auch wenn der name des verfassers dauernd im dunkel geblieben wäre. bestimmte berufskreise, wie die der studenten [1], soldaten und turner, bilden den üppigsten nährboden für die popularisierung von kunstliedern. zahllose volksgenossen gehören diesen berufen in der empfänglichen jugendzeit an und tragen die lieder, die sie hierbei kennen gelernt haben, in die verschiedensten volksschichten.

Wenn aber die volkstümlich gewordenen lieder weiter und tiefer dringen, von den mittleren in die unteren schichten, also in das 'volk' [2], wenn sie nicht mehr mit instrumentaler begleitung, sondern in freiem, ungeschultem, natürlichem gesange (im chore und von einzelnen) ohne texte und noten gesungen werden und sich nicht mehr durch den druck, sondern in flüchtig geschriebenen liederheften oder nur mündlich, gedächtnismäfsig fortpflanzen, dann wird ihr ursprünglicher wortlaut immer stärker nach dem geschmack des volkes umgeändert, oft ganz und gar 'zersungen' oder 'zurechtgesungen' (wie es in der volkssprache lautet), dann werden sie zu 'volksliedern' umgeschaffen. während dieses (längere oder kürzere zeit dauernden) processes drückt das volk den von den gebildeten schichten übernommenen liedern den stempel seines geistes, seiner art auf. es zerfasert und ver-

[1] die entwicklung des deutschen studentenliedes in den hauptzügen ist soeben dargelegt worden von Prahl selbst in seinem schriftchen Das deutsche studentenlied (Burschenschaftliche bücherei 1, 5). Berlin, Heymann, 1900. 54 ss. 8°. — 0,60 m.

[2] unter 'volk' kann man in der volkspoesie, wie in andern zweigen der volkskunde bei den Deutschen seit dem ausgange des ma.s nicht die gesamte nation verstehn, sondern nur die unteren, vorzugsweise die ländlichen schichten der bevölkerung, die von den internationalen bildungs- und culturelementen möglichst unberührt, in möglichst nationaler eigenart verblieben sind. wol auch die niedere städtische bevölkerung, soweit sie bodenständig ist, aber nicht den heimatlosen 'pöbel', den schon Herder bei der volksliedsforschung ausschliefst. [nachtrag. vgl. jetzt darüber : Hoffmann-Krayer 'Die volkskunde als wissenschaft' s. 6.]

einfacht sie, versieht sie mit beliebten 'wanderstrophen', mit volkstümlichen redewendungen und vergleichen, typischen formeln und reimbindungen, modelt sie nach bekannten mustern um, kleidet sie in eine ihm genehme darstellungs- und anschauungsweise, setzt sie häufig auch in die mundart um. kurz das volk betrachtet solche lieder als sein geistiges eigentum, weifs nichts mehr von persönlichen anrechten eines verfassers und vergisst darum auch seinen namen. es ist also natürlich begründet, warum die volkslieder in der regel namenlos überliefert sind. freilich kann auch beim volkslied zufällig der name des ursprünglichen verfassers aufgedeckt werden, so zb. durch die forschungen eines litterarhistorikers, wie dies John Meier[1] in zahlreichen fällen geglückt ist.

Trotz der vorhandenen übergänge kann man im einzelfalle meist leicht unterscheiden, ob ein lied ein volkstümliches oder ein volkslied ist. lieder zb. wie Schillers 'Mädchen in der Fremde' oder WHauffs 'Soldatenliebe' hat JMeier in seine sammlung der 'Volkslieder von der Mosel und Saar' aufgenommen. sie zeigen aber hier nur ganz geringe und belanglose änderungen gegenüber dem wortlaut der dichter. bei dem Schillerschen gedicht nur in zwei fällen : 2, 3 *Und schnell war ihre Spur verloren*] Meier : *bald ging.* — 4, 1 *Und teilte jedem eine Gabe:*] *Sie.* — ähnlich bei Hauff : 1, 2 *So einsam auf der fernen Wacht*] Meier: *stillen.* — 1, 4 *Ob mir's auch treu und hold verblieb*] *sie mir* usw. das sind gedächtsnisfehler, zufällige versehen, aber noch nicht für den volksgeschmack charakteristische abänderungen. solche lieder kann ich noch nicht volkslieder nennen, sondern volkstümliche. lieder hingegen, wie Goethes 'Kleine Blumen, kleine Blätter' in den (ua. von Erich Schmidt in Herrigs Archiv 97, 1 ff besprochenen) fassungen, wo das original bis zur unkenntlichkeit zerrupft, mit strophen aus andern liedern vermengt erscheint, oder die oben erwähnte Tiroler fassung des Bürgerschen spinnerliedes, die eine völlige und charakteristische umänderung aufweist, sind nicht mehr volkstümliche, sondern volkslieder. in allen diesen fällen war dem volke, dh. den betreffenden sängern der name des ursprünglichen verfassers nicht bekannt und muste erst auf litterarischem wege erforscht werden.

Aus den forschungen John Meiers uaa. hat es sich mit sicherheit ergeben, dass sehr viele der heute als volkslieder geltenden gedichte ursprünglich kunstlieder (bekannter verfasser aus den gebildeten ständen) waren und erst allmälich auf dem durchgangsstadium des volkstümlichen liedes zu volksliedern umgestaltet wurden. vielfach wird darum jetzt auch die meinung ausge-

[1] John Meiers arbeiten, auf die ich hier anspiele, hab ich in den Jahresber. f. n. deutsche litteraturgesch. 9 bd I 5 : 351—353 (und 8 bd 668) besprochen. [nachtrag. man vgl. jetzt auch Prahls aufsatz über das volkslied Zs. f. d. deutschen unterricht 15, heft 10.]

sprochen, dies sei bei allen volksliedern der fall gewesen. ich gesteh, dass ich dieser unerwiesenen verallgemeinerung keinen glauben schenken kann. ich meine vielmehr, dass zahlreiche unserer (oft jahrhunderte alten und noch immer lebendigen, dh. vom volke gesungenen) volkslieder sich schon durch ihre entstehungsweise von den kunstliedern unterschieden haben und von vornherein volkslieder waren. man braucht dabei nicht die romantischen vorstellungen vom dichtenden gesamtgeiste des volkes oder vom 'wachsen' der lieder gleich pflanzen usw. festzuhalten. auch solche volkslieder sind von einem einzelnen gedichtet, aber von einem dichter aus den breiten schichten des volkes, der den gedankenkreis und die darstellungsweise der grofsen masse vertritt und sich an die alten überlieferungen hält, der sich der mittel der poetischen technik bedient, die allen zur hand lagen und gleich aus der stimmung und anschauungsweise des volkes heraus dichtete. die 'arbeitslieder', denen Büchers schöne untersuchung gilt, sind alle auf diese weise entstanden und niemals kunstlieder gewesen. wie oft gibt uns die letzte strophe älterer volkslieder selbst an, dass das lied von einem freien jäger, einem reiter, landsknecht, bauernsohn, einem freien gesellen, also von leuten aus dem volke gedichtet worden sei, auch von mehreren gemeinsam, zwei reitern, landsknechten, frischen häuern, drei husaren usw.

Allerdings möcht auch ich den unterschied zwischen kunstlied und volkslied nicht als organisch bezeichnen, denn es gibt, wie Goethe gesagt hat, nur eine echte und wahre poesie, und die kommt in beiden gattungen zum ausdruck. aber im stil, in der weltanschauung, in der darstellung, in der ausdrucksweise, kurz in der gesamten inneren und äufseren form unterscheiden sich die volkslieder deutlich von den kunstliedern. jeder, der sich länger mit dem volkslied beschäftigt hat, wird mir zugeben, dass man fälschungen, also von sammlern selbstangefertigte 'volkslieder' oder in geschriebene oder gedruckte sammlungen eingeschmuggelte kunstlieder sofort erkennt. man unterscheidet sozusagen 'nach dem gefühl'. das genügt freilich nicht für die wissenschaftliche erkenntnis. man wird es dazu bringen müssen, durch eine genaue beschreibung und vergleichung den besondern stil des volksliedes zu finden, wie dies zb. Petsch für das volksrätsel und das volksmärchen mit erfolg durchgeführt hat. John Meier hat die absicht angekündigt, durch die 'eingehnde betrachtung und würdigung der veränderungen, die die kunstlieder im volksmund erlitten haben, die eigenheiten des volksliedes' klarzulegen. das ist gewis ein überaus fruchtbarer gedanke. ich glaube nur, dass es zur abrundung der daraus zu erwartenden ergebnisse notwendig sein wird, auch die ausgesprochenen und unzweifelhaften volkslieder selbst zu beschreiben. die vielen lieder, die nachweislich schon im 15 und 16 jh. als namenloses

gut bekannt waren und die noch heute vom volke gesungen werden, bieten uns doch gewis 'einen sichern ausgangspunct für die untersuchungen dar'.

Prag. ADOLF HAUFFEN.

Das deutsche soldatenstück des 18 jahrhunderts seit Lessings Minna vBarnhelm. von KARL HUGO v. STOCKMAYER. [Litterarhistorische forschungen hgg. von Schick und Waldberg. heft x.] Weimar, Felber, 1898. 125 ss. 8°. — 3 m.

Die figur des juden in der dramatischen litteratur des 18 jahrhunderts. von HERBERT CARRINGTON. diss. Heidelberg, Carl Pfeffer, 1897. 85 ss. 8°. — 1,50 m.

Seit jahren mehren sich die untersuchungen, die einen bestimmten stoff in seiner verschiednen behandlung durch eine reihe von autoren verfolgen. freilich werden derartige themen nur in seltenen fällen erschöpfend bearbeitet werden können; gröfseres oder geringeres material wird — je nach der belesenheit des autors — unberücksichtigt bleiben. aber wir können uns vielleicht vorläufig damit zufrieden geben, dass durch solche untersuchungen die nötige vorarbeit zu einem längst dringend erwünschten stofflexikon geschaffen wird. nachträge und zusätze sind ja immer willkommen.

Die vorstehend angezeigten arbeiten sind von ungleichem werte. vStockmayer hat sein thema ziemlich erschöpft. an seiner darstellungsweise, insbesondere an der einteilung des stoffes wird sich kaum etwas aussetzen lassen : er hat eine grofse anzahl von soldatenstücken berücksichtigt. freilich macht sich ein mangel fühlbar, der sich aber in alle untersuchungen eingeschlichen hat, die ihren stoff aus dem gebiete der dramatischen litteratur holen. auf die bühnenwürkung der besprochenen werke wird fast nie rücksicht genommen. es wird gründlich und umfassend gezeigt, wie weit die nachtreter und nachbeter eines autors von ihm beeinflusst wurden — wie sich das publicum im theater solchen ausbeutungen eines vorbildes gegenüber verhält, wird verschwiegen. das hat denn auch St. zu zeigen unterlassen.

Dass seine arbeit — so gerne die sorgfalt des verfassers in der durchführung des themas anerkannt werden mag — der nachträge und ergänzungen bedarf, wird kaum einem zweifel begegnen. die Wiener litteraten des 18 jhs. wie zb. Hensler, die sehr stark unter dem einflusse der 'Minna' standen, sind — mit ausnahme der beiden Stephanie — unberücksichtigt geblieben. die einschlägigen werke Schikaneders scheint St. kaum dem namen nach zu kennen. 'Das Regensburger Schiff' Schikaneders ist zb. eine directe weiterbildung des stoffes und der figuren der 'Minna v. Barnhelm'. auch Kotzebue hätte St. sorgfältiger durchgehn müssen. zu s. 66 wäre nachzutragen, dass St. eine originelle umgehung des point d'honneur bei Kotzebue entgangen ist. im 'Intermezzo'

wird dem lieutenant Silberforst von seinem procefsgegner ein landgut geschenkt. der lieutenant weigert sich, mit rücksicht auf seine stellung, es anzunehmen. da schenkt der grofsmütige gegner das gut der braut des lieutenants, aus deren händen jener es annimmt, ohne dafs seine ehre tangiert wäre. — endlich erwähn ich, dass Bergopzoomer, mit dem St. offenbar nichts anzufangen wuste — darauf deutet wol das dem namen beigesetzte fragezeichen — lange zeit als darsteller sentimentaler liebhaberrollen mit Johann Christian Brandes zusammenwürkte (vgl. dessen Lebensgeschichte bd i) und später als darsteller und schriftsteller in Wien tätig war.

Weit weniger kann man sich mit Carringtons 'Figur des juden' befreunden. hier ist vieles ungenau und unrichtig, sogar der titel ist falsch. C. verspricht, die figur des juden in der dramatischen litteratur des 18 jhs. zu verfolgen, lässt sich aber auf s. 60 ff eingehend über JvVoss und die tendenzstücke des 19 jhs. aus.

Welche absicht C. mit seiner arbeit verfolgte, ist nicht einzusehen. wollte er eine zusammenhängende darstellung aller 'judendramen' geben, so hätte er weit mehr stücke einer besprechung unterziehen müssen, als seine untersuchung bietet. die einleitung ist ganz flüchtig. C. citiert nur Creizenachs Geschichte des neuern dramas. eigne forschung ist nirgends zu erkennen. von den stücken, in denen die juden gegenstand der verhöhnung im 15—17 jh. waren, hat C. gar keine kenntnis. schwanksammlungen und fastnachtsspiele sind für den verfasser eine terra incognita. auch die zahlreichen 'judenopern', die in Wien zu beginn dieses jahrhunderts aufserordentlich beliebt waren (vgl. Eipeldauerbriefe 1810, i 30 und vi 37) sind unerwähnt geblieben, obwol gerade dieser umstand für den geschmack des publicums sehr bezeichnend ist. und das ist das grundübel, an dem C.s arbeit krankt. die bühnenwürkung zu untersuchen, hat er überall unterlassen. was aber bei Stockmayers untersuchung noch angängig war, stellt sich hier als crasser fehler heraus. C. hätte zeigen müssen, wie zb. der Kaufmann von Venedig zu verschiedenen zeiten vom publicum aufgenommen wurde. so berichtet Brachvogel (Geschichte des kgl. theaters zu Berlin ii 160), dass das drama — trotz einem vorangeschickten prolog von Ramler, in dem den juden aufserordentlich zugeredet wurde, nicht empfindlich zu sein — bei seiner ersten aufführung in Berlin 1788 ausgepocht wurde. das war eben die zeit Lessings und der 'aufklärer'. in Wien war das stück bis 1830 verboten. vgl. dazu in den Tagebüchern Costenobles (hgg. von Glossy u. Zeidler) die bemerkungen vom 11 jan. 1820, 9 febr. 1821, 28 febr. 1822, 2 mai 1830.

Anders war die stimmung in Berlin nach den befreiungskriegen. jetzt fühlte man national und jubelte den antisemitischen tendenzstücken wie 'Unser verkehr' zu. hier ist C. der gröbste fehler unterlaufen. ruhig, ohne sich um die zeitgenössischen und spätern polemiken zu kümmern (vgl. Zeitung für die elegante

welt 1815 nr 218. 219. Börne, Werke [1829] II 82ff) gibt er CSessa als verfasser der posse an. bekanntlich hat Treitschke (Deutsche geschichte III 756) die autorfrage geklärt: der verfasser war der Halberstädter superintendent Johann Andreas Maertens. Sessa, der schon 1813 gestorben war, wurde das stück fälschlich zugeschrieben, um die rachegedanken der juden auf eine falsche spur zu lenken.

Die mangelhafte belesenheit C.s macht sich auf schritt und tritt fühlbar. er kennt nicht einmal die fortsetzungen von 'Unser verkehr', obwol ihm ein blick in Goedekes Grundriss (1 aufl. III 962) aufklärung verschafft hätte. besondres interesse beansprucht die unmittelbare fortsetzung: 'Jacobs kriegstaten und hochzeit' (abgedruckt: Neueste deutsche schaubühne, Augsburg u. Leipzig 1817, band 2) ist offenbar auch von Maertens. in einer 'vorrede' erklärt der autor, jedermann müsse es dulden, auf der bühne carrikiert dargestellt zu werden; doch seine absicht sei harmlos. — niemand achte die edlen jenes volkes (der juden) .... inniger als er. da 'Unser verkehr' stets als generalanklage gegen die judenschaft benützt wurde, und der verfasser bisher als verbissener antisemit erschien, ist diese vorrede wol bedeutungsvoll.

Verfehlt ist auch die darstellungsweise C.s. er gibt breite inhaltsangaben, ohne über das typische eines dramas zu unterrichten. eine eigenartige rubricierung hat er sich zurechtgelegt. passt ein stück nicht in diese selbstgeschaffenen rubriken, so wird es in einer anmerkung abgetan. soviel erkenntnis vermag C. eben nicht aufzubringen, dass für stücke, die in keine der bestehenden rubriken passen, eine neue geschaffen werden muss.

Es erübrigt noch, darauf hinzuweisen, dass C. beständig Geigers Geschichte der juden in Berlin ausschreibt, während ihm desselben verfassers 'Berlin 1688—1840' samt der wertvollen recension Minors Anz. XXIII 99ff, aus denen er wichtige einzelheiten hätte schöpfen können, unbekannt zu sein scheinen.

Wien, 18 august 1900. FRIEDR. E. HIRSCH.

Goethes Faust. von J. MINOR. entstehungsgeschichte und erklärung. erster band: der Urfaust und das fragment. zweiter band: der erste teil. Stuttgart, Cotta, 1901. XVI und 378; 286 ss. 8°. — 8 m.

Wie schon der untertitel verrät, zerfällt das neue Minorsche buch in zwei teile: eine geschichte der Goethischen Faustdichtung bis zum erscheinen des ersten teiles und eine interpretation des werkes in seinen drei phasen als Urfaust (U), fragment (Fr.) und der tragödie erster teil (A). bei der entstehungsgeschichte hat der autor sich kurz gefasst, weil Pniower bereits 1899 das ganze gerüst dazu aufgebaut hatte; bei der erklärung geht M. chronologisch vor, wie solche art der interpretation sich gewis manchem in universitätsvorlesungen bewährt hat. schon durch diese anlage

aber unterscheidet sich M.s buch von den meisten gedruckten Faustcommentaren, die gewöhnlich das werden und wachsen der dichtung unberücksichtigt lassen und sich an das zur aufführung fertige drama halten. aber auch sonst geht der vf. eigene wege. wie sein buch hoch über solchen commentierten ausgaben steht, in denen die angabe der lebenszeit des Nostradamus, die übersetzung von fremdwörtern udgl. schon als erläuterung der dichtung gilt, so hält er sich ausdrücklich auch seitab von jener detailforschung, die immer nur einzelne scenen des dramas für sich betrachtet. der ganze Faust ist das object seiner untersuchung, und teilstücke betrachtet er ebenfalls stets nur in ihrem verhältnis zum ganzen Faust. dass er die grofse masse der vorarbeiten für sein unternehmen kennt und nutzbar macht, das ist bei einem manne wie M. so selbstverständlich, dass es beleidigend wäre, davon viel rühmens zu machen. und was er nicht nutzt, nun, das misbilligt er eben; ein vorteil des bewährten forschers ist es, dass er nicht nötig hat, dies in jedem falle erst hervorzuheben.

Bekannt ist, welche wege die Faustforschung seit Scherers zwar in ihren resultaten widerlegten, aber dennoch anregenden untersuchungen gegangen ist; bekannt auch, wie seit der veröffentlichung des Urfaust immer subtilere scheidekünste die einzelnen scenen und dialogstücke zerlegten. Minor ist nicht der einzige, der allmälich skeptisch gegen dieses treiben geworden und dem der mögliche wissenszuwachs in kleinen einzelheiten keinen ersatz bietet für den verlust, den die gesamterkenntnis des kunstwerks dabei leidet. er strebt drum nach einer vereinfachung der betrachtung und wird mit seiner beinahe grundsätzlichen ablehnung von datierungsversuchen einzelner scenen gewis manchem zu weit gehn. mir persönlich nicht. so tut er zb. gegenüber allen teilungsgelüsten (Scherer, Sarau ua.) die einheit des ersten monologs, bevor Faust das zeichen des makrokosmus erblickt, überzeugend dar. ebenso lässt er alle zerlegungsversuche Pniowers, Seufferts ua. bei der scene des studenten (schülers) beiseite und erörtert fein, wie viel von den lebenserfahrungen des jungen Goethe in dieser ursprünglich so isolierten scene steckt. ein wichtiges argument von M.s gegnern war bei dem nachweis von älteren und neueren scenen, interpolationen usf. der wechsel des versmafses; dem gegenüber betont M. mit recht, dass rhythmenwechsel bei jedem wahren künstler mit dem wandel des inhalts zusammenhängt. eine neue entdeckung, wie der vf. zu glauben scheint, ist das allerdings nicht.

Ist nun die ganze grundlage von M.s Faustbuch, wie man sieht, gesund, so wundert man sich nicht, dass man auch seinen resultaten im wesentlichen zustimmen kann. mich hat es besonders gefreut, eine anschauung über die entstehung des Urfaust, die ich gelegentlich ausgesprochen habe, die mir aber in privat-

gesprächen fast immer angezweifelt wurde, völlig bestätigt zu sehen. ich brauche M.s ergebnisse nur leise zu modificieren und fasse zusammen: was wir in der Göchhausenschen abschrift besitzen, ist alles, was Goethe bei seiner übersiedlung nach Weimar fertig hatte; nicht weniger, nicht mehr war vorhanden; selbst zusammenhangslose bruchstücke hat er der abschreiberin vorgelegt. geplant war natürlich schon der pact, die ermordung Valentins ua. die niederschrift aller scenen ist erfolgt in der etwa zwölf monate umspannenden zeit vom sommer 1774 bis sommer 1775, in deren mitte eine grofse unterbrechung der arbeit fällt. während dieses jahres wird Goethe, wie das seine art war, die verschiedenen scenen je nach stimmung in bunter reihenfolge gedichtet, einzelne partien auch interpoliert haben. aber wir besitzen für die chronologie keine anhaltspuncte mehr. die schlüsse, die wir aus kleinen incongruenzen des inhalts, stilistischen oder metrischen merkmalen ziehen, decken sich nicht unter einander. in den versuchen, hier klarheit zu schaffen, hat sich unser stilgefühl, unsre Goethekenntnis erhöht. aber überspannter scharfsinn ist schon an grenzen gelangt, wo selbst die hypothese ihren wert verliert. das allgemeinprogramm schon des Urfaust wird gemäfs dem volksschauspiel gewesen sein: 'wir sehn die kleine, dann die grofse Welt'; und da keiner der zuhörer, denen schon der junge Goethe den gang der handlung skizzierte, von einem aufsergewöhnlichen ausgang des dramas berichtet, so wird ursprünglich die höllenfahrt Fausts geplant sein.

Doch nicht nur im ganzen, sondern auch in vielen einzelheiten wird man M. zustimmen, sowol in principiellen ausführungen über reale und perspectivische zeitrechnung in dichtungen (II 231 ff), wie auch in detailfragen. nur eine auswahl kann ich anführen. aus der gesamtvergleichung von U und A ergeben sich viele kleine feinheiten, zb. I 147 f über die frage, ob Gretchen den spender beider schmuckkästchen errät oder nicht; beachtenswertes bringt die betrachtung der zweiten gartenscene; die veränderungen der zweiten fassung der kerkerscene gegen die erste werden feinsinnig abgeschätzt; wol zu erwägen bleibt II 175 ff die möglichkeit, dass Goethe den disputationsactus hat zwischen die jetzige erste und zweite begegnung Fausts mit Mephistopheles legen wollen; auch gewinnt man II 194 ff reiche anregung aus den erörterungen über pact und wette, wenngleich die interpretation hier, anstatt resolut die widersprüche und Goethes unlust sie auszugleichen, zuzugeben einen wahren eiertanz zwischen all den schwierigkeiten hindurch aufführt. grofsen wert hat M. sodann auf die charakteranalyse gelegt und dabei trefflich von Valentin (I 32) als soldaten des 18, nicht als landsknecht des 16 jhs. gesprochen, von Gretchens mutter (I 146), von den widersprüchen, die sich notwendig bei der charakteristik des Mephistopheles (I 270 ff) herausstellen musten, klar und einfach

auch von dem verhältnis Gottvaters und des Erdgeists zu Faust. dabei gewinnt das buch noch eine praktische bedeutung, indem sehr beachtenswerte regiebemerkungen I 124. 126. 196. 229; II 225ff eingeflochten werden. und vollends als meister zeigt sich M., wenn er im gegensatz zu der breite mancher seiner früheren schriften jetzt lichtvoll und kurz seine meinung vorträgt, zb. I 21ff, wie in Faust nicht nur Goethe, sondern auch ein stück des Strafsburgischen Herder stecke, hinwiderum im Mephistopheles nicht nur Behrisch oder Merck, sondern auch ein gut teil Goethe.

Im grofsen ganzen liebt M. das apodiktische urteil: so und so ist die sache, ohne widerspruch. er schilt (s. XI) auf den 'müfsigen sport unfruchtbarer hypothesenreiter'. aber ganz ohne hypothesen, besonders im anfang der untersuchung, gehts auch bei ihm nicht ab. hübsch ist die vermutung (I 12), das Göchhausensche Urfaust-manuscript sei das im jahre 1777 an frau rat gesante. dagegen weifs ich nichts anzufangen mit hypothesen wie die, dass Lessing (I 6) seine Faust-dichtungen selbst vernichtet habe, oder (I 11f) dass die oft citierten verse Einsiedels auf eine verlorene scene aus U zu beziehen seien, oder dass das zeichen des Makrokosmus (I 51ff) ein menschliches antlitz darstelle, oder gar (I 129ff), dass die decorationsbezeichnung der kleinen scene auf der landstrafse mit dem motiv von Philemon und Baukis in verbindung zu bringen sei.

Gegenüber dem reichen, überzeugten lob, das wir der gesamtleistung dankbar zollen müssen, fallen die kleinen einwände, die ich hier zwanglos an einander reihe, wenig ins gewicht, auch wenn sie unumgänglich mehr raum einnehmen als die zustimmung. in dem capitel, in dem Goethes dichtung mit der sage verglichen wird, findet sich I 17 ein irrtum; denn nur im puppenspiel, aber doch nicht bei Goethe wird im pact zwischen Faust und Mephistopheles die zeit 'deutlich und genau ausgesprochen'. auch ist zu s. 15 die correctur anzubringen, dass EMentzel (Festschrift zu Goethes 150 geburtstagsfeier, Frankfurt 1899, s. 117f) im gegensatz zu M. es sehr glaubwürdig gemacht hat, Goethe habe in seiner jugend das Faustdrama mit dem höllenvorspiel gesehen. — zu I 37: ich stelle mir den Faust des jungen Goethe noch bedeutend jünger vor, als M. es tut: nicht als vierziger, sondern als dreifsiger, da er doch wol früher als die durchschnittsdocenten seine laufbahn begonnen und jetzt erst an die zehn jahre gelehrt hat. es ist diese ansetzung nicht gleichgültig, sie erklärt manche jugendlichkeiten des Urfaust. — warum M. (I 52) zweifelt, dass Faust, wenn er das zeichen des geistes 'ausspricht', würklich eine formel murmelt, versteh ich nicht. was soll er denn sonst tun? seine hände, die ein zeichen geben könnten, sind gefesselt, da sie das buch hochhalten. Faust hat fremdartige worte tönend, beschwörend ausgerufen, die dann

Wagner für declamation aus einem griechischen trauerspiel halten konnte. der arme Famulus ist übrigens bei M. schlecht weggekommen, da sich hier der interpret zu sehr an die spätere umarbeitung der scene und an den trocknen schleicher hält. die ursprüngliche charakteristik in U ist viel harmloser und humoristischer als später in A. Wagner ist in U ein junger theolog, kein zudringlich unentschiedener leisetreter, sondern ein trockner schwärmer in dem sinne, wie man tausende temperamentlos sagen hört : ich schwärme für Ibsen, für mehlspeisen usw. es gehört eine liebenswürdige beschränktheit diesem Wagner an, die Goethe erst später durch ironische behandlung weggeätzt hat. ausgezeichnet übrigens in der interpretation dieser scene bei M. die hinweise auf Gottscheds Ausführliche redekunst, in der 'vortrag' und 'überredung' termini technici sind. — zu I 114 : der übergang Froschs zu dem lied vom römischen reich ist nicht so unvermittelt, wie es M. scheint. es ist ein witz des crassen fuchsen. das römische reich war im 17 jh. ein grofses glas, wie man es bei der runda von mund zu mund schickte. — zu I 139 : 'eingeboren' (A 2712) muss *innatus*, nicht *unigenitus* sein; vgl. Herders 'Älteste urkunde', hieroglyphe (Suphan VI 289), wo von der 'inneren gliederlosen geburt des engels, der menschlichen seele' gesprochen wird. — was M. I 140 über Hans als namen des buben und Johann als namen des mannes und überhaupt über alle derartigen kosenamen sagt, das trifft nicht zu; Hans Sachs zb. hat bis ins höchste alter sich nie Johann Sachs genannt. auch im 18 jh. kommt, besonders in adelsfamilien, die namensform Hans für erwachsene massenhaft vor, ohne ein makel zu sein, wie denn auch in bezeichnungen wie 'Hätschelhans' oder der 'alte Fritz' nichts 'schimpfliches' ligt. — zu I 374 (anm. zu s. 16) : die neueste untersuchung über den namen Mephistopheles ist nicht die in der Allgemeinen zeitung, sondern WHRoschers Ephialtes, Abh. d. phil.-hist. cl. d. kgl. sächs. ges. d. wiss. 20, Leipzig 1900. — zu I 199 : das wort brandschande-malgeburt ist von M. falsch analysiert; ich muss eine schon einmal vorgetragene deutung nochmals ausführlicher widerholen. wenn man brand und mal mit hauptaccenten belegt, entsteht ein so sprachwidriger misklang, wie man ihn Goethe nicht zutrauen darf, ein wort von solchem unrhythmus, wie er besonders in dieser scene unerträglich wäre. alles ist gehoben, wenn man nicht ein viergliedriges compositum (also ein unding wie heutige misbildungen : buchbinderlohnfrage uä.), sondern echt Goethisch die addition zweier paralleler dreifacher composita annimmt: brand-/schand- } malgeburt. dann liegen die zwei hauptaccente, einander zu ungeheurer wucht verstärkend, auf brand und schand[e]; die silbe mal ist tonlos. — zu I 200 : warum durch die vorschrift : 'böser geist hinter Gretchen' Goethe zu verstehn

gegeben haben soll, dass dieser geist für den zuschauer unsichtbar und für Gretchen unhörbar sein soll, seh ich nicht ein. alle naivetät wäre damit hinausgetrieben. die genii mali gehören nach älterer dämonologie zur classe der tentatores und sind ebenso sichtbar wie alle übrigen dämonen. welche künstlichkeit auch seitens des dichters, welche absichtliche irreführung des hörers, wenn dieser böse geist stets das arme Gretchen anredet und sie nichts davon hört. gewis, der böse geist ist die personification des bösen gewissens (bei Goethe und längst vor Goethe); er ist dem armen gequälten gerade so sicht-, hör- und fühlbar wie etwa die furien bei den alten. und ähnlich verhält es sich mit den rächenden geistern (Trüber Tag, Feld), den ultores sceleris. — zu I 218. 224 ff. 265 : von einer schlangengestalt des Mephistopheles ist nie bei Goethe die rede. das 'auf dem bauch kriechen' (trüber tag. feld. z. 26) tut er wie A 1164 als hund. da kehren sich die worte I 215 f denn gegen M. selbst. — zu I 242; II 135 darf ich wol, wie ich schon widerholt getan, bemerken, dass Goethe seine ballade stets der 'König in Thule' genannt hat. merkwürdig, dass so wenige dafür ein sprachgefühl haben. der könig von Thule ist der regent des königreichs Thule; der könig in Thule ist der alte herscher dort auf der fernen, fernen insel. — die verse : 'Ja, ich beneide schon den Leib des Herrn, Wenn ihre Lippen ihn indess berühren' kann nicht (M. I 367) auf die hostie in der communion gehn, sondern auf das crucifix, das Gretchen küsst. —

Mit der interpretation der scene 'Wald und Höhle' muss ich mich etwas länger beschäftigen. hier hat M. recht und unrecht. wenn ein dichter, zumal in einem so bunten stück wie es der 'Faust' ist, eine scene an eine gewisse stelle rückt, so hat der interpret so viel gründe wie nur möglich beizubringen, die gerade für diese localisierung sprechen. er hat auch das recht und die pflicht, den wortlaut im einzelnen so zu deuten, wie es nicht nur die scene an sich, sondern auch ihre umgebung verlangt. und wenn weiter der dichter (wie es mit 'Wald und Höhle' geschehen ist) bei einer umarbeitung des dramas der scene einen andern platz anweist, so darf geschmeidig wie Polonius der interpret seiner deutung wider neue nuancen beifügen, und der veränderten umgebung der scene entsprechend auch den wortlaut im einzelnen umdeuten. das hat denn auch M. getan. weil also die scene 'Wald und Höhle' mitten in der Gretchentragödie steht, so deutet er das 'schöne Bild' (3248) auf Gretchen usw. bis hierher hat M. das recht oder wenigstens die berechtigung auf seiner seite. aber wenn nun der commentator zugleich die geschichte der dichtung schreiben will, dann ist es mit dem bisherigen doch nicht genug. dass es möglich ist, die fragliche scene an der einen oder der andern stelle einzuordnen, das ist ja zur genüge durch des dichters eigne tat bewiesen. ob aber dies hin- und her-

schieben an sich nicht schon ein act der verlegenheit, ob die scene würklich für die eine oder andre stelle gedichtet war und sich restlos hier oder dort organisch einfügt, das gilt es zu entscheiden.

Nun ist notorisch (abgesehen von der 'Walpurgisnacht') die scene 'Wald und Höhle' die zusammengeklebteste scene des ganzen ersten teils. und bei allen hohen schönheiten, die sie enthält, bei aller ehrfurcht vor Goethe bin ich zb. ketzer genug, sie als eine störung, besonders bei der aufführung, zu empfinden, wo immer sie eingereiht wird. auch haben alle interpretationskünste, die uns zeigen wollen, es sei in dieser scene alles glatt und in ordnung, mich nur mistrauisch gemacht. unter berücksichtigung sämtlicher historischen und inhaltlichen argumente erklär ich mir vielmehr die entstehung und bedeutung der scene so:

Fausts weltfahrt mit Mephisto hat in Auerbachs keller begonnen. gleich auf dieser ersten station aber hat sich der doctor (in der für das fragment umgearbeiteten scene!) als sehr ungeschickt und eingetrocknet gezeigt. drum fasst der teufel den entschluss, die schlummernden instincte Fausts ein wenig zu beleben; und Goethe concipiert und dichtet nun in Rom die 'Hexenküche'. am ende dieser scene stellt Mephistopheles dem patienten zunächst (2594 ff) einen tiefen fieberschlaf, dann eine reconvalescentenzeit voll edeln müfsiggangs in aussicht, und dann das erste liebesabenteuer. das programm ist ganz klar. nach dem schlaf, der natürlich nicht dargestellt zu werden brauchte, sollte Faust müfsig in der einsamkeit erscheinen, dh. in einer situation wie am eingang der scene 'Wald und Höhle'. ich glaube sicher, dass der auf die Iphigenienzeit weisende jambenmonolog mit dem darauf folgenden gespräch bis vers 3302 nicht nur nach der entstehungszeit, sondern auch in der öconomie des dramas unmittelbar auf die hexenküche folgen sollte und in Italien gedichtet ist. dass Faust aus der veranstaltung des teufels ganz andern gewinn schöpft, als Mephistopheles ahnt, und deshalb an der liebgewonnenen einsamkeit sogar festhalten möchte, ist selbstverständlich und widerholt sich durch das ganze stück. im übrigen weist den unbefangenen leser der abgegrenzten partie alles auf den anfang von Fausts weltfahrt und die eben vorhergegangene procedur der hexe. v. 3243 f: 'den ich schon nicht mehr entbehren kann' deuten auf eine erst kurze verbindung mit Mephistopheles. das 'schöne Bild' (3248), das wir bei jetziger stellung der scene ja leider auf Gretchen deuten müssen, ist viel ungezwungener das zauberbild in der hexenküche. ein wort wie 'dir steckt der Doctor noch im Leib' (3277) kann Mephistopheles doch wahrlich nicht mehr mit fug und recht sprechen, nachdem Faust schon die ganzen ersten scenen bei Gretchen und Marthe Schwerdlein durchlebt hat. auch die verse: 'du bist schon wieder abgetrieben' usw. (3300 ff) erklären sich am zwanglosesten mit rückblick auf die

hexenküche : eben erst hab ich dir den hexentrank beigebracht, und jetzt fällst du schon in den alten zustand zurück.

Das ziel dieser scene ist klar. nach dem verjüngungstrunk hat Faust würklich 'neue lebenskraft' (3278) gewonnen. nun gilts dem teufel, die sinnliche begierde über den edleren genuss siegen zu lassen. bis v. 3302 ist die scene aus éinem guss und würde, wenn sie im ursprünglichen sinne zu ende geführt wäre, die überleitung zur Gretchentragödie gegeben haben. es würde Mephistopheles gelungen sein, die niedern regungen in Faust vorübergehend zum siege zu bringen.

Als Goethe dann in Deutschland den 'Faust' unlustig fragmentierte, da war die unvollendete scene heimatlos. der dichter mochte sich vorhalten, dass ja noch einmal im verlauf der Gretchentragödie der teufel den in die einsamkeit geflohenen erkalteten liebhaber neu anfachen muste; und da hat er zu diesem zweck das schöne bruchstück verwendet. mit einem ruck : 'genug damit' (3303) wird plötzlich die betrachtung auf Gretchen gelenkt, von der vorher gar nicht die rede war. und endlich warf Goethe sogar eine anzahl verse aus der alten Valentinscene (3342—3369) mit hinein. es ist das ein act unmutig überstürzter redactionstätigkeit, wie wir sie gerade bei diesem dichter oft beobachten können. nun passt die unorganische scene, wie ihr schöpfer selbst gezeigt hat, an verschiedene stellen des dramas, dh. an keine; und es dünkt mich nur ein halbes verdienst eines commentators, wenn er ihre jetzige eingliederung ohne einschränkung verteidigt.

Alles in allem sind meine einwendungen gegen Minors vortreffliche arbeit nur geringfügig. manche einzelheiten werden auch wol unentschieden bleiben. so kann ich einige versbetonungen nicht so 'natürlich' (M.s lieblingswort) finden, wie sie dem vf. scheinen; auch vermag ich nicht in allen umstellungen von scenen oder änderungen des wortlauts bei Goethe nur verbesserungen zu sehen. hier muss jeder dem andern seinen sinn und meinung lassen und nicht die welt durch überredung leiten.

Ein paar kleinigkeiten nur noch : die bezeichnung 'voriges jahrhundert' für das 18 jh. (I 110; II 71. 182) müssen wir uns allmälich abgewöhnen. — eigennamen sind entstellt I 14, 14 und I 45, 4. — besonders pietätlos springt M. oft mit dem dichterwort um : I 137 ist die verbesserung *ein kleines zierliches* (statt *reinliches*) *Zimmer* gar nicht in Goethes sinn; II 79 enthält das citat aus Goethes Maskenzug von 1818 drei fehler; II 85 construiert M. einen gegensatz von 'wunder**bar**' und 'wunder**lich**', wo Goethe doch statt 'wunderbar' 'unbegreiflich' schreibt; II 111, 17 fehlt das zweite 'nie'; das ärgste aber ist I 20 : *Wär' nicht das Auge sonnenhaft, wie könnt' es denn die Sonne sehn?*

So weit das materielle von M.s publication. sehr dankbar nehmen wir sie hin und kehren gewis oft zu ihr zurück. aber

trotz aller intellectuellen bereicherung wird doch kein mensch reine freude an dem buche haben. denn, obwol hier ein Goethisches werk interpretiert wird, steckt von Goethes gesinnung in der arbeit nichts. M. ist mit der Faustphilologie der letzten jahre unzufrieden; dazu hat er manchen guten grund, das muss man ihm zugeben. aber anstatt nun hohen sinnes eine leistung zu bieten, die durch sich selbst alles minderwertige zunichte macht, verfährt er so : er schreibt ein buch, das seiner ganzen haltung nach (übersetzung lateinischer worte ua.) nicht für gelehrte allein, sondern für weitere kreise bestimmt ist, und macht darin hochmütig und höhnisch, ohne nennung einzelner autoren die ganze Faustforschung in bausch und bogen lächerlich. zum gähnen langweilig ist es, wenn er humorlos und verärgert auf jeder zehnten seite in immer denselben ausdrücken seine meinung von seinem jahrhundert (Xenion nr 248) sagt. gerade diese anonymität bei dem summarischen pereat ist ein böses symptom. soll gekämpft werden, dann voraus eine vorstellung mit offnem visier! wenn man die wahl hat zwischen diesen ausfällen gegen nicht näher bezeichnete gegner und der saftigen grobheit etwa der tage, da Zarncke und Müllenhoff sich ihre meinung sagten, dann immer noch lieber die sitten der alten zeit.

Der höchste trumpf ist aber nicht das buch selbst mit seinem entwicklungsunfähigen leitmotiv, auch nicht das säuerliche vorwort, sondern die classische widmung : 'den philologen des xx jhs.' ich muss gestehn, ich hatte anfangs den sinn dieser zueignung nicht begriffen; ich glaubte, es stecke etwas spafshaftes dahinter. aber es ist erbarmungsloser ernst. durch M.s furchtbaren richterspruch ist die ganze sündige philologie des 19 jhs. vertilgt; denn die erde war voll frevels von ihr. und nur einer muss doch wol in dieser sündflut, ein andrer Noah, gnade gefunden haben : der verfasser selbst. von ihm werden nun die kommenden geschlechter der philologen ihren ausgang nehmen. ALBERT KÖSTER.

Regesten zu Friedrich Schillers leben und werken. von ERNST MÜLLER. Leipzig, RVoigtländer. VIII und 178 ss. — 4 m.

Dies neue buch sollte eigentlich schon alt sein, dh. wir sollten es nicht erst erhalten, sondern schon längst besitzen. die historiker machen die regesten als vorarbeit, als soliden unterbau zur eigentlichen geschichtlichen darstellung. auch bei uns germanisten wäre das zu wünschen; allein tatsächlich sind die biographien vorausgegangen und kommt das regestenwerk hinterher. gleichwol wird man es willkommen heifsen, weil die lebensbeschreibungen die biographischen und litterarischen tatsachen nicht in der ordnung des ursprünglichen geschehens, sondern mehr oder weniger in subjectiver composition, nicht in ihrer vollständigkeit, sondern blofs in auswahl, nicht in ihrer objectiven reinheit, sondern mit ver-

schiedenen combinationen und reflexionen vermischt darbieten. dadurch wird nicht nur die raschheit der orientierung behindert, sondern noch mehr die selbständigkeit und sicherheit des urteils erschwert. bei Schiller sind wir insofern etwas besser gestellt wie bei Goethe, als wir in ein paar ausgaben wenigstens seine werke in chronologischer reihenfolge besitzen, worauf wir bei Goethe bisher vergeblich gewartet haben. M. ordnet seinen stoff auf jeder seite in drei spalten : in der linken stehn die möglichst genauen zeitangaben, in der mittleren werden die biographischen tatsachen, in der rechten die werke und briefe Schillers verzeichnet. aufserdem hat er zu jedem jahr in einer fufsleiste die wichtigsten der gleichzeitigen litterarischen erscheinungen und ereignisse angemerkt und so jeweilig den ausblick von Schillers leben und werken auf die allgemeine litteraturbewegung eröffnet. das ist alles schön und übersichtlich. die schwäche des buches ligt zunächst darin, dass die regesten noch allzuviel subjective zutaten enthalten, ja mehrfach gar nicht aus den quellen, sondern aus biographien und andern abhandlungen ausgezogen sind. man braucht nur die erste seite aufzuschlagen, um zu sehen, wie sie nicht objective tatsachen meldet, sondern abgebrochene erzählung gibt, mit polemik untermischt. die folgenden seiten nehmen mählich regestenform an, lassen aber noch die quellenmäfsigen belege vermissen. da heifst es zb. 'am 10 nov. geburt Johann Christoph Friedrich Schillers'; oder ,eintritt auf der solitude, januar 16 (nicht 17)'. wo sind die urkundlichen zeugnisse dafür? oder wenigstens das werk, in dem die urkundlichen daten am besten mitgeteilt und besprochen werden? es wäre Weltrich anzuführen gewesen. die belege beginnen eigentlich erst mit den briefen; aber auch dann fehlen sie noch oft oder werden blofs summarisch beigebracht. das halt ich für den gröfsten mangel des buches, der nicht nur die nachprüfung erschwert, sondern dem leser auch die möglichkeit entzieht, in jedem einzelnen fall schon aus der art der quelle die verlässlichkeit der angabe zu ermessen. über die vollständigkeit der regesten will ich nicht rechten. das ganze ist als erster wurf zu betrachten und zu schätzen; denn Saupes kleines büchlein über Schiller, das M. im vorwort anzieht (wozu Saupes Goethe und Rainers zeittafeln zu Goethes leben zu ergänzen wären), ist kaum als ernster anfang 'ausführlicherer regesten für die litteraturgeschichte' zu betrachten. es bleibt lebhaft zu wünschen, dass solche arbeiten sich ausbreiten und auf verschiedene teile unseres gebiets, besonders auf briefpublicationen untergeordneter dichter hinübergreifen, um da die vollabdrucke zu verdrängen, die doch überwiegend nur leeren schotter führen. die fortgesetzte übung wird auch die methode verbessern, besonders wenn die historiker immer mehr herüberwürken, die uns hierin weit voraus sind. J. E. Wackernell.

Novalis schriften. von Ernst Heilborn. kritische neuausgabe auf grund des handschriftlichen nachlasses. zwei teile (in 3 bänden). xvi und 484 ss., vi und 702 ss. 8°. Berlin, GReimer, 1901. — 10 m.
Novalis, der romantiker. von Ernst Heilborn. 228 ss. 8°. Berlin, GReimer 1901. — 3 m.

Je älter ich werde, um so weniger glaube ich in der litteratur und selbst in der wissenschaft an geschmacks- oder geistesrichtungen; und um so stärker wird mein glaube an die mode, deren allmacht sich am ende des verflossenen jhs. auf allen gebieten durchgesetzt hat. vor hundert jahren war es erlaubt, aus einer neu auftretenden 'richtung' auf ein bedürfnis oder auf eine neigung der ganzen nation zu schliefsen; heute wird das litterarische und das wissenschaftliche handwerk so sicher gehandhabt, dass (wir haben es ja oft genug erlebt!) ein halbes dutzend von jungen leuten, von denen der ausspruch Böcklins gilt: 'wenn einer gar nichts kann, dann hat er eine neue richtung' (oder methode), dem gelehrten oder ungelehrten publicum seinen willen aufzwingen kann. heute geben nicht mehr die führer, sondern die geführten oder verführten massen den ausschlag, also die herden, trotz Nietzsches herrenmoral, die ja auch nur eine mode ist. wie sich heute politisch jeder zu einer partei bekennen muss, wenn er etwas gelten will, so wird er auch in der litteratur und in der wissenschaft nach seiner 'richtung' gefragt; und wie dort keiner ohne grund der minorität angehören will, so will er auch hier nicht zu den zurückgebliebenen gezählt werden. und so schliefst er sich denn, ohne inneren beruf, ganz äufserlich an die richtung an, die gerade oben ist. diese herrschaft der mode kann uns noch verhängnisvoll werden.

Mir ist sie in der litteratur niemals so deutlich geworden, als in sachen Novalis. es sind noch keine vollen zwanzig jahre vergangen, seitdem ich mich vergebens bemüht habe, für eine kritische ausgabe der gedichte von Novalis einen verleger zu finden. der traditionelle verleger der schriften von Novalis, derselbe GReimer, bei dem die oben verzeichnete ausgabe erschienen ist, hat zuerst nein gesagt; und ich besitze noch heute das hübsch gebundene exemplar der zierlichen duodezausgabe von 1857, das er mir zum dank für mein angebot verehrt hat. noch vor fünf jahren haben eine reihe der ersten verlagsfirmen dankend abgelehnt; und da mir das sonst nicht zum zweiten male begegnet ist, darf ich wol ihren versicherungen glauben, die ablehnung gelte dem nicht mehr zeitgemässen dichter und nicht dem herausgeber. da entsteht plötzlich in Frankreich und in Belgien eine neue 'richtung', die sich die symbolistische nennt; sie glaubt in Novalis einen geistesverwanten zu erkennen und hebt ihn auf den schild. und sofort wissen auch die deutschen verleger wider, dass ein Novalis gelebt hat! Reclam und Hendel werden jetzt erst auf einen der grösten lyriker aller zeiten und völker aufmerksam und

nach einander erscheinen wo nicht teure, so doch kostspielige ausgaben, die aus dem umschlag der mode ihren nutzen zu ziehen suchen. der einen hat OWalzel in diesem anzeiger (xxvi 237 ff) ihr recht widerfahren lassen. die andere, mit der wir es hier zu tun haben, ist von einem manne besorgt worden, der mit beiden füfsen in der modernen belletristik steht, unter den Berliner schriftstellern mit recht einen guten namen hat und sich durch die ausgezeichnete redaction einer zeitschrift für erzählende litteratur um die zeitgenössische litteratur verdient gemacht hat. seine ausgabe nennt sich eine 'kritische neuausgabe auf grund des handschriftlichen nachlasses'. wie das gemeint ist, das darf in diesen, der kritik gewidmeten blättern leider nicht auf treu und glauben hingenommen, sondern es muss genau untersucht werden.

Wie die vulgata von FrSchlegel und Tieck, so beginnt auch die kritische ausgabe mit dem Ofterdingen. der herausgeber, der sich nach der vorrede vergeblich an die öffentlichen bibliotheken gewendet hat, in denen er manuscripte von Novalis vermuten durfte, beginnt seine kritischen anmerkungen mit dem satz: 'das mspt. fehlt und scheint schon frühzeitig verloren gegangen zu sein'. hätte er doch das Goethe- und Schiller-archiv in Weimar nicht unbefragt gelassen, er würde dort ein fragment des zweiten teils vom Ofterdingen gefunden haben, das den folg. vermerk trägt: *Nach Gr. Loebens Tode erhielt ich diese Blätter zurück, und nun widme ich diese eigenhändige Schrift des theuern Novalis (von Hardenberg) meiner Freundin Solger, geb. von Gröben, Im Mai* 1842. *L. Tieck*. das fragment stammt also aus dem nachlass des grafen Loeben, in dem sich auch noch andere hss. von Novalis befunden haben müssen; denn in der 'Harfe' von Kind (1816 III 356) sagt Loeben selber, er habe sich bestrebt, manche kleine poetische reliquien der Hardenbergischen geschwister zu sammeln uud bewahre sie wie heiligtümer; er werde aber gelegenheit nehmen, sie für diejenigen mitzuteilen, welche solche andenken mit dem sinne der liebe und treue betrachten (was meines wissens nicht geschehen ist). und was die früheren schicksale der handschrift des Ofterdingen betrifft, so enthalten die romantischen briefwechsel doch auch manche angaben, die in den apparat einer kritischen ausgabe gehören (vgl. Anz. xxvi 239 ff). bei dem mangel an hss. glaubt der herausgeber seine pflicht erfüllt zu haben, wenn er die inconsequenzen der orthographie in dem ersten druck, der ihm als grundlage dient, auszugleichen sucht. inwieweit er das würklich getan hat, werden wir ja noch öfter sehen. zu diesem text der ersten auflage (ich nenne die schriften S) verzeichnet er bei den stücken, die schon früher im musenalmanach gedruckt sind, die lesarten. dabei ist ihm nur leider sogleich das erste lied (Heilborn = H I 70 ff) entgangen, das unter dem titel 'Bergmannsleben' im Musenalmanach auf 1802 s. 160 mit einer anmerkung s. IV (von Tieck;

Holtei, Briefe an Tieck III 269) gedruckt ist und das ihm, da es nach dieser anmerkung 'aus dem manuscript des Ofterdingen' stammt, dieses manuscript hätte vorstellen müssen; er hätte hier nicht blofs 72,5 die lesart *fragt*, sondern auch 72,9 die bei Novalis durchstehende (vgl. 310, 34 uö), also schon durch die consequente orthographie, hier aber auch noch durch den reim geforderte form *gebürgen : würgen* gefunden (fehlt auch bei Busse, Novalis lyrik 159 im apparat).

Die lesarten der fünf auflagen von Schlegel und Tieck mitzuteilen, hat Heilborn mit recht unterlassen. sehr mit unrecht aber hat er sie ganz ignoriert und gemeint, sie gehörten allenfalls in eine ausgabe der werke Tiecks (XI f), nicht in die des Novalis. das wäre nur dann der fall, wenn sich nachweisen liefse, dass Tieck absichtliche veränderungen an dem texte vorgenommen hat. und das nimmt H. selber freilich ohne weitere prüfung an. die varianten der verschiedenen auflagen von S^1—S^5 hätten ihn aber eben erst in den stand gesetzt, sich ein begründetes urteil über den wert der überlieferung zu bilden. zweitens aber ist es eine einfache tatsache, dass die späteren drucke von S neben manchen verschlechterungen doch auch verbesserungen des textes gebracht haben (vgl. 178, 13 das unsinnige *steinreichs*, das S^2—S^5 in das richtige *sternreichs* verändert wurde und nun bei H. seine wideraufstehung feiert); diese haben freilich nur den wert von conjecturen, müssen aber einem kritischen herausgeber ebenso gut als vorarbeiten dienen, wie textkritische untersuchungen. der herausgeber weifs überhaupt nicht, was man unter dem worte 'kritisch' versteht. er hält seine ausgabe für eine kritische, weil sie auf den handschriften beruht. aber er hat sich weder über den wert der handschriften, noch über den wert der gedruckten überlieferung ein urteil gebildet. in seinem apparat sucht man vergebens ein wort darüber, dass die handschriften in den meisten (ich glaube in allen) fällen die ersten niederschriften sind; dass sie von lesarten wimmeln, die nicht mitzuteilen der herausgeber die unglaubliche entsagung gehabt hat; dass sie also nirgends die druckvorlage darstellen. der herausgeber ist der meinung, dass ein gedicht oder die fassung eines gedichtes, die in der hs. vorligt, überhaupt ein für allemal wertvoller sei, als ein im druck überliefertes. diese annahme wird sich als irrtum herausstellen; ein kritischer herausgeber muss sich über den wert der handschriften und über den der gedruckten überlieferung ein sicheres urteil gebildet haben, eh er an die arbeit geht. wenn aber H. die ersten niederschriften anstatt der von Novalis in den druck gegebenen fassungen zu grunde legt, und dann gleichwol die varianten der hochgeschätzten hss. ignoriert und die varianten der von ihm so schlecht beurteilten drucke mitteilt, so wird man dieses vorgehen gewis nicht weise nennen dürfen.

Zum ersten male musten sich diese kritischen erwägungen

dem herausgeber bei den lyrischen einlagen s. 102 f und 107 f aufdrängen. beide sind in der handschrift blofs im ersten entwurf erhalten; die erste, das lied von der mädchen plagen, ist in dieser gestalt überhaupt noch unfertig. die beschaffenheit der handschrift ergibt, dass die lieder nicht von vorn herein für den Ofterdingen bestimmt waren: ein quartbogen enthält auf jeder seite zwei columnen; die erste seite enthält das 9 geistliche lied (nach Heilborns zählung, die ich hier überall beibehalte), das anderthalb spalten füllt, und das 2 Marienlied, das diese seite vollmacht; die zweite seite enthält auf beiden spalten die plagen der mädchen (der vermerk 'Ofterd. 145' bezieht sich auf S^5, kann also nicht von Novalis herrühren); die dritte seite und die erste spalte der vierten enthält das Weinlied (H. 103 f). zu dem manuscript des Ofterdingen kann also diese erste niederschrift nicht gehört haben; und wenn die herausgeber des Musenalmanaches (A) die lieder aus der hs. des romans mitteilen, so ist klar, dass Novalis die lieder, als er sie in den Ofterdingen aufnahm, umgearbeitet hat. bei H. aber sehen wir sie im text in der ersten niederschrift, die für den roman bestimmte fassung dagegen in den varianten. übrigens steht auch in der hs. 102, 21 *Küfsen (Küssen* S), was freilich heute unmöglich ist, in der romantischen zeit für *Kissen* aber noch ganz gewöhnlich war (DLD 105, 6, 16). 102, 29 *starken*, die bei Novalis aufserordentlich häufige dativform, die im reime so oft nötig wird und consequenter weise auch im innern beizubehalten ist; und bei der letzten strophe muss ich es offen lassen, ob der herausgeber oder ich im recht bin. nach meiner collation wären alle zeilen mit ausnahme der letzten durchgestrichen, das gedicht also unfertig liegen geblieben; die von H. gegebenen lesarten 103, 7—11 sind mir unbekannt. im Weinlied hat die hs. 104, 5 *naht sich;* und 104, 16 haben auch die drucke *ihm flehn* (hs. AS*)*, woraus erst bei Heilborn *ihn* geworden ist; 104, 18 *in* hs. die lesart 105, 6 liefert den schlagenden beweis, dass die herausgeber von A nicht willkürlich geändert haben: in der hs. hatte Novalis *hübschen* durchgestrichen und dann *süssen* gesetzt, in AS aber steht *hübschen*; Novalis hat also bei der redaction für den Ofterdingen der älteren lesart den vorzug gegeben, während es ganz undenkbar ist, dass Tieck zufällig auf die ursprüngliche la. gekommen wäre oder diese einzige la. aus dem ersten entwurf aufgenommen hätte.

Ueber den text des Ofterdingen selbst kann ich erst reden, wenn die aus Weimar erbetene collation eingetroffen ist. das folgende ist resultat von blofsen stichproben, die ich auf grund aller ausgaben angestellt habe: 30, 5 *Hof* ist ein mit recht verbesserter druckfehler von S^1 *(Hofe* S^1, *Hof* S^{2-5}). dagegen war 45, 11 mit allen ausgaben und nach Novalis sonstigem gebrauch *Sein* zu drucken. 46, 10 lesen S^{2-5} druckfehlerhaft *schlang* statt *schlug*. ebenso 60, 15 *hervor* S^{2-5} statt *heraus*.

72, 13 haben S^{2-5} das für Novalis so charakteristische *was* in *von dem* verändert. 73, 6 fehlt bei H. die interpunction, die er sonst zu regeln vorhat. 73, 14 und 27 sind *festverschlossenen* und *Innere* druckfehler von S^1 anstatt der synkopierten formen, von denen die erste schon in S^2, die zweite erst in S^4 mit recht eingeführt wurde. 79, 19 fehlt wider die interpunction.

134, 19 hätte H. mit seiner vorlage *hört'* lesen sollen, *hört* ist druckfehler seit S^3. 159, 17 f *Flog euch nicht ein süsser Schauer der Entzündung an* list H. mit S; sollte nicht *Entzückung* zu lesen sein? 160, 16 ändert H. *gebohren* in *geboren*, lässt aber gleich darauf 160, 19 den reim *verlohren* stehn; das nennt er die orthographie ausgleichen und consequent durchführen! 161, 7 muss es *von weiten* heifsen, was bei Novalis, wie bei Goethe, die durchstehnde form ist, wie die reime zeigen (vgl. 160, 7) 161, 10 lesen S^{2-5} fälschlich *magischem*.

183, 5 setzt H. den schon von Tieck verbesserten schreibfehler *wieder* für *werden* in den text, in dem er auch 184, 28 trotz besserer einsicht *Wunder* anstatt *Wunden* stehn lässt.
193, 5 hat H., der die charakteristische orthographie festhalten will, die allen romantikern geläufige form *Weißagung* S^1, S^3, S^4 (*Weißsagung* S^2, *Weissagung* S^5), die sich in der dritten auflage noch einmal geltung verschaffte, mit unrecht verbannt und 193, 15 trotz seiner abneigung gegen Novalis gedankenstriche doch einen gedankenstrich eingeführt, während alle drucke punct und gedankenstrich haben. 193, 10 hat schon S^2 *tobe* in das richtige *tobte* geändert. ich habe auf die verschiedenen auflagen von S rücksicht genommen, um zu zeigen, dass die überlieferung die misachtung nicht verdient, die ihr H. zu teil werden lässt. mag die erste ausgabe auch unter ungünstigen verhältnissen entstanden sein (vgl. Walzel in diesem Anz. XXVI 239 ff), so verdient sie doch nicht den vorwurf des mangels an sorgfalt. wir werden noch weiter unten sehen, dass die auswahl keineswegs eine ungeschickte und gewissenlose war; die correcturen hat Wilhelm Schlegel gelesen (Holtei III 268. 271/2. 274. 318), der mit recht als ein genauer und pünctlicher mann galt. wie bei jeder nicht auf rein philologische leser berechneten ausgabe haben sich natürlich auch hier druckfehler eingestellt; sie fehlen auch in unseren kritischen ausgaben nicht. aber sie sind weder besonders zahlreich, noch besonders störend, und werden durch gute conjecturen sowol in der ersten als in den folgenden auflagen aufgewogen. einer verwahrlosung ist also der text von Novalis nicht anheim gefallen. noch weniger aber kann man den herausgebern willkürliche änderungen zum vorwurf machen. sie haben sprachlich anstöfsige wendungen verändert und 193, 18 seit S^4 durch umstellung den vers verbessert (*Schlösse Frühling an Herbst sich und*); aber die stärkste änderung bleibt Tiecks *ewgen* statt *wahren* 183, 7 in einem gedicht zum zweiten teil des Ofterdingen, wo

also keine reinschrift, sondern nur ein entwurf vorlag. dass Schlegel und Tieck die ihnen von Novalis zur herausgabe anvertrauten papiere eigenmächtig verändert hätten, dass die von ihnen zum drucke gebrachten fassungen, soweit sie von den handschriften, die den ersten entwurf vorstellen, abweichen, ihre und nicht Novalis arbeiten seien, ist gewis nicht anzunehmen.

Die aufzeichnungen zum zweiten teil des Ofterdingen gibt H. mit recht sowol in Tiecks redaction als auch nach den Berliner handschriften. [das manuscript der Vermählung der Jahreszeiten (193 ff) ist vor kurzem in der Posonyischen autographensammlung aufgetaucht (Autographen-catalog von FrCohen, nr 97, Bonn 1900, nr 262). dass die Berliner papiere aus der Radowitzischen autographensammlung stammen (s. den catalog, Berlin 1864, nr 7451), auf die sich auch die signatur bezieht, hätte sollen gesagt werden.] da Tieck denn doch von Novalis eingeweiht war, hat der faden, an den er die einzelheiten reiht, bis zu einem gewissen grade authentischen wert; freilich durfte in einer kritischen ausgabe auch die briefstelle FSchlegels nicht fehlen, wonach Novalis in seinen letzten tagen den plan wider umgestofsen hätte. am wichtigsten ist für den zweiten teil die stelle 188, 5 f, wo nach der verfasserin der Nachlese (2. aufl. 217) *Marienlieder* gestanden haben sollte; aus H. 198 f ergibt sich, dass das keineswegs der fall ist : es steht nur *Lied zu Loretto*. diese ausgezeichnete und warmfühlende dame war leider von der natur oder von ihrem schöpfer ganz antiphilologisch gebildet, was ich oft mit staunender verwunderung bemerkt habe; wie es farbenblinde gibt, so hatte sie ein dämon mit der lesartenblindheit geschlagen, und wie die farbenblindheit nicht darin besteht, dass einer gar nichts sieht, sondern darin, dass er eine andere farbe sieht, so hat sie mit stiller freude und ihres fehlers ganz unbewust stets das aus den handschriften herausgelesen, was, wie sie von vorn herein überzeugt war, darin stehn muste. zu dem zweiten teil des Ofterdingen gehörten ferner 'Das Gesicht' (204 f), das H. nach Bülow abdruckt, und wol auch die beiden fragmente s. 385 f und 387, die Busse (122 ff) ihm zugewiesen hat. dass die überschrift *Das Gedicht* (385, 5) nicht richtig sein kann, hat schon Busse vermutet; ich conjiciere *Das Gesicht* und bringe beide stücke mit 198, 21 und 198, 23 in verbindung. eh ich aber den Ofterdingen verlasse, möcht ich zu s. 62 f. auf JohGrimm Ueber den goldbergbau zu Eula verweisen; ich habe mir das buch in der Prager universitätsbibliothek (17 F 204 N 2ª) aufgezeichnet, vielleicht dass ein mitglied des dortigen seminars dem hinweis folgen kann. wer über die sprache im Ofterdingen und über die sprache von Novalis überhaupt handelt, der wird Heinrich Veiths Deutsches bergwörterbuch, mit belegen (Breslau 1871) nicht entbehren können und KBusses satz, dass der dichter sprachlich arm sei, hoffentlich nicht nachsprechen.

Auf den Ofterdingen lässt H. mit recht als zweite prosaerzählung die Lehrlinge von Sais folgen, wo ihn eine verderbte, aber schon in S[2] verbesserte stelle gezwungen hat, auf die überlieferung zu achten. auf notizen zur fortsetzung, die sich unter den fragmenten befinden, wird verwiesen; leider aber fehlen die bei Bülow III 109 und 125 f mitgeteilten distichen und skizzen, die hierher gehören. bei der prosa bleibend, gibt H. weiter die dialoge und monologe, wo er mit recht die handschriften zu grunde legt, so weit sie noch vorhanden sind. 250, 28 lis *auf dem.* hier hätte sich die Rede am ersten ostertag (300 f) am passendsten angeschlossen; der einzige rest, der uns von Novalis' predigten erhalten ist (vgl. Ranftl, Tiecks Genovefa 22 ff, S[1] I s. V und Aus Schleiermachers leben III 132 f); die überschrift: 'eine rede von Fridrich' ist freilich auffällig. wir werden etwas ähnliches noch einmal (zu 354 f) finden: entweder rührt die handschrift nicht von Novalis, sondern von seinem bruder her; oder, wenn es würklich die von Novalis ist, hat er daran gedacht, dass auch andre solche reden verfassen und halten sollten. an Friedrich Schlegel ist gewis nicht zu denken, da der blofse vorname ihn von dem schreiber doch nicht unterschieden hätte, obwohl Novalis in der familie stets Fritz, Friedrich Schlegel im freundeskreise stets Friedrich genannt wird. zwischen die monologe und entwürfe hat H. die Tagebücher eingeschoben, die nur persönliches, biographisches interesse haben und nicht unter die werke gehören, sondern mit dem tagebuch der Harzreise (417 ff) und den in der nachlese mitgeteilten Kalenderfragmenten eine rubrik für sich bilden musten. hier war die ausbeutung der handschriften am ergiebigsten, denn Bülow hat in dem berühmten tagebuch von 1797 viel unterdrückt. freilich lässt auch der text Heilborns manches zu wünschen übrig. ich lese 265, 5 mit Bülow *Steifsinn.* warum ist 265, 8 der punct der hs. in komma verändert und 265, 21 f. wider nicht? in der lücke 266, 1 ist *mit Selmnitz* ganz deutlich zu lesen, die folgenden wörter (*von bratern ?)* hab ich auch nicht lesen können. 266, 9 lis *Ihr* 266, 17—19 *Ungeheure* bis *Takt* in der hs. in eckiger, 266, 20—22 *Alle* bis *tadelt* in runder klammer. 265, 2 und 267, 3 fehlen in der hs. 267, 11 lis *im* statt *ein* 267, 12 *herauf* statt *heraus* 267, 31 f *hab ich jedoch an* 268, 18 *Nach Tisch Kaffee* 268, 33 f *Sophie wirds immer besser geben.* 269, 2 *Andenken* 269, 19 *und der* 269, 32 f *Nachmitt*[*ag*] *Bericht.* 270, 2 die Novalis durchgängig eigne orthographie *Errinnerung* ist stets abgeschafft. 270, 26 *von der guten Kreisamtmännin.* 271, 29 *besser und* 271, 33 *Situationen in Kleidern* 272, 1 *Ursach* 272, 17 *Mosel* 272, 24 *heut* 272, 31 *vorkömmt. — Warum muss ich nur alles peinlich treiben, nichts ruhig, mit Musse, gelassen.* 273, 2 *Nachmittag* 273, 7 *Sie* 273, 12 f gibt

bei H. gar keinen sinn, es muss heifsen: *schrieb oben einige Reflexionen auf — es gieng zu Tisch —* 274, 8 f list H. *Stöhrungen* statt *Rührungen* 275, 4 lese ich *Römer* anstatt *Körner* (vgl. 275, 19) 275, 15 *An S.* 277, 11 habe ich statt des mir nicht geläufigen *Diurnale*, das richtig sein mag, *Diemmeln* gelesen, dh. *Thümmeln*, das Novalis nach der obersächsischen aussprache schreibt; gemeint wäre die schwester Sophiens, frau vThümmel. 277, 30 heifst es natürlich, wie im XVIII jh. immer: *weitläuftig* 27733 f *Günther belästigte uns* anstatt *belustigte* 278, 8 lese ich *Leischingen* 280, 30 f ist nach *Begierde* ausgefallen : *kalt und leidenschaftlos* 284, 11 habe ich *Karlen* anstatt *Anton* gelesen 284, 14 *deraisonnirt* anstatt *beraisonnirt* 284, 17 hat H. mit recht den satz fortgelassen : *Die lüsterne[n] Fantasie des Morgens [machte sich] verursachte Nachmittags eine Explosion.*

285, 22 *das Engagement war nicht für diese Welt* ist in der hs. mit antiqualettern geschrieben, also ausgezeichnet, worauf H. wie sonst keine rücksicht nimmt. 285, 31 *fühlte* 285, 33 *fühl* 286, 29 lese ich *Brüder* statt *Kinder* 293, 4 f *Lerne nur erst einen ängstlichen Gedanken auch gleich als falschen erkennen* (nicht *als solchen*) 296, 29 *ergiebt* die in der hs. fehlende stelle 289, 30 ff gibt Heilborn ganz arglos unter dem falschen datum wider, das sie bei Bülow S[2] III 70 trägt. wie schon Busse (Deutsche litteraturzeitung 1901, nr. 12, sp.777 ff) erkannt hat, ist das richtige datum: 9 august 1797; denn Erasmus ist am 9 august 1774 geboren (Nachlese, 2 aufl. s. 16).

Die gedichte setzen mit den Hymnen an die nacht ein, wo H. zum ersten mal die hs. benutzen durfte. was Karl Busse für rundweg unmöglich erklärt hat, dass nämlich die hymnen wie aus der pistole geschossen entstanden seien, das ist gleichwol tatsache; und wäre noch überzeugender zu tage getreten, wenn H. sich hätte entschliefsen können, die massenhaften, hochinteressanten varianten der hss. mitzuteilen. für die liebhaber, die sich auch heute noch von solchen untersuchungen ein glaubwürdiges resultat und den geringsten nutzen versprechen, wird es eine gute lection sein, die hypothesen Busses frisch mit den tatsachen zu vergleichen und zu erkennen, wohin es führt, wenn man nicht von den tatsachen zu hypothesen vorwärts, sondern von hypothesen auf tatsachen zurückschliefsen will. wenn wir wissen, dass Goethe den Werther fast zwei jahre nach den Wetzlarer erlebnissen geschrieben hat, so dürfen wir wol sagen, dass er dem stoffe jetzt mit künstlerischer freiheit gegenüber stand; aus der künstlerischen freiheit des Wertherdichters aber anderthalb jahre vorwärts auf die entstehung schliefsen, das darf kein mensch, weil niemand weifs, in wieviel monaten, wochen, tagen oder stunden ein dichter eine brennende herzenswunde und dieser dichter diese herzenswunde genügend verschmerzt hat.

hätte Busse auch nur einen blick in die tagebücher geworfen, so hätte er dort gefunden, dass Novalis schon ein paar monate nach Sophiens tode stunden und tage hatte, wo sie ihm in die ferne gerückt war; ja dass seine beschäftigung mit der toten überhaupt mehr phantasieleben und dichtung war, dass der verfasser des tagebuchs von 1797 auch die hymnen hätte schreiben können — hätte schreiben können! ob er sie geschrieben hat, das ist eine andere frage, die wir einfach nicht beantworten können. und ebenso steht es mit der frage nach der form! Novalis verdankt die anregung Young; Young hat in versen geschrieben : also muss auch Novalis in versen geschrieben haben — so folgert herr Busse, um einige seiten später zu sagen, dass er Young in einer übersetzung gelesen habe, — die bekanntlich in prosa war. Busse hat RWörner mit hohn übergossen, der den versuch gemacht hat, einige stellen der hymnen in freie rhythmen umzuschreiben — nun, die hymnen sind in freien rhythmen geschrieben! und Wörner braucht sich nicht zu schämen, die richtige abteilung verfehlt zu haben, da Novalis selber über die abteilung, wie die correcturen zeigen, oft in zweifel gewesen ist.[1] man darf aber auch nicht, wie es schon geschehen ist, geltend machen, dass Busse denn doch die versform richtig erkannt habe. denn Busse redet ausdrücklich von liedform, er meint also strophische verse. in wahrheit aber stellt sich die sache so : die fassung im Athenäum ist nichts anderes als eine gekürzte redaction der handschriftlichen, wobei Novalis unfertige stellen der hs. übersprang; und so wenig die hs. eigentliche 'verse' enthält, ebenso wenig enthält das Athenäum eigentliche prosa. der dichter, der über die abteilung der verse widerholt in zweifel war, hat die stellen, wo der rhythmus weniger entschieden hervortrat, einfach in fortlaufenden zeilen geschrieben, oft ohne an dem wortlaut zu rühren. nur um die darstellung für das auge handelt es sich also! auf dieselbe unsicherheit treffen wir im 18 jh. überall, wo wir rhythmischen formen begegnen, die zwischen dem vers und der prosa in der mitte liegen. so hat Goethe seine erste Iphigenia in ungleiche verse umgeschrieben oder umschreiben lassen, und dann wider in prosa aufgelöst; so hat er die iambenscenen des Egmont in prosa niedergeschrieben und auch den Elpenor, den er dann durch Riemer in verse bringen liefs. ebenso ist Hülsens Schweizerreise im Athenäum in prosa dargestellt. wer das tut, behält sich die freiheit vor und legt sich keine fessel auf; der rhythmus, meint er, wird sich von selbst geltend machen, wo er kraft hat. und wenn Busse spottet, dass man dann am ende jede schwungvolle prosa in verse

[1] noch lehrreicher ist das misgeschick von Jacobowski, der in seiner Blauen blume (120ff) gleichfalls den versuch machte, eine hymne (H 309, 34ff) aus der prosa des Athenäums in verse umzuschreiben, und dabei just die einzige hymne wählte, die auch in der hs. in prosa dargestellt ist!

auflösen könnte, so ist darauf zu antworten : in verse von ungleichem rhythmischen bau kann man natürlich jede schwungvolle prosa abteilen! die darstellung in versen hat hier überhaupt nur den zweck, den leser zu langsamem, nachdrucksvollem lesen und zur einhaltung zahlreicher redepausen zu veranlassen.

Die erste frage, die sich ein kritischer herausgeber in bezug auf die Hymnen vorlegen musste, war nun die : geht die in dem Athenäum abgedruckte fassung auf Novalis zurück? oder haben die herausgeber des Athenäums sie aus der hs. auf eigene faust hergestellt? dass die Hymnen unter dem 'langen gedicht' zu verstehn sind, das Novalis am 31 januar 1800 Friedrich Schlegel ankündigt, wird allgemein angenommen, ist aber am ende doch nicht zweifellos. das stück des Athenäums aber, das die Hymnen enthält, ist noch zu Novalis lebzeiten im sommer 1800 erschienen, und es ist ganz undenkbar, dass er die redaction andern überlassen hätte. da nun die handschrift offenbar den ersten entwurf vorstellt, so bleibt kein zweifel, dass die Hymnen im Athenäum in der fassung in den druck gegangen sind, die ihnen Novalis zum zweck der veröffentlichung in einer reinschrift gegeben hat. diese fassung gehört also in den text, nicht der erste unfertige entwurf. bei Heilborn finden wir grade umgekehrt den entwurf im text und die Athenäumsfassung mit den im druckfehlerverzeichnis des Athenäums schon verbesserten druckfehlern (451, 13 *Des* anstatt *Defs*, 451, 21 lis *Ohnmächtges*, 451, 28 lis *Erinnrung*; zwei von diesen lesarten fehlen auch bei Busse s. 157 f) in den laa. wie gedankenlos der herausgeber dabei vorgegangen ist, das ergibt sich aus der lesart 449, 2 *Hast du mit Farben und leichtem Umriss Sie geziert.* schon Busse (143 f) hatte richtig erkannt, dass sich dieses *Sie* nicht auf Sophie, sondern nur auf die sterne beziehen könnte, dass es also *sie* heifsen müste. der vergleich mit der hs. hätte H. nun lehren können, dass in der nach versen abgesetzten fassung dieses *Sie* am eingang der zeile steht und nur deshalb grofs geschrieben ist; bei der redaction für den druck hat Novalis das übersehen und das jetzt fehlerhafte *Sie* anstatt *sie* beibehalten. auch der abdruck der hs. ist nicht ganz correct; ich besitze nicht blos eine eigene facsimile-abschrift, sondern auch eine abschrift von Sofie vHardenberg aus dem jahre 1892, die allerdings laa. aus dem Athenäum einmischt, aber in strittigen fällen den ausschlag geben kann. 306, 29 *lustigen* statt *luftigen* (*lustigen* auch im *A*[*thenänm*]) 308, 11 *höheren (höhern A)* 309, 12 *Schlafe (Schlafe A)* 309, 21 *dem* statt *im (dem A)* 311, 6 *Alles* anstatt *Das* (*Das A*) 311, 12 *Muntres (muntres A)* 311, 14 Novalis schreibt stets *fröliches* und das pronomen der zweiten person meistens mit grofsem *D* 312, 31 *verflögest (verflögst A)* die in der hs. durchgestrichenen verse 314, 28 ff hätten in die laa. gehört die verse

315, 13—16 hab ich im jahre 1885 in der hs. noch unfertig gefunden; sie lauteten so:

Der Götter Aufenthalt
Und ihre Heymath.
Reich an Kleinoden
Und herrlich
[*Unabsehb*]

Novalis hat sie durch den bogen am rande selbst als unfertig bezeichnet und daher im Athenäum weggelassen. in der abschrift Sofiens freilich steht *Und herrlichen Wundern*; diese correctur muss also nach 1885 von Sofie vorgenommen worden sein. 316, 30 *süssen* (die Novalis eigentümliche dativform) 317, 4 *Ohnmächtges* (wie A) 317, 21 *freyeren* (wie A) 318, 12 f bilden eine zeile 319, 2 *niegesehnen* 319, 9 *Morgenlands* (wie A) 321, 3 bin ich nicht sicher, ob die schöne la. des Athenäums nicht auf verlesung von *tausendzüngig* beruht. 321, 17 *Naht'* 321, 27 *Meer, und das* (aus *Meer und Land* entstanden) 325, 26 *Nach Tod und Qual verlangten* (so auch Sofie).

In der rubrik 'Geistliche lieder'[1] hat H. mit recht die im ton und im versmafs abstechende Abendmahlshymne an den schluss gestellt, wie das ja auch Novalis selbst noch für den Musenalmanach angeordnet und auch Meifsner getan hat; die fromme andacht löst sich so zuletzt in unergründliche mystik auf, sie wird nicht durch mystik unterbrochen. minder zu billigen ist, dass H. aus den Marienliedern, die sich weder im ton noch im inhalt von den übrigen geistlichen liedern unterschieden, eine eigene, magere, rubrik gebildet hat. mit der tatsache, dass Novalis 'katholisch' gedacht und empfunden hat, wird man sich endlich doch abfinden müssen, ob einem das nun angenehm oder unangenehm ist. der l'art pour l'art-standpunct, den Busse und Heilborn in dieser frage eingenommen haben, ist nirgends weniger der richtige als bei der romantik, die in der religion wie in der kunst das unendliche im endlichen sah und für die in der praxis wie in der theorie religion und kunst zusammenfielen. dass auch Novalis die gegenstände der kunst zu gegenständen des glaubens wurden, das zeigen nicht blos die Marienlieder, sondern auch der aufsatz 'Europa', an dem sich nicht rühren und nicht deuteln lässt. wer in diesen kundgebungen ein blofses leeres spiel der phantasie sehen will, der leistet Novalis den schlechtesten dienst und stellt ihn auf eine stufe mit Wilhelm Schlegel. man braucht sich aber auch von dem heutigen confessionellen standpunct aus gar nicht zu erhitzen. die Geistlichen lieder wurzeln eben in dem boden der Schleiermacherischen reden; und dass

[1] unter den Berliner hss. find ich verzeichnet: *Geistliche Lieder, gesammelt von Charlotte Schütz* 1809, *Ms. germ.* 258; ob es sich um eine abschrift nach den hss. oder den drucken handelt, weifs ich nicht zu sagen.

diese reden dem aufgeklärten protestantismus des 18 jhs. feindlich gegenüberstehn, kann doch wol kein zweifel sein. bei der neubegründung des religiösen lebens muste Schleiermacher selbst für einen augenblick aus den schranken der confession heraustreten; er hat selber widerholt die katholischen symbole zu hülfe genommen und zb. in seiner Weihnachtsfeier nicht blofs das bild der sixtinischen madonna mit ehrfurcht ausgemalt, sondern auch in jeder mutter eine madonna gesehen. mit einem wort : die romantik hat wie überall so auch auf religiösem gebiete eine grenzverirrung heraufbeschworen. der in nüchternem deismus erstarrte protestantismus ist durch Schleiermacher um eine provinz vergröfsert werden, die der katholicismus nie aufgehört hatte als die seinige zu betrachten, eben weil er weniger aufgeklärt war als der protestantismus. ob man nun diese provinz, weil der katholicismus sie zu jener zeit allein behauptete, katholicismus nennen will oder nicht, das ist für die romantische zeit völlig gleichgültig. der Mariencultus war für Novalis wie für Schleiermacher eine forderung des gefühles, ein bedürfnis; hätte man Novalis gefragt, ob er sich zu dem katholischen dogma bekenne, so hätte er wahrscheinlich mit Schleiermacher geantwortet : meine religion hat mit dem dogma überhaupt nichts zu tun, sie beruht auf dem gefühl. und wenn man ihn gefragt hätte, ob er sich zu dem damaligen katholicismus bekenne, so würde er wider mit Schleiermacher geantwortet haben : in den religionen sollt ihr die religion suchen! überall, nur in dem nüchternen deismus nicht!

Das erste lied, das in der hs. sehr interessante, von Heilborn natürlich nicht berücksichtigte varianten enthält, bietet nur in dem apparat anlass zu einwendungen : 327, 26 hat der Musenalmanach *in Norden*, 328, 1 dagegen, trotz H.s entgegengesetzter angabe, nicht *ward* sondern das richtige *wird;* H. hätte die richtigen laa. bei Busse (s. 158) finden können oder wenigstens seine laa. durch vergleichung mit denen Busses controlieren sollen. im gegensatz zu 327, 26 (*im Norden)* hat die hs. des zweiten liedes 329, 24 *in Osten;* der Musenalmanach hatte die beiden fälle mit *in* geregelt, S mit *im* (Anz. xxvi 250); vgl. 330, 25 wo die hs. und alle drucke *im* haben. vom dritten lied fehlt die hs.; das vierte bietet keine laa. im fünften hat die hs. 333, 18 wider die dativform *sanften*; die dritte strophe ist später hinzugedichtet und an den rand geschrieben. vom sechsten fehlt die hs.; bei dem siebenten leidet die textkritik des herausgebers widerum schiffbruch. es fehlt nämlich nicht blos der letzte vers, wie der herausgeber (s. 456) sagt, sondern die ganze letzte strophe in der hs. hier hätte H. widerum nachdenken müssen. wenn er der meinung ist, dass die herausgeber des Musenalmanaches mit dem text des Novalis eigenmächtig umgegangen sind, so hätte er die strophe, als gar nicht von dem

dichter herrührend, in die laa. verweisen müssen. betrachtet er aber die strophe als von Novalis selbst herrührend, dann muss er darauf kommen, dass Novalis seine geistlichen lieder für den Musenalmanach abgeschrieben und redigiert hat, dass also der Musenalmanach die endgültige fassung enthält. anstatt aber auch hier diese fassung zu grunde zu legen und die laa. der hs. unter den varianten zu geben, stoppelt er sich aus der hs. und dem Musenalmanach einen text zusammen. auf eine ähnliche betrachtung hätte den herausgeber auch die hs. des neunten liedes (die des achten fehlt) führen müssen. hier ist 337, 28 in dem verse *Der Wahnsinn naht und locket* vor *naht* das wort *steht* ausgestrichen; im Musenalmanach aber heifst es dennoch *steht* (woraus in S[4] S[5] durch druckfehler *sieht*); Novalis hat also auf die ältere la. zurückgegriffen, und man sieht auch hier, dass zwischen dem ersten entwurf in der hs. und dem Musenalmanach eine reinschrift des dichters ligt. dieses lied ist auch für die überlieferung lehrreich. 338, 13 hat die hs. *Du schaust*; S[1] S[2] (wie Heilborn, der diese la. wider nicht verzeichnet, aus Busse hätte erfahren können) *Und schaust*; S[3] S[4] S[5] aber wider *Du schaust*. hier (wie 341, 4 *dies* für *das*) kehrt also die dritte auflage zu der la. der hs. zurück, und es ist nicht unmöglich, dass ein vergleich mit der hs. stattgefunden hat. im zehnten lied hat die hs. wider die dativformen 338, 21 *verwirrten* und 339, 1 *verschiednen*, die für Novalis charakteristische schreibung 339, 3 *kundgegeben?* die regelung der orthographie und der interpunction, auf die sich Heilborn in der vorrede etwas zu gute tut, ist hier über jeden begriff nachlässig : Novalis schreibt *er* und *ihn*, und Heilborn druckt 339, 9 *er* und in der nächsten zeile 339, 10 *Er*; Novalis setzt, wie meistens, punct anstatt der fragezeichen, und Heilborn führt die fragezeichen bis 339, 14 durch, gibt sie aber dann plötzlich wider auf. interessant ist, dass Novalis 340, 4 ursprünglich schreiben wollte *wohnest du uns bei*, später aber *mir bei* schrieb; auch in der zweiten Hymne hat er 330, 11 ff ursprünglich in allen strophen die anrede im plural gehabt, sie aber dann durch den singular ersetzt und nur in der letzten strophe stehn lassen, weshalb S[1] 330, 27 das *lasst* in *lass* zu verändern für nötig hielt. dieser wechsel der anrede in demselben liede und während der arbeit zeigt deutlich genug, dass Novalis keineswegs die ganze gemeinde bestimmt vor augen hatte, sondern zwischen éinem bruder in Christo und der gemeinde schwankte. vom elften liede fehlt wider die hs.; bei dem zwölften gestattet uns die hs. eine genauere datierung. '1 blatt briefpapier halbgebrochen', so lakonisch bezeichnet H. die handschrift. es ist ein blatt briefpapier in hochquart und enthält den anfang eines danksagungsbriefes, mit dem Novalis aus irgend einem grund unzufrieden war und den er deshalb nicht vollendete; später hat er dann das blatt der quere nach gefaltet und auf der

rückseite des so enstandenen octavbogens unser lied geschrieben. der briefanfang lautet:

Hochwohlgeborner Herr,
Hochzuverehrender Herr Geheimer Finanzrath,

Schon früher hätte ich mir die Ehre gegeben Ew. Hochwohlgebohren meine innigsten Danksagungen für Dero gnädige Mitwirkung für die Gewährung meines unterthänigsten Gesuchs um die Amtshauptmannstelle im thüringischen Kreise abzustatten, wenn ich nicht eine baldige Reise nach Dresden für nöthig gehalten hätte. Ew. Hochwohlgebohrn gnädige Zuschrift, die mich unendlich erfreut hat, hebt diese Nothwendigkeit auf und ich kann daher jezt nur schriftlich Ew. Hochwohlgebohrn meine innigste Verehrung an den Tag legen und zugleich sagen, wie wahrhaft glücklich mich dieses Zeichen von Höchstder

um die erledigte amtshauptmannstelle im thüringischen kreise kam Novalis am 4. august 1800 ein (Heilborns monographie s. 213), und bald darauf wurde sie ihm bewilligt (Nachlese 2. Aufl. 259); das ist also auch der terminus a quo für unser lied. von der Abendmahlshymne fehlt wider das manuscript. in dem ersten Marienlied lese ich 345, 7 mit S *Unzähligmal*, die letzten zeilen sind in der hs. nicht herausgerückt; es ist übrigens die einzige hs., wo die strophen deutlich abgesetzt sind. im zweiten Marienliede schreibt Novalis 345, 24 *Weltgetümmel*, was H. mit recht geändert hat.

Die herausgeber der ersten auflage der schriften haben die wenigen gedichte, die sie aufser den Hymnen und den Geistlichen liedern mitteilten, unter dem titel 'Vermischte Gedichte' zusammengefasst. die magere rubrik, bestehend aus sechs nummern, stand in der ersten auflage gar zu ungeschickt zwischen den Hymnen und den Geistlichen liedern; schon in der zweiten auflage hat sie daher mit den liedern den platz gewechselt. für Heilborn hatte diese rubrik weder durch den sachlichen inhalt noch durch die tradition, die ja nicht auf Novalis zurückführt, etwas bindendes. er hatte nicht ein halbes dutzend übrig gebliebener gedichte unterzubringen; sondern er fand im nachlass eine ungeheure masse ungedruckter gedichte, er hatte ferner die im dritten bande bei Bülow und sonst vereinzelt gedruckten gedichte zu versorgen. dabei hatte er völlig freie hand, und die disposition war nicht schwer zu treffen. es fanden sich zunächst eine reihe von gedichten vor, die an bestimmte persönlichkeiten oder zu festlichen gelegenheiten gedichtet waren, deren mehr oder weniger genaue chronologische fixierung keine schwierigkeiten machte; diese gedichte waren in einer chronologisch geordneten rubrik unter gemeinsamer überschrift um so leichter zusammenzufassen, als der unterschied im werte hier nicht zu stark ins gewicht fiel. es war aber auch ferner in betracht zu ziehen (und das hat der herausgeber selber richtig erkannt), dass das

erbe des nach kurzer blüte verstorbenen dichters nicht durch die masse unreifer und schülerhafter versuche erstickt werde: es durfte also nicht alles mitgeteilt werden, was in den papieren steckt, und es muste das schwächere, was blos für die entwicklungsgeschichte von wert und darum nicht auszuscheiden war, dennoch von den reifen gedichten, die als blüten eines jahres natürlich wenig zahlreich sind, abgesondert werden. um so mehr war das geboten, als ein nicht unbeträchtlicher teil der lyrik in dem Ofterdingen enthalten ist und der herausgeber sich nicht hat entschliefsen können, die lieder aus dem Ofterdingen als eine rubrik der gedichte noch einmal abdrucken zu lassen, wie es die neueren herausgeber der gedichte von Novalis alle getan haben. ich würde ihm angesichts dieser sachlage und in der erwägung, dass der ruhm des lyrikers keinen schaden leiden dürfe, dass die gruppe der meisterlieder gestützt werden müsse, freilich unbedenklich geraten haben, dem beispiel Goethes zu folgen; denn wie die lieder im Wilhelm Meister nicht blofs an dem ort und an der stelle würken, für die sie bestimmt sind, so wollen auch die perlen, die Novalis oft aufser dem zusammenhang gedichtet und nur später in dem roman gefasst hat, einzeln für sich genossen werden. ich würde dem herausgeber also geraten haben, nach den Geistlichen liedern mit den Liedern aus dem Ofterdingen fortzufahren und das kreuzzugslied hätte einen schönen übergang zu den weltlichen gedichten gebildet. dann wären unter der überschrift 'Vermischte Gedichte' die übrigen reifen arbeiten gefolgt; eine unterabteilung hätte die an persónen und zu festlichen gelegenheiten gedichteten stücke umfasst und den schluss hätten die epigramme und epigrammatischen dichtungen gebildet. in einem anhang würd ich dann die unreifen jugendarbeiten geboten haben und zwar in ungefähr chronologischer folge : je nachdem nämlich der einfluss der Anakreontik, der Göttinger dichter, Bürgers, WSchlegels, Schillers hervorsticht (der Goethes kommt erst in der reifen zeit zur geltung). auch die form (distichen, antikisierende strophen, sonette) wäre hiebei natürlich, wenigstens in zweiter linie, berücksichtigt worden.

Um eine gedichtsammlung zusammenzustellen, braucht man eben kein philolog zu sein, und an geist und feinem gefühl fehlt es ja dem herausgeber, wie seine Romanwelt beweist, keineswegs. es kann also nur der leichtsinn schuld sein, wenn es bisher noch keine ausgabe eines lyrikers gegeben hat, in der die gedichte so wie kraut und rüben durcheinander geworfen sind, wie in dieser ausgabe von Novalis. nach den Geistlichen liedern fährt H. mit den Vermischten gedichten fort; die von ihm sonst so wenig beachteten herausgeber haben es ihm gerade dort angetan, wo sie aus der not eine tugend zu machen gezwungen waren. Vermischte gedichte! das erhebt anspruch auf bunten inhalt,

auf wechsel des tones, auf reichtum an farben. und wer hat über einen gröſseren reichtum zu verfügen als der junge Novalis, der in den wenigen dutzend gedichten, die wir von ihm haben, die tonarten von dem leichtesten anakreontischen lied bis zu der unergründlichen hymne, von der mädchen plage bis zu der abendmahlshymne durchmisst. würklich, die herausgeber der ersten ausgabe haben Novalis durch die rubrik 'Vermischte gedichte' bloſsgestellt, in der sie nur sechs keineswegs besonders von einander abstechende nummern unterzubringen suchten. nun kommt aber gar noch Heilborn, nimmt drei der besten stücke als an personen gerichtet heraus und behält die überschrift Vermischte gedichte aus heiliger ehrfurcht bei! jetzt heiſst es gar : 'Vermischte Gedichte I—III', und der dichter steht in wahrer bettlerarmut da. wo nichts zu mischen ist, da hören sich auch die Vermischten gedichte auf! weiterhin lässt uns jeder faden im stich. es kommen nach zwei vereinzelten gedichten die an personen gerichteten, aber nur ein teil von ihnen; und zuletzt die Blumen. dann folgen die 'Jugenddichtungen'. Heilborn sagt in seiner monographie (s. 48) selber : 'wenn anders man auf ihn, der ein jüngling starb, den begriff als unterscheidendes merkmal anwenden darf'; einen so verclausulierten begriff soll man aber nie einer disposition zu grunde legen. es kommt freilich nicht viel darauf an, ob der titel 'Jugenddichtungen' oder ob er 'Anhang' lautet; schlimmer ist, dass von einem princip der anordnung innerhalb der rubrik nichts mehr zu verspüren ist.

Wir schreiten also künftig einfach von nummer zu nummer fort, und berücksichtigen nur die nummern, die zu bemerkungen anlass geben.

349, 28 hat S^1 *mit den zweig*, was auf die verlorene handschrift zurückgehen könnte; erst S^4 hat diese falsche dativform abgeschafft.

Das gedicht 'Zur Weinlese' (350f) ist zuerst in Kleists Phöbus I band 9 und 10 stück, s. 13 mitgeteilt, und daraus von Bülow mit druckfehlern abgedruckt. der Phöbus (Ph, ich verdanke die collationen der güte JBoltes) gibt die folgende anmerkung : 'ein ländliches gelegenheitsgedicht, auch wenn manche beziehung darin unverstanden bleiben sollte, wird dennoch den freunden des unvergesslichen dichters als reliquien (!) heilig sein'; die beziehungen hat schon Busse s. 120 richtig erkannt. lesarten: 350, 16 *Statur* statt *Natur*; 350, 20 *Taus*; 351, 7 das für Novalis charakteristische *Was* für *Das*.

'Der Fremdling' (352f) ist nicht, wie H. behauptet, in der fünften auflage (S^5 II 289f) zuerst mitgeteilt, sondern schon in der vierten (S^4 II 206f). sollte die adressatin mit dem fräulein Caroline von Ch. verwant sein, von der ein portrait von Novalis herrührt (Bülow III s. XIII)? oder ist 1797 falsch und jemand aus der familie Charpentier gemeint?

Die datierung des gedichtes 'An die Fundgrube Auguste' bei Busse und Heilborn ist zweifelhaft : ihren 49 geburtstag feierte die 1749 geborene mutter eigentlich nicht 1798, sondern 1797.

Das gedicht 'Was passt, das muss sich runden' ist, wie die hs. sagt, an Selmnitz gerichtet und nicht an Tieck, den Beyschlag, Raich, Dohmke und Busse für den adressaten hielten; wir lernen wider einmal aus den tatsachen, wieviel es bedeutet, wenn man auf grund einer vagen parallele behauptungen aufstellt.

'Friz an Julien' lautet die überschrift des nächsten gedichtes (354 f) in der hs. der herausgeber hat die notwendigkeit eingesehen, das *Fritz* fallen zu lassen; es ist ihm aber nicht der argwohn gekommen, ob Novalis selbst denn ein gedicht an seine braut so überschreiben konnte. in der tat rührt denn auch die hs. gar nicht von Novalis her, sondern von Karl von Hardenberg. Sophie von Hardenberg hat mir davon erzählt und mir unter dem 11 september 1892 noch einmal geschrieben : als Julie von Charpentier einen Ungarn, herrn von Podmanitz, heiratete, konnte sie sich von dem gedichte nicht trennen; daher schrieb Karl es ab und legte die abschrift zu den gedichten des nachlasses. das ist nicht blofs für dieses éine gedicht von wichtigkeit; es zeigt leider auch an, dass die hss. der brüder eine grofse ähnlichkeit haben. mir ist es zweifellos, dass sehr vieles unter den sogenannten 'Jugenddichtungen' gar nicht von Novalis herrührt; wir werden noch einem solchen fall begegnen. ich bin deshalb den brüdern Karl und Anton, den romantikern Rostorf und Sylvester, nachgegangen; und meine zweifel waren mit ein grund, warum ich diese arbeiten so lang hinausgezogen habe. 355, 2 hat die hs. *Sich* 355, 11 *seinen*

Pech — man kann es nicht anders nennen — rechtes gelehrtes pech hat der herausgeber mit dem folgenden gedicht gehabt, wo das unglück schon bei der überschrift 'An Dorothee' (355 f) einsetzt. von diesem gedicht, das H. nach Bülow abdruckt, existieren eine hs. und zwei drucke, die ihm unbekannt geblieben sind. die hs. ist in Weimar und ich verdanke die collation der direction des Goethe- und Schillerarchives. gedruckt ist es zuerst in Kleists Phöbus, I band, 1 stück s. 40 (Ph), woher es Bülow (III 102 ff) hatte; dann im Berliner Conversationsblatt vom 1 mai 1827, nr 86, s. 341 f. (J). wie das *reizende* 355, 14 zeigt, das in der hs. fehlt, gehn die beiden drucke nicht auf die in Weimar befindliche hs. zurück, sondern auf eine andere, die sich offenbar im besitz der adressatin befand, während die Weimarer hs. wider den ersten entwurf vorstellt. diese adressatin ist aber nicht etwa die romantische Dorothea, sondern Dora Stock : *An Dora*, so lautet die überschrift in hs. J. und in einer anmerkung des Conversationsblattes sagt F(riedrich) F(örster), der herausgeber, er verdanke das gedicht der künstlerin, an die es gerichtet sei. entstanden sei es 1798 in Dresden, wo sich

der schon bedenklich erkrankte dichter aufhielt : *Julie von Charpentier war seine verlobte Braut, die neben dem hinschwindenden Jüngling in vollster Jugendfülle und Schönheit stand. So viele Schwierigkeiten sich auch der Verbindung entgegenstellten, so hielt die Liebenden eine zu innige Neigung verbunden, als dass sie nicht alles überwunden hätten, nur der Tod konnte dies Band lösen. Eine sonderbare Erscheinung, von der sich auch in dem Gedichte Spuren finden, war es, dass Novalis, während schon die Blüthe seines Lebens geknickt war, davon keine Ahnung hatte, vielmehr immer das frühe Hinscheiden seiner geliebten Julie fürchtete, obwohl diese frisch und gesund war. Sein höchster Wunsch war, die theuren Züge der Geliebten durch ein Bild festgehalten zu sehen. Dieser Wunsch wurde ihm als der schönste Trost seiner letzten Tage erfüllt und seinen Dank hat er in diesem Gedichte ausgesprochen, das hier zum erstenmal abgedruckt erscheint.* der letzte satz ist, wie wir gesehen haben, falsch, aber eine willkommene bestätigung dafür, dass dem druck die hs. aus Doras besitz zu grunde ligt. auch die datierung ist schwerlich richtig; da es sich um Novalis letzte tage handelt, wird sein aufenthalt in Dresden im sommer 1800 (Heilborns monographie s. 188ff. 214) gemeint sein. dass die Charpentiers mit Körners bekannt waren, kann man aus dem briefwechsel zwischen Schiller und Körner ersehen. und nun hätte wider die kritik einzusetzen : da Novalis das gedicht der adressatin offenbar in reinschrift überreicht hat, so wäre den lesarten von PhJ vor der hs. der vorzug zu geben, und es war dieses mal ein glück, dass der herausgeber die hs. nicht kannte. ehre, wem ehre gebührt! und so sei freudig anerkannt, dass H. hier 356, 28 den druckfehler Bülows *Sie* in die richtige la. *Sieh* hs. PhJ verbessert hat; wäre ihm nur nicht gleich daneben 356, 21 dass misgeschick begegnet, die verse *und reicht, wie alte Freunde pflegen, das Blatt ihm und die Lilienhand* durch den druckfehler *alle* (anstatt *alte*) aus schönem sinn in unsinn zu entstellen. 356, 14 haben hs. J die echt Novalissche la. *was* für *das*, die Ph und Bülow in das gewöhnliche geändert haben. 357, 1 *ihrem* hs. J; 357, 4 *erblasst* J; 357, 9 *vom* J; und endlich 357, 10 *Nachgesang* hs. J an stelle des ganz sinnlosen *Nachtgesang*, das aus Ph zu Bülow und Heilborn gekommen ist.

Bei dem gedichte 'An Tieck' (357ff) ist die auskunft über die hs. falsch; das gedicht steht nicht mit andern zusammen, sondern allein für sich auf einem besonderen blatt : quartblatt, auf jeder seite zwei columnen, mit bleistift in der ecke von fremder hand : *Tieck*. 357, 18f *langen* und *manchen* in der hs. 358, 2 les ich *Bedächtig ernst* 358, 3 fordert der reim *heitern*, wie auch in der hs. steht. ebenso steht 359, 8 *lichten* die strophe 11 (358, 25ff) steht für sich allein oben in der vierten columne : also, wenn man von oben nach unten fortlist, ganz am

schlusse; und es ist nicht angezeigt, dass sie anderswo hingehört. strophe 10 schliefst die erste seite, also die zweite columne; beim umwenden des blattes fiel daher str. 11 dem wissenden sofort ins auge, auch wenn nicht angezeigt war, dass sie vor den strophen der dritten columne an die reihe kommen sollte. auch hier ist es notwendig, sich über das verhältnis der hs. zu dem drucke klarheit zu verschaffen. nach Holtei III 241. 245 ist der abdruck im Musenalmanach auf grund einer abschrift Friedrich Schlegels geschehen; ich muss die frage vor der hand offen lassen, ob er das richtige getroffen hat, d. h. ob die elfte strophe würklich nicht an den schluss, sondern nach strophe 10 gehört.

Das sonett 'In stiller Treue' (359), dessen hs. fehlt und das nach S[5] I s. XXV aus der letzten zeit stammt, hat H. mit der überschrift *An* — versehen. es dürfte, wie Dohmke, Busse, Meifsner annahmen, an den bruder Karl gerichtet sein.

Für die 'Blumen', deren titel an Lohenstein und an Herder gemahnt, ligt mir eine abschrift des ersten druckes von DJacoby vor; sie sind auch schon bei Dohmke und Meifsner nach diesem widergegeben. Heilborn hat nur das verdienst, den druckfehler *Zweifel* statt *Zwist* 360, 24 aus S[4] und S[5] erneuert zu haben, der den sinn entstellt. S[4] hat auch hier dem vers nachgeholfen : 360, 11 *also soll König auch seyn*, und S[5] ist dabei geblieben.

Bei dem gedicht 'Die Quelle' (368) scheint der herausgeber nicht gemerkt zu haben, dass ein sonett vorligt; er hätte es sonst wol nicht, wie Bülow III 89, in 4 + 4 + 6 zeilen abgeteilt. die hs. entscheidet natürlich nicht, da die hss. von Novalis die strophische gliederung fast nie deutlich erkennen lassen. die romantiker drucken sonette in der regel ohne strophenabsätze, rücken aber die 1. 5. 9. 12 zeile vor oder zurück. unser gedicht lässt sich durch die anwendung der fünffüfsigen trochäen und durch den namen *Molly* datieren : es stammt aus der zeit des Bürgerischen einflusses, in dessen schule auch WSchlegel noch trochäische sonette gedichtet hat; in der romantischen zeit kam das nicht mehr vor.

Bei dem gedicht 'An ein fallendes Blatt' (370f) hab ich mir die unmafsgebliche, nur zur untersuchung verlockende bemerkung gemacht : 'kaum von Novalis; in distichenform mit andern gedichten zusammen, die kaum von Novalis sind' (vgl. Heilborn I 465. 467 und unten zu 'Mein Wunsch'). indessen ist nicht zu übersehen, dass das bild vom fallenden blütenblatt (vgl. auch den titel 'Blüthenstaub') bei Novalis beliebt ist und auch in briefen (S[5] III 156. 157) geflissentlich angebracht wird.

Bei den gedichten, die aus der Meusebachschen sammlung in Berlin stammen, vermisst man, wie auch sonst öfter, die angabe, ob es sich um ein eigenhändiges manuscript handelt. auch der erste druck wird bei den schon gedruckten nummern nirgends

verzeichnet: 'An Jeanette' (373) und 'Mein Wunsch' (374) sind gedruckt in Hoffmanns vFallersleben Findlingen s. 140. das letztere wendet sich an eine Louise, die auch in einem besonderen gedicht des nachlasses besungen wird (465), das auf demselben bogen mit dem 'Fallenden Blatt' steht. nun gab es aber nicht blofs im hause des amtmanns Just, sondern auch im Rockenthienschen kreise eine Luise, die stiefschwester von Sophie Kühn (Nachlese, 2 aufl. 84. 95), und dass auch die brüder von Novalis in diesem hause ihr glück zu finden hofften, ist ja bekannt. die frage, ob hier noch der flatterhafte Novalis oder sein bruder Karl redet, muss wenigstens im auge behalten werden. auffällig ist auch, dass die Berliner hss. widerholt im nachlass eine oder gar zwei entsprechungen finden, während uns sonst kein gedicht in zwei hss. überliefert ist. ich zweifle, dass Novalis seine gedichte so oft abgeschrieben hat; wenigstens müste eine genauere beschreibung und untersuchung der hss. den zweck und die absicht zu erforschen trachten.

Bei den gedichten an Bürger (391 f) und bei der folgenden nummer ('Das süsseste Leben' 392) wird die sonettform wider nicht deutlich. das zweite gedicht an Bürger und die beiden folgenden nummern sind zuerst gedruckt in Gubitz Gesellschafter 1823, 5 dec., 194 blatt, s. 946 ff; daraus abgedruckt in Wagners archiv s. 184 ff; und von Strodtmann in den Briefen von und an Bürgerııı 235 ff. H. kennt nur den letzten druck, obwol Strodtmann selber den ersten angibt. bei dem gedicht auf Josefs tod († 20. 2. 1790; s. 393) fehlt wider der erste druck in den Findlingen 139. die gedichte 'An H. Schlegel' (394 ff, so in der hs.!) druckt H. aus Walzels ausgabe der Briefe Friedrich Schlegels an seinen bruder ab, ohne sich weiter um das original zu kümmern. es wird weder gesagt, dass die hs. in Dresden zu finden ist, noch scheint der herausgeber selber zu wissen, dass es sich um eine abschrift FrSchlegels handelt. hätte er die hs. selber eingesehen, so hätte er gelernt, dass man romantische sonette nicht durch zwischenraum, sondern durch herausrücken oder einrücken (das letztere ist hier in der hs. der fall) der 1. 5. 9. 12 zeile darstellt. in dem zweiten gedicht ist 395, 12 der auftact *zu* blofser schreibfehler Schlegels und die variante der letzten strophe übersehen:

Argloß herzlich böt' ich dir alsdann
Alles was ich itzt dir bieten kann —
Hier mein volles Herz und meine Rechte.

zu dem vierten sollte doch bemerkt sein, dass es nach FrSchlegels worten 'eigentlich nur variant zu ɪ' ist.

Bei dem ersten gedicht 'An Herr Brachmann' (397), dessen hs. bei Dohmke facsimilirt ist, fehlt wider der erste druck in den Findlingen s. 139 f. dieser freund, der Busse (112) ganz unbekannt ist, war Christian Friedrich Brachmann, der bruder

der dichterin Luise Brachmann, der mit Novalis von der universität heimkehrte. vgl. darüber die aufzeichnungen der Luise Brachmann in Kinds Harfe II 1815 s. 291 ff (abgedruckt in den Auserlesenen Dichtungen von Luise Brachmann, Leipzig 1834 I s. XIII ff)[1].

Die distichen s. 398 sind zuerst gedruckt in Kleists Phöbus, I band 4 und 5 stück, s. 44, woher sie Bülow hat. 398, 16 fehlt zwar in Ph, doch ist unter S. zweifellos Sophie, unter M. ihre schwester frau vMandelsloh verstanden (Nachlese[2] 86). 398, 22 ist *Sähst*, 398, 24 *hier* für *selbst* zu lesen.

Das Punschlied hat weder Heilborn noch Busse (117 f) anlass zum verdacht gegeben; und doch ist die wendung 400, 15 f *Bringt unserm Fritz und Fritzes Dies Glas zum Wunsche dar* sehr auffallend. Novalis kann von sich selbst hier so wenig in der dritten person reden, als in der überschrift *Friz an Julie*. im nachlass finden sich noch mehrere punschlieder (s. 466); und es wäre nicht unmöglich, dass sie von mehreren personen zu éinem punschabend gedichtet worden sind. auch der text ist offenbar widerholt verderbt; da die hs. fehlt, sind conjecturen erlaubt. 400, 13 hat schon Busse *Zur* anstatt *Nur* vorgeschlagen. 400, 25 *unsre?* 400, 17 anstatt des ganz unerklärlichen *Liti* vielleicht *Sidi*, dh. Sidonie vHardenberg? die aber freilich im Rockenthienschen hause kaum ihr haushaltungsgenie beweisen konnte??

Der band schliefst mit dramatischen und prosaischen skizzen und fragmenten und mit dem tagebuch einer Harzreise, das mit den übrigen tagebuchfragmenten besser in éine rubrik zusammengefasst worden wäre. am schlusse der anmerkungen gibt Heilborn ein verzeichnis der handschriftlich erhaltenen, aber nicht mitgeteilten 'Jugendschriften', das ich hier keiner kritik unterziehen will; ich behalte mir aber vor, darauf zurückzukommen. das register ist sehr oberflächlich und unzuverlässig; es fehlen Claudius 279; Gozzi 200; Lessing 252; Leischinger 278; Moritz 267; Stolberg 271 usw.

Eine dankbare, aber freilich auch schwierige aufgabe hatte der herausgeber im zweiten band zu lösen, der die Fragmente enthält. hier ist er leider gleich an der schwelle verunglückt. er fand die hs. der sogen. Blüthenstaubfragmente auf der kgl. bibliothek in Berlin und im nachlass. die beschreibung der Berliner hs. lautet: '8 seiten (4 blätter hochoctav), trägt die bibliotheksbezeichnung 7450 (Varnhagen 39).' nach dem katalog der Radowitzischen autographensammlung (Berlin 1864) gehört

[1] hier heifst es: 'Friedrich vHardenberg war sein würklicher name, und von einem frühern, in Italien einheimischen zweige seiner familie sein angenommener dichterischer name: Nŏvālĭs entlehnt'. in der tat legte die familie Hardenberg noch 1885 gewicht auf diese betonung. die zahlreichen sonette auf Novalis müsten ergeben; ob der name auch von den romantischen freunden so betont wurde.

das manuscript vielmehr dieser sammlung an, wo es eben die nr 7450 trägt; auf der hs. findet sich der vermerk: *Handschrift von Novalis; Geschenk von L. Tieck. Dresden*, 16. *November* 1840. die papiere gehören also derselben sammlung an, wie die aufzeichnungen zum zweiten teil des Ofterdingen. die erste pflicht des herausgebers wäre es nun wider gewesen, sich über das verhältnis der hs. zu den drucken rechenschaft zu geben. er sagt darüber: 'der text folgt der hs., nicht dem Athenäumdruck. die herausgeber des Athenäums waren bereits mit der hs. des Novalis willkürlich umgesprungen.' beides ist falsch! er gibt den text keineswegs immer nach der hs.; und die herausgeber des Athenäums waren nicht willkürlich mit dem text umgesprungen. den beweis für die erste behauptung bilden die drei ersten zeilen: der titel lautet in der hs. *Vermischte Bemerkungen*, bei Heilborn wie im Athenäum *Blüthenstaub*; das motto in versen fehlt in der hs., bei Heilborn wie im Athenäum steht es. wenn Heilborn der meinung war, dass die abweichungen des gedruckten textes von der hs. bloſse willkür der redacteure seien, so hätte er auch den titel und das motto des Athenäums preisgeben müssen. sobald er aber den titel und das motto aufnahm, hat er damit zugestanden, dass Novalis selbst die fragmente für das Athenäum überarbeitet hat. er hätte sich nicht weit umzusehen gebraucht, um äuſsere und innere gründe für diese annahme zu finden. Novalis hat sie an FrSchlegel mit den worten geschickt (Raich 58 ff): *die meisten sind älteren Ursprungs und nur abgekehrt*, dh. abgestaubt. so also, in abgestaubtem zustande, wollte sie Novalis dem publicum vorlegen; Heilborn aber hat sie seinen lesern unabgestaubt, voll von dem staub des ersten entwurfes, vorgelegt. und wenn es ihm weiter gefallen hätte, die briefe FrSchlegels an seinen bruder in die hand zu nehmen, so hätte er dort (s. 365. 374 f) auskunft über alles erhalten, was er als herausgeber wünschen konnte. er hätte dort erfahren, dass Friedrich Schlegel den abdruck besorgt hat und dass er von vorn herein nichts zu ändern vorhatte, als das grammatische — durch den vergleich mit der hs. war dieses 'grammatische' für einen kenner der sprache von Novalis und der von FrSchlegel unschwer festzustellen. er hätte dann weiter erfahren, dass Friedrich würklich nichts geändert hat als kleinigkeiten, die schon Wilhelm 'im manuscript gestrichen oder angedeutet hatte, oder andere ähnliche': die auf ihn selbst bezüglichen worte *so scharf* 10, 14 (bei Walzel ist fälschlich *so scherzt* gelesen 375) hat er weggelassen, sie musten von Heilborn natürlich beibehalten werden; s. 19 f hat er statt *Monotheismus* drucken lassen *Entheismus*, wo natürlich *Monotheismus* beizubehalten war. wie wenig beträchtlich aber die änderungen sind, das ergibt sich aus Friedrichs bemerkung über das fragment 16, 23 ff *Eine Uebersetzung* (Walzel 375). mit diesem war er in bezug auf

die form am wenigsten zufrieden : es müsse vielleicht der ausdruck etwas geändert werden, der hier gar zu weit hinter dem vortrefflichen gedanken zurückstehe, wie ihm auch Wilhelms randglosse anzudeuten schien. vergleicht man aber den abdruck im Athenäum mit der hs., so ergeben sich drei ganz unbedeutende varianten : 17, 1 ist nach *Spuren* das wort *davon* eingeschoben; 17, 11 anstatt *Sie streifen leicht in die Travestie* heifst es *Sie fallen leicht ins Travestieren*; 17, 13 anstatt *Popens* heifst es *Pope's* — wobei noch immer offen bleibt, wieviel auch hier Novalis beim abstauben geändert hat, und ob nicht vielleicht gar nichts als das *Pope's* von Schlegel herrührt. ferner hatte Schlegel vor, durch einfaches strichmachen mehrere fragmente zu dividieren; ein einfacher vergleich mit der hs. zeigt, in wie weit Schlegel dieser neigung nicht widerstehn konnte, und selbstverständlich hatte der herausgeber das recht, die striche wider abzuschaffen. weiter hat Friedrich etwa ein halbes dutzend fragmente herausgenommen, wobei er sich an die doubletten, dh. an die denselben gegenstand behandelnden fragmente halten wollte; diese fragmente hatte er für die grofse fragmentsammlung im zweiten hefte des Athenäums bestimmt. diese nummern hab ich, eine einzige ausgenommen, schon in Friedrich Schlegels Jugendschriften (II 250 f) Novalis zuschreiben können; denn es zeigt sich schon hier, dass die herausgeber von S bei der auswahl der fragmente keineswegs blind zu werke gegangen sind, sondern ehrlich bemüht waren, Novalis sein eigentum zurückzuerstatten : von den 13 nummern, die zt. durch division aus dem 'halben dutzend' entstanden sind, haben, wie meine laa. zeigen, Friedrich Schlegel und Tieck dem dichter 8 zurückgegeben; drei konnte Bülow, unterstützt von der in Tiecks händen befindlichen hs., hinzufügen; eines habe ich aus inneren gründen und blofs vermutungsweise Novalis zugesprochen; der vergleich mit der hs., den Heilborn wider anstellen konnte, ergibt, dass als 13 nr auch das Athenäumsfragment *Genialischer Scharfsinn* (Jugendschriften II 251, nr 294) unserem dichter gehört. alle diese nummern durften natürlich dem dichter an dem ort, wo sie in der hs. stehn, verbleiben. endlich aber bekennt Schlegel, dass er auch einige seiner fragmente hineingegeben habe. und diese frage, die mir schon einmal viel zeit gekostet hat (Jugendschriften II, s. VIII), war jetzt durch den vergleich mit dem manuscript kinderleicht zu lösen. freilich muste man auch die etwas mühevolle gegenprobe machen; und das war wohl auch der grund, warum der herausgeber diese dinge gar nicht angerührt hat und in seinem apparat über Friedrich Schlegels autorschaft kein wort verliert. die in dem Athenäum enthaltenen, aber in der hs. fehlenden fragmente konnten alle, oder nur zt. von Schlegel herrühren, da ja Novalis in der reinschrift auch eigene zusätze gemacht haben konnte. sicherheit war erst dann erlangt, wenn

diese fragmente von Schlegel und Tieck nicht in die schriften von Novalis aufgenommen worden waren. nun, diese gegenprobe habe ich gemacht! die von Heilborn in den varianten mitgeteilten, weil in der hs. fehlenden nummern 15. 20. 26. 31 sucht man auch in S vergebens; sie sind also Friedrich Schlegels eigentum und zugleich ein neuer beweis, dass die herausgeber von S bei der auswahl der fragmente nicht ohne sorgfalt vorgegangen sind. sogar Bülow muss noch Novalis und Schlegels eigentum zu unterscheiden gewust haben, da auch er sich nicht vergriffen hat; es mag ihm wol ein exemplar des Athenäums aus Tiecks besitz vorgelegen haben, in dem Schlegels anteil am Blüthenstaub und Novalis anteil an den fragmenten des zweiten heftes gekennzeichnet war. die laa. von S ergeben übrigens, dass Friedrich Schlegel, Tieck und Bülow die fragmente von Novalis zt. aus den hss., zt. aus den drucken genommen haben; aber nur Bülow hat gelegentlich ein schon aufgenommenes fragment zum zweiten mal gebracht. und jetzt, wo Friedrichs anteil sicher gestellt war, hatte der herausgeber die wahl, ihn entweder ganz auszuscheiden oder durch verschiedenen druck zu unterscheiden. ich bekenne gern, dass ich, wie in meiner ausgabe der Jugendschriften FrSchlegels, das letztere gewählt und überhaupt den Blüthenstaub gern so gelesen hätte, wie er zuerst erschienen ist. eine bemerkung hätte es auch verdient, dass der Blüthenstaub nach dem wunsch des verfassers mit Novalis unterzeichnet werden sollte; dass diesem wunsch aber nur im inhaltsverzeichnis rechnung getragen wurde. er ist, was man aus Heilborns ausgabe nicht ersehen kann, die erste unter diesem namen veröffentlichte arbeit: denn das erste heft des Athenäums ist im mai 1798 ausgegeben worden (Schriften der Goethegesellschaft XIII 18. 24. Goethes Briefe XIII 226); die Blumen sind erst im juniheft, Glauben und Liebe im juliheft der Jahrbücher 1798 erschienen.

Die überaus unbehülfliche, ja linkische art der kritischen darstellung macht sich am empfindlichsten beim Blüthenstaub bemerkbar. man verlasse sich nur ja nicht auf H.s angaben, (s. 663), dass die runden klammern von Novalis, die eckigen von ihm selbst herrühren; gleich auf s. 2 f stehn vier runde klammern, die gewis nicht von Novalis angebracht sind. am störendsten ist diese ungeschicktheit im apparat, wenn es sich um eine umstellung oder zusammenfassung der fragmente handelt; auf den gedanken sie durchzunumerieren, wie ich es mit den Lyceums- und Athenäumsfragmenten gemacht habe, ist H. leider nicht gekommen. ich führe einiges an, um anderen die arbeit zu ersparen.

1, 9 *Universi*] *Universums* AS, das ist eine der durchgehnden grammatischen änderungen Schlegels. 3, 17 list Bülow III 237 *für uns* anstatt *hier* 5, 4 *Organism*] *Organismus* AS und so

immer, wider eine grammatische änderung Schlegels, ebenso das im Athenäum durchstehende *mehre* für *mehrere* 5, 11 uö. 5, 19—21 *Wenn . . . genie* fehlt der übliche hinweis : (Athenäum I 2, p. 78 = Jugendschriften II 250, z. 10f, nr 283). ebenso 6. 3 *Ohne . . . genies* : (Ath. I 2, p. 78 = Jugendschriften II 250, z. 11ff, nr 283, wo *existiren* zu lesen ist). 6, 13 *zwingender*] *genügender* AS, hier ligt ein druckfehler des Athenäums vor; die übrigen laa. aber sind eben abgekehrt : 6, 31 *verweilend* für *verziehend*; 6, 32 *Einer hat* für *Einer*; 7, 4 *Krankheitsfähig*] *empfänglich für Krankheit* S. 7, 7 *weiter kommen kann* A. 7, 23 *Derjenige wird* A (Bülow III 304 nach der hs.). 8, 6 *Mann*] *Genius* A (Bülow III 164 nach der hs.). 8, 14 *über'n* A. 8, 17 von Bülow III 303 noch einmal vorgebracht, obwohl schon S⁵ II 106 vorhanden, und durch die ungeschickte änderung von *seines Ichs* in *ihres Ichs* 8, 18 verunstaltet; 8, 20 *vollständigem* Schlegelsche correctur. den knäuel von fragmenten 9, 4—12 zu entwirren, was mit dem apparat Heilborns nur schwer möglich ist, diene folgendes : nach 9, 12 setze man [40]; 9, 7—9 *Aecht . . . ist* fehlt A, bildet aber das Athenäumfragment 289 (Ath. II 2, 78 = Jugendschriften II 250, z. 25f). auch S (⁵ II 192) hat hier zu ändern nötig gefunden, obwohl die hs. zu grunde ligt, wie die anordnung zeigt : 9, 7 f *Leidenschaft, es gibt eine Art des geselligen Witzes, die nur* S⁵ II 192. 10, 14 hat Schlegel nur *so scharf* gestrichen, aus ungewohnter bescheidenheit (Walzel 375); die übrigen laa. gehören also Novalis an : das selbstverständliche 10, 14 *Fr.* und das ausgelassene *achten* 10, 16; nach 17 setze [29], ebenso nach 21. 10, 22 f sind *wann* für *wenn* grammatische änderungen Schlegels. 11, 27 f *der Geist geht zu sich*] *geht aus sich* AS entschieden abgestaubt.

12, 9 setzt Schlegel seinen terminus *Progressivität* AS an die stelle von Novalis *Progredibilität*. 13, 23 *oft* vor *Dummköpfe* eingeschaltet AS. 14, 9 *ist allein*] *allein ist* AS; 14, 18 *Genialischer* A; 15, 3 f : *zeigt oft dieser . . . den Hintern*] *ist es als ob dieser . . . ein Gesicht schnitte* AS; 16, 21 sind die namen *Hopes* und *Teppers* für den druck natürlich weggefallen und durch das unbestimmte *größten* AS ersetzt. zu 16, 23 ff vgl. oben s. 103 f und Raich 41 f. nach 18, 4 setze [76]. 19, 12 *oder*] *und*, schreibfehler von Novalis in der vorlage für A, da Schlegel das richtige unmöglich antasten konnte. zu 19, 26 ff vgl. oben s. 103 f 20, 6 ist die la. *Pantheism* AS schon deswegen als von Novalis herrührend zu betrachten, weil Schlegel hier ausnahmsweise in *Pantheismus* zu verändern vergessen hat; hätte ér die änderung vorgenommen, so würde er nicht die so oft abgeschaffte form eingeführt haben. 20, 8 *necessitiren*] *nothwendig machen* AS. 20, 15 *dem Allvater*] *der Gottheit*. die art, wie die fragmente 18, 3 f und 20, 23 ff für das Athenäum bearbeitet sind, zeigt wider deutlich, dass Schlegel sie nicht in dieser form vor-

gefunden hat: Blüthenstaub 76 besteht 1) aus 20, 23—31 *Fast immer . . . gewählt*, aber anstatt 20, 26f *Im Volk . . . Schauspiel* ist das fragment 18, 3f mit weglassung der worte *Im Volk alles Schauspiel* eingeschoben; 2) aus 21, 12—16 *Übrigens . . . befand*, mit der veränderung *Es ist eine* am eingang; 3) aus 21, 10f *Jener . . . seyn*, mit den laa. *Ein vollkommner Repräsentant . . . der ächte Priester vnd der Dichter* . . . auch die annahme, dass Schlegel in eine reinschrift hineingepfuscht hätte, wird hier zu schanden; denn den zusatz *der ächte Priester* kann er unmöglich gemacht haben, weil der unmittelbar vorhergehende satz *Dichter und Priester* 21, 5ff, aus dem der zusatz genommen ist, ihm sonst gar nicht bekannt gewesen wäre. 22, 3 *er*] *der Philister* AS 22, 6 *Ihre sogenannte Religion* AS 22, 30 *Grad von Leben* AS 23, 15 *i. e.*] *d. h.* A 23, 30 *giebt*] *geben* AS 24, 4 hat A nicht, wie Heilborn behauptet, *gehören*, sondern richtig *gehorchen* nach 29, 23 *Ephraimiten* und 29, 26 *brauchen* und 29, 27 *geschrieben* setze [102]. nach 32, 4 setze [106]. nach 33, 31 und nach 34, 5 setze [109].

Die fragmente 'Glaube und Liebe', von denen die hs. fehlt, gibt Heilborn, wie vor ihm Meissner (III 313ff), nach dem ersten druck. ich verdanke eine abschrift dieses druckes der güte DJacobys. leider hat es der herausgeber auch hier trotz der vorrede unterlassen, die nachlässige interpunction zu regeln (vgl. 36, 8f. 36, 19), wodurch manche stellen unverständlich werden. der mühevollen arbeit, die in S aufgenommenen fragmente herauszusuchen, ist der herausgeber auch hier aus dem wege gegangen; sie muss aber doch gemacht werden, denn es fragt sich, ob die herausgeber von S nicht am ende noch die hss. vorliegen hatten und einen besseren text bieten konnten.
37, 9 *Bluts im Kopfe und Herzen verrathen* S 37, 15 *da Ruinen und ein* S 38, 18 und 49, 16 lässt Heilborn *treflicher* stehen; 46, 20 verändert er die characteristische orthographie in *trefflich* 38, 28 *denn* fehlt S 38, 33 *kömmet* S 39, 14 *erscheinen* S 39, 21 *vererzt*] *erregt* S
40, 12 war *den* mit S in *dem* zu verändern 41, 16f ist *nothwendige . . . neue* durch homoioteleuton ausgefallen S 41, 29 ist mit S *müsste* zu lesen 42, 3 *und*] *sowie* S 42, 5f *und zugleich mit einem ächten Könige eine Republik* S 42, 16f *hinter . . . Mode*, fehlt S 42, 18 *die*] *diese* S; diese falsche la. Bülows (III 211) hat Haym (Romantische schule 345) zu der conjectur verleitet, es seien 42, 19 nach *verdienen* die worte *das gleiche* ausgefallen, während sich aus der richtigen la. des ersten druckes ergibt, dass alles in ordnung und der sinn ist: *Buchstäbler, die* (= *welche*, nominativ) *Gegner* (accusativ) *wie die* (S) *Obscuranten verdienen*. 47, 13 ist der druckfehler der Jahrbücher (J) *das* verbessert. 49, 31 lässt Heilborn die falsche dativform *Einen* bestehen, die er sonst ändert. 50, 21 ist *er-*

forderte wol druckfehler der Jahrbücher für *einforderte.* 51, 5 *weil er nur das* JS 51, 6 *aus*] *und aus* S 51, 7 *weil nur ihm die* S 51, 8 *dargestellt und exekutirt* S 51, 10 *wo*] *in welchem* S 51, 12—17 *wie . . . stimmt* fehlt S zu 51, 12f macht Heilborn die einzige textkritische bemerkung, die er aber nur selber durch einen lesefehler nötig gemacht hat; in J steht nämlich *wie entzückend, wenn, wie bey dem König, . . .,* womit jede änderung überflüssig wird. 51, 23 *goldene* J.

Die folgenden fragmentmassen teilt Heilborn aus den hss. mit und das verdienst muss ihm unbestritten bleiben, diesen umfangreichen teil des nachlasses der forschung zugänglich gemacht zu haben. meiner controle entziehen sich diese mitteilungen, weil ich die hss. nicht zu vergleichen in der lage bin und weil auch in bezug auf das schon früher gedruckte ein vergleich mit dem ersten drucke in S für mich derzeit unmöglich ist. denn da der herausgeber niemals auf frühere drucke verweist und auch die zu diesem zweck unentbehrlichen sachregister und ein register der anfangsworte der fragmente nicht gegeben, sondern nur ein unvollständiges namenregister an den schluss gesetzt hat, so wäre die kritik vor die aufgabe gestellt, aus den 700 seiten jedes fragment, stück für stück, in den ersten drucken aufzusuchen. ich hoffe diese aufgabe mit hilfe meines seminars noch einmal zu lösen; augenblicklich bin ich ihr nicht gewachsen, auch habe ich diesen Anzeiger nicht gepachtet, um darin die arbeiten abzulagern, die eigentlich Heilborn hätte ausführen müssen. ich erwähne also nur, dass der herausgeber auch hier, wie bei den dichtungen, die nicht abgedruckten hss. in einem anhang (s. 682ff) verzeichnet[1] und möchte nur noch über den berühmten aufsatz 'Die Christenheit oder Europa' eine überraschende mitteilung machen. die herkömmliche auffassung, der auch Heilborn beipflichtet, geht dahin, dass FrSchlegel in seiner katholischen zeit den aufsatz in Novalis schriften aufgenommen habe, dass Tieck ihm widerwillig gefolgt sei und dass er den aufsatz darum aus der fünften auflage wider entfernt habe. und da gegen den katholischen FrSchlegel alles erlaubt ist, hält sich Heilborn für berechtigt zu sagen (s. 679) : '. . . die vierte Auflage der Schriften, in der Fr. Schlegel den gesammten (?) Aufsatz mittheilt . . .' ich weifs nicht, womit er das recht begründet, FrSchlegel zu verdächtigen, als ob er etwas unterschlagen habe; der aufsatz war ja wasser auf seine mühle, und diese mühle hat bekanntlich nie genug wasser. oder sollte Heilborn der meinung sein, dass sich die dinge anders ausnehmen würden, wenn der 'gesamte' aufsatz vorläge? was ich aber weifs, ist, dass FrSchlegel den aufsatz überhaupt gar nicht zum abdruck gebracht hat. er hat ihn in einem brief an

[1] zu den Salinenschriften s. 695ff: ein amtliches schriftstück, datiert Kösen 11 juni 1799, in der autographensammlung von AMeyer-Cohn (katalog s. 59).

Reimer allerdings zum abdruck in der dritten auflage empfohlen (Findlinge 195ff); damals hat aber Tieck seinem wunsche nicht entsprochen. von dem erscheinen der vierten auflage aber, die den aufsatz enthält, war FrSchlegel überhaupt nicht in kenntnis gesetzt worden, wie sich aus dem folgenden brief an Reimer vom 19. III. 1827 (ungedruckt) ergibt: [1]

'*Endlich enthielt mein Brief noch eine kleine Beschwerde gegen Sie oder vielmehr gegen Tieck wegen der neuen Ausgabe von Novalis, und dass ich gar keine Nachricht vorher davon erhalten hatte; nebst der Erinnerung, dass mir nach den hier bestehenden Einrichtungen und Gesetzen ein sehr bedeutender Verdruss daraus hätte erwachsen können; denn da in jene Ausgabe mehreres vorher ungedruckte aufgenommen ist, und mein Nahme einmal als Mitherausgeber auf dem Titel steht, so könnten jene Gesetze, die nach Befinden der Umstände auch bedeutende Geldstrafen enthalten, allerdings hier in Anwendung kommen. Es gibt überall Übelwollende die jede Gelegenheit gern ergreifen, einem Verdruss und Händel zu erregen; diesen habe ich gesucht, durch jene äusserst einfache Erklärung, welche nichts enthält, als die blösse Thatsache, dass ich von jener neuen Ausgabe nichts gewusst habe, allen Spielraum gänzlich abzuschneiden. Und wenn Sie diese mir durch die Umstände abgedrungene, an sich aber vollkommen der . . . Wahrheit [entsprechenden] kurzen Worte meiner Erklärung selbst lesen wollen, so werden Sie wohl sehen, dass nichts darin liegt, was meinen Freund Tieck, wie viel weniger Sie im mindesten beleidigen könnte. — Nun genug davon.*'

Wo sich Friedrich Schlegel öffentlich gegen das erscheinen der auflage erklärt hat, kann ich nicht sagen; in den Wiener jahrbüchern, an die man zunächst denkt, habe ich mit hilfe der vorzüglichen register vergebens gesucht.

Kritischen herausgebern der modernen zeit kann es nicht oft genug ans herz gelegt werden, bei neudrucken und besonders bei neuen auflagen die billige rücksicht gegen das publicum und gegen die kritik zu beobachten, indem sie genau angeben, was in ihrer neuen ausgabe oder auflage neu gedruckt ist. das sind sie nicht blos den zeitgenössischen, sondern noch mehr den zukünftigen fachgenossen schuldig, die bei den täglich mehr und mehr anwachsenden massen ohnedies ein wenig beneidenswertes schicksal haben. für den herausgeber ist die mühe klein, und sie steht in gar keinem verhältnis zu dem ungeheuren zeitaufwand, den die spätere controlierung erfordert und der, als widerholung einer schon von einem andern gemachten arbeit, eigentlich zeit-

[1] dass FrSchlegel an den späteren auflagen von Novalis überhaupt keinen anteil hat, hätten scharfsichtige philologen schon aus dem titelblatt ersehen können: auf dem titel der ersten auflage stehen *Fr. Schlegel und L. Tieck*, auf denen der folgenden *L. Tieck und Fr. Schlegel* als herausgeber.

vergeudung ist. freilich ist es nicht im interesse jedes herausgebers gelegen, sich in die karten schauen zu lassen, mit denen er spielt oder die er oft genug auch blofs mischt; aber wer in so reichen papiermassen wühlen darf, wie Heilborn, der würde damit nur sein gutes blatt verraten. die alte methode aus der naiven, unphilologischen zeit, das neu aufgenommene im inhaltsverzeichnis oder vor dem text mit einem sternchen zu bezeichnen, war doch auch eine recht gute methode, wie überhaupt die philologie, die sich aus der sache heraus bahn bricht, so wenig zu verachten ist, als die theologie der ketzer. obwol ich in Novalis schriften ziemlich sattelfest bin und mich nun mit Heilborns ausgabe monatelang beschäftige, bin ich in verlegenheit, die hauptfrage zu beantworten, über die jeder gewissenhafte recensent einer neuen ausgabe dem neugierigen leser auskunft geben soll: was bringt sie neues? in bezug auf die hauptmasse der fragmente muss ich die antwort, wie schon oben gesagt, überhaupt vertagen; dass ein überaus grofser teil der fragmente hier zum ersten male gedruckt ist, kann ich constatieren; wie grofs aber dieser teil im verhältnis zu der masse der schon gedruckten fragmente ist und wie sich das neue in bezug auf den wert zu dem alten verhält, ob die treffer oder die nieten und doubletten überwiegen, diese frage kann erst mühevolle untersuchung erledigen. aber auch in bezug auf das übrige kann ich mich nur mit allem vorbehalt äufsern, und es kann wol sein, dass sich das eine oder das andere stück, das ich im folgenden als bei Heilborn fehlend bezeichne, doch in der fragmentenmasse des zweiten bandes versteckt hat und nur meinen schon etwas ermüdeten augen entgangen ist. solche eventuelle versehen hoffe ich künftig berichtigen zu können.

Bisher ungedrucktes im ersten bande: Rede 300; Hymnen nach der handschriftlichen fassung 305; Cythere 367; Walzer 371; Die zwei Mädchen 371; An die Taube 372; Der Rosenstock 373; Der Wettstreit 374; Der gefundene Schatz 374; An Filidor 380; An Werthers Grabe 380; Elegie 380; Gott 381; Die Kahnfahrt 384; Geschichte der Poesie 386; An meine Mutter I u. II 388; An den Herrn Rector Jani 390; An Bürger I 391; An Jacobi 394; Epilog 396; Kunz von Stauffungen 402; Fragmentarisches 414; Fabeln 416; Reisejournal 417.

In der vollständigsten ausgabe von Tieck und Bülow fehlen aufser diesen ungedruckten die folgenden zwar schon früher gedruckten, aber von dem herausgeber erst in die schriften aufgenommenen stücke: An Jeanette 373; Mein Wunsch 374; Klagen eines Jünglings 382; An Bürger II 392; Das süfseste Leben 392; An Bürgers Sohn 392; Auf Josefs Tod 393; An AWSchlegel I—IV 394; An Herr Brachmann 397.

Aus dem 'Blüthenstaub', resp. dem ihm zu grunde liegenden manuscript, sind in die vollständigste ausgabe von Tieck und

Bülow (S^5) die folgenden stücke aufgenommen: Heilborn (ii) **1**, 4 : S^5 ii 197. iii 237; 1, 6 : S^5 ii 124; 1, 14 : S^5 ii 239; 1, 16 : S^5 ii 193; 1, 21 : S^5 ii 193; **2**, 1 : S^5 iii 237; 2, 2 : S^5 ii 127; 2, 4 : S^5 iii 237; 2, 8 : S^5 ii 118; 2, 22 : S^5 ii 124; 2, 25 : S^5 ii 106f; **3**, 8 : S^5 iii 237; 3, 11 : S^5 ii 242. iii 237; 3, 20 : S^5 ii 149; 3, 24 : S^5 ii 160; **4**, 7 : S^5 ii 256; 4, 11 : S^5 ii 138; 4, 13 : S^5 ii 255; 4, 27 : S^5 ii 255; **5**, 1 : S^5 ii 126; 5, 5 : S^5 ii 161; 5, 8 : S^5 iii 237f; 5, 13 : S^5 ii 196; 5, 19 : S^5 iii 303; 5, 22 : S^5 iii 303; **6**, 1 : S^5 iii 303; 6, 4 : S^5 ii 131f; **7**, 7 : S^5 ii 243; 7, 10 : S^5 ii 248; 7, 16 : S^5 iii 304; 7, 23 : S^5 iii 304; **8**, 1 : S^5 iii 164; 8, 17 : S^5 ii 106 und S^5 iii 303; 8, 23 : S^5 ii 186; 8, 27 : S^5 ii 191; **9**, 4 : S^5 ii 192; 9, 8 : S^5 ii 192; 9, 12 : S^5 ii 192; 9, 16 : S^5 ii 105; 9, 20 : S^5 ii 127 (bis); 9, 28 : S^5 ii 127; **10**, 3 : S iii 304f; 10, 11 : S^5 ii 191; 10, 14 : S^5 iii 305 (bis); 10, 22 : S^5 ii 269; 10, 25 : S^5 ii 243; 10, 29 : S^5 ii 192f. **11**, 8 : S^5 ii 193; 11, 13 : S^5 ii 193; 11, 19 : S^5 ii 126f. **12**, 3 : S^5 ii 234; 12, 7 : S^5 ii 105f; 12, 19 : S^5 ii 118f; 12, 22 : S^5 ii 233; 12, 25 : S^5 ii 194. **13**, 1 : S^5 ii 174; 13, 3 : S^5 ii 190f; 13, 18 : S^5 ii 185f; 13, 22 : S^5 ii 194f. **14**, 21 Witz : S^5 ii 192; 14, 27 : S^5 ii 192. **15**, 5 : S^5 ii 193; 15, 8—11 : S^5 ii 194; 15, 18 : S^5 iii 303; 15, 23 : S^5 ii 273. **16**, 3 : S^5 ii 233; 16, 7 : S^5 ii 229; 16, 12 : S^5 ii 273; 16, 18 : S^5 ii 237; 16, 24 : S^5 ii 186f. **17**, 23 : S^5 ii, 256; 17, 31 : S^5 ii 175. **18**, 3 : S^5 iii 305; 18, 5 : S^5 iii 305; 18, 7 : S^4 ii 132; 18, 17 : S^5 ii 256f. **20**, 16 : S^5 ii 233; 20, 23 : S^5 iii 305f. **21**, 5 : S^5 iii 306; 21, 17 : S^5 iii 307. **22**, 26 : S^5 ii 107. **23**, 19 : S^5 ii 127; 23, 28 : S^5 ii 196. **24**, 2 : S^5 iii 306; 24, 9 : S^5 ii 196; 24, 15 : S^5 ii 196; 24, 17 : S^5 ii 195; 24, 22 : S^5 ii 196; 24, 25 : S^5 ii 125. **25**, 7 : S^5 ii 124f; 25, 12 : S^5 ii 195; 25, 27 : S^5 iii 109; 25, 29 : S^5 ii 125. **26**, 10 : S^4 ii 272f; 26, 18 : S^5 ii 271. **27**, 3 : S^5 ii 106; 27, 9 : S^5 ii 255; 27, 14 *Wo Kinder* : S^5 ii 271; 27, 15 *Sicherheit* : S^5 ii 260; 27, 23 : S^5 ii 242f. **28**, 1 : S^5 ii 218; 28, 3 : S^5 ii 218; 28, 5 : S^5 iii 306; 28, 12 : S^5 iii 307; 28, 27 : S^5 ii 107; **29**, 1 : S^5 iii 163; 29, 19 *Wenn der Geist* : S^5 ii 254; 29, 22—29 S^5 ii 254. **32**, 3 : S iii 164.

Von den im Blüthenstaub und im zweiten hefte des Athenäums abgedruckten stücken fehlen in S^5 also die folgenden: Heilborn ii 14, 4 *Wir halten*; 12, 28 *Der transcentendale*; 14, 16 *Das Individium*; 14, 18 *Genialer Scharfsinn*; 14, 20 *Der wahre Brief*; 15, 12—17 *Der Deutsche*; 15, 22 *Menschheit*; 23, 11 *Ein Gesetz*; 24, 1 *Flucht*; 27, 17 *Der Gang*; 28, 17—26 *Ohne — nöthigt*; 30, 5 *Manche*; 31, 8 *Es sind*; 31, 11 *Die meisten*; 31, 20 *Wie wünschenswerth*; 32, 5 *Menschen*; 32, 16 *Die Geognosten*; 33, 24 *Nichts ist poetischer*; und die Friedrich Schlegel angehörenden nummern s. 664—8 (Blüthenstaub nr 15. 20. 26. 31). die beschaffenheit der hs. erklärt es übrigens, warum die herausgeber von S in den späteren auflagen so wenig aus dem Blüthenstaub nachtrugen. in der hs. sind von s. 29, 7ff an fast alle

fragmente durchstrichen, auch die im Athenäum aufgenommenen. Novalis, wenn die striche von ihm herrühren, hat offenbar zuerst eine reihe durchgestrichen, die er in die reinschrift des Blütenstaubes nicht aufnehmen wollte, und später andere, die schon abgeschrieben oder erledigt waren. die späteren benutzer der hs. hielten die durchstrichenen nummern alle für erledigt; und so kommt es, dass die durchstrichenen fragmente, ob sie nun im Athenäum gedruckt waren oder nicht, in S alle fehlen.

Aus Glauben und Liebe ist das meiste erst von Bülow aufgenommen worden: Heilborn II 36, 21 *Ein blühendes Land* S⁵ III 206; 36, 26 : S⁵ III 206. **37**, 8 : S⁵ II 238; 37, 14 : S⁵ II 233; 37, 17 : S⁵ III 206. **38**, 9 : S⁵ III 207. **39**, 5 : S⁵ III 208; 39, 17 : S⁵ III 208f. **40**, 7 : S⁵ III 209. **41**, 1 : S⁵ III 210; 41, 4 : S⁵ III 210f; 41, 31 : S⁵ II 232f. **42**, 8 : S⁵ III 211. **51**, 1 : S⁵ II 232.

2) Die folgenden stücke fehlen [doch beachte die zusätze!] in der ausgabe von Heilborn:

1) die verse in dem briefe an Bürger vom 18. 5. 1789 bebeginnend *Ein Brief ward mir*, im Gesellschafter 1823, 192. blatt, s. 934 = Wagners archiv 182ff = Strodtmann III 234.

2) die verse in dem brief von Erasmus, Nachlese 1. aufl. 110 und 131 f (2. aufl. 105 und 126), die als nachahmungen Schillers in die früheste zeit gehören (S⁵ III 137).

3) die verse in dem brief an Ehrhard bei Varnhagen, Denkwürdigkeiten s. 301.

4) die verse an Baron Herbert in Klagenfurt in der Neuen freien presse vom 14 juni 1881.

5) die verse: *Dir aber, liebes Paar*, S⁵ III 23.

6) *Einem gelang es, er hob* . . . S⁵ III 109. [steht H II 177.]

7) die verse *Fürsten sind Nullen* S⁵ II 216, zu denen ich mir die parallele aus Grillparzers Bruderzwist nicht versagen kann: Novalis nennt die fürsten, Grillparzer das volk die nullen, die erst mit der ziffer grofse zahl geben. Grillparzer konnte das fragment kennen; denn es steht schon seit S¹ II 428 in den schriften. [H I 258.]

8) die verse *Hypothesen sind Netze* S⁵ II 217. [H I 258.]

9) das gedicht 'An meine sterbende Schwester' S⁵ III 91, das auch Heilborn offenbar für unecht hält und stillschweigend ausschliefst. Novalis hat bei lebzeiten keine schwester verloren; und so ist dies gedicht schon von Beyschlag (37) beanstandet worden. der allgemeinen ratlosigkeit hat Karl Busse ein ende machen wollen, indem er das gedicht als ein 'übungsgedicht' betrachtete: nach seiner meinung hat Novalis eine ode von Christian Stolberg 'An meine sterbende Schwester' gelesen und daran solchen gefallen gefunden, dass er beschloss, sich auch seine schwester als sterbend zu denken und darauf ein gedicht zu machen. und mit einer bei unsern modernen hypothesenhelden kaum mehr auffallenden petitio principii kehrt er den spiefs um und sagt: dass Novalis die

ode an Stolberg gekannt hat, beweist der stoff seines gedichtes — 'wie wäre er grade auf eine sterbende schwester verfallen?' aber, ganz abgesehen davon, dass Novalis gedicht nicht an e i n e, sondern an s e i n e sterbende schwester gerichtet ist, so wird es jeder begreiflich finden, dass dem dichter, wenn er seine sterbende schwester besingen wollte, die Stolbergische ode einfallen konnte; dass aber umgekehrt das gedicht eines andern auf die sterbende schwester einen dichter dahin bringen könnte, sich seine schwester als sterbend zu denken und zur übung zu besingen, das hätte ich für unmöglich gehalten, wenn nicht Karl Busse, als lyriker zwar kein Cäsar, aber ein mann von talent, als Novalisforscher freilich unter die morituri gehörend, es uns versicherte. freilich kommt auch noch in betracht, wie dieser lyriker aussieht. und Busse, der uns in seiner schrift mit unangenehmer deutlichkeit zu verstehen geben will, dass er bessere gedichte machen kann als Novalis, uns aber nur beweist, dass ihm eben für Novalis jedes organ fehlt, kann sich ihn ja nur munter und übermütig vorstellen, während ihm das ernste und tragische stets mislinge. aus dem leben auf die dichtung zurückschliefsend und auch nicht bedenkend, dass die ausgelassensten leute sehr oft die ernstesten sind, krempelt er den ganzen Novalis um, ungefähr so, wie wenn einer den Nestroy, der im leben ein sehr ernster mann war, zum tragiker stempeln wollte. von Novalis kann ich herrn Busse die versicherung geben, dass er sich an seiner sterbenden schwester nicht geübt hat; und ich werde ihm die frage beantworten, wie er auf (nicht eine, sondern) seine sterbende schwester verfallen ist. Novalis besafs eine schwester, die reizende Sidonie, die schon bei lebzeiten des dichters kränkelte und in der tat drei wochen nach ihm gestorben ist. Novalis aber hatte, wie es die natur seiner krankheit, der schwindsucht, mit sich bringt, keine ahnung von seinem baldigen tode, er machte sich vielmehr sorgen um andere. wir haben oben (s. 99) von Förster erfahren, dass er sich um Julie Charpentier ängstigte; und so wird er auch seine ohnedies leidende schwester, deren gesundheitszustand in vielen briefen erwähnt wird, sich als dem tode geweiht vorgestellt haben (vgl. über sie S^5 III 36 A.; Holtei, Briefe an Tieck I 310 f. 314 f. 317; LBrachmann aao.; Nachlese 1 aufl. 236, etwas anders 2 aufl. 259). und so haben wir keinen grund mehr zu einer athetese; auch dieselbe und andere antike strophenformen kommen ja bei Novalis vor (Heilborn I 352 und 361). aufgefallen ist mir Busses angabe (s. 156) : '*Deinen Wangen entflohen* — das versmafs verlangt *entflohn*'; aber so steht in meinem exemplar ohnedies, und wenn diese la. kein blofses übungsstück von Busse ist, so muss es von S^5 III zwei drucke geben.

10) vermisse ich aus S^5 III bei Heilborn die folgenden fragmente[1] : 71 *Ich habe sehr viel Willen* [H II 91]; 73 *Ich habe zu*

[1] ein von den fräulein Fliegelmann und Hug vHugenthal mit grofser

Sophie Religion [H II 101]; 74 *Ich bin ein ganz unjuristischer Mensch* [H II 90]; 79 *Sollt' ich jetzt krank werden;* 79 *Indem ich glaube;* 80 *Viele Tage gehen vorüber* [H II 343]; 125 *Ein Mann hat seine Geliebte gefunden;* 125f *Verwandlung des Tempels zu Sais.*

Ich muss es dahingestellt sein lassen, ob sich eines oder das andere dieser kleineren stücke unter den fragmenten des zweiten bandes verbirgt; und ebenso umgekehrt, was und wieviel von den in S[5] mitgeteilten fragmenten etwa bei Heilborn fehlt. er selber gibt darüber keine auskunft. aber die fragmente, deren hss. verloren gegangen sind, sind natürlich ebensogut schriften von Novalis, wie die in den hss. erhaltenen; es ist ja von vornherein wahrscheinlich, sowol dass die wertvollsten stücke zuerst gedruckt wurden, als auch dass die hss. der schönsten stücke der gefahr der verschleuderung am leichtesten ausgesetzt sind.

Ich habe leider wenig gutes über diese ausgabe sagen können, obwohl ich noch lange nicht alles vorgebracht habe, was auf das kerbholz des herausgebers gehört. er besitzt weder das scharfe und geübte auge, noch die wissenschaftliche vorbildung, die zu diesem amt gehören. in besonders crasser form tritt das in dem katalog der bibliothek des dichters hervor, den Heilborn als anhang zu seiner monographie (217 ff) abdrucken lässt. da lesen wir (s. 224): *Homer von Hager* (?), *Ilias und Odyssee*; es war gewis nicht schwer zu constatieren, dass JGHager sowol von der Ilias (1745—53 und 1781, 2 bände), als von der Odyssee (mit der Batrachomyomachie und den, für den verfasser der Hymnen an die nacht sehr wichtigen, hymnen und epigrammen 1776f und 1784, 2 bände) vielbenutzte textausgaben herausgegeben hat. kopfschüttelnd aber stehen wir (s. 221) vor der folgenden la.: *Elahdin* (?), *Entdeckungen über die Theorie des Klanges.* ich würde mich geschämt haben, dem geistreichen schriftsteller einen solchen druckfehler aufzumutzen, wenn nicht das böse fragezeichen verriethe, dass der setzer ganz unschuldig daran ist. gewis setzen die schriften von Novalis mehr naturwissenschaftliche kenntnisse voraus, als wir heute besitzen; nicht blofs wir litteraturmenschen, sondern auch die naturwissenschafter, die sich um die geschichte ihrer wissenschaft wenig kümmern und die schon das wort naturphilosophie verjagt, müssen an ihnen zu schanden werden. aber von Chladnis klangfiguren hat doch jeder einmal wo nicht schlagen, so doch läuten gehört. ein besonderes capitel würde noch die beschreibung der hss. ausmachen, die fast durchgängig voll von fehlern und unrichtigkeiten ist; ich habe dergleichen oben nur in den dringendsten notfällen herangezogen. für spätere, die etwa auf die hss. zurückgehen wollen, bemerke ich, um misverständ-

mühe hergestelltes und in unserem seminar jederzeit zur benutzung stehndes register der anfangsworte der bei Heilborn gedruckten 2173 fragmente setzt mich jetzt in den stand, diese angaben richtig zu stellen. ich habe sie stehn lassen, damit nicht auch andre ihre zeit mit dem suchen vertrödeln.

nissen vorzubeugen, dass mir die bezeichnungen der hss., die Heilborn anführt, ganz unbekannt sind; die hss. trugen, als ich 1885 die papiere in Oberwiederstedt benutzte, noch nicht diese signatur, sie ist also späteren datums und rührt wol von Sophie von Hardenberg her. mangelhaft sind ferner auch die angaben über die fundorte und die herkunft der hss.; aus den papieren der kgl. bibliothek in Berlin findet man einmal den zusatz Meusebach, Varnhagen udgl., dann wider nicht, nirgends aber eine genaue angabe der signatur; ich besitze ein verzeichnis der Berliner hss., kann aber eben nur erraten, welche davon Heilborn am betreffenden orte benutzt haben mag. überaus ungeschickt sind endlich auch die laa.: es geht bei mehreren drucken der spätere voraus, der frühere folgt und zuletzt steht in runder klammer das lemma; man kann dem benutzer daher nur den rat Friedrich Schlegels geben, die laa. von hinten nach vorn zu lesen. weniger wert lege ich auf die fehlende zeilenzählung; ich fände es überhaupt praktischer und billiger, wenn unseren kritischen ausgaben anstatt der kostspieligen zeilenzählung ein besonderer zeilenzähler beigelegt würde (bei verschiedener schrift natürlich mehrere), den man vom buche abtrennen und dann einfach wie einen mafsstab an den text anlegen könnte, ohne beständig von 5 zu 5 zählen zu müssen, was entweder die aufmerksamkeit von der sache ablenkt oder zu unaufhörlichen fehlern in der zählung führt.

Der herausgeber hat unter günstigeren bedingungen gearbeitet als ich: denn während ich die gastfreundschaft der Hardenbergischen familie in dem weltentrückten Oberwiederstedt nicht über gebühr in anspruch nehmen durfte, brauchte er sich blofs in die Dessauerstrasse (Berlin) zu bemühen, wo der nachlass gegenwärtig verwahrt wird. trotzdem bleibt eine kritische ausgabe der gedichte schon um der von Heilborn unbegreiflicher weise ignorierten varianten willen ein bedürfnis. ich hoffe sie in absehbarer zeit doch zu stande zu bringen.

Es geschieht nicht ohne grund, dass ich gegen die gewohnheit dieses Anz. den biographen Novalis' von dem herausgeber durch einen dicken strich abtrenne. denn hier steht der verfasser auf einem weit höheren niveau. auf einem sehr knappen raum ist es ihm gelungen, ein bild des dichters zu entwerfen, das leben hat. und seine arbeit muss namentlich vom schriftstellerischen standpunct aus als eine vornehme und geistreiche bezeichnet werden. wenn ich im folgenden doch auf die schattenseiten solcher arbeiten aufmerksam mache, so geschieht das nicht, weil ich gegen ihre vorzüge mich stumpf erwiesen hätte. auch poche ich nicht gern auf den standpunct exclusiver wissenschaftlichkeit; denn ein geistreiches buch kann uns, wo von einem dichter wie Novalis die rede ist, weit mehr fördern, als ein andres, das noch so exact gearbeitet ist. es geschieht nur aus dem

éinen grunde: weil mich die erfahrung gelehrt hat, dass an solchen arbeiten gerade das oft den meisten beifall findet, was verfehlt ist; und zwar nicht blofs in laienkreisen, sondern grade bei den gelehrten lesern. für die wissenschaft behalten daher solche bücher nur dann ihren wert, wenn sie mit kritik gelesen und benutzt werden.

List man ein buch wie Brahms Kleist oder Schiller, oder wie Heilborns Novalis, so ist der erste eindruck immer der einer verblüffenden einfachheit! man ist gradezu überrascht, wie einfach sich das äufsere leben und die innere entwicklung der dichter gestaltet hat, die uns bisher so viel kopfzerbrechen gemacht und so viel probleme dargeboten haben — wofür sich nun hier überall die einfachste formel und der klarste ausdruck finden! wo wir früher sprünge und risse sahen, da finden sich hier bequeme übergänge auf glatter und ebener bahn; wo sich uns der kopf wie im rausch herumdrehte, da ist hier alles hell und licht. ich darf mich unter die lehrbegierigsten und dankbarsten leser zählen; und habe mehr als éin solches buch mit dem tiefsten respect aus der hand gelegt, wenn mir die behandelten gegenstände in nähere oder weitere ferne gerückt waren. traf es sich nun aber, dass ich mich auf einen äufseren anlass hin oder aus innerem drang in das gewühl der gegenstände stürzen muste, dann schrumpfte dieser grofse respect mitunter auf ein minimum zusammen. ich fand, dass die tatsachen mehr oder weniger vergewaltigt seien: hauptsachen waren abgedankt und nebensachen ungebührlich hervorgehoben; unentbehrliches war verschwiegen, entbehrliches breit ausgeführt; die dem verfasser bequemen citate und parallelen waren wol mit grofsem geschick ausgewählt, aber die unbequemen, ihm widersprechenden entweder übersehen oder verachtet udglm.

Von solcher willkür gegenüber den tatsachen kann ich auch Heilborn weder im grofsen noch im kleinen völlig freisprechen. im kleinen ist es nicht richtig (s. 71), dass WSchlegel die ehe mit Caroline in Jena einging, sie wurden bekanntlich in Braunschweig getraut; es ist nicht richtig, dass Novalis sich im sommer 1798, von Freiberg herüberkommend, in Dresden einfand, er kam von Teplitz, wo er die kur gebraucht hatte. schlimmer sind die fehler, wo sie die charakteristik ganzer personen betreffen. von Caroline zb. entwirft der verfasser (s. 74 f), der überhaupt gern in grellen farben malt, ein wahres zerrbild; mit einer seiner lieblingswendungen nennt er sie 'die sinnlichkeitgeborne, und ihre sinnlichkeit war die einer dirne'. nun gehn ja über diese problematische dame die urteile der männer und der frauen zu unseren zeiten ebenso wie zu ihren zeiten stark auseinander; und man könnte die litteratur über die romantische periode mit gutem fug und recht in zwei gruppen scheiden: 1. solche, die über Caroline losziehen und 2. solche, die an Dorothea kein gutes haar lassen. ich gehöre zu keiner von beiden und leugne nicht, dass mir die neuerdings von Geiger bekannt

gemachten briefe, in denen Dorothea mit echt christlicher sanftmut und milde auf die empörenden briefe ihres schwagers antwortet, einen tiefen eindruck gemacht haben. wenn man also hier auch anderer meinung sein kann, so gilt doch das gleiche nicht von einer so widerspruchslosen natur wie Schleiermacher. von ihm sagt Heilborn (s. 90), dass er die unbedingte, die nackte seelenhingabe in der freundschaft gesucht habe, und wie schön schreibt und list sich das, wenn man Schleiermacher gar nicht kennt! in würklichkeit aber war Schleiermacher von jugend auf der frauenhafte zug eigen, den wir schwächer auch bei Goethe, stärker später bei Grillparzer widerfinden : nämlich die scheu, mit der er sein inneres, seine individualität vor der aufsenwelt zu verbergen suchte. seine art war es gar nicht, jemandem auf den ersten anblick mit wärme entgegen zu kommen; 'sachte angehn lassen' war in solchen fällen seine parole. aber auch seinen freunden gegenüber war es ihm nicht gegeben, sich über seine empfindungen auszulassen; nur den abwesenden gegenüber gelingt es ihm, in briefen sein herz zu öffnen, und darum war ihm auch trotz seiner fingerträgheit ein briefwechsel stetes bedürfnis, er empfand es als eine erleichterung, wenn man ihn endlich über sich selbst zum reden brachte. Friedrich Schlegel hat ihn freilich rascher als andere gewonnen; als aber derselbe freund, der es im leben so wenig als in der litteratur lassen konnte, die leute 'auszuforschen', ihnen 'ins centrum zu dringen', gelegentlich der recension der Reden über die religion mit Schleiermacher dasselbe unternehmen wollte, da kam es zu einem nie mehr ganz geheilten bruche, der bekanntlich in einem capitel der Lucinde verwertet wurde. in Schleiermachers briefen und in den Monologen ist das alles zu lesen; Schleiermacher, der die individualität obenan stellte, ist sich des geheimnisses der entzweiung in der freundschaft immer bewust geblieben und hat an eine unbedingte seelenhingabe nie gedacht! was soll man aber gar dazu sagen, wenn der verfasser (s. 165) den einfluss Schleiermachers auf grund einer unverstandenen parallele darin sucht, dass die religion für Novalis von der ethik untrennbar gewesen sei! ja, hat denn Heilborn die Reden über religion nicht gelesen? weifs er denn nicht, dass Schleiermacher gerade die religion von der moral schroff abtrennt? und wie auch bei Heilborn wissenswerte tatsachen vornehm ignoriert werden, das kann man nicht besser illustrieren als damit, dass ein buch, das den titel führt: 'Novalis, der romantiker' es für ganz überflüssig hält, zu erklären, woher dieser name kommt, obwol sich wenigstens bei den angaben über das geschlecht eine hindeutung leicht hätte geben lassen.

Was die biographie anbelangt, so scheint mir Heilborn doch das sexuelle moment, das bei Novalis gewis stark ausgeprägt ist, nicht ganz richtig auszudeuten, wenn er ihm schon in Jena 'Abenteuer mit unspröden schönen' (28) zuschreibt. ich glaube,

dass es für Novalis auch in erotischen dingen mehr bei der sehnsucht geblieben, als zur erfüllung gekommen ist. der gedanke an häusliches und eheliches glück, der durch sein ganzes leben hindurch immer widerkehrt, der die raschen verlobungen zur folge gehabt hat, wird bei einem jungen mann gewis nicht so mächtig hervortreten, der schon sonstwo seine rechnung gefunden hat. und die worte, die Novalis (Heilborn II 43) in 'Glauben und Liebe' gegen gewisse häuser richtet, können doch kaum von einem gesagt sein, der anders als mit der phantasie gesündigt hat. es gehört leider zum modernen ton, der sich auch in der litteraturgeschichte fühlbar macht, alles was mit sexuellen dingen oder mit den nachtseiten des seelenlebens zusammenhängt, stärker zu unterstreichen, als nötig ist; wie sehr aber dieser physiologische und seelenärztliche scharfblick grad am rechten ort versagt, das haben die biographen Kleists bewiesen, die von seiner Würzburger reise ganz idealistisch als von der reise 'nach dem beruf' redeten, während das geheimnis aus den briefen klar herauszulesen war. das verhältnis zu Sophie Kühn hat Heilborn zuerst so dargestellt, wie es sich nach dem unverkürzten text der tagebücher noch deutlicher als schon früher darstellt. mit recht betont er die geheime anziehungskraft, die hier zwei von dem tod gezeichnete auf einander ausübten. dass aber das doch nicht alles war, ergeben die briefe des bruders Erasmus: denn dieser findet nicht blos an Sophien, sondern an der ganzen Grüninger mädchensorte den allergrösten gefallen; und es wird eben doch immer ein geheimnis bleiben, das sich mit documenten weder bestätigen noch erklären lässt, worin der zauber eines zur jungfrau erblühenden kindes auf einen reifgewordenen jüngling besteht. bei den gedanken an freiwilligen tod hat H. meines erachtens den einfluss der mystik zu wenig beachtet: das aufgehen in dem schöpfer, der tod durch den freien willen, durch das absterben des willens war der mystik seit jeher geläufig; im XVII jahrhundert hat man sogar technische ausdrücke dafür: Czepko vReigersfeld redet von dem willigen tod dh. von dem tod durch den willen, Angelus Silesius nennt es (ich glaube: mit Ekhart) *verwerden*. auch der Immanuel in Jean Pauls Unsichtbarer loge verdient hier beachtung. den tod des lieblingsbruders Erasmus scheint mir Heilborn zu wenig betont zu haben, obwol ihn Novalis in den Tagebüchern widerholt neben Sophie erwähnt. überhaupt aber hätte die tatsache erwähnung verdient, dass die ganze jugend in Novalis vaterhause zu den todgeweihten gehörte! von den elf kindern des hauses sind seit 1796 im zeitraum von sieben jahren nicht weniger als sechs im erwachsenen alter gestorben (S[5] III 36). was das verhältnis Novalis' zu Goethe und seinen angeblichen abfall von ihm betrifft, so muss hier doch Tiecks stimme in seinem brief an Riemer (Weimarsches Sonntagsblatt 1856, S. 36ff) gehört werden.

Was die dichtungen und schriften anbelangt, so möcht ich die übersetzungsversuche antiker autoren nicht auf die jugendzeit beschränken; denn noch in dem tagebuch von 1797 ist ja von übersetzungen aus dem Horaz die rede. sowol der briefwechsel mit den Schlegel (Raich 41 f) als die Blüthenstaubfragmente (Heilborn II 16 f) zeigen, wie hoch auch Novalis von der kunst der übersetzung dachte; und dass er die praxis ganz den freunden überlassen hätte, ist um so weniger anzunehmen, als in WSchlegels hause ja eine förmliche übersetzerschule war, an der alle mitglieder des romantischen kreises anteil nahmen. es wäre die pflicht des herausgebers und des biographen gewesen, die zahlreichen übersetzungsfragmente kritisch auf ihren wert hin zu untersuchen und festzustellen, ob sich etwa verschiedene perioden unterscheiden lassen; aber dass Novalis grade in der zeit der hochfluten zu übersetzen aufgehört habe, ist gewis nicht von vornherein und so ohne weiteres anzunehmen. die besprechung der jugendlyrik (s. 49 ff) hat noch zu sehr den charakter von excerpten oder regesten: es werden die motive aufgezählt und dann einfach gesagt: 'das ist wieder der Göttinger Dichterbund'. aber ein verschobenes busentuch ist nicht Göttinger lyrik, sondern anakreontik oder Wieland! ich finde, dass Heilborn sich hier besser an Busse angeschlossen hätte, dessen besprechung und periodisierung der jugendlyrik der beste teil seiner arbeit ist. Heilborn hat den einfluss der anakreontik, Wielands und Schillers entschieden zu wenig betont. der besprechung der grofsen werke möchte ich ein volles lob nicht vorenthalten: von aller schablone und von schulmäfsigen wendungen frei, knapp und doch nicht leer, zeugen sie von feinem gefühl und nicht gewöhnlicher darstellungsgabe. zur datierung der Hymnen an die nacht, wobei jeder fingerzeig beachtung verdient, könnte vielleicht ein vergleich der hymnen mit den Schleiermacherschen Reden beitragen, die ja auch von der überwindung des todes reden und bei einer genaueren vergleichung möglicherweise nähere parallelen ergeben. bei den Geistlichen liedern verdienen H.s parallelen aus dem gesangbuch der Herrnhuter beachtung, wie der hübsch betonte gegensatz zu den mystikern, die in Christus den bräutigam der seele sehen, während Novalis umgekehrt Christus als die braut ansieht. bei dem Europa-aufsatz darf nicht blofs auf Schleiermacher verwiesen werden; die voraussetzung bildet das geänderte urteil über das mittelalter überhaupt, und es muss gezeigt werden, wie die voltairesche auffassung des mittelalters als einer zeit der barbarei durch historiker und dichter (Herder, Schiller ua.) bekämpft wurde, wie sich damals schon stimmen gegen die reformation (vgl. Nord und süd 280, 48 f; Ranftl, Genoveva 9), ja sogar für die Jesuiten erhoben, und wie die kinder der aufklärer (Biesters sohn, Mendelssohns töchter, Stolberg) der reihe nach zum katholicismus übertraten. Novalis aber hat die stärkste anregung gewis von dem geschichtschreiber der

Deutschen Ignaz Schmidt erhalten, den er in dieser zeit (Heilborn II 296f) gelesen hat und dessen angriffe auf die reformation eine gegenschrift Reinholds hervorriefen. in den Lehrlingen zu Sais finden die fremden, die nach dem urvolk suchen, bei Hölderlin (Hyperion) ihre entsprechung, und ein hinweis auf Creuzer, Kanne usw., die später ebenso die sprache und die sagen des urvolks suchten wie unsre fremdlinge, ist hier kaum zu entbehren. in bezug auf den beabsichtigten schluss verweis ich nochmals auf S[5] II 169, III 125f. der satz: *Das Kind und sein Johannes. Der Messias der Natur* und das fragment: *Der Mensch ist der Messias der Natur*, zeigen, dass auch Novalis, wie die übrigen romantiker die gleichung: Messias der natur = mensch (überhaupt) = Christus im kopfe hatte. es ist ganz dasselbe gemeint, wie wenn es in den fragmenten heifst: die natur soll moralisch werden, ein satz, dessen sich Heilborn gern bedient, ohne zu seiner erklärung beizutragen. er erklärt sich aus der Schellingschen naturphilosophie, der ihr schöpfer das folgende ziel steckt: der mensch war anfangs mit der natur vereinigt — durch die speculation ist er von der natur abgeführt worden — durch die naturphilosophie sollen sich geist und natur wider zusammenfinden. es ist der gedankengang: von harmonie — durch disharmonie — zu neuer harmonie, den die entwicklungsgeschichte der menschheit nach Condorcet, Schiller, Friedrich Schlegel, Herder ua. aufweisen sollte. bei Steffens strebt die natur nach immer individuelleren bildungen, bis endlich der mensch als die individuellste organisation hervorgeht; auch dieser individualitätsgedanke ist ja echt romantisch (jeder mensch hat seine eigne poesie, religion usw.) und das höchste an dem menschen, der nach Steffens selber schon die individuellste bildung der natur ist, ist nach Schleiermacher wider die individualität. ganz übereinstimmend mit Novalis' *ein Kind der Messias der Natur* sagt auch Schelling im Widerporst: *im Menschenkind der Riesengeist sich selber find't;* und noch deutlicher ist die übereinstimmung mit Schleiermachers Weihnachtsfeier: dort sehen die erzählenden frauen in jeder mutter eine Maria und die redenden männer in jedem menschen das fleisch gewordene wort (also mensch = Christus), und sie preisen das weihnachtsfest als das fest von der menschlichen natur überhaupt. allen diesen parallelen ligt natürlich in letzter instanz der grundsatz der romantischen weltanschauung zu grunde: das unendliche im endlichen! am reinsten verkörpert sich das unendliche natürlich im menschen. damit steht Schleiermachers lehre vom urbildlichen Christus im engsten zusammenhang: Christus ist für ihn der typus des menschen überhaupt. und damit sind wir schon zu den fragmenten geführt worden, bei denen Heilborn den einfluss Schellings viel zu gering angeschlagen hat, obwol ihm hier AHuber (Euphorion, ergänzungsheft 4) eine ausgezeichnete vorarbeit hätte bieten können.

Fichte hat nicht ohne grund die naturphilosophie Schellingschen Novalismus genannt! dass die romantiker sich gegenseitig zu überbieten trachteten und bei der unendlichen progressivität ihrer gedanken sehr bald mit einander unzufrieden waren, darf uns nie dazu verleiten, sie gegen einander auszuspielen oder ihre solidarische haltung in allem, was die romantische weltanschauung angeht, zu verkennen. wer (s. 133) anführt, dass Schelling Novalis' Europafragment parodiert hat, der darf doch auch nicht verschweigen, dass Novalis an dem Heinz Widerporst seine helle freude gehabt hat (Raich 134 f) und selber für seine drucklegung eintrat. so oft bei Heilborn von Novalis' gedanken über das goldene zeitalter die rede ist, ebenso oft fällt der name Hemsterhuys; dass sich aber Schelling in den kritisch-historischen schriften seiner ersten periode mit den sagen vom goldnen zeitalter beschäftigt hat, wird ebenso wenig hervorgehoben, als Hülsens Athenäumsaufsatz über die gleichheit der menschen, in dem das goldne zeitalter eine so grofse rolle spielt. fruchtbar, wenn auch erst in zukunft, kann der hinweis auf die Ritterschen 'Fragmente aus dem nachlasse eines jungen physikers' (s. 135) werden, die nach Heilborn den nachlass von Novalis ausnutzen sollen, ohne dass uns näheres mitgeteilt würde[1]. viel zu kurz kommen die für Novalis so charakteristischen mathematischen fragmente, die (von wenigen anspielungen auf Euklides bei FrSchlegel abgesehen) bei keinem andern romantiker vorkommen. an andern stellen vermist man umgekehrt wider naheliegende hinweise auf andere romantiker. gedichte blofs voll klang und ohne sinn (168) haben vor Novalis schon Tieck und Wackenroder gepriesen. die idee einer gesamtkunst (168) ist allen romantikern eigen; am deutlichsten aber in Schellings kunstlehre ausgesprochen. der 'persönlichkeitshang' (170), der natürlich auf Fichtes Ich zurückgeht, ist einer der beiden pole, um die sich das denken der ganzen romantik dreht, die immer zwischen dem universum und dem individuum eine brücke zu schlagen bestrebt und daher keineswegs, wie neuerdings behauptet wird, blofser individualismus ist. den gedanken der encyclopädie (171) hat bekanntlich nur WSchlegel in Berliner vorlesungen, die noch heute hs.lich erhalten sind, zur ausführung gebracht. und den satz *le paysage est un état d'âme* hat Tieck lange vor seiner bekanntschaft mit Novalis in der recension der musenalmanache von 1796 ausgesprochen.

Es sei mir noch ein wort über den stil gestattet, dessen vornehme eleganz sehr zu seinem vorteile von dem nachlässigen excerpten- und bummelstil absticht, der in litteraturgeschichtlichen

[1] zwischen lipp' und bechersrand, dh. zwischen satz und mise-en-pages ist es mir gelungen, die Ritterschen Fragmente aufzutreiben; und ich glaube nach dem ersten blick in die vorrede nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage, dass H. diese fragmente nie in den händen gehabt hat. ein beleg zu dem, was ich oben (s. 116) gesagt habe.

arbeiten wider mode werden will. man kann seinem stil alles eher als kunstlosigkeit vorwerfen; der stil ist hier schon fast manier, leise secessionistisch angehauchte manier. da hat jedes capitel seinen refrain, einen hauptsatz, mit dem es anfängt und der dann durch das ganze capitel wie ein refrain immer widerholt wird. man merkt hier, wie bei Hugo Wittmann, die schule der französischen feulletonisten; aber nicht immer würkt dieses kunststück so gut, als wenn es heifst: 'Die sehnsucht war in Novalis erwacht . . .' und sich dieser satz, der ja würklich den lebensnerv des menschen und des dichters trifft, nun eine weite strecke hindurch immer widerholt. oder es werden mit feiner auswahl die brillantesten stellen aus den schriften ausgesucht und entweder an den anfang des capitels oder mitten im innern zusammengerückt; illustrationen in worten, 'kostproben' wie ich es einmal mit einem unausstehlich faden wort habe bezeichnet gelesen. oder eine landschaftliche schilderung steht am beginn; dabei geht es auch hier nicht immer glücklich ab, denn die gabe der schilderung ist bei den modernen nicht immer so grofs als die lust und die pflicht. wenn Heilborn (s. 70) die stadt Jena sich sanft in das e n g e Saaltal schmiegen lässt und gleich darauf sagt, dass Goethe die landschaftliche stimmung der römischen Campagna verglichen hätte, so erweckt das zwei ganz verschiedene, mit einander nicht vereinbarliche vorstellungen in mir. und wie ein refrain kehren auch so anspruchsvolle compositionen wie 'sehnsuchtgeboren', 'wollustgeboren', 'sinnlichkeitgeboren' usw. durch das ganze buch wider. ja, in dem capitel über die fragmente (149 ff) ist die ganze syntax auf diese note gestimmt, und es jagen wie heringe in der Ostsee die und . . . und . . . und hinter einander her, die zwar an bestimmtheit und zuversicht so wenig zu wünschen übrig lassen als die sätze des fragmentisten selbst, die latenten gedankenübergänge und die gedankensprünge des dichters aber begreiflicher weise nicht klarer zu machen im stande sind, was manchem leser vielleicht notwendiger erscheinen möchte. mitunter wird der bildliche ausdruck des verfassers doch auch affectiert, wie wenn es (s. 44) heifst: 'Er spielte das modische theaterspiel mit dem eigenen selbst mit. spielte es andächtig vor dem bruder, vor allem aber vor dem einen zuschauer, der aus kräften applaudierte: er selbst.' und als ob hinter der leiche des dichters schwere thürflügel ins schloss fielen, so klingt der schluss dieser biographie aus: 'Innerlich abgeschlossen, ist sein werk äufserlich unvollendet geblieben. wie ein rufen, dem keine antwort wird . . . . wie ein rufen, dem keine antwort werden darf.'

Diesen dumpfen schluss kann ich mir nur so erklären: dass sich Novalis dem verfasser zuletzt doch nicht als denker aus protestantischem geist heraus erwiesen hat (165). und darin wird er sich kaum geirrt haben.

Wien 15 dec. 1901. J. Minor.

Zur geschichte der deutschen philologie.

Briefe an B. J. Docen.

Als ich im spätsommer 1897 *die handschriften und bücherschätze der von uns germanisten viel zu wenig ausgenutzten Münchner universitätsbibliothek durchmusterte, machte mich der dortige bibliothekar dr GAWolff ua. auch auf den cod. msc.* 781 4⁰ *aufmerksam, der briefe an Docen und andere enthält, insbes. einige briefe Lachmanns an ersteren, sowie die unten mitgeteilten schreiben von Siebenkees, Zeune, Gemeiner und vLaszberg. der gleichfalls im folgenden abgedruckte brief Beneckes aus dem j.* 1816 *ist dem cod. msc.* 846 4⁰ *entnommen, der zwei kleine fascikel mit je* 17 *losen zetteln von Docens hand : 'bemerkungen zu Bonerius der Edelstein von Benecke A°* 1816 *und zu Barlaam u. Josaphat von Rudolf von Montfort von Köpke* 1818' *umfasst. es sind aufzeichnungen, die Docen für seine recensionen der genannten werke (Wiener jahrb. der litt.* 11 (1820), 110*ff.* 15 (1821), 52*ff) verwertet hat. bekanntlich besitzt auch die königl. hof- und staatsbibliothek reichhaltige Doceniana (Die deutschen hss.* II 538 *ff). hr dr Wolff war so freundlich, für mich die Ana.* 4*k einzusehen. sie bestehn aus* 12 *convoluten, drei einzelnen briefen (zwei unbedeutenden von Mahlmann, einem von Benecke, s. u.), sowie einem exemplar der nrr* 110—112 (20—22 *april) des bair. tagblattes für das öffentl. leben in Deutschland Das Inland* 1829, *in denen Schmeller eine biographie seines amtsvorgängers Docen gegeben hat. sie ist daraus in den N. nekrolog der Deutschen* 6 (1828) *s.* 803 *bis* 810 *übergegangen; eine der für sie benutzten quellen ist das den hier mitgeteilten briefen vorausgeschickte schreiben Beneckes vom* 22 *februar* 1829. *vgl. dazu jetzt Baier Briefe an Benecke s.* 76. 149; *der dort mitgeteilte brief JGrimms datiert aus d. j.* 1829 (1826 *ist druckfehler). — die fascikel enthalten materialien für Docens lebensgeschichte und litterarische tätigkeit : es finden sich briefe der angehörigen (mutter, brüder, schwestern), nicht uninteressante briefwechsel mit den redactionen der zeitschriften, deren mitarbeiter Docen war (zb. der Jen. litt.-ztg., Morgenblatt), verhandlungen mit seinen verlegern Unger, Cotta ua. zahlreich sind briefe vorhanden an die Nürnberger freunde, besonders an Kiefhaber (s. Allg. deutsche biographie* 15, 712), *die auch das deutsche altertum streifen, ferner zeugnisse, reisejournale, briefbrouillons (darunter aber keiner an Lachmann) usw. usw. es ligt also ein reiches material vor, um einmal Docen als schriftsteller und bibliothekar zu schildern. von weiterem interesse ist indes das letzte convolut 'briefe und billete' an Docen, von denen hier die für die deutsche philologie interessanten ausgehoben werden sollen : es sind briefe von Reinwald, J und WGrimm, KFLArndt, Gräter, Hoffmann vFallersleben, vdHagen.*

Docen tritt uns in der frühzeit der deutschen studien als eine persönlichkeit mit vielseitigen interessen entgegen, einsichtig, scharf-

sinnig und besonnen, wenn auch leider sich zersplitternd; überall angreifend, aber ohne die kraft, einen einmal gefassten plan energisch zur ausführung zu bringen, und deshalb den tadel des zielbewust arbeitenden JGrimm herausfordernd, vgl. zb. Briefwechsel der beiden Grimm mit Benecke s. 13; *Neue Heidelberger jahrb.* 7, 76; *Germania* 11, 384; *Baier Briefe an Benecke s.* 40. 73. 128. *s. noch RSteig AvArnim und ClBrentano s.* 370; *EBrauns briefwechsel mit den br. Grimm s.* 153; *dagegen WGrimms freundliche worte im Briefwechsel aus der jugendzeit s.* 225, *vor allem aber Scherer in der Allg. deutschen biographie* 5, 278 (= *Kl. schriften* I 80) *und JGrimm*[2] *s.* 177. — *Docen war in den anfängen unserer wissenschaft schon dadurch, dass ihm die hs.lichen schätze der altdeutschen litteratur auf der Münchner bibliothek zur verfügung standen, ein gern gesuchter und vielbefragter mann, dessen kenntnisse forscher wie Benecke, die Grimms und Lachmann wol zu schätzen wusten. es könnte reizen, die ersten wissenschaftlichen regungen der deutschen philologie in Süddeutschland einmal im zusammenhange zu schildern; es würde sicherlich noch manches aus der verborgenheit hervorzuziehen sein und das geschichtliche bild unserer disciplin, von dessen untergrund die süddeutsche färbung m. e. stärker durchschimmern sollte, als meist zugegeben wird, dadurch vervollständigt werden können. die beiden grofsen Münchner bibliotheken bieten hierfür manches einschlägige. was Docen betrifft, würde eine bibliographie seiner zahlreichen in zt. recht selten gewordenen zeitschriften zerstreuten aufsätze gewis manchem willkommen sein, ich wenigstens hab ein solches verzeichnis bei der beschäftigung mit den hier veröffentlichten Docenianis öfter vermisst.*

Am inhaltreichsten sind unter den folgenden briefen das von J und WGrimm gemeinsam abgefasste schreiben sowie die Lachmannbriefe aus den jahren 1820 *und* 1825. *insbesondere zeigt unter letzteren der zweite bereits den werdenden meister, der von vornherein die höchsten anforderungen an sich stellt, an keinem sprachlichen und metrischen problem vorübergeht, es als solches formuliert und zu seiner lösung beiträgt. die umfangreichen textkritischen bemerkungen zu Docens besprechung der Köpkischen ausgabe von Rudolfs vEms Barlaam berühren sich an einigen stellen mit den einträgen, die sich Lachmann in ein exemplar von Köpkes Barlaam gemacht hatte, das später in Köpkes besitz übergieng und jetzt in Schönbachs händen sich befindet; s. Schönbachs mitteilungen in der Zs. f. d. österr. gymn.* 29, 46*ff bes. dort unter* akosen, erværen, swern.

Ich habe endlich auch an dieser stelle noch den herren vorständen der beiden Münchner bibliotheken verbindlichst zu danken, dass sie mir die benutzung und veröffentlichung dieser briefe bereitwilligst gestattet haben.

Halle a/S., 28 *märz* 1901.

Philipp Strauch.

GFBenecke über BJDocen.

Ich für meine person[1] weifs von Docen nichts als dafs er sehr fleifsig auf unserer bibliothek war, und sich leise und schüchtern bald diefs bald jenes buch von mir ausbat. Andere hiesige gelehrte wissen sicher nicht mehr von ihm, kaum so viel. Was meine erkundigungen in Osnabrück eingebracht haben besteht in folgenden nachrichten, die ich aus dem briefe des Just. R. Struckmann[2] wörtlich abschreibe.

'1. Die Docensche familie stammt nach den sichersten nachrichten, für die ich aber bis jetzt nicht bürgen kann, aus Laer im hiesigen amte Iburg. nach andern nachrichten ist dieselbe durch den 1725 zum hiesigen bischof erwählten Bayerschen prinzen Clemens August hierher gekommen, und stammt aus Bayern, wo sie allerdings verwandt ist, indem z. b. Docens vater in Bayern bei einem oheime wohnend seine gelehrte bildung erhalten hat. So viel ist aber gewifs, dafs schon Docens vater hier geboren ist, und dessen vater hier ansässig war.

2. Unser Bernhard Joseph Docen war der sohn des schon etwa 29 Jahre verstorbenen Canzley-Secretärs Philipp Hermann Werner Silvester Docen. Seine vor 9 jahren verstorbene mutter (sie[3] soll ihr hausregiment sehr strenge geführt haben. Benecke.) stammte aus Vechte im Niederstift Münster. Es waren ihrer 9 geschwister, von denen nur die ehefrau des hiesigen Kaufmanns Haarmann noch am leben ist. (da sie ihren bruder nur als kind gesehen hat, und er während seiner 29 jährigen abwesenheit von hier wenig an die seinigen geschrieben hat, so war von ihr fast nichts zu erfahren; wozu noch kommt, dafs diese schwester durch den tod ihres einzigen kindes, eines sohnes der in Bonn stu-(s. 2)dierte, in die tiefste trauer versetzt ist.) Zwey dieser 9 geschwister starben als kinderchen; der älteste sohn, der handlung gewidmet, zu Hamburg am scharlachfieber; der zweyte, der in Jena die rechte studiert hatte, und dort für den ausgezeichnetsten juristen galt, überhaupt ein höchst liebenswürdiger, geistreicher mensch war, nach seiner rückkehr nach Osnabrück, am schlagflufse. Unser Docen war der dritte sohn, auf ihn folgten zwey schwestern, von denen die eine nonne in einem Clarissenkloster war, und seit mehreren Jahren todt ist; die zweite ist die oben erwähnte Haarmann. Ein jüngerer bruder ertrank als Gymnasiast beym baden; der jüngste starb zu Heidelberg.

Docens grofsvater war Canzlist hieselbst.

Docens vater war ein kenntnifsreicher gebildeter man, dabey

[1] *Docen studierte* 1799—1802 *in Göttingen, wo Benecke seit* 1789 *an der bibliothek angestellt war* (*Anz.* XXII 119).

[2] *vgl. Briefwechsel zwischen J und WGrimm Dahlmann und Gervinus* II 159.

[3] *der satz ist in parenthese zwischen den zeilen mit verweisungszeichen eingeschaltet.*

ein höchst jovialischer und munterer gesellschafter, eine schatzkammer von anecdoten, während er selbst zu manchen anecdoten veranlassung gab.

3. Bernhard Joseph Docen ist geboren in Osnabrück 1782 (die mir versprochene notiz aus dem taufbuche habe ich noch nicht erhalten, und kann daher den tag[1] nicht angeben). Dort besuchte er das catholische gymnasium (das Carolinum), dem damahls Franciscanermönche aus Bielefeld vorstanden, seit der Jesuitenorden aufgehoben war. Schon damals war er unsäglich fleifsig, und entzog sich um zu studieren den spielen seiner geschwister und cameraden.

Seine neigung für literatur war schon sehr lebendig. Die schule genügte ihm daher auch nicht. er hatte im griechischen unterricht bei dem Rector des protestantischen stadtgymnasiums, Fortlage. Im jahre 1801[2] bezog er die univerisät zu (s. 3) Göttingen, in der absicht, sich dem studium der medicin zu widmen. allein das anatomische theater brachte ihn von diesem vorhaben zurück, und nun gab er sich ganz seinem hange zur literatur und archäologie hin; der letzteren wegen betrieb er auch mit eifer das zeichnen und machte auch versuche im kupferstechen. Auf der Göttingischen bibliothek war er bald so einheimisch wie einer, und er beschwerte sich scherzweise über die masse von büchertiteln, die er im kopfe trage. Im jahr 1802 ging er nach Jena, wo er seinen um 1 jahr älteren bruder, den juristen traf. von Jena ist er wahrscheinlich nach Göttingen zurückgekehrt, oder nach Landshut gegangen. Nach vollendetem academischen cursus ist er, ohne seine heimat zu besuchen, wohin er während seiner academischen jahre nur einmahl gekommen war, nach Nürnberg gegangen, wo er verwandte hatte. Wahrscheinlich lebte er dort als privatlehrer; denn er hat seit dem niemals unterstützung, die ihm reichlich angeboten wurde, von hause haben wollen. Dort lernte ihn der bekannte von Aretin kennen, der ihn nach München zog.

Ich bedaure, dafs diese nachrichten so unbestimmt sind. Docen war immer verschlossen, dem geselligen verkehre abgeneigt, ganz seinen studien hingegeben, ein wahrer bücherwurm, sonst im höchsten grade rechtschaffen, zuverläfsig, gefällig und freundlich. So habe auch ich ihn bey meiner anwesenheit in München im j. 1819 gefunden. Seinen sehnlichen wunsch, von dem er damals sprach, Italien zu sehen, hat er nicht erreicht. Körperliche übel machten ihm das reisen zur qual, weshalb er seine hiesigen angehörigen, wenn sie ihn zu einem (s. 4) besuche einladeten, auf die zeiten bessern körperlichen wohlbefindens vertröstete.' — So weit Hr. Justizrath Struckmann. Ich setze noch folgendes hinzu:

[1] *es ist der* 1 *oct.* [2] *hierzu die bemerkung am unteren rand:* diese angabe wird weiter unten berichtigt.

1. Nach unserm Matrikel-buche wurde Docen 1799. April 5 als student der medicin eingeschrieben, und als solcher ist er in den halbjährigen listen der studenten aufgeführt bis in den sommer 1801. er ist also 2 1/2 jahr[1] in Göttingen gewesen.

2. Ein mann, mit dem er auf schulen und auf der universität war, bestätigt, dafs D. von jugend auf immer für sich war, verschlossen, gescheidt, geschickt, ein bücherwurm. Von eben diesem herrn erfahre ich, dafs D. von Heyne[2] sehr geschätzt worden sey, immer darauf gerechnet habe, durch Heyne zu einer passenden anstellung empfohlen zu werden, und ohne zweifel seine stelle in München durch H. erhalten habe. (Wahrscheinlich hat ihn H. an Aretin empfohlen.) Auch sey D. hier in dem Seminarium philolog. gewesen. (dafs er wirkliches mitglied des seminars war, und das für die seminaristen bestimmte stipendium genofs, bezweifle ich; wahrscheinlich aber wurde ihm erlaubt, das seminarium zu besuchen.)

3. Docens geschwister hatten alle eine schwache gesundheit. der bruder in Heidelberg wird gleichfalls als ein mensch von den gröfsten geistesanlagen gerühmt. er starb am blutspeyen.

Hier hat nun Hr. Schmeller alles was ich von materialien zusammen bringen konnte. Ich füge meine herzlichsten grüfse bey, und diesen die bitte, bey der beendigung des bayersch. Wb. die register in usum Delphini (ich meine die meerschweine von pfarrern, amtleuten etc.) nicht zu vergessen.

Göttingen, Febr. 22. 1829. Benecke.

ein bogen in grofs 4, *mit deutscher schrift.*

WFHReinwald.[3] [*october* 1807.]

Theurester Herr u. Freund!

Sie werden meine letzte Depesche, die H. Prof. Jacobs[4] mit nach M. genommen nun erhalten haben. Sie enthielt einige Aufsätze[5] für den N. literar. Anzeiger, und die fortsetzung der — (vielleicht unbedeutenden) Anmerkungen[6] über Ihr kleines Glossar. Es ist oft schwer etwas wesentliches über solch meist falsch geschriebene Wörter zu sagen. Es wäre zu wünschen, man hätte eine vollständige Sammlung der alten allem. Glossen auf einem Haufen u. sonderte sie in genealogischer od.[7] etymolog. Ordnung

[1] *ausgefallen.* [2] *Allg. deutsche biographie* 12, 375, *vgl.* 5, 279.

[3] *Allg. deutsche biographie* 28, 104.

[4] *ebenda* 13, 600. *Jacobs kam als prof. am lyceum und mitglied der bair. academie der wissenschaften am* 3 *nov.* 1807 *nach München.*

[5] *kann hierfür noch der aufsatz Über hrn Zahns Ulfilas, N. litt. anzeiger* 1807 *nr* 46 *sp.* 721 *vom* 17 *nov. in frage kommen?*

[6] *Reinwalds anm. zu Docens glossar* (*Misc.* I 197*ff*) *hoffte dieser 'in kurzer zeit zum vorteil dieses studiums verwenden zu können' Zusätze zu Docens Misc.* I. II *vom märz* 1809 *s.* 24. *vgl. zum folg. ebenda s.* 23.

[7] od. etymolog. *unter* genealogischer *gesetzt.*

kritisch, — nicht wie (s. 2) im Schilter. Glossar[1] wo man bald unter den præfixen *ca—ka* bald unter *ge—gi ke—ki* die Wurzel suchen mufs. Bisweilen hab ich in meiner Sammlung bald in meinem Kopfe den Aufschlufs gefunden, bisweilen nicht. ach dafs Scherz'ens, des grofsen Mannes, karoling. Glossar[2] nicht zu Stande gekommen ist! Der arme Oberlin[3]! Hier schicke ich wieder eine Fortsetzung, der Beschlufs vom Buchstaben *t* folgt nächstens.

Auch sende ich wieder 2 Aufsätze[4] in den N. lit. Anz. Die Erklärung des ältesten altsächs. Denkmahls[5] aus Cassel, bey Eccard[6], ist mir, ohngeachtet der Vorarbeit des letztern, die mich wenig erleichtert hat, sauer geworden. Ich bitte, ja ein Auge auf die Correctur zu haben, zumahl, da ich (s. 3) selbst in Ihren Miscellaneen wichtige Druckfehler gefunden habe. Lassen Sie Sich lieber den letzten Correcturbogen[7] zum ansehen schicken, denn Recensenten oder andere Kritikakler hängen sich gern an solche Dinge.

Endlich bitte ich dieses Billet, wegen meiner Desiderata, unserem guten Fleischmann[8] zu übergeben, ich gratulire ihm herzlich, mag ihn aber in seinen Flitterwochen nicht stöhren.

Der Ihrige

Reinwald.

Ein andermahl, wenn Sie es verlangen, mehr. Für den 2ten Theil Ihrer Miszellaneen allen Dank und besonders für den darinn mir gewidmeten Aufsatz.[9]

ein bogen in 16° mit deutscher schrift.

J und WGrimm.

18. July 1813.

Werthester Freund

mein Versprechen zu halten, sende ich Ihnen für die mir unlängst überlafsenen Thierfabliaux[10] ein Gegengeschenk; meine vor drei Jahren aus dem Göttinger Exemplar genommene saubere Ab-

[1] *Thesaurus tom.* 3 (1728).

[2] *vgl. dazu Allg. deutsche biographie* 28, 109*f*, *auch Docen Einige ergänzungen und berichtigungen zu dem Glossarium medii aevi von Scherz und Oberlin in Aretins Beyträgen vom oct.* 1807 *bd.* 9 *s.* 1096*ff.*

[3] *Oberlin war am* 10 *oct.* 1806 *gestorben.*

[4] *vgl. dazu Docens bemerkung in den Zusätzen zu den Misc.* 1809 *s.* 25.

[5] *des Hildebrandsliedes im N. litt. anzeiger* 1808 *sp.* 33—47.

[6] *Francia orientalis* I 864—902.

[7] *davor* Aush(ängebogen) *ausgestrichen*, zum ansehen *eingeschaltet.*

[8] *EAFleischmann*, *verleger des N. litt. anzeigers und der Docenschen Miscellaneen.* [9] *Misc.* II 3*ff*, *den Heliand betreffend; vgl. dazu Allg. deutsche biographie* 28, 110.

[10] *'Vier fabeln aus Strickers fabelbuch' nach der Würzburger hs., abgedruckt in den gleich im folgenden als 'journal' bezeichneten Altd. wäldern* II 1*ff.* *vgl. Briefe der br. Grimm an Benecke s.* 57.

schrift des Liedes vom Dan (Dominus) Horn[1]; ich habe seitdem das Original der ganzen ritson'ischen Samml. bekommen und denke[2] dafs bei der Seltenheit des letzteren Ihnen das Gedicht lieb seyn wird zu haben.

Der Krieg hatte unser Journal gehemmt, während des Waffenstillstands hat es sich wieder aufgerichtet und das Mai und Juniheft erscheinen in einigen Wochen zusammen. Dann soll auch gleich das 7 te angefangen, und wie billig, was wir Ihnen danken, aufgenommen werden. Diesen Verschub[3] müfsen Sie zu gut halten, denn mein Bruder hatte für die beide[4] Hefte eine einzige, nicht wohl trennbare Abhandlung über die altdeutschen Zeugnifse[5]. Darunter finden sich auch Verbefserungen zur Ausgabe des Hildebrandliedes[6].

Ich bedenke dafs Sie uns noch nicht, weder über dieses, noch die 4 ersten Hefte der A. W. gemeldet haben, was Sie dazu[7] Gutes[8] und Böses[9] sagen. Ohne Zweifel läfst sich beides; ich wollte alle meine Sachen würden mir vorher privatim gedruckt um sie da erst zu corrigiren, man merkt auf alles noch einmal so ordentlich, als wenn die bunten Excerpte und Collectaneen untereinanderliegen. Die Zeitschrift besonders angehend, so ist es seltsam genug gekommen, dafs die meisten früher dazu vorgearbeiteten Aufsätze liegen geblieben und anderen (s. 2) mehr ex tempore geschriebenen gewichen sind. Um so weniger verlegen sind wir um Stoff.

Wie unbedeutend viele selbst gedruckte frühere Arbeiten von mir sind, habe ich nicht nur an eigenen Fortschritten sondern neulich[10] zumal bei Lesung ihrer Critik[11] der Hagenschen Sammlung[12] empfunden, die in dieser Art gewifs das beste und gründlichste bis jetzt erschienene ist. (doch tröstets mich, dafs wir früher alle mehr oder weniger dem Publicum mit geringerer Kost aufgewartet.) Lafsen Sie nicht das Ganze besonders absetzen, wenigstens für Sich und Ihre Freunde, auf dafs man nicht erst in den andern zu suchen braucht? Bis jetzt habe ich blos den Anfang (im 2t Heft) gelesen, höre aber schon von zwei neuen Heften. Da jeder Mensch eigene[13] Gedanken über Anordnung und dergl. zu haben pflegt, so hätte ich äufserlich

[1] *jetzt cgm.* 708, *vgl. JGrimm Kl. schriften* 6, 41.
[2] *davor* ich *ausgestrichen.*
[3] *der sich dann noch weiter hinauszog, vgl. WGrimm Kl. schriften* II 502*f. Briefe der brüder Grimm an Benecke s.* 60. 180.
[4] *so!* [5] *Altd. wälder* I 195*ff.* [6] *ebenda* I 324*ff.* [7] *davor* denken *ausgestrichen.* [8] *zuerst* gutes. [9] Boses.
[10] *davor* selbst *ausgestrichen.*
[11] *in der Allg. zeitschrift von Deutschen für Deutsche, hg. von Schelling* (*Nürnberg* 1813) 1, 196*ff.* 334*ff. vgl. Briefe der brüder Grimm an Benecke s.* 66. 71.
[12] *Deutsche gedichte des ma.s* I 1808.
[13] eigene *über ausgestrichenem* andere.

manches anders gemacht, und wie es mir scheint, mitunter an Einfachheit gewonnen. namentlich alle in der ganzen Samml. noch dunkel oder schwierig bleibende Wörter in Reih und Glied angeführt. Einzelnes möchte ich wohl auch bestreiten zB. p. 227 *gefater und cot* st. *tot*; letzteres ist auch recht, ja weil der Dichter so schrieb, allein recht; etymologisch und mythisch sind beide Wörter eins; wollen Sie Beweis vom mythischen? so finden Sie ihn in unsern Kindermärchen, n⁰ —[1] Vom Gevatter Tod, wo sich alles recht episch spaltet, was anfänglich eins ist, wie Gott, Vater, Pathe, Tod, ja Teufel. Verstehen wir nur den Sinn jenes eins, so gelangt der Sprachforscher diesmal auf einen Satz, wie er dem Herausgeber Ihres Journals ganz recht seyn mufs. p. 226 v. 914 *blamentschier* ist blanc manger, Dessert, wie mir einmal Villers[2] bei (s. 3) einer ähnl. Stelle anschaulich erklärte, eigentl. Milch, Mehl und Zuckersprizen feine Näschereien.

Für[3] Ihre Zufriedenheit mit meiner Polemik[4] gegen Benecke[5] hinsichtlich des Umlauts, bin ich Ihnen verbunden, wie wohl gerade jene Paar Worte zu den ganz schnell hingeschriebenen gehörten. Sonst hätte ich vieles berührt zB. dafs noch so bei H. Sachs zuweilen Subst. sich verfärben — den Umlaut der Beiwörter *elliu*, *enderiu* (gerade wie *aunnr* vom m. *annarr* im isl. etc — fürs *e* in *ie* die masc. z. B. *herz* dat. *hirze* etc — auch ist das *i* wol nicht so unbeweglich, sondern wandelt sich in *ei* — u. ähnl. mehr. Geben Sie aber erst einmal Ihre weitere ausführliche Idee. Auf das was Radlof[6] in den anderen[7] Sprachbemerk. angeht, hat dieser noch nicht im Liter. Verk.[8] ebenso wenig mir in einem Brief geantwortet, obgleich er mir einen schuldig ist. Ich habe mir ihn in dem Stück hitziger vorgestellt. Was ich zuletzt von ihm gesehen, über Frauenzimmerwörter im Morgenblatt[9], will mir sehr wenig behagen; ohne Witz ist er nicht, sollte aber allen faden Späfsen entsagen, wenigstens der falschen Meinung, dadurch populärer zu werden. insgemein[10] ist mir die Vofsische Manier fatal, welche die Beispiele immer zu beleben sucht. Kürzlich las ich zuerst etwas vom bekannten

[1] *Kinder- und hausmärchen nr* 44.
[2] *Allg. deutsche biographie* 39, 708.
[3] *zum folg. vgl. Briefe der brüder Grimm an Benecke s.* 60*f.* 67.
[4] *Altd. wälder* I 173*ff.* [5] *Altd. wälder* I 168*ff.*
[6] *Allg. deutsche biographie* 27, 137.
[7] *Altd. wälder* I 179*ff.*
[8] *'Der verkündiger oder zeitschrift für die fortschritte und neuesten beobachtungen, entdeckungen und erfindungen in den künsten und wissenschaften, mit einem intelligenzblatte für gegenstände der litteratur' usw. erschien in Nürnberg für die jahre* 1797—1812. *JGrimm* (*Briefe der brüder Grimm an Benecke s.* 60*f*) *citiert nicht ganz richtig* Münchner liter. Verkündiger.
[9] *Morgenblatt* 1813 *nr* 154. 155. 174.
[10] insgemein *bis* beleben sucht *mit vermerk am innenrande der seite nachgetragen.*

Kolbe [1], in dem aber wohl eine dünne Gelehrsamkeit steckt, einige ganz gute allgemeine Gedanken, aber wenig fruchtbare Anwendung, desto mehr Einseitigkeit: nüchtern will er den Jean Paul anfechten.

Das Schreiben ist nun wieder an Ihnen; seyn Sie gegrüfst, der Wilhelm will etwas anhängen, ja was ich nicht kann, gedrucktes [2] mitschicken, eine gewaltige Abfertigung des Gräters [3].

Jacob Grimm.

(s. 4) Ich wünsche, dafs Ihnen diese Antikritik [4] gefällt, nämlich dafs Sie daraus [5] überzeugt werden [6], ich wollte nur die Ungerechtigkeit des Recensenten darthun, ohne deshalb meine Arbeit zu erheben. Ich bin versichert [7], dafs sie Mängel hat, und ich theile einige [8] selbst hier mit, allein dafs der Rec. eine andere Absicht hatte [9], als diese aufzudecken, scheint mir klar, (sonst würde ich, wenn er auch geirrt [10] und nur ein gutes Bestreben sich gezeigt, wahrscheinlich dem Publicum überlafsen haben [11], mich früh oder spät zu rechtfertigen) und das verdient bestraft zu werden. Der Ton erscheint vielleicht böser, als er ist; ohne Spafs dabei hätte ich es kaum niederschreiben mögen und der mag Gr. wohl lästig fallen, doch habe ich vieles zurückgehalten. Es kam manches [12] zusammen, was mich zu dieser Arbeit bewogen, die ich so leicht nicht wiederholen werde. Sie [13] war schon im Februar fertig, ist aber bisietzt aufgehalten worden, und ich wollte späterhin nicht einmal Zimmer [14] deshalb erinnern, so gleichgültig war sie mir in gewifsem Sinne geworden.

So eben erhalten wir das Schellingische [15] Heft mit der Fortsetzung und dem Beschlufs Ihrer Critik. Es ist eine treffliche Arbeit, deren Werth ich zu schätzen weifs, und es ist gewifs, dafs sie entscheidenden Einflufs bei künftigen Ausgaben und Bearbeitungen der Mss. haben wird: über Einzelnes liefs sich noch sprechen, wie natürlich, auch eins und das andere in den zum Grund liegenden Sätzen kann ich Ihnen nicht [16] zugeben;

[1] *KWKolbe, s. Allg. deutsche biographie* 16, 462.
[2] *davor* etwas *ausgestrichen.*
[3] *wie die Grimms* 1812 *über ihn urteilten, zeigen briefstellen wie die folgenden: Görres Gesammelte briefe* II 273 (*vgl. auch* 285) *und Briefe der brüder Grimm an Benecke s.* 47.
[4] *Sendschreiben an herrn prof. FDGräter* (*in: Drei schottische lieder in original und übersetzung aus zwei neuen sammlungen, Heidelberg, Mohr und Zimmer* 1813) = *WGrimm Kl. schriften* II 104 *ff. vgl. Briefe der brüder Grimm an Benecke s.* 178.
[5] *nachträglich dem zeilenschluss angefügt.* [6] *über ausgestrichenem* sind. [7] *über ausgestrichenem* überzeugt. [8] *über ausgestrichenem* sie.
[9] te *nachträglich an* hat *angefügt.* [10] *hierauf* hätte *ausgestrichen.*
[11] *eingeschaltet.* [12] *über ausgestrichenem* vieles.
[13] *aus* sie *und vorher stand ursprünglich komma.*
[14] *der verleger JGZimmer, s. Allg. deutsche biographie* 45, 233.
[15] *davor* Schleg(el) *ausgestrichen. vgl. s.* 129 *anm.* 12.
[16] *davor* auch *ausgestrichen.*

so glaube ich z. B. an die Nothwendigkeit gewifser Irrthümer und Fehler, (die man organische nennen kann,) in jeder Aüfserung des menschlichen Geistes, diese dürfen wir nicht verbefsern wollen, und der Dichter und erste Verfafser unterliegt ihnen so gut wie ein späterer Umdichter oder auch Umschreiber, nur vielleicht in einem anderen Verhältnifs. Die Grammatik sucht freilich die ursprüngliche reine Idee aufzufinden, doch wie sich von selbst versteht mit der Voraussetzung, dafs dies nicht völlig erreicht wird und die Sprache als Lebendiges voll Samen sich weiter zu entwickeln, über ihr stehe. Falsch und zum Vernichten für die Critik ist, was sich, das Wort etwas weiter genommen, als Lüge zeigt, nicht aber ein lebendiges oder unwillkürliches Irren, was einen tiefen Grund haben k a n n. (s. 5) Eben dieser Möglichkeit halben aber darf jenes[1] nicht verletzt werden. Es versteht sich dabei, dafs uns selbst dieses nicht berechtigt einen solchen Irrthum für uns anzunehmen, wo er bei anderer Überzeugung[2] ein offenbarer seyn würde, so wenig als wie einer absichtlich naiv oder kindlich reden kann. Wenn Sie zum beisp. um Consequenz zu haben Berker[3] und Berter tadeln, so sollten Sie doch in Verlegenheit kommen, wenn Sie ohne zu Schwanken bestimmen müfsten, welches falsch und welches recht sey, da sich auch die Vereinigung Berchter findet. Oder wollen Sie, dafs aus Helche, Herriche, Erka, eine Form ausgewählt und die andern gestrichen würden? Findet sich aber diese Abweichung im Ganzen der Sage und darf da bestehen, so ist mir an einer Consequenz in einem Stück derselben auch nichts gelegen. Es[4] versteht sich, dafs es was ganz anderes ist, die natürliche Inconsequenz zu vergröfsern oder gar sich berechtigt zu halten nach Analogie sie einzuführen u. s. w. Wahrscheinlich sind in unserer Sprache manche ganz[5] nah verwandten[6] Formen einer Wurzel auf diese Weise entstanden, und der Unterschied der anfangs kaum sichtbar war, hat in der Folge sich doch gefärbt und es sind verschiedene Töne geworden[7].

Recht lieb wäre es uns, wenn Sie den ersten Band unserer altd. W. Ihrer Prüfung unterwerfen wollten, es würde auch zur Verbreitung und Erhaltung derselben beitragen. Ihre Ansicht von Recensionen, die Sie am Ende Ihrer Abhandlung bemerken, ist vollkommen die meinige und ich habe dafselbe in dieser kleinen Schrift darüber ausdrücken wollen; ich bin mir bewufst bei allen Recensionen, die ich geschrieben, so unbedeutend sie seyn mögen, keine andere Absicht gehabt zu haben.

Ich habe Lust die goldene Schmiede für die Wälder nach

[1] *über ausgestrichenem* es.
[2] Uberzeugung. [3] *Allg. zeitschrift* 1, 415.
[4] Es — u. s. w. *mit vermerk am innenrande der seite nachgetragen.*
[5] *davor* unserer *ausgestrichen.* [6] *es steht* verwandeten.
[7] *davor* entstanden *ausgestrichen.*

der ziemlich guten goth. HS. zu bearbeiten[1]. Da Sie nach dem Museum 1. 151. acht HSS. davon kennen, so wär es Ihnen wohl leicht, mir noch eine gute, oder wohl noch beſsere nachzuweisen oder gar zu verschaffen. Es versteht sich dabei, daſs diese Bitte nicht unbescheiden ist d. h. daſs Sie nicht selbst die Arbeit bestimmt vorhaben; auf diesen Fall könnten wir uns (s. 6) leicht vereinigen. Ist aber Ihre Arbeit etwa schon vollendet, so nehme ich keinen Anstand meine aufzugeben. — Übrigens steht Ihnen keine HS. zu Dienst, so seyn Sie nur so gütig aus[2] Ihren Excerpten mir Z. 24 *(so sûebet ez dem hymel obe)* bis Z. 60 *(er muz der kunste meigen-ris tragen in der brûst sin.)* mitzutheilen; ich erhielt[3] schon einmal vor Jahren Z. 23—24 von[4] Ihnen, die im Goth. Ms. fehlen.

Nun leben Sie wohl, gedenken Sie freundschaftlich an uns, so wie wir allzeit thun, mit aufrichtiger Hochachtung

der Ihrige

W. C. Grimm.

Nach dem Durchlaufen des eben noch zu recht erhaltenen dritten Hefts von Schelling, worin Ihre Critik, die mich mit so vielem erfreut hat, schliefset, dringt es mich vor allem, über p. 421 etwas hinzuzufügen, neben der sehr natürlichen Bitte, mir nicht darauf zu antworten, (als worüber Sie gewiſs in Verlegenheit seyn würden) weil[5] ich Ihren Verhältniſsen ja nicht nahe treten möchte, mir aber daran liegt, bei Ihnen für redlich und rechtschaffen zu gelten, wie ich Sie immer mehr dafür erkenne. Also, in meinen Recens.[6] von der Hagens mag wohl etwas im Ton verfehlt seyn, aber einer positiven Lieblosigkeit weiſs ich mein Gewiſsen überall rein. Jenes entsprang[7] durch eine natürliche Reitzung, worin mich sein Hochmuth (er glaubte uns unbedeutend u. wollte alles allein) und seine wirkliche gegen uns verübte Falschheit bringen muſste; was daraus folgt ist, daſs ich ihn vielleicht nie hätte beurtheilen sollen, wozu mich aber mein Eifer für die Sache und das Bewuſstseyn der Gerechtigkeit meiner Urtheile bewog. Daſs ich sein Verdienst nie verkannt, mag noch meine letzte Rec. zeigen, (die des Grundriſses[8]); das Buch[9] der Liebe halte ich in der That für mittelmäſsig, das Narrenb.[10] für höchst leichtfertig. (zum Loben, was sich, meine ich, stets von selbst macht, habe ich kein Geschick; es fällt mir ein, daſs mich mein Bruder daran erinnern muſste, nachdem die Rec.[11] Ihres Titurels schon fertig war, noch einige rühmende

[1] *Altd. wälder* II 193 *ff.*

[2] *davor* nur *ausgestrichen.* [3] *davor* ers (?) (*verschriebenes* erhielt) *ausgestrichen.* [4] *davor* die (?) *ausgestrichen.* [5] *davor* und *ausgestrichen.* [6] *vgl. zunächst JGrimm Kl. schriften* IV 22 *ff.* [7] *aus* entspringt *gebessert.* [8] *JGrimms Kl. schriften* VI 74. [9] *ebenda* VI 84 VII 591. [10] *WGrimm Kl. schriften* II 52, *vgl. JGrimm Kl. schriften* VII 591.

[11] *JGrimm Kl. schriften* VI 116.

Worte einzuschalten, die Sie gewifs verdienen, d. h. befsere verdienen, als man so einschalten kann, und die Ihnen mein Sinn stillschweigends gab). Vorige Woche empfing ich erst die diesjähr. breslauer Alterthumszeitungen[1] bis zum April und bin innerlich erröthet[2] bei dem, was H. im Februarheft[3] hat drucken lafsen, nicht über irgend meine Schuld, sondern über die Möglichkeit, wie man so mit Ingrobheit angefafst werden kann, (s. 7)[4] antworten läfst sich darum gewifs kein Wort darauf. (Das war ja gar nicht die ihm schuldgegebene Lüge, dafs ich auch eine Rec. nach Heidelberg geschickt hatte, welches ich selbst sagte und worauf er es mit neuer Unredlichkeit drehen will. sondern gelogen war und gelogen ist es wahrhaftig, dafs die Rec. hätte zurückstehen müfsen.) Ihn zu achten ist mir nun und immer jetzt unmöglich geworden, gern aber will ich sein Talent schätzen und nöthigenfalls in seiner[5] letzten und besten Gestalt, nicht in einer früheren schwächeren citiren; über seinen Hochmuth, insofern er aus seinem Wifsen entspringen mag, bin ich sonderlich mehr und mehr getröstet worden; er soll uns wenig schaden, noch hindern und die Zukunft, der ich hoffend und froh zusehe, wird erweisen, ob Fleifs und aufrichtige Arbeit Frucht tragen, deren wir uns zu schämen haben.

J.

$1^1/_2$ *bogen und* $^1/^4$ *bogen in grofs quart, in deutscher schrift.*

JChSiebenkees[6].

Landshut d. 13 Nov. 1813

Von den verlangten Büchern haben wir nichts als Bodmers Grs.[7] d. d. Sprache, welche ich Ihnen hiebey aus meiner eignen Bibl. überschicke.

Dupletten-Katalogen von München haben wir noch immer nicht erhalten. Hr. Scherer[8] weist mich an Hn. von Ringel[9]. Wie mach ich an diesen die Addresse m. Courtoisie, dafs es ihm am besten gefällt?

Unsere Etatssumme ist leider! auf 2000 f. reducirt. Wir müssen daher besonders dh Dupletten uns zu bereichern suchen.

[1] *Grälers Idunna und Hermode* 1813. [2] *hierauf ein komma ausgestrichen.* [3] *unter dem titel 'Auf einen groben klotz gehört ein grober keil', im Anz. zu Idunna und Hermode* 1813 *nr* 6 *s.* 17 *mit bezug auf die s.* 133 *anm.* 9 *und* 10 *citierten recensionen.*

[4] *s.* 7, *das viertel eines bogens, mit roter oblate an das vorhergehnde blatt angeklebt.* [5] *hierauf zwei buchstaben ausgestrichen.*

[6] *Allg. deutsche biographie* 34, 175. [7] *Grundsätze d. d. spr., Zürich* 1768. [8] *Josef Scherer, damals unterbibliothekar, später director der Münchner damals sog. centralbibliothek, s. Schmeller Bayer. wörterb.* II² p. XIV*. [9] *Karl August Ringel* († 1831), *geh. legationsrat im ministerium des äufsern, war damals vorübergehend director der centralbibliothek, vgl. N. nekrolog der Deutschen* 9 (1831), 2, 1173 (*mitteilung von dr Wolff*).

Wenn nur England bald offen würde, um dahin manche von unsern Incunabeln Dupletten zu bringen!

(s. 2) Sollte die Teutsche Nation wieder einige Einheit bekommen, so könnte auch das von mir u. andern Litteratoren gewünschte litterarische Correspondenzblatt zu Stande kommen.

Wie geht es mit Ihren Bibl. Arbeiten? Rücken Sie vorwärts oder rückwärts? Sind die Beschuldig. wahr die man Hambergern [1] macht? Ist nun ein allgemeiner Plan zu Stande gebracht? Alles dies zu wissen, bin ich sehr begierig.

Grimm über altteutschen Meistergesang haben wir noch nicht. Ich wollte Ihnen dafür eine Duplette geben.

Ist Radloffs Gesetzgeb.[2] der deutschen Sprache noch nicht erschienen?

Was ist an Steinheils[3] deutschem Sprachgebrauch?

Vale

S.

KFLArndt[4].

Ratzeburg, d. 15 März 1815

Ehrenwerther Deutscher Mann,

Obgleich Ihnen unbekannt, wage ich dennoch, Ihnen zu schreiben und gegenwärtige kleine Schrift[5] zu übersenden, die ich Sie als einen geringen Beweis der lange gegen Sie empfundenen Achtung und Dankbarkeit eines Deutschen Gemüths wohlwollend aufzunehmen bitte.

Nicht was ich geleistet (ich fühle dessen Unvollkommenheit), sondern was ich beabsichtige, kann Ihnen etwas sein — die Verbreitung der Kenntnifs unserer herrlichen alten Meisterwerke in allen Ständen, die sich gebildete nennen. Wir bedürfen warlich einer anderen Grundlage für unsre volksthümliche Bildung, als bisher gelegt worden. Mögte Ihnen für diesen Zweck jenes Büchlein brauchbar erscheinen!

Ihrem, unter vielen, vollgültigen Urtheile übergebe ich die Arbeit eines mehrjährigen Fleifses, eine strenge Prüfung von Ihnen wird unendlichen Werth für mich haben.

Darf die (jetzt erwachende) Deutsche Welt nicht die Erfüllung der schönen Hoffnung eines möglichst vollständigen altdeutschen

[1] *Julius Wilhelm Hamberger, seit* 1807 *bibliothekar an der Münchner bibliothek, war kurz vorher* (8 *juni* 1813) *im irrenhause zu SGeorgen bei Bayreuth gest., vgl. Meusel* 3 (1797), 68. 9 (1801), 504. 18 (1821), 34 *(mitteilung von dr Wolff).*

[2] *München* 1812. [3] *Ph. vSteinheil Lehrgeb. d. d. spr. Stuttg.* 1812; *Deutsche sprachlehre für höhere schulen, Stuttg.* 1813.

[4] *Arndt war conrector der domschule zu Ratzeburg (nicht Arendt und auch nicht Ratzebüttel, wie WGrimm Briefwechsel aus der jugendzeit s.* 442 *schreibt). vgl. auch Baier Briefe an Benecke s.* 18. 121*f.*

[5] *Glossar zu dem urtexte des liedes der Nibelungen und der Klage. Lüneburg* 1815.

(s .2) Glossars erwarten, zu welcher[1] Sie im ersten[2] Theil Ihrer trefflichen Miscellaneen zu berechtigen schienen? Sie haben gewifs der Vorarbeiten dazu am meisten vorhanden, und sollte nicht durch vereinigten Fleifs mehrerer kundiger Männer eine so wünschenswerthe Arbeit zu Stande kommen? Was mich betrifft, so viel an mir ist, und so viel meine Zeit erlaubt, werde ich gern die Hand dazu bieten, und Ihnen Beiträge zu solchem edlen Werke mittheilen, wenn ich über den Plan der Arbeit Ihre Absichten erfahren hätte.

Die beginnende Erneurung und Kräftigung unsers heiligen Volksthums verknüpft mit engern Banden alle, die ihr Kraft und Leben geweiht. Mit inniger Deutscher Liebe und Verehrung, theurer Mann, war und bin ich der

Ihrige

KFLArndt.

adresse: Sr. Wohlgeboren
dem Herrn Bern. Jos. Docen
Custos der königl. Centralbibliothek
zu
München.

ein quartbogen mit deutscher schrift.

JAZeune[3].

Hochverehrter deutscher Mann,

Unser wackerer Radlof[4] u.[5] der literarische Anzeiger weist mich an Sie wegen der beiden in München befindlichen Handschriften[6] des Nibelungenliedes, im Fall ich eine Abschrift zu haben wünschte. Allein die erste[7] Münchner hatte Hagen in Berlin eine Zeitlang, wo ich sie gesehen habe u.[8] ist schon verglichen. Die zweite[9] Münchner ist, wie Hagen annimmt die erste Hohen Emser. Sie können am besten beurtheilen, wie weit diese schon bei Myller verglichen, u. schon in Hagens Lesarten Sammlung steht. Aber was ich wohl durch Ihre Güte, verehrter Mann, zu erlangen wünschte, ist eine ganz getreue Abmahlung der beiden Handschriften in Hinsicht der Schrift, der Farbe der verzierten Buchstaben u. des Formats, wenigstens der ersten Seite jeder Handschrift, wenn es zu kostbar wäre, das ganze erste Blatt zu erhalten. Sollte Ihre Münchner Bücherei

[1] *aus* welchem. [2] *s.* 153 *ff.* 197 *ff.*
[3] *vgl. Allg. deutsche biographie* 45, 121.
[4] *s. oben s.* 130 *anm.* 7.
[5] u. der literarische Anzeiger *eingeschaltet; vgl. Docen im N. litt. anzeiger* 1807 *nr* 48. 50 *sp.* 764 *ff.* 785 *ff* '*Vorläufige anz. einer alten hs. des liedes der Nib., auf der königl. bibliothek zu München* [*D*].
[6] *die hss. AD* [7] *die hs. D, vgl. die vorrede zu vdHagens ausgabe* 1810. [8] u. ist schon verglichen *eingeschaltet.* [9] *die hs. A, vgl. vdHagen in der Sammlung für altd. litt. und kunst* 1 (1812) 1 *ff.*

noch die Wiener[1] Handschrift (s. 2) an sich bringen, so wünschte ich wol eine Vergleichung derselben, gleichfalls zugleich und Abzeichnung der ersten Seite. Glauben Sie wohl, dafs diese Wiener die zweite Hohen Emser ist? Anfangs meinte ich es, aber Jahn[2], der sie in Wien sah, sagte mir, sie sei in grofs 4, u. die beiden Hohen Emser sollen doch klein 4 sein. Haben Sie nähere Kunde von der von Glöckle entdeckten Vatikanischen[3] u. der nach Schlegel[4] in Paris befindl. Handschrift? — Die Vatikanische möchte wohl leicht die vorzüglichste von allem sein.

Wie mir Freund Radlof schreibt, geben Sie auch eine Ausgabe des Nibelungenliedes heraus. Hätte ich dies gewufst, hätte ich meine[5], um welche mich Hagen[6] recht kleinlich angefallen u. mit ganz unwahren Verläumdungen verfolgt hat (worauf ich in der morgenden Berliner Zeitung antworte) vielleicht unterlassen. Meine Grundsätze dabei waren: 1) nach Ihren Winken in der Beurtheilung[7] von Hagens Ausgabe dem oft ganz lahmen Mafse aufzuhelfen, (ich wünschte, dafs ich hier oft noch kühner gewesen wäre) 2) bisweilen eine andere Lesart aufzunehmen (s. 3) 3) eine gleichförmigere Schreibung einzuführen (obgleich ich das *ch* der Appenzeller Bauern, wie Sie sagen[8], doch gelassen, weil es allgemein allemannisch scheint) wie aus Hebels allemannischen Gedichten hervorgeht[9], übrigens aber habe ich die Mischung der Lesarten beibehalten, die Hagen eingeschlagen, damit endl. einmal ein stehender Text sich bilde u. das Nachschlagen nicht so sehr erschwert werde. Sie haben wahrscheinlich eine einzige Handschrift zum Grunde gelegt.

Hätte Herr Quittschreiber ein Päckchen annehmen können, so hätte ich Ihnen meine Taschenausgabe[10] in 12 (ohne die

[1] *gemeint ist C, vgl. Altd. wälder* II 145 *ff. Jugendbriefwechsel der Grimms s.* 366. [2] *vgl. Jugendbriefwechsel der Grimms s.* 440.

[3] *vgl. vdHagens Germania* 1, 100 *f.* 180 *anm.; Briefe der brüder Grimm an Benecke s.* 84.

[4] *vgl. Jugendbriefwechsel der Grimms s.* 250; *Briefe der brüder Grimm an Benecke s.* 181. [5] *s. s. anm.* 10.

[6] *nach JBoltes gültigem nachweis: in den Berlinischen nachrichten von staats- und gelehrten sachen* (*Haude und Spener*) 1815 *nr* 44 *vom* 13 *april: 'Warnung'. Breslau* 25 *märz* 1815 (*auch in der Jenaischen allg. litteraturztg.* 1815 *intelligenzbl. nr* 35 *s.* 278 *zum abdruck gebracht, wie dr Wolff mir bemerkt*). *Zeunes 'Gegenerklärung. aufgeschoben ist nicht aufgehoben', ebenda nr* 53 *vom* 4 *mai, constatiert ua., dass er die Hagensche abschrift der SGaller Nibelungenhs. nicht heimlich an sich gebracht, sondern von einem gemeinschaftlichen freunde von ihnen beiden offen erhalten habe.*

[7] *Jenaische allg. litteraturztg.* 1814 *nr* 51. 52 *sp.* 401 *ff.*

[8] *ebenda sp.* 410.

[9] hervorgeht *über ausgestrichenem* erscheint; *hier erst sollte die schliessende klammer stehn.*

[10] *Das Nibelungenlied. die urschrift nach den besten lesarten neubearb., und mit einleit. und wortbuch zum gebrauch für schulen versehen. mit einem holzschn. von Gubitz. Berlin* 1815. 16°. *vgl. vdHagens Germania* 1, 100.

Klage und Lesarten Sammlung, dafür aber mit einem geschichtlichen Einleit (da nach Radlof die Endung ung sehr richtig die Handlung bedeutet) u. einem kleinen Wortbuch) zur gütigen Beurtheilung zugeschickt. Vielleicht gehts durch den Buchhandel. Schade, dafs wegen einer Augenentzündung mancher Druckfehler mit untergelaufen sein kann.

Sollte die Vergleichung nicht nöthig sein, so bitte ich wenigstens um die Abzeichnung der 3 Handschriften, u. werde die Kosten sogleich mit Dank erstatten.

(s. 4) Es ist mir sehr erfreulich gewesen mit[1] einem so achtbaren Deutschen und Gelehrten in Berührung gekommen zu sein.

Mit inniger Liebe und Hochachtung August Zeune, Prof. der Universität und Vorsteher der Blinden Anstalt.

Berlin 1/5 1815.

2

Berlin, 6. Juni 1818

Ich sende Ihnen, verehrtester Mann, einen Abdruck des Wartburgkrieges[2], u. bitte um Ihr freimüthiges Urtheil darüber, sei es öffentl. sei es an mich. Ich bin begierig, ob diese Bearbeitung mit dem Gedanken, wie Sie das so höchst verworrene Gedicht widerherstellen wollten, zusammenstimmen wird. Ich habe Ihrer in der Vorrede deshalb erwähnt.

Grüfsen Sie die Herren Schlichtegroll[3], Scherer[4] u. s. w.

Mit Liebe der Ihrige

Zeune.

KThGemeiner[5].

Euer Wohlgeboren

letztes hochgeschätztes Schreiben war ich eben im Begriff zu beantworten u. in dieser Absicht, um mein Versprechen zu erfüllen, ein paar Kapitel aus Jeroschyn[6] zu copiren, als ich in dem Morgenblatt[7] den Abdruck des Liebesbriefs[8] bemerkte, den

[1] mit *eingeschaltet.* [2] *Berlin* 1818. [3] *director der bibliothek, vgl. Allg. deutsche biographie* 31, 484. [4] *s. oben s.* 134 *anm.* 8.

[5] *Allg. deutsche biographie* 8, 553.

[6] *die hier genannte hs. des Nicolaus von Jeroschin verzeichnet der Fünfte versteigerungscatal. der fürstl. Palmischen bibliothek in Regensburg, hg. CThGemeiner* 1815 *s.* 93 *unter nr* 890 : *von Jeroschin Nicl. alte teutsche preufs. reimchronik mit der zur seite stehenden lat. übersetzung fol. cod. mstus chartaceus. darunter folg. anmerkung Gemeiners : 'ein höchst interessantes noch ungedrucktes werk. das gedicht ist um das j.* 1340 *verfasst, unsere abschrift aber aus dem vorigen jh. die alte sprache ist beibehalten'. es ist der jetzige cgm.* 233 *und wurde für* 7 *fl. erstanden. — cgm. Ana.* 26 *E* 55 *bewahrt unter Schmellers papieren eine abschrift der verse* 1—5178 (*dr Wolff sah den Palmischen cat. für mich ein*).

[7] *Morgenblatt für gebildete stände* 1815 *nr* 167 *s.* 665*f. vgl. EMeyer Die gereimten liebesbriefe des deutschen ma.s* 1899 *s.* 66; *Zs. f. deutsche phil.* 28, 33. [8] *jetzt cgm.* 189.

sie einzurücken für würdig beachtet und dabei meiner geneigtest zu gedenken sich veranlafst gesehen haben, wofür ich Ihnen sehr danke. Ich hatte noch ein dergleichen Gedicht irgend einmal aufgefunden, das einigen Bezug auf Oestreich hatte; aber ich kann dieses alte Manuscript, das dem Liebesbrief in der äuserlichen Form (s. 2) ganz ähnlich war, nicht mehr finden u. vermuthe, da es in der Bibliotheck gelegen, ihr H. College Bernhard[1] möge es mit anderen Stücken für die Münchnerbibliotheck mitgenommen haben.

Ich übermache Ihnen übrigens diese Auszüge von Jeroschyn keineswegs in der Absicht um Sie zu überreden, eine Bestellung darauf zu thun, als vielmehr um Sie mit der Beschaffenheit dieses Dichterwerks bekannt zu machen, indem ich vermuthe, dafs Sie keine Auszüge davon noch besitzen. Die Varianten von Enickel habe ich angefangen zu sammeln, habe aber diese Arbeit liegen lassen, d a das Manuscript[2] an sich sehr unvollständig ist, sehr viele Lücken hat, die die Abschreiber veranlafst haben, indem sie beym Abschreiben öfters mehrere Blätter überschlagen haben müssen, d a ferner der Varianten so viele u. dabei meistentheils unbedeutend sind (s. 3) u. blos die Rundung des Verses befördern, überdieses die gedruckte Megiserische Ausgabe die Verse nicht zählt, u. folglich die Aufzählung der Varianten so sehr erschwert wird. Ich hätte den ganzen Enickl, der für mich von vorne herein eine fade Lectüre war, ganz abschreiben müssen, da vielleicht nicht hundert Verse sich finden, worinnen unser Manuscript nicht von dem Megiserischen Text abweicht.

Haben doch Euer Wohlgeboren die Güte mir gelegenheitl. gefälligst zu melden, ob die Fehde des H. v. Pallhausen[3] mit H. v. Lang[4] beigelegt sey. Ich bin, wie Sie wissen, etwas dabey interessirt, wenn der Schriftenwechsel zwischen beiden Gelehrten nicht fortgesetzt wird. es hätte leicht von Seiten Pallhausens die Stelle, wo meiner gedacht wird, auf eine Art abgefertigt werden können, die[5] mir nicht gleich(s. 4)gültig gewesen wäre, u. mich in einen Streit verwickelt hätte, an dem ich nur höchst ungern Theil genommen haben würde. Hr. v. Lang[6] soll wie ich höre, aus der Academie völlig ausgetreten seyn — Herrn G. S[7] v.

[1] *Joh. Baptist Bernhart* (*so!* 1758—1821), *bibliothekar an der centralbibliothek, s. Meusel Lebende deutsche schriftsteller.* 5 *aufl.* 13 (*Lemgo* 1808), 108. 22 (*Lemgo* 1821), 236. (*gütige mitteilung von dr Wolff*).

[2] *die früher in der fürstl. Palmischen bibliothek zu Regensburg befindliche, seit* 1815 *lobkowitzische Fürstenbuch-hs. in Prag* = *hs.* 5 *meiner ausgabe, D. chroniken* III p. XLIII.

[3] *Vinzenz vPallhausen, geh. staatsarchivar; zur sache s. Memoiren des KH. ritter vLang* II 168 *ff.*

[4] *Allg. deutsche biographie* 17, 606 *ff.*

[5] *es steht* der.

[6] *ritter vLang wurde im herbst* 1815 *als kreisdirector nach Ansbach auf sein ansuchen zurückversetzt, s. Memoiren* 2, 222 *ff.* 237.

[7] *generalsecretär der academie, s. oben s.* 138 *anm.* 3.

Schlichtegroll bitte ich mich gelegenheitl. wen[1] sie[2] Ihn sehen, bestens zu empfehlen. Ich bestehe mit unwandelbarer Hochachtung

Euer Wohlgeboren

d. 17 Jul. 1815. ergebenster D(iener)

Gemeiner

GFBenecke.

Göttingen, März 29. 1816.

Ich nehme mir die Freyheit, Ihnen, mein hochgeschätzter Freund, ein Exemplar meiner Ausgabe des Bonerius zu überschicken. Haben Sie die Güte es als ein kleines Zeugnifs meiner aufrichtigen Hochachtung anzunehmen. Ich habe den alten Dichter aus Liebe u. mit Liebe bearbeitet, u. ich glaube dafs er in seiner gegenwärtigen Gestalt dazu beitragen kann, das gründliche Studium unserer alten Dichter zu befördern. Das Wörterbuch ist absichtlich darauf angelegt Kenner zur Prüfung u. Anfänger zu eigenem weitern Lernen einzuladen. Wie viele es der ersten — in Hinsicht auf eigentliche Sprachkunde — gibt, weifs ich nicht; aber die Herausgeber, Erneuerer und Übersetzer des Nibelungen-Liedes zähle ich nicht in diese Classe. Eben defswegen wünsche ich recht sehr eine Beurtheilung meiner Arbeit von Ihnen zu lesen u. so bald zu lesen, dafs dadurch un(s. 2)-berufene Hände[3] abgehalten werden.

Ich habe einen ganz vollständigen und zur Echtheit u. eben daher auch zur ursprünglichen Klarheit gereinigten Wigalois liegen, und möchte gern meinem Verleger Lust machen ihn zu drucken: nicht aus Rücksicht auf ein Paar Thaler Honorar — denn für den Bonerius habe ich nicht einen Groschen erhalten, auch nicht einmahl gefordert — sondern blofs aus Rücksicht auf die Sache u. um meinen Aufwand an Zeit (u. auch an Geld) gemeinnutzig zu machen. Ein schneller Absatz des Bonerius wird ohne Zweifel diese Lust am besten rege machen. Und defshalb bitte ich Sie eine kurze Anzeige u. Empfehlung der Ausgabe in das Morgenblatt[4] einzurücken. Ich kenne die Bedürfnisse der Anfänger aus Erfahrung — u. wenn dieser Bonerius nicht meine Arbeit wäre, würde ich öffentlich sagen: Ein besseres Buch für den Anfang weifs (s. 3) ich euch nicht zu empfehlen.

Für den Wirnt von Grafenberg haben Sie Sich schon früher ein Verdienst erworben, durch die Mittheilung[5] des Gedichtes von Conrad v. W. — Fällt Ihnen ein u. das andere ein, worauf Sie mich aufmerksam zu machen haben, so nehmen Sie Sich die Mühe es zu thun. Historische Nachrichten von dem Dichter

[1] *so!* [2] *so!* [3] Hande. [4] *Docens besprechung, zusammen mit der des Wigalois, erschien vielmehr in den Wiener jahrbb. d. litt.* 15 (1821), 52 *ff.*

[5] *Aretins Beyträge* VI 168 *ff.* *Miscellaneen* I 56 *ff.*

wären mir sehr willkommen. — Die besten Handschriften des Gedichtes liegen in Bremen und Leiden; diese habe ich gehabt: eine andere gute Handschrift ist mir nicht bekannt.

Leben Sie wohl u. behalten Sie in gutem Andenken

Ihren

gehorsamsten Diener u. Freund

Benecke.

FDGräter[1].

Hall in K. Würtemberg,
den 18 Nov. 1816.

Hochzuverehrender Herr u. Freund,

Unsere Gedanken begegnen sich. In meinem Innern schwebte blos die dunkle Erinnerung, dafs Sie mir die letzte Antwort schuldig seyen und also wahrscheinlich den Faden unsrer literarischen Unterhaltung abgebrochen wünschten. Ich schickte mich zwar darin, doch schmerzte es mich. Erst dieser Tage, da ich meine ältern Briefe durchsuchte, fand ich den letzten von Ihnen, und ersah daraus, dafs Sie auf meine griefs gegen Sie bereits vorläufig geantwortet haben. Diefs schien mir, nach dem Ablauf dieser Zeit u. Schwächung der ersten Empfindung, genug, und ich war eben im Begriff, selbst wieder an Ihre Thüre zu pochen, als ich, zu meiner grofsen Verwunderung, nach langer Zeit plötzlich wieder einen Brief von Ihnen ankommen sehe.

(s. 2) Leid thut es mir übrigens, dafs diese neue Eröffnung unsres Briefwechsels abermals mit einer Unannehmlichkeit beginnt. Sie nehmen meine Erklärung in Hinsicht der Alliteration zu hoch. Ich habe nicht gesagt, dafs Sie hätten von mir lernen können, sondern nur dafs Ihnen meine Erklärung in der Idunna[2] nicht wohl unbekannt seyn konnte, und dafs Sie also meiner ebenfalls schon früher gemachten Entdeckung, wenn diese Ihnen gleich im[3] Detail unbekannt, oder auch[4] nicht erinnerlich seyn konnte, wenigstens mit einem Worte hätten erwähnen können; und es ist in der That ganz dieselbe Empfindung, die Sie in Hinsicht der Herren Grimm geäufsert haben. Es thut immer wehe, sich ungerecht übergangen oder verschwiegen zu sehen.

Mit Vergnügen werde ich jede Berichtigung von Ihnen, wenn Sie mit Billigkeit abgefafst ist, wie sich das (s. 3) von Ihnen schon voraussetzen läfst, aufnehmen — allein dann wäre es auch unnöthig, mir einen weitern Krieg in der Jen. Lit. Zeit. (wie ich vermuthe) anzukündigen. Doch steht[5] diefs gänzlich bey Ihnen. Ersteres aber würde uns einander näher rücken als letzteres.

[1] *s. jetzt Goedeke* VII 203 *ff.*
[2] *Anzeiger zu Idunna und Hermode* 1813 *nr* 6 *vom* 27 *febr. s.* 15 *ff.*
[3] im Detail *eingeschaltet.*
[4] *eingeschaltet.* [5] *steht zweimal, das erstemal corrigiert und dann ausgestrichen.*

Die Alterthumszeitung[1], die Sie alterthümliche Wochenschrift geheifsen haben wollen, was sie nur uneigenth. heifsen kann, ist seit dem Anfang d. J. ununterbrochen fortgesetzt worden, und es sind davon bereits 35. Nr. 10. lit. Beyl. 3. Holzschnitte 3. Holzstiche u. ein Steindruck erschienen.

Dafs Sie[2] durch Buchhandlungen nicht zu haben sey, ist in der Idunna selbst u. in öffentl. Blättern mehrfach bestimmt gesagt. Mit den Buchhandlungen kann weder die Druckerey, die mit mir das Risico theilt, noch ich mich befassen. Es fehlt an Zeit. Sie (s. 4) müssen also, falls Sie ein Exemplar wünschen, (denn ich selbst habe kein Freyexemplar) dieses schlechterdings bei dem Oberpostamt in München bestellen, wo es Sie keinen Kreuzer mehr kostet, als wenn Sie es von hier unmittelbar bezögen näml. halbjährig 3 fl. 30 ₰ — das General Ober Post Amt zu Stuttgard wird dafür, Vertragsmäfsig, dem dortigen Ober Postamt einen Rabat bewilligen.

Ihre Aufsätze, oder was noch mehr ist, Aufsätze von Ihnen, werden mir stets willkommen seyn. Nur mufs ich mir die freye Wahl ausbitten, ob ich sie für Idunna oder den neuen[3] Band v. Odina geeignet finde. Bey der erstern kann ich noch zur Zeit kein Honorar gewähren, (es wird aber, hoffe ich, kommen) bey letztem gewifs, und wenigstens 1. Ducaten.

Gegen 1. Ex. Ihrer Miscellaneen, die mir fehlen, würd' ich Ihnen gern mit einer andern Schrift aufwarten (nur nicht mit Idunna 16[4]) — Herr Dir. v. Schlichtegroll aber soll, (ich meynte, er hätte die Fortsetzung) die ihm fehlenden Blätter dieses schon verrechn. Ex. erhalten. Wünschen[5] Sie es, so kann ich Ihnen den Jahrg. 181⁴/₁₅ mittheilen. Davon hab' ich noch Exemplare. Papier u. Zeit enden. Möchte sich auch jede Unannehmlichkeit enden. Nur das Schreiben, welches ich zurückverlangte, ist nie zurückgekommen.

Ew. Wohlgeboren

geh. Dr. Gräter

ein octavbogen in deutscher schrift. oben auf s. 1 *von Docens hand:*

1. Karl's d. Gr. Bemerkungen d. Monate übers. d. [27] Nov. 1816.
2. Litera amoris
3. Anfrage den Titurel betreff.
4. Töne d. alten Meistersinger.
5. Der Hahnenbalken.[6]
6. Walter von Aquitanien.

[1] *Idunna und Hermode, vgl. in ihr jg.* 1816 *nr* 38 *s.* 152, *woraus erhellt, dass Docen diesen brief schon am* 27 *nov. beantwortete.*

[2] *so!* [3] *ist nicht erschienen.*

[4] *dh.* 1816. [5] *von hier ab am äufsern rand von s.* 4.

[6] *die nr* 5 *und* 6 *wurden in den Lit. beylagen zu Idunna und Hermode* 1816 *nr* 12 *s.* 48 *abgedruckt. da Gräters zeitschrift mit dem j.* 1816 *einging, sein neues unternehmen (s. anm.* 3) *nicht perfect wurde, bleibt es zweifelhaft, ob nr* 1—4 *überhaupt gedruckt worden sind; ich habe wenigstens darüber nichts auffinden können.*

KLachmann.

1

Königsberg 15ten Juni 1820

Wohlgeborner, Hochgeehrter Herr,

ich gebe mir die Ehre, Ihnen beikommend ein Exemplar meiner Auswahl zu senden; und ich kann diesmahl hoffen, dafs es wirklich an Sie gelangen wird. Ob früher meine Abhandlung über die Nibelungen ihren Weg gefunden hat, weifs ich nicht: ich erfahre, dafs manche meiner damahligen Aufträge — ich verliefs eben gleich nach dem Druck Berlin — nicht so genau, als ich es wünschte, besorgt worden sind. Möchten Sie nun wenigstens in diesem Buche einen 'Gesangesfreund' erkennen, der sich bestrebt den rühmlichen Bemühungen der gründlichen Kenner und Forscher nachzueifern. Ich darf wohl darauf rechnen, dafs Sie mir Irrthümer, die nicht aus Trägheit stammen, nachsichtig verzeihn werden: auch ist die Aufforderung zum Widerspruch und zur Widerlegung aufrichtig gemeint. Nichts kann mir lieber sein, als eben mit den älteren erprobten Untersuchern gemeinschaftlich die vielen Dunkelheiten unserer alten Gedichte und unserer Sprache aufzuklären.

Zunächst sind meine Bestrebungen für das deutsche Alterthum auf den Titurel gerichtet; und wenn es mir gelingt alle nöthigen Hülfsmittel zusammenzubringen, so hoffe ich von Seiten der Kritik des Textes wohl zu leisten, was von einem Herausgeber kann erlangt werden. Bis jetzt freilich habe ich, aufser mannigfaltigen Hoffnungen, noch nichts als eigenhändige Abschriften der Heidelb. Hdss 141 und 383, und J. Grimms Abschrift der Hannöverischen[1]. Wenn ich nun auch Ew. Wohlgeboren gleich in diesem ersten Briefe ohne Vorbereitung mit einer Bitte angehe, so kann das zwar unbescheiden herauskommen: allein die gute Sache, der Sie unmöglich abhold sein können, flöfst mir dazu Mut und Vertrauen ein. Theils also bitte ich im Allgemeinen um Ihre Gewogenheit und um Erlaubnifs bei vorkommender Gelegenheit Rath und Hülfe bei Ihnen für den Titurel zu suchen, zunächst aber um eine Abschrift des ungedruckten Theils der Regensb. Fragmente[2] und des zweiten Müncher[3] Blattes. Bei dem letzteren leidet Ihre Erklärung der M M M keinen Zweifel; die Strofe (XXIII, 41) ist in der durchaus kürzeren Heidelb. Hds. 383 die 2950ste. Die Regensburger scheint mir bisjetzt von allen am stärksten und schlechtesten (ohne Kenntnifs der Vers- und Reimkunst) überarbeitet: dafs sie mit der ebenfalls übel mitgenommenen Heidelb. 141 stimmt, glaube ich nicht, wiewohl die abgedruckte Stelle in dieser verloren ist. Das erste Müncher Bruchstück, Misc. 1[4], 116, die Heidelb. 383 und die Hannöv.

[1] *C¹ bei Zarncke, Graltempel s.* 7; *vgl. Briefe der brüder Grimm an Benecke s.* 11. [2] *a¹ bei Zarncke s.* 7. [3] *s. Büsching Wöchentliche nachrichten* 2 (1816), 142 *ff.* [4] *lis* 2, 116.

(die freilich nur das letzte Drittel enthält[1]) stimmen fast buchstäblich überein: doch weicht M. auch ein Paar Mahl von Heid. und öfter Heid. von Hann. bedeutend ab und nicht zufällig; so dafs erst nach Vergleichung der übrigen Texte die Familien werden besser zu bestimmen sein. — Ich weifs nicht, ob ich aus Ihrer Anmerkung zum alten Tit. 11[2] schliefsen soll, dafs Sie noch ein drittes Regensb. Blatt aufser den zweien S. 64 haben (meine Hdss. haben dort statt *Avidorium*: *Enedorium* und *Ein dorinn*, was dem richtigen *Electorium* schon näher kommt). Doch darüber wird mich schon Ihre Güte belehren.

Übrigens versteht es sich, dafs ich meine Bitten in Betreff des Titurel sogleich zurücknähme, wenn Sie vielleicht selbst vor hätten den Titurel herauszugeben: doch wüfste ich nicht, dafs Sie jemahls ausdrücklich dazu Hoffnung gegeben hätten. Ist das nun nicht der Fall, so darf ich wohl hoffen, dafs Sie um der guten Sache willen mir Ihre Hülfe werden nicht versagen wollen. Verzeihen Sie, verehrter Herr, diese zudringliche Zuschrift, und finden Sie, aufser dem leider nicht zu verhehlenden Eigennutz, nichts anderes darin, als einen Beweis des Zutrauens und der aufrichtigen Hochachtung, mit der ich bin

Ew. Wohlgeboren
ergebenster
K. Lachmann.

adresse: Herrn Bibliotheks-Custos Docen Wohlgeborn
D. G. in
München.

unten am rande von Docens hand der vermerk:

Die Antw. H. Reimer mitgegeben d. 28 Jul. 1820. nebst e. fragm. des Titurel.

der brief in deutscher schrift füllt die seite eines quartblattes.

2

Ich mufs es nur wagen, wenn ich Ihnen, mein verehrter Herr und Freund, auch unbescheiden erscheinen sollte, meinem ersten Briefe so bald diesen zweiten folgen zu lassen. Ich habe nämlich einzufordern, was Sie mir bei Ihrer Rec.[3] über Köpkens Barlaam schuldig geblieben sind. Diese Recension hat mir aufserordentlich viel Freude gemacht, weil so viel daraus zu lernen war: Köpkens Arbeit und meiner[4] beeilten und oberflächlichen haben Sie viel zu viel Gutes nachgesagt. Es ist mir in mehr als einer Hinsicht verdriefslich von der Geschichte der Ausgabe zu sprechen. Nur so viel mufs ich sagen: ich habe Köpken hundert Mahl erklärt, aus diesen 3 — einander all zu ähnlichen und so

[1] enthält *aus* enthalten *gebessert.*
[2] *lis* 41 (= *Hahn* 40), *Erstes sendschreiben s.* 49.
[3] *Wiener jbb. der litt.* 11 (1820) *s.* 110—138.
[4] *in Köpkes ausg. s.* 421 *ff* = *Lachmann Kl. schriften* I 115 *ff.*

wenig echten — Handschriften und bei unseren geringen Kenntnissen sei vernünftiger Weise an keine Ausgabe zu denken. Meine Anmerkungen sollten nur aufmerksam machen, wie ungeheuer viel in grammat. Hinsicht noch zu thun sei. Über manches dahin Gehörige möchte ich mich gern mit Ihnen verständigen: ein bequemer Weg dazu scheint mir, wenn ich, was mir auffällt, oder was ich meine, zu Ihren Anmerkungen wieder anmerke. Ich darf gewifs hoffen, dafs Sie dies freundlich aufnehmen werden, da es uns beiden nur um die Wahrheit zu thun ist; und wir leider noch so wenig grammat. Gemeingut aufweisen können, dafs sichs immer trifft, Einer hat dies beachtet und weifs dies, was dem andern entgangen ist, der wieder andres für sich hat.

Dafs ich Hagen seine falschen *diu* und[1] *iach* vorgeworfen habe, scheint mir nicht ungerecht. Dafs Benecke bei seinen Bonerius-Hdss. darin fehlte, war kein Wunder; aber wer eine Hds. wie die SGallische[2] vor sich hat und ganz durcharbeitet; wenn der, im Eifer für seine selbstgemachten Regeln, einige Tausend Stellen ändert ohne Irrthum zu ahnen, das nenne ich sträfliche Anmafsung. Wir werden noch alle vielfältig bei den Umlauten irren, worin keine Hds. genau ist: aber es wird uns mit Recht vorgeworfen, wenn wir streng gehaltene Regeln nicht finden.

(s. 2) Sie wollen bei Rudolf *ch* geschrieben wissen, wo ich *k* wähle. Dafs R. selbst fast immer *ch*[3] geschrieben hat nach dem Gebrauch der Zeit, ist nicht zu bezweifeln. Das aber geht uns nicht an; denn wir wollen die Aussprache schreiben. Nun gebe ich zu, dafs er auch häufig so gesprochen hat: aber er hat nicht so sprechen wollen. Sonst würde er auch, wie es in den Nibel., in der Klage u. im Biterolf geschieht, *werk* : *verch, bevalch* : *marschalk* gereimt haben. Derselbe Fall tritt bei dem *i* der Endungen ein. Dieses *i* ist im Althochd. allemahl tieftonig, oft gedehnt: indem es tonlos wird, verwandelt es sich in das schwächere *e*. Behielte R. jenes[4] *i* bei, so dürfte er es nie zu klingenden Reimen gebrauchen: denn dies sind eben die, deren letzte Silbe unbetont ist.

Bei den Adjectivis auf *-lich* und *eklich* schwanken, wo nicht alle, doch die meisten Hdss. Nach S. 114 Ihrer Rec. scheint es eine Regel zu geben, die ich nicht gefunden habe. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir dieselbe mittheilen wollten.

Die Berichtigungen des Versmafses aus M (S. 117) gebe ich sammt und sonders mit Vergnügen zu. In der Zeile *Sîn pflak der gotteliche segen* genügt dem Versmafse schon *götli'che*; das *tt* ist ohne Frage unrichtig, ob nicht auch das *e* werden Sie nach der Regel von der Bildung der Adj. auf *lich* besser wissen als ich. *Sî'n pflâk der gótes ségen* wäre übrigens auch ein richtiger Vers; zwar schwerlich bei Rudolf, der genauer zählt: nur, zu 3

[1] und iach *eingeschaltet*. [2] *die Nibelungenhs. B.*
[3] ch *über ausgestrichenem* so. [4] *vor* jenes : dieses *ausgestrichen*.

Hebungen darf er nicht scandiert werden, weil *segen* das stumme *e* hat und also einsilbig ist. — *Die sëlben erwëlten gotes schar* könnte auch — bei anderen Dichtern, wie bei Wolfram — richtig sein, wie man oft *under în* 2silbig findet, indem das wenig lautende *e* bei bequemer Stellung verschlungen wird.

Barl. 1, 2 ff. ist noch mehr unrichtig interpungiert, als Sie tadeln. Der Fehler war, dafs nicht beachtet wurde, wie Rudolf immer *Sâbâôt* sagt (also *gebôt* im Reim, nicht *gebot*), dahingegen Meisterges. Str. 395 *Sâbâot* vorkommt: *got*. Ich übersetze die Stelle so: Deus, cujus summa potentia jussit (creata) vivere [1], efficientia tua principio carens (Apposition *âne urhap dîn(iu) kunst* zu *dîns gewaltes kraft*). Sine initio semper fuit divinitas tua. Nach V. 5 Punctum, nach 6 Komma, 9 Punctum, 11 Kolon, 12 Punctum. 16 Punctum.

(s. 3) Die Art, wie Sie die Worte *sagen Ein teil unt mîner swære klagen* erklären, erfordert wohl Bestätigung durch ähnliche Beispiele. *Klagen* habe ich doch zuweilen mit dem Genitiv gelesen, z. B. Karl 90a *Daz dû dîn ze sêre klagest.* — Einiges andere S. 118 f habe ich schon im Druckfehlerverzeichnifs gebessert: dafs 64,36 nicht richtig erklärt ist, ist Köpkens Schuld.

76,15 verstehe ich so: die h. Schrift altes Testaments öffnete er ihnen *mit der êwangelien sage,* durch das was in den Evang. steht, durch seine Lebensgeschichte.

92,10. *übel unde wol lônen* ist schwerlich deutsch: 1.) sollten die Genitive stehn, *übeles* wenigstens; *wol* hat, so viel ich weifs, keinen Genitiv, so wenig als *vil, mêre* [2], *tûsent, hundert.* 2.) *Wol* heifst schwerlich Gutes das man thut. *Lônen* ist ein *μέσον*. *ein übelez* [3] *lôn, übele lônen* kommt oft genug vor.

277,5 müfste nach Ihrer Erkl., so viel ich sehe, *waz* [4] stehen: *Mit den dînen berât dû dich, Waz dir behage: daz tûn ouch ich.*

20,5 [5] Der Hauptfehler meiner Erkl. ist, dafs *last* Dativ sein soll. Daher stimme ich Ihnen in den letzten Versen bei. Aber *Man mohte gerne lîden Von gote dise gâbe grôz*, kann nicht verbunden werden. Es ist nämlich feste Regel: Zwei schwache Trochäen (d. h. die [6] einen schwebenden und stummen Vocal enthalten, also eigentlich nur zwei Längen sind) können nicht nebeneinander im Verse stehn. *gote dise* kann nicht sein = ⏑́ ⏑ ⏑́ ⏑, sondern nur ⏑́ ⏑ (natürl. bezeichnet das – und ⏑ nur Hebung und Senkung) oder ⏑ ⏑́, oder ⏑́ ⏑ ⏑́, oder ⏑ ⏑́ ⏑. Also ist, da [7]

[1] (creata) vivere *über ausgestrichenem* (esse) vitam.
[2] mêre *dem ursprünglich die zeile beginnenden* tûsent *vorgesetzt.*
[3] *ob das zeichen über* z *würklich* r *meint, ist nicht ganz sicher.*
[4] *vor* waz s[waz] *ausgestrichen.*
[5] *davor*: 18, 27 verstehe ich Ihre Emend. nicht *ausgestrichen.*
[6] *vor* die : deren *ausgestrichen.*
[7] da von *bis* ungethümer Vers) *ist mit verweisungszeichen in zwei zeilen längs des seitenrandes nachgetragen.*

von neben *gote* zu schwach ist, um als Hebung zu dienen (*Vón gotę dise gâ'be grô'z* wäre ein ungethümer Vers) zu schreiben *Von gote disiu gâbe grôz* im Nominativ, wozu *Der kristenheit ein sunnenglast* Apposition ist.

103,29 würde *mit fridelîchen sachen* keinen Anstofs geben: es ist Rudolfs gewöhnliche pleonastische Weise. *In* wird dasselbe sein[1] = *in fride,*

216,22 scheint mir Lesart und Interp. richtig: *an dâz leben hâstû sin und herze gewant.*

220,8 l. *Die tugęnt ze tugęnden kêre.* Einsilbig *tugent. Tugende* sagen[2] die meisten der ältern Dichter nie, am wenigsten im Nom. u. Accus., wohl[3] aber im Pluralis.

225,17 ist die Münchische Lesart interpoliert. Rudolf reimt nicht *sîn : hin.*

263,1 *Zem êrst.* Im Reim *zem êrest* Barl. 338,3 (wäre leicht zu ändern); *zem êrste* Flore 7795 (wo unrichtig geschrieben ist *zů dem erst*, wie der andre[4] Reim lehrt), Maness. 2, 184 b.

(s. 4) 281,37 kann nicht geschrieben werden *Ze himelrîch diu krône.* Die guten Dichter sagen nur *rîche* und *himelrîche. Himelrîch, -rich,* im Reime bei folgenden ungenauen, theils ganz schlechten Reimern: Ulr. v. Lichtenst. 2,43 b. zweimahl, Müller 3,XLIV b. XXXV b. XXXVIII c. Müll. 1,216 c. Maness. 1,189 b. 2,248 b. Meisterges. b. 242. 396. 407. 415. 546. Altd. Wäld. 2,136. *Küne-krîch* Maness. 2,172 b. Troj. kr. 68 a (hier l. *künige rîch*). *Österrîch* Maness. 2,234 b und mehrere Mahle im Warth. kr.

395,20 *dar in, her ûz* weder hinein, noch heraus. Vgl.[5] Vers 21, wo aber *hie ûze* zu schreiben ist: dies heifst draufsen, wie *dar inne drinne* darin. Doch scheint freilich (aufser dem Reim) *dar in* zuweilen für *dar inne* zu stehn, aber bei Rudolf schwerlich, und gewifs nicht in dieser Stelle.

401,7 wollen Sie mit Köpken gegen Königsb. A *es* schreiben: dann müfste aber erst die Redensart *urkünde hân* bewiesen werden. *Urkünde geben*, Verkündigung, Verheifsung geben, wird freilich gesagt.

401,15 sehe ich keinen Grund zur Änderung.

Âkôsen sagt Rud. auch in der Weltchronik. fol. 118 b[6] *Dô began sich heben an Ein murmelen. daz volk began Nâch fleische sêre âkôsen dâ, Fleischlîche, als dâ vor anderswâ.* und 124 a: *Sie sprâchen gemeinlich alsô Nâch*[7] *kôsende elliu zil,* und col. b dafür *ir nâchrede. Âkust* mit ungedehntem *u* kann unmöglich von *kôsen* herkommen. Es fragt sich nur, was für ein Sprechen unter *âkôsen*

[1] sein *ausgefallen.* [2] *vor* sagen : ist *ausgestrichen.*
[3] *vor* wohl : doch *ausgestrichen.* [4] andre *eingeschaltet.*
[5] Vgl. Vers *eingeschaltet.*
[6] *Königsb. hs., s. Lachmann Kl. schriften* I 158 *anm.*
[7] *ursprünglich* Nâchkôsende, *dann nachträglich in zwei worte getrennt.*

gemeint werde, ein Ansprechen (im alten Sinn), wie gesagt wird *âsank* (das Ansengen), oder, was ich glaube, ein Unsprechen, böses Sprechen.

Bern (mit offenem *e*) 'Streiche geben' ist zu bestimmt. Es wird sogar ein Weg, eine Strafse mit den Füfsen *gebert*.

229,12 halte auch ich *blicken* für unrichtig. Aber *bleichen* als[1] Verbum ist auch falsch: es mufs *blîchen* sein. — Doch s. unten.

Constructionen, wie Sie sie 215,23 annehmen, kommen, so viel ich weifs, nur in volksmäfsigen Gedichten vor. *Erblüjen, blüen* hat zuverlässig sowohl[2] active als auch neutrale Bedeutung. Ich habe nie daran gezweifelt, und kann daher aus meinem Reimwörterbuche nichts vollständiges geben. *Blüjen* ist eine unmögliche Form; vor dem silbentrennenden *j* geht nie[3] ein anderer gedehnter Vocal vorher als *î* u.[4] Umlaute: es müfste *blûwen* heifsen. [Im Gegentheil wäre wieder *blûwen*[5] gegen die Lautregel, *w* nie unmittelbar nach Umlauten, nicht nach *æ, ô, û, iu*, noch weniger nach (s. 5) offnem *e, ö* oder *ú*, wohl aber nach *eu, öu* — ein Beweis dafs nicht Preüssen und Haüte zu schreiben ist]. Weder dies *blûwen*, das auf *rûwen* reimen würde, kommt im Reime vor, noch auch *blüen*, aufser in dem überall ungenauen Wigâmûr 1615 *blüt : güt*. Hingegen steht *blüjen (: müjen, glüjen)* Troj. Kr. 271. 16448 s. Museum 1,435, *blüjet* Troj. Kr. 10590, *blüje* Troj. Kr. (: *früje*), *blüjende* Konrad b. Müller 3,XIII,127 — in allen diesen Stellen in neutraler Bedeutung. Ferner *blüt* Parc. 816 intransitiv, 7219 transit. (beidemahl: *müt*). *blüen* Georg 57a. Wolfr. Wilh. 176 b. Manefs. 2,109 a. Maria 75. Wie von *sâjen, sæn* Prät. und Part. lauten *sæte sâte, gesæt gesât*, so von *blüjen blüen : blüete blüete, geblüet geblüet*. Das Part. mit dem Umlaut, *verblüet*, finde ich nur Manefs. 2,83 b. *erblüet*[6] (: *müet*) W. Wilh. 160 a. *geblüet* W. Wilh. 45 b. Man. 1,12 b. 2,56 a. Flore 34 a. Das Prät. *blüete* haben Rudolf, Konr. v. Würzb., Meisterges. 587, Manefs. 1,28 a, *sie blüeten* Troj. Kr. 145 c. *blüete* Wolfr. Walther, Konr. v. Würz., Georg, Wigal. Maria 166. Manef. 1,59 a. 2,155 a. Ob Rudolf in der Weltchr. auch *blüete* hat, habe ich leider nicht angemerkt. Da ich eben Barl. 297,30 *erglüete* intransitiv anführen will, bemerke ich erst, dafs auch[7] 215,23 *erglüete* steht, ich aber immer von *blüjen* gesprochen habe. Beide Wörter stehen sich indessen gleich, und in vielen der angeführten Stellen kommt auch *glüjen* vor. Das Präter. *glüeten* habe ich nur aus Troj. Kr. 9708 intrans., weder *glüen* noch *glüen* oder *glüet* im Reim, auch nicht Partic. *geglüet* oder *geglüet*, nur *glüet* (: *gemüet* Par-

[1] als Verbum *nachträglich eingeschaltet.*
[2] *vor* sowohl : nur *ausgestrichen.*
[3] *nach* nie : unmittelbar ein Umlaut vorher *ausgestrichen.*
[4] u. Umlaute *eingeschaltet.* [5] *davor* blü *ausgestrichen.*
[6] erblüet — 160 a *nachgetragen über* geblüet — 45 b.
[7] *vor* auch : ich *ausgestrichen.*

ticip[1], also vielleicht[2] *û*, s. Karl 87 b. 93 b. M. S. 1, 173 a) M. S. 2, 10 a.

Den Infinitiv *væren* nennen Sie falsch gebildet. Er kommt aber sogar im Reime vor, Trist. 11666 (: *wæren*), Walther 1,132 b (: *gougelæren*). Weltchronik 54 c: *Ir habet mich beswæret Unt vil leitlich erværet* (turbastis me Genes. 34, 30) fol. 53 b *Er sprach: die troume saget mir, Die ir sâhet unt von den ir So sêre sît beswæret Und ouch dâ von verværet. Unverværet* Parc. 12647. W. Wilh. 2, 195 a. Iw. 3239. 4620. 6261. Meisterges. b. 585. Kolocz. S. 64. 77. Auch Iwein (aufser dem Reim) 9, 213[3] *erværet*, wo Müller 5781 *verzaget* hat. Dafs Sie conjugieren *ich vâre, dû værest*, mufs ein Versehen sein: woher käme der Umlaut in die schwache Conjugation? — ich meine, in die Flexion schwacher Verba.

Gewærhaft, meinte ich, müfste es heifsen vom Adject. *gewære*. Denn das Wort von dem Subst. *wâr* (veritas) oder *war* (attentio) abzuleiten, verbietet das vorgesetzte *ge*. Adjectiva auf *haft*, deren erster Theil schon ein Adjectivum ist, sind (s. 6) freilich auch selten, *sicherhaft, gemûthaft, lûthaft*.

Magetûmlîcher ist streng genommen immer 3silbig, *e* stumm. Doch kann auch das stumme *e* ausnahmsweise mitgezählt werden, und *Von magetûmlîcher geschiht* wäre ein guter Vers, noch besser *Magetûmlîchiu geschiht*. Wo es 3silbig ist, kann *e* geschrieben oder weggelassen werden: der Deutlichkeit wegen lasse ichs, wie Sie, lieber weg.

Das Adverbium *ôster* ist wenigstens ebenso richtig als *ôstert*. *Wester* W. Wilh. 127 b. *sunder* Turl. Wilh. 2 a.

Der Conjunctiv bei *sît* 390, 14[4] scheint mir regelmäfsig. Weil ich, wie du siehst, verwaiset bin.

Sich spellen steht auch im Trist. 8501: *Weiz got, hie spellet sich der leich, Unt lispet ditze mære: Ouch ist ez alwære, Swer saget* s. Es heifst wohl: es ist ein Mifston, wie von gesprungenen Saiten. *Des videlæres seite derst enzwei*. Ganz verschieden ist wohl Trist. 3942[5] *Und spelleten sus unde sô*, mit[6] geschlossenem *e*, redeten; Engl. *to spell*. Das Subst. *spel* s.

Swære 192, 12 ist Conj. Prät. von *swern swar gesworn*. Weltchron. 64 a: *Des mût nâch im in jâmer swar*. Manchmahl wird es transitiv gebraucht, Barl. 393, 10. Freidank 2302. — Weltchrn. 82[7] bc: *Alsô daz al den liuten gar Der lîp in sweren wîse swar Von blâtern die*[8] *an in* (viell. *Unt blâtern an in*) *wâren Und* (viell. *Die*) *nâch ir brûche swâren Und in fûgten manige swære*. Der Conjunct. *swære* Iwein 1344. W. Wilh. 12 b.

[1] Particip *steht über* gemût.
[2] *darüber in parenthese* schwerlich. [3] *in Michaelers ausg.*
[4] *lis* 390, 34. [5] *davor* 3249 *ausgestrichen*. [6] mit — spel s. *zwischen den zeilen eingeschaltet.* [7] *ursprünglich* 83, *dann* 3 *ausgestrichen, darüber* 2. [8] *davor* du (?) *ausgestrichen.*

Ich glaubte, es hiefse *iufen* und *hiufen*, weil wir sagen häufen, und Stalder Id. 1,118 *üüfnen* hat. Indefsen ist dies freilich *ûfinôn*, und der Umlaut kommt also[1] vom *i*. *Hûfen* aber ist *gihûfôn, hûfôn:* also besser *hûfen* und *ûfen*. Nur fragt sich noch, ob — *ûf* — oder — *uff* —. *Gihuffôn* haben die Althochd. Quellen; M. S. 2, 146 a *uf*[2]*: huf* (Genit. *huffi* Alth., *hüffe* Mittelh. *huf: luf* für *lop* M. S. 2, 214 a). Und dennoch kommt auch *houfen* vor, am Ende des Titurels: *geloufen*[3]; Ernst S. 22 b., und *daroufe* Georg 11 b., *ouf* Georg 2 b, 14 b. 38 a. 42 a. 43 b. 56 b. 57 a; gute Handschriften haben *ůf* d. i. *ûf*; *ůf* im Reim Ernst 8 b. 37 a. 44 a. Meisterges. b. 546. Altd. Wäld. 2, 72. Endlich reimt Konrad *uf: ze huf*, g. Schmiede S. 288. Der Reim *VFFE* ist mir nirgend vorgekommen, wohl aber *VFFE : trüffe slüffe*. Ich wünschte sehr zu wissen, ob Sie sich für *ûf* oder *uf* bei den guten Dichtern entscheiden. Grimm ist darüber auch zweifelhaft.

(s. 7) Ein Adverbium *unlenge* kenne ich nicht, wohl aber ein Adject. *lenge*, Nebenform zu *lank*, wie *künde* zu *kunt*. *lenge* Flore 13 c. 21 b. c. Benecke[4] S. 169. Zwar steht bei Konrad, Müller 1[5], 209 b: *Nâch ir minne minneklich Begunde er alsô vaste queln, Das (er) sîne pîn verheln Niht mohte vor ir l a n g e. Zû (z'ir) gienk er g e n g e, Oder reit (dar), swenne ez mohte sîn* (vielleicht auch *Oder reit so'z mohte sîn*). Aber das Adject. *genge* pafst hier wohl nicht, und der Plural G ä n g e wäre etwas wunderlich: könnte nicht *gange* Adverbium sein, wie *ange* und *gedrange*? Im Barl. 10, 31 ist *der welte unlenge* der Accusativ, der zur Bezeichnung des Weges dient, wie man *einen wek, den walt, die strâze gêt*.

Ihre Regel über die Präpos. *wider* leuchtet mir nicht ein. Weltchronik 18 b *Die* (zwei Frauen) *hâte er beide wider gote, Wande got mit sîme gebote Verbôt unt des niht wolde* s. Klage 1619 *Die nôt, diu wider in dâ was*. Iwein 5391 *Hie wâren zwêne wider zwein*.

Weinik ist zwar nicht echt Mittelhochd., aber auch nicht Unform 'des Schreibers' sondern mundartlich. Ich habe es selbst im Reim gelesen, — mich dünkt in Heinrich Heslers Apokalypse. *Vortlich*[6] für *vorhtl.* bin ich auch nicht geneigt Rudolf zuzuschreiben, obgleich sogar Wolfram hat *sie vorten* Parc. 5415. und 6615 *unvervort*[7]; M. S. 2, 14 b *gewort* (: *des kieles bort*); Wigamur[8] S. 22 b. *geworte* (: *borte*).

Dafs *sunder*[9] vor Substantiven nicht indeclinables Adjectivum

[1] *eingeschaltet.* [2] *davor* h *ausgestrichen.* [3] : geloufen; *eingeschaltet.* [4] *Beyträge* 1810. [5] 1 *aus* 3. [6] *das folgende bezieht sich auf Docens bemerkung s.* 114. [7] *über dem ersten* v *ein fragezeichen.* [8] *hierauf* ge[worte] *ausgestrichen.*
[9] *zu Docen s.* 133.

ist, sondern Zusammensetzungen bildet, scheint mir aus solchen Stellen deutlich zu sein, wie diese in Wolfr. Wilhelm ist S. 167 a

ich mak niht wol benennen gar
al den rûf der heiden sunderschar (Plural).

Ich läugne natürlich damit das Adjectivum *sunder* nicht, das aber, wie jedes andre Adject., flectiert wird[1] und auch unflectiert[2] nachgesetzt[3]. Wilh. 2, 105 b *Mit maniger storie sunder*, 189 b *die kômen mit rotte sunder*. Hingegen werden die Zahlwörter *vil*, *hundert*, *tûsent*, *drî* nicht unflectiert nachgesetzt, sondern dann nur substantivisch, mit vorhergehendem Genitiv[4], gebraucht. Ich finde zwar im Karl S. 113 b *Unt touftes in den namen drî, Dâ wir noch*[5] *got erkennen bî* : es wird aber zu lesen sein *ûf die namen drî*.

310, 34[6] erfordert zwar der Vers *Ein fiur* (oder *fiuwer*) *régenénder nébel* : dennoch ist vielleicht Rudolf der einzige Dichter des 13t Jhs, der *segęnde* (s. 8) für *sëgęnéndé* im Reim gebraucht hat. Weltchron. 34 b : *Der* (der Sara) *lîp wirde ich segende. Mîn segen wirt in pflegende.* Weit schlechter und ohne Grund (weil hier, in *segęnen*, nicht 2 tonlose Silben hinter einander zu vermeiden sind, worauf die Mittelhochd. Sprache überall ausgeht) ist der Infinitiv *gesegęn* Kolocz. 223, 44. *Regende*, regnend, ist genug unterschieden von *regęnde, erregende*, denn dies letztere hat ein offenes *e*.

An einigen Stellen, wo Sie zweifeln, ob richtig gelesen sei, habe ich die Hds. A wieder nachgesehen. — Die[7] biblischen Stellen finden sich in keiner der drei gebrauchten Hdss.

95, 29[8] steht wirklich *toblichim*. Doch steht der Grundstrich am *t* zu schief; es mag erst haben ein *c* werden sollen. *c* und *t* sind sehr deutlich unterschieden; 68, 29[9] ohne Zweifel *pphetie* (aber auszusprechen allerdings *c*.) 217, 17[10] *Ir manheit minem mvͦt*. Unter den Druckf. steht wieder, wie im Texte, *warheit*. 176, 4[11] *sam die bine viriagit der rͦoch* — für echt Hochdeutsche Form halte auch ich nur *bîe*, schwach decliniert. Woher Köpke 229, 12[12] sein *blicken* hat, weifs ich nicht : in A steht *dc man in sere bleichin sach*, wie in M., *bleichen* pallidum. 29, 5[13] und 39, 21 hat A *vrevenliche* (so mit nachgetragenem *e*) *sitte* und *Siht in der vrenenlichen an*. Richtig scheint mir nur *frevęllich*. *Súndeklich*[14]: 53, 5 fehlt in A (Köpke ist hier vorzugsweise der Berl. Hds. gefolgt). 70, 4 *ane sund'clichen* (also *svndecl.*; das *c* vor *l* ist zuerst *e* gewesen, also *svndel.*) 167,39 *zi svndelich*. 238, 17 *Div svndeclichist* (*ist* hätte K. nicht ändern sollen) *missetat*. 36, 7[15] hat die Hds. *er*

[1] *eingeschaltet*. [2] *eingeschaltet*. [3] *hierauf* wird *ausgestrichen*. [4] *davor* Nominativ *ausgestrichen*. [5] *eingeschaltet*. [6] *zu Docen s*. 128. [7] *zu Docen s*. 116. [8] *zu Docen s*. 123. [9] *zu Docen s*. 131. [10] *zu Docen s*. 123. [11] *zu Docen s*. 126. [12] *zu Docen s*. 126. [13] *zu Docen s*. 127 *f*. [14] *zu Docen s*. 133. [15] *zu Docen s*. 135.

enwuste. Die Form ist nicht selten, aber gewifs nicht echt. — In der von Ihnen ergänzten Stelle ist Köpke zwei Mahl von den Lesarten der Hds. A ohne Anzeige abgewichen. Überhaupt sind die Angaben des Lesarten-Verzeichnisses garnicht 'gewissenhaft'. 295, 2 *die*[1] *gertin wibez name*[2] *treit*. Es ist offenbar zu lesen *gérter wibes name*. 295, 19 *Sprechin hóhin unerin ze hohirm lobe merin*. Hier ist die Lesart Ihrer Hds. richtig.

Möchte es mir gelingen, durch diese geringfügigen Bemerkungen, die gewifs Blöfsen genug geben, Sie zur Mittheilung Ihrer zurückbehaltenen grammat. Bemerkungen zu bewegen. Ich bitte aus purem Eigennutz darumm, weil ich wünsche dafs sie mir beim Titurel nützlich werden, und man sich ohne Mittheilung allzu leicht in einseitigen Ansichten verhärtet. Sein Sie versichert, dafs ich alles mit dem besten Danke aufnehmen u. als einen Beweis Ihres freundschaftlichen Wohlwollens ansehn werde, und zweifeln Sie nicht an der aufrichtigen Hochachtung, mit der ich bin

Ew. Wohlgeborn

Königsberg 1 Nov. 1820. ergebenster

K. Lachmann.

zwei octavbogen in deutscher schrift.

3

Berlin 14 Aug. 1825.

Ich weifs garnicht, mein verehrter Freund, wie ich Ihnen recht danken soll für alle Güte und Gefälligkeit. Die Zettelchen[3] sind noch sehr zur rechten Zeit gekommen : denn es hat[4] sich durch allerhand Versuche u. Aufenthalt die Sache so lange hingezogen dafs eben erst 2 Bogen in kl. Quart[5] gedruckt sind. Andres Format ging nicht gut, weil ich die Halbverse so absetze wie im Freisinger Otfried — die ungleichen Zwischenräume in Hagens neuer Ausg.[6] scheinen mir häfslich. Ich zähle die Strophen, und setze oben über die Seiten Lafsbergs Verszahlen, damit[7] man diese Umarbeitung immer vergleichen könne, weil ich was ihr (an Lesarten und Strophen) eigenthümlich ist, nicht aufnehme, die Strophen aus anderen Hdss. aber alle, doch unter dem Text. Das verlorne Blatt war das letzte : ich habe es wieder hergestellt, wobei ich noch den Vortheil habe dafs einiges vorher Vergessene nachgetragen werden konnte. Ihre Mühe wird freilich dadurch vermehrt : aber warum verwöhnen Sie einmahl die Leute, dafs sie Ihnen dergleichen zumuten?

[1] *davor* D *ausgestrichen*. [2] *lis* namen.

[3] *vgl. Lachmanns Nibelungen-ausg*. 1826 *s*. IV : nachher hat mir Docen auf anfragen über stellen [*in A*], wo ich meine genauigkeit zu bezweifeln ursach fand, mit freundschaftlicher aufopferung bescheid gegeben.

[4] hatte : te *ausgestrichen*. [5] *über* kl. Quart *in parenthese* lat. Schrift. [6] *Der Nibelungen noth* 1820. [7] *vor* damit : denn *ausgestrichen*.

Auch für den halben Bogen Altbairisch[1] danke ich herzlich. Ich habe noch nicht alles genau durchgelesen und die Mundart recht (betrac)htet[2]: es (s. 2) ist aber der Mühe werth. Zu *tua pi mih*[3] hat Graff[4] p. 108 ein gleiches Beispiel aus O. 2, 8, 90. Vergl. O. III, 23, 98. V, 24, 30. *hogazi pi dih selpan,* cogita de temet ipsum (Romanisch) gl. Cass. 855b[5].

Um wenigstens zu thun was ich kann, will ich dafür sorgen dafs nächstens 2 Bogen Specimina linguæ francicae in 2 Ex. (für Sie und Schmeller) nach München kommen — eigentlich nur für meine Vorlesungen zusammengedruckt und übrigens eben nicht interessant. Sie werden das Ludwigslied darin finden, in welchem aber nach Ihrer Ausgabe[6] nicht viel zu thun geblieben war.

Ist Graff[7] schon bei Ihnen oder noch nicht? Ich habe gar keine Nachricht davon, welchen Weg er genommen hat und wie er recht auf der Reise zu arbeiten denkt. — In kurzem reist ein junger Theolog von hier, Dr. Siefert[8], nach Wien und München, ein geborner Elbinger, mir noch von Königsberg bekannt, der auch hier sehr gelobt wird. Ich fürchte dafs er gerade in Ihre Ferien kommt; habe ihn aber, falls Sie nicht verreist wären, auf Ihre Güte getröstet, die er schon nicht mifsbrauchen wird. Übrigens weifs ich nicht[9] ob er in München eigentlich bestimmte Zwecke hat.

Caeterum censeo Karthaginem — d. h. ich schliefse keinen Brief ohne zu fragen: wann werden Ihre Glossen[10] und wann wird der Frauendienst[11] gedruckt?

Dafs ich die beiliegenden Zettel mit den Antworten gern b a l d wieder[12] hätte, darf ich nicht sagen, denn theils wissen Sies, theils schäme ich mich.

Leben Sie wohl und bleiben Sie freundschaftlich gewogen

Ihrem

C. Lachmann.

Am aufsenrande von s. 2 *des octavbogens steht, der länge nach und gleichfalls in deutscher schrift:*

[1] *Einige denkmäler der althochdeutschen litteratur, in genauem abdruck aus handschriften der kön. bibl. zu München, München* 1825. 8 *ss.* 8. [2] *es ist nur noch der schluss* htet *lesbar, das andere vom wurm zerfressen.* [3] *SEmmeramer gebet* 16 (*Dnkm.*[3] I 248).

[4] *Ahd. präpositionen* 1824. [5] *Ahd. glossen* III 13, 15*f.*

[6] *München* 1813. [7] *vgl. Germania* 11, 499; *auch Baier Briefe an Benecke s.* 65.

[8] *Friedr. Ludw. Sieffert* (1803—1877) *habilitirte sich* 1826 (*so!*) *in Königsberg und wurde* 1829 (*so!*) *daselbst extraordinarius*, 1834 *ordinarius, vgl. HPrutz Die königl. Albertus-universität zu Königsberg i. Pr. im* 19 *jh.* 1894 *s.* 147*f.* 229*f.* [9] *hierauf* bestimmt *ausgestrichen.*

[10] *vgl. Steinmeyer und Sievers Ahd. glossen* IV 694*ff; Briefe der brüder Grimm an Benecke s.* 166; *EBrauns briefwechsel s.* 46*f.*

[11] *vgl. Lachmann UvLichtenstein s.* 680; *Müller Briefe der brüder Grimm an Benecke s.* 43; *EBrauns briefw. mit den brüdern Grimm und JvLaszberg s.* 23. [12] *eingeschaltet.*

Dafs die Müncher [1] Blätter von den Nibel. fort sind, ist mir allerdings schmerzhaft. Sie sind merkwürdig weil sie so häufig mit [2] Ihren [3] Hoh. Emser Hdss. stimmen. Nun kann ich mich gar nicht daran kehren, denn Hagens Varianten [4] glaube ich nichts. Sind Sie sicher, dafs Sie die Blätter von ihm zurück erhalten haben?

adresse: Herrn Bibliotheks-Custos Docen
Wohlgeboren
frei München

4

Berlin 23 Sept. 1825.

Lieber Freund, ich bitte Sie um Gottes Willen, wenn es Ihnen auf irgend eine Weise möglich ist, antworten Sie auf meine Fragen auf dem erneuerten Zettel. Es werden wöchentlich 2 Bogen kl. Quart gedruckt [5], jeder zu 70—80 Strophen: elf sind fertig, und ich sehe mit Schauder den Punkt immer näher rücken, wo meine Fragen anfangen. Ich bitte Sie, lassen Sie mich nicht im Stich. Ich weifs recht gut was ich Ihnen damit zumute: aber um der Sache willen lassen Sie mich nicht vergebens auf die Erfüllung Ihres Versprechens warten. Ich hoffe nicht dafs Sie krank sind und dies Sie abhält. Ich bin seit 4 Wochen oder länger krank, und litt anfangs an einem Wechselfieber, das mich täglich 2mahl plagte, jetzt noch an den Folgen, einer unüberwindlichen Mattigkeit besonders Vormittags. Nachmittags gehe ich aus, doch weite Wege nur mit Mühe, und vor Abend mufs ich heim. Ich wünsche dafs es Ihnen besser gehen möge. Entschuldigen Sie übrigens meine dringende Bitte mit der Leichtigkeit der Sache.

Von Herzen Ihr
CLachmann.
Französ. Strafse No. 53.

adresse: Herrn Bibliotheks-Custos
Docen Wohlgeb.
in
frei München

Der brief füllt die seite eines quartblattes, ist bis auf die namensunterschrift und namen und ort der adresse in deutscher schrift geschrieben.

[1] *hs. H im Nibelungen-apparat.*

[2] *hierauf* den *ausgestrichen.* [3] *vgl. Docen, Jenaische allg. litteraturzeitung* 1814 *nr* 51. 52 *sp.* 401 *ff*, *bes.* 406 *f.* *weshalb sagt Lachmann* Ihren? *er meint vielleicht nicht AC, sondern AD. vgl. auch Briefe der brüder Grimm an Benecke s.* 182.

[4] *in Büschings Wöchentlichen nachrichten* 4, 179 *f.*

[5] *vgl. s.* 152 *anm.* 3.

HAHoffmann.

Sie erhalten beiliegend einige Kataloge[1] unserer Dubletten-Versteigerung und zugleich das versprochene Verzeichnifs der Silesiaca, welche wir zum Austausche mit den Schriften der M. A. anbieten. Wir hoffen nun, dafs Sie unseren Vorschlag bestmöglichst unterstützen und den Grund zu einem künftigen traulichen Verkehre beider Bibliotheken legen helfen. Prof. Stenzel[2] hat aus Versehen das Verzeichnifs der Schriften der M. A. Herrn Prof. Thiersch[3] übergeben; es waren die uns fehlenden Werke darauf bemerkt. Ist es noch nicht in Ihren Händen, so wird es Hr. Prof. Thiersch Ihnen schon abliefern.

So lieb mir Ihre neuliche Zuschrift war, so vermisse ich darin immer noch die Beantwortung einiger Fragen. Sie versprechen mir aber Erfüllung meiner alten Bitten u. somit will ich dann derselben getrost entgegen sehen.

(s. 2) Vor allen Dingen möchte ich jetzt gerne wissen, ob das Verbot von HSS-Versendung aus der kön. Hofbibliothek ebenso wie sonst in Bezug auf Preufsen stattfindet? Wir denken hier wenigstens, dafs jenes für Preufsen und Baiern erfreuliche Ereignifs, die Vermählung unseres Kronprinzen[4] auch auf litter. Verkehr Einflufs haben müfse. Über dem ist es doch hart, um der Nachlässigkeit[5] Eines Mannes willen einen ganzen Staat eines Vortheiles nicht geniefsen zu lassen, der viel wichtiger ist als der Verlust einer HS. Wenn nun auch alle 100. Jahr mal eine HS. verloren geht, d. h. gewöhnlich nur, nicht an ihren früheren rechtmäfsigen Besitzer heimkehrt, so ist es doch noch besser, als wenn 4000. HSS. Jahrhunderte unbenutzt liegen.

Es freut mich immer, dafs Preufsen in Bezug auf die zurückgekehrten heidelb. HSS. mit Baden einen Vertrag[6] schlofs, (s. 3) dafs die Benutzung dieser litt. Schätze künftighin für jeden Gelehrten zugänglich sein sollten. Es ist dagegen machiniert worden, aber der Vertrag steht fest. Mone[7] sähe gerne, dafs auch nicht ein Pgstreifen über den Neckar ginge, u. er ist die wahrschein-

[1] *am* 3 *mai* 1824 *hielt die Breslauer kgl. universitätsbibliothek eine öffentliche doublettenversteigerung; den grösten teil des katalogs hatte Hoffmann angefertigt* (*Hoffmann Mein leben* II 17). *hr. bibliothekar dr Kuhn in Breslau teilt mir freundlichst mit : der Catalogus librorum impressorum veterum partim rariorum quos die* 3 *mens. Mai. et seqq.* MDCCCXXIV. *publica auctionis lege vendendos curabit Bibl. Regia et Academica* (*Vratislaviae, typis Kupferianis*) *erschien nochmals als s.* 1—50 *von Catalogus librorum quos die* 17 *mens. Mai. et seqq.* MDCCCXXIV *usw.* (176 *ss.*). — *über das verzeichnis der Silesiaca liefs sich nichts ermitteln.*

[2] *Allg. deutsche biographie* 36, 53.

[3] *Allg. deutsche biographie* 38, 7.

[4] *Friedrich Wilhelm* IV. *hatte sich am* 29 *nov.* 1823 *mit prinzessin Elisabeth von Baiern vermählt.*

[5] Nachlassigkeit.

[6] *Wilken Gesch. der — Heidelbergischen büchersammlungen s.* 257.

[7] 1825 *wurde ihm die leitung der Heidelberger universitätsbibliothek übertragen.*

liche Veranlassung, dafs Wilken kurz[1] vor seiner Geisteszerrüttung[2] dem badenschen Gesandten zu Berlin eine derbe Nota übergab. Ich habe jetzt die heidelb. HS. von Otfried[3] vor mir und werde in einem Vierteljahre meine Abschrift vollendet haben. Wie lieb müfste es mir dann sein, hier in meiner Ruhe einige Wochen die freis. HS. benutzen zu können! Sie wissen, wie wichtig das Selbstsehen und Vergleichen ist u. erklären Sich deshalb leicht meinen Wunsch. Hinreisen nach München kann ich jetzt nicht, dawider sind meine amtlichen Verhältnisse u. mein ganzer Lebensplan. Was meinen Sie nun dazu, wenn ich mich an unser Ministerium wendete! (s. 4) Meine Bruchstücksammlung hat im vorigen Jahre gegen 15 Pg Blätter u. Streifen gewonnen. Warum mufste mir so Manches entgehen? z. B. Ihr schönes Tristan-Fragment[4]? Ich hätte Ihnen so gerne, so sehr gerne etwas dagegen geben können, was Ihnen auch Freude gemacht hätte. Von v. d. Hagen ertausche ich nur schlechte Sachen u. altholländische, welche ihm gar nicht am Herzen liegen. Er bekommt Alles geschenkt u. ich richte mit Geld und Büchern nichts aus. Veesenmeyer[5] hat mich recht angeführt! Ein wunderschönes Bruchstück vom Virgilius nebst einigen andern erhielt er von mir u. — er gab mir ein verblichenes junges Blatt von Namenlos u. Valentin[6]. Sollten Sie jemanden wissen, der Bchst. besitzt und dafür alte Spielkarten (aus dem 16. Jahrh.), Inkunabeln, Holz- u. Kupferstiche eintauschen möchte, lassen Sie es mich gefälligst wissen!

(s. 5) Wann werden Sie Ihre Glossen herausgeben? Zögern Sie doch nicht länger! Füglistaller[7] sorgt für den Abdruck der St. galler, Grimm für die wiener[8] u. ich folge mit den trierern[9] etc.

Grimm schreibt[10] mir, dafs nächstens der 2te Band seiner Grammatik erscheinen wird. Da sollten Sie billig an eine Rezension des ganzen Werkes denken! Ich wüfste nicht, wer würdiger sich dazu eignete als eben Sie, verehrter Landsmann. Grimm[11] meldete mir schon früher, dafs Sie seit Jahren eine Grammatik im Pulte liegen hätten, u. ich glaube es sogar aus Ihren eigenen Schriften gelesen zu haben. Ist das wirklich der Fall, so werden Sie zugleich am leichtesten eine gründliche Beurtheilung von Grimms Fleifse und Scharfsinne geben können.

[1] kurz *über ausgestrichenem* doch. [2] *Allg. deutsche biographie* 43, 239. [3] *Mein Leben* II 16. 32. *Germania* 11, 385.
[4] *Miscellaneen* II 110. [5] *Allg. deutsche biographie* 39, 519.
[6] *Altd. bll.* I 204.
[7] *Anz.* X 145 *ff*, *bes.* 154 *f*. *Briefwechsel vMeusebach-Grimm s.* 362.
[8] *Grimm gramm.* 1 (1819) LXIV; *Germania* 11, 499; *Hoffmann Ahd. gll. s.* 56 *ff*. [9] *Glossarium latino-germanicum e codice trevirensi primum editum*, *Vratislaviae* 1825, *vgl. Mein leben* 2, 15 *f*; *Briefwechsel vMeusebach-Grimm s.* 324. [10] *Germania* 11, 385 *f*; *Briefwechsel vMeusebach-Grimm s.* 33. 328.
[11] *Germania* 11, 384.

Vor einigen Wochen war ich beschäftigt mit Wiederherstellung des Jan von Brabant. Wie weit es mir gelungen, (s. 6) sollen Sie bald selbst sehen. Ich habe näml. beiläufig irgendwo die wenigen Strophen drucken lassen u. werde Ihnen ein Exemplar[1] davon zusenden. Jan I. scheint in Deutschland nicht sonderlich bekannt zu sein. Sein Leben beschreibt der niederl. Horneck, Lodewijc van Velthem[2]. Ich wünschte gerne das Lobgedicht noch zu kennen, wovon Sie im Altd. Museum[3] reden.

Kennen Sie 'Rohnfelders fliegenden Antiquarius, Hall 1802, 4°'? Mir ist das[4] Buch nie vorgekommen. Gräter führt es an in seiner schillingsfürster Zeitschrift[5]. Wer wohnt nun in der ultima Thule? Wir doch wol eher, als Sie? So Manches[6] bereicht unsere Gegenden nicht, so dafs ich neulich beinahe in Engelhardt's Peter v. Stauffenberg ein Buch für vorhanden angesehen hätte, wenn nicht der Irrthum des Vf. zu grell gewesen wäre. Engelhardt zitiert[7]: Draudvetters[8] Vorlesungen (s. 7) über altdeutsche Poesie. Da merkt man bald den guten Draudius[9]!

Eine Zeitschrift für deutsche Litteratur sollte billig irgendwo erscheinen. Leider sind die Hindernisse noch die alten — keine Verleger, arme Verfasser, wenig Leser und endlich Mis-vergnügen aller drei Theile. Aber eine hübsche Sache wäre es! Die neuesten Entdeckungen fänden einen Hafen und Berichtigungen der älteren eine Freistätte. Wieviel ist seit Erscheinen des v. d. H. Grundrisses endeckt, berichtiget u. angezeigt worden! Jetzt schwimmt es in unserer neuen Zeitschrift-Litt. umher. Weifs ich doch nicht einmal, wo überall Ihre Aufsätze zu finden sind! —

Vielleicht fasse ich den Plan, über kurz oder lang einen Verleger auf meine Kosten zu stimmen. Jetzt habe ich kein Geld u. schweige.

(s. 8) V. d. Hagen[10] wird als Professor nach Berlin gehen. Wir verlieren an ihm einen gesellig sehr liebenswürdigen Mann u. eine bedeutende Sammlung, deren Verlust mir besonders recht schmerzlich wird.

Für die Abdrücke des Ludwigsliedes[11] sage ich Ihnen viel-

[1] 'Schon vor 30 jahren hatte ich eine Wiederherstellung versucht u. an das königl. institut zu Amsterdam gesendet' *Germ.* 3 (1858), 154. *alle weiteren nachforschungen darüber, bei denen mich Bolte, Steinmeyer und Wolff unterstützt haben, blieben ergebnislos.*

[2] *Allg. deutsche biographie* 39, 596.

[3] *Altd. museum* I 180, *vgl. JGrimm Kl. schr.* v 264.

[4] das Buch *über ausgestrichenem* es.

[5] *Idunna und Hermode* 1814, *litt.beilage nr* 12 *s.* 47.

[6] *aus* manches. [7] *s.* 12*f.*

[8] *Docen hat mit bleistift (aber irrig) corrigirt* Trautvetters *und mit fragezeichen hinzugefügt* der Bardenhain, *vgl. Goedeke* VII 494.

[9] *Allg. deutsche biographie* 5, 383; *Bibliotheca libr. germanicorum classica, Frankf. a. M.* 1625 *s.* 590.

[10] *vdHagen wurde am* 24 *jan.* 1824 *als ordentl. professor nach Berlin zurückberufen.* [11] *München* 1813.

mals Dank. Dr. Kunisch[1] hat danach den Text, welcher in seinem Handbuche der altd. L. bereits gedruckt war, umdrucken lassen. Ich mache Sie aufmerksam auf dies Buch u. wünschte eine Beurtheilung von Ihnen darüber zu sehen.

Graffs althchd. Präpositionen kennen Sie schon. Glauben Sie übrigens, dafs sich Grimm's Schreibung des Althochd. beweisen oder rechtfertigen läfst? — Graff hat keine HSS. gesehen u. Grimm hatte leider im Augenblicke, als er die Gr. schrieb, keine einzige vor Augen.

Erfüllen Sie nun bald Ihr Versprechen, wonach sich sehnt Ihr

ergebenster
Dr. Hoffmann,
Custos an der Centr.-
Bibliothek zu Br.

Breslau
2 März 1824

Zwei octavbogen in deutscher schrift, laut Docens vermerk oben auf s. 1 beantw. 10 Apr. 24.

JvLaszberg.

Heiligenberg am 2 Junius 1826.

Vereretester Herr!

Bald nach meinem schreiben vom 7 May an Sie, befiel mich hier ein schleimfieber[2], von dem ich nun grösten teils genesen bin. Ich wollte Inen von Eppishausen aus den Liedersaal schicken; durch krankheit verhindert, mufs ich bitten für diesmal mit Etwas geringerem vorlieb zu nemen; doch hoffe ich, dafs es Inen nicht unangenem sein werde, durch dies kleine Specimen[3], die bekanntschaft eines neuentdekten dichters zu machen und zwar aus einem orden, der bisher noch keinen sänger aufzuweisen hatte. Wo und durch wen, wird denn nun der Frauendienst des Ulr: v. Liechtenstein aus der Münchner handschrift herausgegeben[4]? In wenigen Tagen hoffe ich wieder in Constanz zu sein. Mit vollkommener vererung Dero

gehorsamer Diener
JosefvLafsberg.

FHvdHagen.

Berlin 19 Aug. 28.

Viel lieber Freund;

Vor einigen Wochen habe ich Ihnen einen hiesigen Freund namens Pölchau[5], der auf Musik reiset, zugesandt, heute kömmt

[1] *Handbuch der altd. spr. u. litt. von der ältesten zeit bis gegen die mitte des* 18 *jhs. Leipzig* 1824.

[2] *vgl. Briefwechsel zwischen Laszberg und Uhland s.* 69 *f.*

[3] *Ein schoen und anmuetig Gedicht wie ein heidescher küng, genannt der Littower usw. Constanz* 1826, *vgl. Briefwechsel vMeusebach-Grimm s.* 32. [4] *cgm.* 44 *und Ana.* 4 c 68.

[5] *Georg Pölchau* (1773—1836), *seit* 1813 *in Berlin,* 1833 *bibliothekar der Berliner singacademie; seine musikalien-, insbes. Bachsammlung wurde von der kgl. bibliothek und der singacademie angekauft. vgl.*

ein andrer, mir noch viel trauterer Freund (seit der Univers.), der Geh. Finanzrath Sotzmann[1], der den bildenden Künsten u. den dazu gehörigen xylo-graph. od. typogr. Denkmälern zugewandt, auch Ihren dortigen embarras de richesses betrachten will u. den ich insonderheit Ihrer freundlichen Aufnahme u. Anweisung empfehle[2]: obwohl er dessen, bei Ihrer Güte nicht bedarf, u. der Überbringer auch bald Ihr Freund werden wird. Derselbe hat 1819 ein schönes Büchlein[3] über sein[4] damals[5] einziges[6] Ex. des grofsen Holzschnitts[7] von Cöln herausgegeben, u. jetzt zu den Minnesingern[8] die Facsimiles fast aller Codd. trefflich gemacht. Ich habe ihm nun aufgetragen, auch Ihre[9] Fragm. von Walth. vdV. mit Noten (die ganz den Frankf. notierten Perg. Bl. vom Nithart[10] ähnlich sind, u. viell. zu einer Samml. gehörten) zu beschauen, u. mit Ihrer Erlaubnifs für mich abzuzeichnen, wenn Sie sie ihm nicht für mich, auf kurze Zeit nur, mitgeben wollen: nachdem Sie mir längst gütige Mittheilung derselben verheifsen. Eben so erneue ich meine Bitte wegen der vorlängst versprochenen Lieder des Beringers[11]; u. was Sie sonst etwa (s. 2) für das grofse Corp. poet. lyricor. bis ins 14te Jahrh. haben, u. mir gönnen. Der dritte Band ist nun, nach Vollendung der Jenaer Samml., in den Nitharts-Liedern aus meiner (Regensb.) Hds.[12], u. den Schlufs macht eine Samlung anderer zerstreuter Lieder namhafter Dichter, oder namenloser, auch einzeler Strophen und Bruchst. Helfen Sie mir also freundlich zum erwünschten Ende. Freund S. wird mündlich mehr berichten. Behalten Sie mich lieb.

Von Herzen der Ihrige vdHagen.

Meine Frau empfiehlt sich bestens.

Wie steht es denn mit Freund Scherer[13]?

adresse: Herrn Docen
Custos der K. Bibl.
Wohlgeb.
zu
München

ein quartbogen in deutscher schrift.

Wendeler Fischartstudien des frhrn. vMeusebach s. 66; *Briefwechsel vMeusebach-Grimm s.* 79.

[1] *Joh. Daniel Ferdinand S. geb.* 1781, *der bekannte mitarbeiter an Naumanns Serapeum.* [2] *aus* empfehlen *gebessert.*

[3] *Über des Ant. von Worms abbildung der stadt Cöln, aus dem j.* 1531. *Cöln* 1819. [4] *über ausgestrichenem* das. [5] *nachgetragen.*

[6] einzigeges. [7] *darüber* v. Anton v. Worms.

[8] *vgl. Minnesinger* I p. XLV. IV 766 *ff.*

[9] *vgl. Docen im Museum f. altd. litt. und kunst* II (1811) 27. *vdHagen sah die blätter zuletzt im jahre* 1822 *oder* 1823 *bei Docen, seitdem sind sie verschwunden, vgl. Minnesinger* IV 188 *anm.* 8, 901 *nr* 10.

[10] *Haupts O, vgl. Minnesinger* IV 770 *ff.* 902 *nr* 16.

[11] *im cgm.* 717, *vgl. Docen im Museum* I 137 *f*; *Koberstein* I⁶ 271 *anm.* 27. [12] *Haupts c.* [13] *s. oben s.* 134 *anm.* 8.

Berichte über GWenkers Sprachatlas des deutschen reichs.

XIX.

82. *schreien* (satz 22).

Mehr eine wort- als lautkarte. der satz in der vorlage lautet: *man muss laut schreien, sonst versteht er uns nicht,* und da wird *schreien* massenhaft durch synonyma ersetzt, die sein kartenbild verdunkeln; ja von einer darstellung der endung ist deshalb überhaupt abgesehen worden. abgegrenzt sind die geltungsbereiche folgender synonyma, ohne dass dabei ihre lautliche gestaltung berücksichtigt ist (vgl. die idiotika): *röhren* (mnd. *raren*), untermischt mit *rufen*, abgegrenzt an der untern Ems und längs der Nordseeküste zwischen Dollart und Jadebusen, nicht so herschend weiter landeinwärts im übrigen Ostfriesland und südlicher, aufserdem vereinzelt an den Weichselufern zwischen Thorn und Neuenburg; *rufen*, untermischt mit *röhren*, abgegrenzt von Aurich über Papenburg-Friesoythe bis Haselünne-Vechta, nicht so herschend weiter südwärts zwischen holländischer grenze einerseits und Vechta-Rothaargebirge-*ik*/*ich*-linie gen w. anderseits, hier am Niederrhein besonders häufig, sonst noch in Waldeck und im nd. Hessen, sowie südlicher bis gegen Treysa-Hersfeld, vereinzelter im noch übrigen niederdeutschen links der Elbe und im mecklenburgischen; *lauten* in einem festen *lūen*-bezirk zwischen Orsoy und Crefeld, Duisburg und Kempen, vereinzelt südöstlicher bei Angermund, öfter westlich um Kaldenkirchen und Dülken, ferner an den nordabhängen der Eifel und rechtsrheinisch bei Linz; *kreischen* ist rheinfränkisch von Lothringen bis Hessen, die grenze seines herschaftsgebietes läuft von der französischen sprachscheide westlich von Strafsburg ungefähr mit der oberdeutschen *pf*-linie bis gegen Weifsenburg, dann mit der neuhochdeutschen diphthongierung den Selzbach hinab, rheinabwärts bis Germersheim, nordöstlich auf Neckargemünd, über Odenwald und Spessart, etwa in der richtung des 27 grades nordwärts bis Neukirchen, gen nw. an die *ik*-linie bei Sachsenberg, mit dieser nach w. bis Hilchenbach, weiter unsicher zwischen (*kreischen*-orte *cursiv*) *Laasphe*, Siegen, *Haiger*, *Hachenburg*, Westerburg, *Hadamar*, Montabaur, *Holzappel*, Nassau, Braubach, *Nastätten*, SGoarshausen, Caub, *Rüdesheim*, Bingen, Kreuznach, *Alsenz*, Sobernheim, *Kirn*, *Oberstein*, *Birkenfeld*, *Wadern*, Saarburg, *Merzig*, Sierk, *Busendorf*; aufserhalb dieses gebietes vereinzelte *kreischen* noch im nördlichen Elsass, zahlreiche im no. bis Rhön, Thüringerwald, seltenere nördlicher bis Werra, Weser, untere Diemel, ebenso am Westerwald, am Hunsrück und in den Eifelgegenden, ferner isoliert am untersten Rhein bei Cleve und Emmerich (*kressen*); *jeizen* deutlich abzugrenzen für das westlichste Lothringen um Diedenhofen, Rodemachern, Sierk und nördlicher längs der luxemburgischen grenze, so dass Saarburg noch grade ein-, Trier aus-,

Bitburg, Prüm, SVith eingeschlossen werden; innerhalb des *kreischen*-gebietes eine sich klar abhebende *johlen*-enclave von ca. 20 orten mit Saarlouis als mittelpunct, sonst *johlen* nur vereinzelt im südöstlichen Baden und an der oldenburgischen südgrenze um Quakenbrück.

Aufser diesen synonymis, die also zt. so herschen, dass ihre bezirke abgegrenzt werden konnten, seien von dieser lexikalischen musterkarte hier nur noch erwähnt: *prahlen*, besonders für Schleswig und für die untere Weserlandschaft charakteristisch, aber auch sonst nordwestlich der linie Dümmersee-Travemünde anzutreffen, aufserdem in Braunschweigs nachbarschaft, am Harz und häufig im westen Magdeburgs; ***blöken, bölken*** oft innerhalb Dümmersee-Hildesheim-Höxter-Gütersloh-Dümmersee, aber auch in allem nördlicheren niederdeutschen bis ins westliche Mecklenburg hinein, sowie im südlicheren zwischen Weser und Harz, ferner im kgr. Sachsen zwischen Mulde und Elbe, selten im südlichen Schlesien, öfter im hochpreufsischen, sonst noch vereinzelt zwischen Thüringerwald und Rhön und zwischen oberer Tauber und mittlerem Kocher; ***grölen*** um Hamburg und nordwärts bis Itzehoe-Bramstedt, auch gegenüber auf dem linken ufer der Elbemündung, ferner seltener von Hamburg gen s. und so. bis Uelzen, sowie in den Harzgegenden, dann aber massenhaft thüringisch im s. der *ik*-linie, im o. von Werra und Thüringerwald, im nw. von Plaue-Halle-Dessau, endlich noch auf beiden Wartheufern von Cüstrin bis hinauf nach Birnbaum; *lärmen* häufig zwischen Elbe, Ohre und Wittingen-Schnackenburg, verstreut weiter östlich längs der mecklenburgischen südgrenze, im südlichen Pommern und Westpreufsen, sonst noch in Hessen zwischen Gemünden und Treysa, am Westerwald um Hachenburg und nordwärts bis Freudenberg, an der Eifel bei Mayen, Adenau, SVith, in Baden zwischen Bühl und Offenburg und bei Meersburg am Bodensee; ***brüllen*** zwischen Brandenburg und Potsdam, Nauen und Beelitz, zwischen den unterläufen von Elster, Saale und Mulde, im kgr. Sachsen ostwärts von Leipzig-Chemnitz, im vorlande des Riesengebirges, um Schmalkalden, schliefslich massenhaft im Elsass, zumal im nördlichen, und im gegenüberliegenden Baden südlich der Murg und gen o. bis in die höhe von Donaueschingen, vereinzelt noch bei Tettnang am Bodensee; *kriten* (mnd. *krīten*) bei Quakenbrück, Vechta und zwischen Duisburg und Xanten; *jauen* bei Geldern; *gaken* einige mal bei Aachen, häufig am Habichtswald, an der untersten Schwalm, Eder, Fulda, Werra, auch östlicher zwischen Duderstadt und Bleicherode; *bäken*, an jenes hessische *gaken* sich anlehnend, etwa inmitten Allendorf-Eschwege-Berka-Schwarzenborn, vereinzelt in der Oberpfalz um Amberg, bei Schömberg im Riesengebirge, öfter im kreise Habelschwerdt; *plärren* im Siegerland und innerhalb Augsburg-München-Freising-Neustadt-Rain-Augsburg; *rauzen* zwischen Rothaargebirge und

Westerwald; *heuzen, hözen* zwischen Siebengebirge und Westerwald; *gauzen* südlich davon bis Montabaur, in der Rhön um Brückenau, am Spessart; *einen kreisch tun* häufig bei Daun in der Eifel, auch westlicher bis SVith; *bräschen* bei Karlstadt, Gemünden, Hammelburg; *hären* am Bodensee nördlich von Lindau; usw. —

Der anlaut von *schreien* wird nur so vereinzelt durch *sk-, sg-, schk-* uä. charakteristische schreibungen widergegeben (zu beiden seiten der Wesermündung, in Oldenburg, bei Osnabrück, am Teutoburgerwald, auch im westlichsten Waldeck), dass wir zu ihrer beurteilung die weitern beispiele mit altem *sk* im anlaut abwarten müssen; jedenfalls liegen grofse unterschiede von dem in- oder auslautenden *sk* vor (vgl. *fleisch* Anz. xx 332). vereinzelte *s-* in Schleswig, der Altmark, Mecklenburg, Pommern werden nur auf einer art umgekehrter schreibung beruhen, indem die übersetzer von der richtigen *s*-schreibung in *schnee, schlafen* usw. (Anz. xx 103) beeinflusst wurden.

Vergleichen wir die gestaltung des stammvocals mit der entwicklung von *eis* Anz. xviii 409ff, so decken sich beide im allgemeinen dort, wo auch *eis* schon den nhd. diphthong entwickelt hat; für das schlesische vgl. genauer u. *bleib* Anz. xxi, 282; die kurze notiz u. *eis* von jüngerer monophthongierung im Böhmerwald ist, wie die *schreien*-karte besonders deutlich zeigt, dahin zu erweitern, dass *ā* innerhalb Schönsee-Neunburg-Cham-Viechtach-Furth gilt und nicht so ausschliefslich noch südöstlicher bis Regen und Deggendorf. dagegen sind die u. *eis* erwähnten *eĭ, ăi, eu* im Moselgebiete und an der untern Lahn hier bei einem paradigma mit hiatusdiphthongierung durch *ai, aj, aij* ersetzt: damit ist die Zs. 39, 273 für das moselfränkische nur vermutete diphthonggestalt tatsächlich beigebracht (*eĭs*, aber *schrai-*). formen mit übergangslaut nach dem nhd. diphthong sind hier, im gegensatz zu *bauen* Anz. xxii 105, nur ganz vereinzelt zu finden: so, wie dort *bauw-, baub-* an der Schwarza zwischen Königsee und Gräfenthal, hier *schreich-;* sonst *schreig-, schreich-* nur häufiger im altenburgischen.

Schwieriger gestalten sich für *schreien* die verhältnisse in den für *eis* noch monophthongischen gegenden. vgl. *bauen* aao. im süddeutschen *is*-gebiet findet sich *schrī-* nur noch in denselben winzigen enclaven zwischen Lauterburg und Rastatt und an der obersten Iller, die auch *bū-* zeigten. das Elsass schreibt, soweit es nicht synonyma bevorzugt, *schreĭ-, schrej-, schreij-*, das rechtsrheinische *is*-land *schrei-*: vgl. u. *drei* Anz. xix 204 und Zs. 39, 298.

Die für die md. und nd. *is*-lande u. *bauen* 106 angedeuteten probleme sollen hier von der *schreien*-karte aus, die durch die synonyma grade in Nordwestdeutschland so gestört ist, nicht gelöst werden; ich beschränke mich auf beschreibung und folge

dabei dem gange des *bauen*-berichts. das ripuarische überliefert in buntem wechsel *schrei-*, *schreï-*, *schrē-*, das Siegerland daneben noch *schreg-*, *schrejj-*, *schräig-*. man ziehe sodann von der nordwestecke des hessischen *kreischen*-bezirks am Rothaargebirge nordwärts folgende scheide (orte westlich *cursiv*) : *Hilchenbach*, *Attendorn*, *Plettenberg*, *Neuenrade*, *Iserlohn*, *Schwerte*, Menden, *Unna*, Werl, *Hamm*, *Ahlen*, *Beckum*, Ölde, Rheda, *Warendorf*, Versmold, Lengerich, Tecklenburg, *Ibbenbüren*, *Fürstenau*, *Quakenbrück*, wo die linie auf das *rufen*-gebiet stöfst : der damit abgetrennte weststreifen hat im allgemeinen *schrei-*, das rechtsrheinisch in nächster nähe der reichsgrenze bis hinauf zum Bourtanger moor mit *schrēw-*, *schräw-* (so vorherschend an der Vechte von Nordhorn abwärts) und südlich der Lippe mit *schrai-* wechselt; man vgl. obige scheide mit der entsprechenden u. *bauen*, die besonders im s. westlicher verläuft, sodass zb. der ganze kreis Altena *schreien* und *buggen* combiniert.

Der spitze winkel, der von der eben gegebenen grenze und der *ik/ich*-linie gen o. gebildet wird, zeigt bis zu der u. *bauen* angedeuteten ausdehnung übergangslaut, nur dass seine ostscheide hier der überwiegenden synonyma wegen nicht gleich deutlich ins auge fällt : den dortigen *boww-*, *bobb-* um Osnabrück stehn hier *schregg-*, *schrägg-*, den südlicheren *bogg-* bis an die Lippe hier *schregg-*, den *böbb-* um Bünde und Herford hier *schreigg-* (auch mit *eu*, *eui*, *oäi* uä.), den *bubb-* um Lemgo *schrigg-* (auch *schrüijj-* ua.), den *bibb-* bei Detmold *schrügg-*, den *bugg-* im gröfseren südteil des gebietes *schrigg-*, den in seiner osthälfte dazutretenden *bogg-* hier *schregg-* gegenüber. die östliche fortsetzung und zwar im s. bis zur *ik/ich*-linie, im n. und no. bis (südliche orte *cursiv*) Lübbecke, Minden, *Stadthagen*, *Sachsenhagen*, Rehburg, *Neustadt*, *Celle*, Wittingen, *Gifhorn*, *Öbisfelde*, Calvörde, *Helmstedt*, *Schöningen*, Seehausen, *GrOschersleben*, *Hadmersleben*, *Kroppenstedt*, *Egeln*, GrWanzleben, *Schönebeck*, Gommern, Barby (vgl. die einengung gegenüber *bauen*) hat im aufsenrand *schrī-*, im innern die übliche diphthongierung *schreï-*, *schröi-* (so besonders um Hildesheim) usw., vgl. *eis* Anz. XVIII 410; die gegend an der Leine um Göttingen *schreï-*, *schrē-*, *schreg-*, *schregg-*.

Ich schliefse den nach s. noch übrigen hess.-thür. *is*-zipfel an, der für *bauen* grofse buntheit zeigte. er gebraucht entweder synonyma (s. o.)[1] oder für *schreien* die sogen. hiatusdiphthongierung (*eï*, *äi*, *öi* usw.). nur im so. hat eine enclave inmitten Erfurt, Gotha, Ohrdruf, Plaue, Arnstadt noch *schrī-* (vgl. *drī* Anz. XIX 204), nördlich von Plaue *schrīch-*, sie ligt also im innern der weiter-

[1] so überwiegend in dem Zs. 39, 280 behandelten hessischen bezirk zwischen Cassel und Rotenburg, Waldeck und Eschwege; kommt unser verbum dort aber hin und wider vor, so zeigt es entweder die schriftform oder monophthongisches *schrī-*, *schrigg-*, *schregg-* : der tatbestand stimmt also vortrefflich zu der darstellung aao.

greifenden, entsprechenden *buwo-*, *bubb*-enclave; im südzipfel dieser letzteren bei amt Gehren noch ein paar isolierte *schrich*- westlich neben den o. erwähnten *schreich-* bei Königsee.

Folgt man nunmehr auf der karte der Elbe von Magdeburg abwärts bis Lauenburg, zieht von hier auf Kiel und von Kiel südwestlich auf die Ostemündung, so hat die südliche hälfte des damit abgetrennten districts (etwa bis zum 53. breitengrade) überwiegend *ei*, *eĭ*, *äi* usw., seltener *ē*, die nördliche überwiegend *ē*, seltener *eĭ* usw. (vgl. auch *drē* Anz. XIX 204); für sich stehn etliche *schrich-*, auch *schricht-* südlich und westlich von Bremen, sowie eine *schrī*-enclave um Wustrow und Lüchow (vgl. *bauen* 108 o.). die insel Fehmarn (die bunten wechsel von *bū-*, *bō-*, *bou-*, *bau-* überliefert) schreibt hier *schrē-*. für alles nunmehr noch übrige land hat von Dömitz ad. Elbe an gen o. die *i*/*ei*-grenze denselben verlauf wie die *u*/*au*-grenze bei *bauen* 107 f; in der nähe der *ik*/*ich*-linie von Saalemündung-Berlin südwärts häufige *eĭ*, *äi*, *ē*, seltene *ī*.

Für das nördlichere nd. *ī*-land ist in gewissen teilen der übergangslaut zur endung erhalten : in Dithmarschen *schrīg-*; von Segeberg-Lauenburg ostwärts wechsel von *schrī-*, *schrīd-*, *schrīt-*, wozu in Mecklenburg *schrīg-* kommt, das dann in Strelitz (hier mit einigen *schrēg-* durchsetzt) und in Vorpommern herscht; jenseits der Oder vorwiegend *schrīg-*, *schrīj-*, *schrigg-* bis zur üblichen scheide des preufsischen, die hier etwa von Danzig nach Gurzno an der russischen grenze zu ziehen ist, *schrī*- überwiegend nur im südwestzipfel südlich von Garz adO.-Driesen adN., auf Wollin und in seiner östlichen nachbarschaft bis Treptow-Plathe, im gebiet der Stolpe und Lupow etwa inmitten Vietzigersee-Rummelsburg-Bütow-Lauenburg-Leba. das niederpreufsische hat *schrī-*, nur längs der grenze des hochpreufsischen (das in seiner festen begrenzung *schrei-* oder *schrai*-hat) zwischen Bischofstein und Bischofsburg bis Rössel *schrā*- und *schrē-*.

Dän. *skrīg* (daneben synonyma, besonders *ōf* und *rof*). fries. auf Sylt *skrīl*, auf Amrum *repp*, auf Föhr *jolle*, auf den Halligen *tūte*, dasselbe auf dem festland neben *prahlen*, *bölken*, *braschen* und seltenem *skreie*.

83. *schneien* (satz 2).

Zum anlaut vgl. *schnee* Anz. XX 102 f; die *sn-* im östlichen Niederdeutschland umziehe man durch die ungefähre verbindungslinie Rummelsburg iP.-PrStargard-Zempelburg-Jastrow-Bärwalde-Rummelsburg.

Folgen wir bei beschreibung der stammesgestalt der eben gegebenen *schreien*-skizze, so erklären sich zunächst im *eis*-gebiet vocalische abweichungen zwischen *schreien* und *schneien* zumeist durch anlehnung dieses an *schnee* (Anz. XX 102 ff); so *ē* in einer

badischen enclave, die Philippsburg, Hilsbach, Eppingen, Knittlingen, Durlach, Ettlingen umschliefst und einen pfälzischen ausläufer bis gegen Bergzabern vorschickt, in der bairischen Pfalz westlich vom Haardtgebirge und nördlicher bis Bacharach-Oppenheim, zwischen Hochwald-Idarwald und Mosel und sonst verstreut in den benachbarten Mosel-, Saar- und Nahelandschaften, in der Niederlausitz und nördlich und nordöstlich hinauf bis einschliefslich Buchholz, Beeskow, Müllrose, Frankfurt, Göritz, Cüstrin, Sonnenburg, Landsberg, Königswalde, Zielenzig, Sternberg, im hochpreufsischen und gen n. darüber hinaus bis einschliefslich Mehlsack, Heiligenbeil, Pillau im w. und PrEylau, Tapiau, Labiau im o. (nördlich vom Pregel auch *ä*); *ī* (also nicht = altem *ī*, sondern = *ī* < *ē* in *schnee* aao.) in kleinen districtchen an der Nahe oberhalb Bingen und oberhalb Kreuznach (*schnee* 104 u.), am linken Moselufer von Trier-Cochem nordwärts bis Prüm und Daun, auf beiden Rheinufern etwa von Adenau-Montabaur bis gegen Remagen - Altenkirchen und vereinzelt noch nördlicher über die Sieg hinaus, im osten an Oder und unterstem Bober um Crossen und Bobersberg. ohne parallele bei *schnee* oder *schreien* sind die besonderheiten *eu* (*öi, oi*) in zwei enclaven an der untern Tauber: die eine mit Dertingen, Külsheim, Walldürn, Lauda, Königshofen, Osterburken, Ballenberg, die andre mit Eibelstadt, Ochsenfurt, Marktbreit, Uffenheim; dgl. *au* in zwei kleinen bezirkchen zwischen Bitsch und Pirmasens (8 pfälzische orte) und an der Lahn bei Limburg (6 orte), und *ā* nördlich bei Königsbrück iS. (8 orte). sonst darf das o. s. 162 über den vocal von *schreien* im *eis*-gebiet gesagte auch für *schneien* gelten.

Zahlreicher sind hingegen hier als dort die formen mit sogen. übergangslaut nach dem nhd. diphthong, wobei es vorläufig dahingestellt bleiben mag, wie weit darin das in *schneien* ursprünglich stammhafte *w* noch nachwürkt. zunächst ist *-b-* charakteristisch für den bair. südosten: zu seiner begrenzung gen w. verbinde man etwa Füfsen, Mindelheim, Höchstädt und Monheim, während gen n. die scheide sehr zackig und unsicher von Monheim auf Schönsee am Böhmerwald läuft (es ist dieser nordteil zugleich die endungsgrenze *-n/-a*, s. u.): also *schneub-* bis zum Lech, sonst *schneib-* und am Böhmer- und Bairischen wald *schnäb-*; *-w-* statt *-b-* nur auf dem rechten Lechufer oberhalb Augsburg (*schneiwa*), sonst statt *-bn* gewöhnlich *-m* (*schneim*, *schnām*); vereinzelte *schneicha* auf dem rechten Donauufer zwischen Neuburg und Ingolstadt; *schnei*-ausnahmen verstreut überall, häufiger in der westhälfte. dasselbe *-b-* noch in kleiner württembergischer enclave bei Geislingen und in einer gröfseren an der Tauber (hier im wechsel mit *-w-*) inmitten (*-b-* oder *-w*-orte *cursiv*) *Schillingsfürst*, *Rothenburg*, Bartenstein, *Creglingen*, Weikersheim, Königshofen, Lauda, *Grünsfeld*, Tauberbischofsheim, Dertingen, Würz-

burg, *Heidingsfeld*, *Eibelstadt*, Kitzingen, Iphofen, *Marktbreit*, *Uffenheim*, Windsheim, Leutershausen, *Herrieden*, Feuchtwangen, also den o. erwähnten *eu*-bezirk um Ochsenfurt umschliefsend (*schneuba*, *schneuwa*; sonst *schneiba*, *schneiwa*). in bezug auf solche -*b*- und -*w*-formen vergleicht sich teilweise *blau* Anz. XXIV 115, während *hauen* XXIII 226, *nähen* XXII 331, *mähen* ib. 333 völlig abweichen. an das zuletzt beschriebene -*b*-gebiet lehnt sich nach o. ein -*g*-gebiet (dessen *g* mit dem folgenden endungs-*n* zum gutturalen nasal verschmilzt, wie o. -*bn* zum labialen -*m*, daher gewöhnlich -*ng* geschrieben) bis (-*g*-orte *cursiv*) Iphofen, Scheinfeld, *Neustadt*, *Langenzenn*, Heilsbronn, Windsbach, Eschenbach, *Merkendorf*, Ornbau, Herrieden. -*ch*- kommt einem kleinen district westlich hiervon etwa zwischen Dinkelsbühl, Hall, Langenburg zu, dann aber einem gröfseren gebiete auf beiden seiten des Rheins von Seltz bis Oppenheim: seine westgrenze folgt von Seltz der *eis*-linie bis zur o. notierten *au*-enclave bei Bitsch, bildet dann an den westabhängen des Haardtgebirges nordwärts die ostscheide des o. erwähnten pfälzischen *ē*-bezirks und zieht von Oppenheim gegen Frankfurt, seine ostgrenze verläuft unsicher zwischen (westliche -*ch*-orte *cursiv*) Frankfurt, *Dreieichenhain*, Babenhausen, *GrUmstadt*, Neustadt, *Michelstadt*, *Erbach*, Amorbach, Eberbach, ungefähr mit dem Neckar aufwärts bis *Heilbronn*, *Löwenstein*, Beilstein, *Lauffen*, Bietigheim (vereinzelt noch östlicher bis in die gegend von Murrhardt und Welzheim), Heimsheim, *Pforzheim*, Liebenzell, *Neuenbürg*, Ettlingen und dann mit dem rande der o. beschriebenen badischen *ē*-enclave; die württembergischen und badischen teile des so beschriebenen gebietes zeigen nur -*ch*-, die hessischen, pfälzischen, elsässischen wechsel von -*ch*- und -*g*- (*schneich*-, *schneig*-). dasselbe -*g*- (im wechsel mit -*ch*-, -*j*-) noch in kleinen bezirken zwischen SGoar und Cochem und zwischen Daun und Andernach. von hier reichen ein paar *schnicht*- zwischen Daun und Cochem in das o. notierte *ī*-gebiet an der Mosel hinunter, und die gleiche form taucht auch, von -*ī*- umgeben, zwischen Andernach und Linz rechtsrheinisch auf. dagegen *schneich*-, *schneig*- bei Königsee am Thüringerwald wie *schreich*- o. s. 162, während diesen dort auch für das altenburgische verzeichneten formen hier lediglich *schnei*- gegenübersteht. sonst bleiben an besonderheiten von übergangsconsonanten im *eis*-gebiet nur noch zu nennen -*r*- (*schneir*-) zwischen Vogelsberg und Taunus in zackiger enclave mit Grünberg, Laubach, Münzenberg, Nidda, Ortenberg, Büdingen, dgl. östlich der obersten Nahe um Baumholder, Kusel, SWendel, hier im wechsel mit -*d*- (und damit seine genesis verratend), das dann vereinzelt auch noch westlicher und südlicher bis an die Saar und an die lothringische grenze, sowie an den lothringischen Moselufern auftritt; sonst -*d*- und -*t*- noch verstreut in den Rhöngegenden und östlicher um Hassfurt und Hofheim. erweiterung durch ein *r*-suffix hingegen (Wilmanns II 94)

scheint vorzuliegen in *schneier-* zwischen Spessart und Steigerwald. endlich *-n-* (*schneina*) zwischen Donauwörth und Ellwangen um Nördlingen herum.

Das süddeutsche *is*-gebiet stimmt bei *schneien* im wesentlichen zu *schreien* o. s. 162; die dort vom norden hereinreichenden *kreischen*-gegenden, die bei *bauen* Anz. XXII 105 besonderheiten zeigten (*būw-* um Bolchen, *boiw-* um SAvold usw.), setzen hier lediglich das elsässische *schneī-*, *schnej-* fort.

Die für die md. und nd. *is*-lande u. *bauen* 106 angedeuteten und bei *schreien* o. s. 162 nicht weiter berücksichtigten probleme sollen auch hier bei *schneien* wegen der gefahr des *schnee*-einflusses noch nicht erörtert werden. die möglichst normale dialektkarte des $\bar{e} < ai$ nach *weh* (Anz. XX 332), *mehr*, *sehr* usw., ebenso die möglichst normale dialektkarte der nhd. diphthongierung vor vocal durch combination der vorhandenen paradigmen zu entwerfen, sodann *schnee* mit jener und *schneien* mit dieser zu vergleichen und endlich die wechselseitige beeinflussung von *schnee* und *schneien* festzustellen, das erfordert eine eigne abhandlung, die die interessantesten ergebnisse verspricht, hier für einen bericht aber viel zu weit führen würde. ich beschreibe lediglich unter vergleich von *bauen* und *schreien*.

Das ripuarische und siegerländische wie bei *schreien*; nur der westzipfel an der holländischen grenze um Gangelt, Waldfeucht, Heinsberg, der zwar *bū-* (seltener *būw-*), aber nur *schrei-* (*schreij-*) aufwies, hat hier wider *schnī-* (seltener *schnij-*). man setze sodann an der *ik/ich*-linie bei Olpe ein und ziehe gen n. folgende scheide, die weder zu der entsprechenden von *bauen* noch zu der von *schreien* stimmt (orte westlich *cursiv*) : Olpe, Drolshagen, Neustadt, *Gummersbach*, Meinertshagen, *Wipperfürth*, *Hückeswagen*, Rade vorm Wald, *Remscheid*, *Lüttringhausen*, *Barmen*, Schwelm, *Langenberg*, Hattingen, Steele, *Werden*, *Mülheim*, Essen, *Oberhausen*, Gelsenkirchen, Recklinghausen, *Dorsten*, Haltern, Dülmen, *Borken*, Coesfeld, *Ahaus*, *Gronau*, *Schüttorf*, Rheine, *Freren*, *Fürstenau* und weiter zur Nordsee wie u. *bauen* 106, nur nicht zwischen *Juist* und Norderney, sondern zwischen *Borkum* und Juist hindurch : der damit abgetrennte weststreifen schreibt in buntem wechsel *ei*, *eī*, *ej*, *ē*, wozu zwischen Niederrhein und Vechte noch häufige *ī*, rechts der Ems häufige *ai* treten.

Ostwärts schliefsen sich gebiete an, die die urgestalt *ī* des stammvocals noch deutlich erkennen lassen; sie reichen im s. bis zur *ik*-linie, im o. bis an die Elbe zwischen Saale- und Ohremündung, im n. bis (südliche orte *cursiv*) Diepholz, Rhaden, *Lübbecke*, *Bünde*, *Herford*, Vlotho, Rinteln, *Bückeburg* und weiter wie u. *bauen* 107 o. hierin sondern sich die bezirke mit übergangslaut nach verkürztem stammvocal ab durch eine scheide, die von Olpe bis Haltern die o. beschriebene ist (nur die umgegend von Essen und Steele hat *ī*), dann zwischen (nördlich oder westlich verbleibende orte *cursiv*)

Haltern, *Lüdinghausen*, Werne, Ahlen, *Sendenhorst*, Warendorf, *Telgte*, Lengerich, Tecklenburg, *Ibbenbüren* verläuft, nördlich an Osnabrück, Melle, Bünde vorbei zur Weser zieht, diese zwischen Vlotho und Rinteln wider gen so. verlässt, um sie bei Höxter aufs neue zu treffen und ihr nun aufwärts bis zur *ik*-linie zu folgen : *-uigg-*, *-uig-* gilt inmitten Melle, Borgholzhausen, Werther, Bielefeld, Herford, *-ügg-* mit vielen varianten (*-üigg-*, *-uigg-*, *-igg-*, *-idd-*, *-itt-* ua.) zwischen jener *-uigg*-enclave, Teutoburgerwald und der eben gegebenen *-gg*-grenze, *-ögg-* südöstlicher bei Schwalenburg, sonst ist *-igg-* das allgemeine (also zb. in Osnabrück *snigg-*, aber *schregg-* und *boww-*!), das nur hier und da mit *-ig-*, *-īg-* (so im waldeckischen), zwischen unterer Diemel und Fulda mit *-ich-*, zwischen Diemel und oberster Lippe mit *-egg-* wechselt. alles übrige, aufserhalb dieser *-gg*-gebiete liegende *-ī-land innerhalb der o. gegebenen begrenzung zeigt entweder ī (zb. Münster und seine ganze weitere nachbarschaft *snī-*, aber *schrei-* und *bau-*! die ganze westliche und nördliche umgebung von Magdeburg *snī-* wie *bū-*, aber *schrei-*!) oder die übliche diphthongierung aller alten ī, vgl. *schreien* o. s. 163; die gegend an der Leine um Göttingen wie ebendort.

Die sich nach s. anschliefsenden hess.-thür. *is*-ausläufer setzen bis Frankenau und Wildungen das nördliche *-igg-*, *-ig-* fort, haben auf beiden Fuldaufern bis vor die tore von Homberg, Rotenburg, Spangenberg, Waldkappel *-egg-*, *-eg-*, *-ech-*, auf beiden Werraufern bis Sontra, Eschwege, Heiligenstadt *-igg-*, *-ich-* und stimmen im übrigen zu *schreien*.

Nunmehr mag für das sonstige nd. mit dem üblichen grano salis lediglich auf *schreien* verwiesen werden, nur dass die *-ich(t)-* bei Bremen hier fehlen (nur *-ē-* oder *-ei-*), ebenso die *-eī-* usw. südlich von Saalemündung-Berlin (hier nur *-ei-*), dass das grofse ostdeutsche *-ei*-gebiet oft durch *schnee*-einfluss durchbrochen wird (so *-ē*-enclaven in Berlins weiterer nachbarschaft, um Joachimsthal, Biesenthal, Eberswalde, und sonst hier und da), dass Dithmarschen *-ī-*, selten *-īd-* hat (gegenüber *schrīg-*), hingegen grofse teile der kreise Husum und Flensburg *-ē-* (gegenüber *schrī-*), wobei neben *schnee* auch das anstofsende dänisch (s. u.) zu berücksichtigen sein wird, und dass endlich für das preufsische an o. s. 165 zu erinnern ist.

Die endung zeigt zunächst als endung eines gerundiums (*zu schneien* steht im satze) ihre besonderheiten, wofür ein hinweis auf *trinken* Anz. XXI 294 f genügt. geht man im übrigen von der normalskizze des verbalen *-en* Anz. XXIV 125 ff aus, so trifft das dort bis s. 127 m. gesagte auch hier zu bis auf wenige einzelheiten und eine gröfsere eigenheit. die einzelheiten sind : Engers (s. 126 m.) *-e*, Bendorf *-n*, Vallendar *-e*; Hachenburg *-e*; Gemünden *-n* (vgl. *fliegen* Anz. XXI 289 o., dasselbe *-n* hier auch in *bauen* XXII 108, *nähen* 331, *mähen* 333 im gegensatz zu dem

postconsonantischen *-e* in *sitzen* XIX 359 usw.); während ferner dieselbe *-en/-e-*grenze postconsonantisch nördlich an Hersfeld und Vacha vorbeizieht (*sitzen* aao.), greift sie hier bei *schneien* weiter nach s. aus und weist beide orte, ja noch das südlichere Geisa dem nördlichen *-n*-gebiet zu, sodass Lengsfeld und Salzungen unmittelbare grenzorte des *-e*-gebietes bleiben (die abweichung ist also nicht so grofs wie die analoge bei *fliegen* XXI 288 m., ähnlicher der bei *mähen* aao.). die gröfsere eigenheit zeigt, wie gewöhnlich, der bairische und hochfränkische südosten. er bewahrt postconsonantisches *-n* entweder durchgängig (XXIV 127 o.) oder wenigstens im nördlichen drittel bis zu einer freilich recht unsicheren linie (ib.): *schneien* folgt, soweit es consonantischen stammschluss hat, der erstgenannten behandlungsweise, dh. die o. s. 165f skizzierten *-b-* und *-g*-gebiete, soweit sie in jenes normale *-n*-gebiet hineinfallen, haben *-n* (also *schneim, schneing,* wie aao. erwähnt); der rest stimmt zu *mähen* XXII 333 (wenn ich voraussetzen darf, dass dem leser eine damals nach dem bericht hergestellte kartenskizze vorligt).

Combiniert man nunmehr die einzellinien von *bauen, nähen, mähen, schneien* in diesen gegenden, die östlich der XXIV 126f behandelten normalgrenzen des verbalen *-en* vom Thüringerwald bis zu den Alpen liegen, indem man nur die besonderheiten der reinen infinitive (ohne *zu*) *bauen, nähen* im hochfr. und thür. bei seite lässt, und vergleicht sie mit jenen normallinien, so schliefst sich zunächst an jene vom Thüringerwald bis Würzburg ein streifen an, der in allen fällen (aufser im inf.) gleichmäfsig *-n* spricht: er reicht annähernd bis zu der ostgrenze des endungslosen infinitivs (XX 209), roh dargestellt etwa durch Eibelstadt-Saalburg, und weiter bis zu der das Vogtland umschliefsenden u. *bauen* 109 gegebenen scheide Saalburg-*Marienberg*. der sich an dies gebiet weiter nach so. anschliefsende obersächs. und hochfr. rest (bis etwa an die nordbair. *enk*-linie) hat postconsonantisches *-n*, aber postvocalisches *-a* oder *-e*. es folgt ein nordbair. streifen bis zu der *machen*-linie (XXIV 127 o.), von Altdorf bis Sulzbach, Vilseck, Weiden, Bärnau mit postconsonantischem *-n*, auch *nän* und *män*, aber mit *baua* und *schneia*. weiter bis etwa Lechmündung-Schönsee (o. s. 165) *sitzn* usw. (XXIV aao.) nebst *nän* und *män*, aber *macha* usw. nebst *baua* und *schneia*. bis *Neuburg-Straubing-Schönsee sitzn* usw., auch *schneibn*, sowie *nän* und *män*, aber *macha* usw. und *baua*. endlich im altbairischen rest bleibt *macha* usw. allein mit seinem *-a* gegenüber sonst allgemeinem *-n*; und auch sein *-a* zeigt schon *-n*-ausnahmen, wie XXIV 127 erwähnt ist.

Zur synkope *-en* > *-n* vgl. *bauen* 108; auch das dort über Schlesien gesagte gilt hier. die *-m* < *-bn, -wn* (vgl. zuletzt *gelaufen* XXIV 124 u.) und *-ng* < *-gn* (*fliegen* XXI 289) waren schon o. notiert.

Sta ee *machen* bevorzugt zwischen Wester-
wald Driedorf, Haiger, Dillenburg, Her-
.burg und Biedenkopf), zwischen Rhein
.oar, Simmern), an der Mosel um Trier und
gegen Wadern und Birkenfeld, auch am Odenwald
und Amorbach.

.. *snē*, auf Alsen *snie*. die Friesen schreiben auf Sylt
.*n*, sonst *snei(e)n* mit verschiedenen vocalnüancen.

84. *bauern* (satz 37).

Über den anlaut *b*- s. streitschr. 40f. zu den dort besprochenen ganz vereinzelten versuchen, den stimmlosen md.laut längs der grenze als *p*- zu charakterisieren gegenüber dem benachbarten stimmhaften nd. *b*-, kommt hier bei *bauern* das bekannte *p*- in Schlesien und umgegend (vgl. vBahder Grundlagen s. 226). es wird dort freilich ganz und gar nicht consequent geschrieben, sondern ist nur gegenüber den nirgends fehlenden *b*- in der mehrzahl. dennoch ist auf der karte sein gebiet zu umgrenzen versucht worden : gen sw. kann von der Lausitzer Neifse bis nach Ortrand die landesgrenze des kgr.s Sachsen, das kein *p*- mehr schreibt, als scheide gelten, von Ortrand gen nw. die Schwarze Elster etwa bis Jessen, von hier gen o. eine sehr unsichere curve zwischen (südliche *p*-orte *cursiv*) *Schweinitz*, Jüterbogk, *Dahme*, *Golfsen*, Baruth, Buchholz, *Lübben*, Beeskow und weiter annähernd mit der *ik*/*ich*-linie. dazu noch das hochpreufsische mit demselben überwiegenden *p*-. die bisherige summarische erklärungsweise des *p*- in diesem und in andern schlesischen und zt. schriftsprachlichen wörtern (vBahder aao., Wilmanns 1^2 99f) genügt schwerlich [1]. hat man längst erkannt, dass ein grofser teil dieser vocabeln fremdwörter oder onomatopöetische bildungen oder dass die anlaute *pr*- und *pl*- dabei häufig sind, so sollte man mit den wenigen übrigen gut deutschen *p*-wörtern um so vorsichtiger sein und nach individuellen gründen suchen. für *bauern* bedenke man, dass es die mhd. mnd. *gebūren* sind : und diese sind in das dem schles. und hochpreufs. benachbarte polnisch als *gbury* gedrungen und noch heute so in den polnischen dialekten vorhanden. wer soll den Polen dieses deutsche fremdwort (das einzige *gb*-wort, das ich im polnischen lexikon finde,) anders vermittelt haben als Schlesier und Preufsen? dann wird mithin auch unser schles. und hochpreufs. *p*- auf altes *gb*- < *geb*- zurückgehn und auf derselben assimilation beruhen wie das obd. *b*- < *gb*- in *gebrochen* Anz. XXII 96f. XXIV 115. dass das schles. nicht auch *prochen* uä. entwickelt, sondern hier das präfix erhalten hat, ist leicht aus systemzwang erklärlich (vgl. Kauffmann Geschichte der schwäb. mda. 178).

[1] am wenigsten der schematismus, mit dem sich Behaghel in Pauls Grdr. 1^2 728 zufrieden gibt.

In der md. diphthongierungslinie von *eis* (Anz. xviii 409) sind für *bauern* zu ändern: SVith; statt der dortigen strecke *Haiger—Neukirchen* hier enger *Haiger, Laasphe,* Berleburg, *Hatzfeld, Battenberg,* Hallenberg, Frankenberg, Rosenthal, Gemünden, *Rauschenberg,* Neustadt, Neukirchen (vgl. *feuer* Anz. xxii 102); ferner *Fulda* (hier unmittelbarer grenzort); *Wasungen* (dgl.); *Cölleda* (dgl.); Artern; *Herzberg; Golfsen; Storkow; Fürstenwalde* (dgl.); *Bischofsburg* (dgl.).

In der süddeutschen *eis*-linie ersetze das stück *Schiltach*—Stockach durch *Schiltach, Oberndorf,* Rottweil, *Schömberg,* Spaichingen, Mühlheim, Fridingen[1], *Messkirch,* Stockach (vgl. *wein* Anz. xix 281, *braune* xx 214, *feuer* xxii 103, dazu HFischer karte 13 und text s. 38, Bohnenberger Württ. vierteljahrsh. f. landesgesch. n. f. 6, 176). Ravensburg ist schwankender grenzort.

Zur sogen. westfäl. diphthongierung vgl. *aus* Anz. xx 211, zu ihrer ausdehnung *leute* xx 220; längs ihrem südrand vorwiegend *ou* wie bei *braune* xx 214. sonst gilt für *bauern* das u. *aus* 211 f mitgeteilte, nur dass die dortigen vocalverkürzungen hier fortfallen (bis auf die gleich zu erwähnenden *buwo*- und ostfriesländische *burr*-) und folgende einzelheiten zu bemerken sind. es fehlen hier die dortigen *ā* am Niederrhein, bei Olpe, an der Eifel (vgl. *braune* xx 214, *hause* 215); hessisch-thüringisches *ü* hier um Berleburg und östlicher über Hallenberg bis Frankenberg, zwischen Frankenau, Wildungen und Borken, vereinzelt noch südöstlicher über Schwarzenborn zur Fulda, geschlossen um Eschwege, Wanfried, Treffurt und südlicher von Sontra-Eisenach bis Vacha-Salzungen; keine *ui* bei Geisa usw.; rechtsrheinisches *ü* als fortsetzung des elsässischen auch auf dem linken Elzufer; *ū* im n. des schles. *ō*-gebietes hier nur selten und am Böhmer und Bairischen wald innerhalb der o. s. 162 für das parallele *ā* gegebenen begrenzung (wie auch bei *braune, hause* aao.); *āu* längs der hessischen diphthongierungsgrenze fehlt (zt. wie bei *hause*).

Von Lauterbach bis Weimar begleitet die md. diphthonglinie auf der *u*-seite ein schmaler streifen mit *w* oder *b* nach dem alten monophthong: *būw*- zwischen Lauterbach, Schlitz und Fulda; *būw*- oder *būb*- südlich an Hünfeld, Geisa, Lengsfeld, Schmalkalden, Ohrdruf vorbei; *buwo*-, *bubb*- von Gehren nordwärts und Plaue, Arnstadt, Erfurt nicht mehr einschliefsend, also etwa die osthälfte des gleichen bezirks u. *bauen* Anz. xxii 107 umfassend (vgl. auch *feuer* xxii 104).

Zur zweiten silbe unseres wortes übergehend, stelle ich zwei gebiete voran, die *bauern* stark flectieren. das eine ligt im nd. *ū*-bezirk und lehnt sich an das md. *au*-gebiet von Saale bis Netzemündung nordwärts an, lässt seine westgrenze ungefähr der Elbe abwärts folgen bis unterhalb Jerichow und seine nordgrenze von hier ostwärts etwa über Fehrbellin, Eberswalde, Angermünde auf

[1] so, nicht Friedlingen, wie Anz. xix 281. xx 214 steht.

[illegible] laufen : hier, in einer gegend, die sonst [illegible] *e)n* intact lässt, gilt *būre,* seltener *būere,* [illegible] *ere* auch ins angrenzende diphthonggebiet [illegible] s rechtselbisch und bis an die grenze des [illegible] dere ligt zwischen Thüringerwald und [illegible] von der curve (orte im innern *cursiv*) [illegible], Lauterbach, *Fulda,* Herbstein, Wenings, [illegible] *münster,* Wächtersbach, *Orb,* Gelnhausen, Aschaffenburg, *Rieneck,* Gemünden, *Hammelburg,* Arnstein, Schweinfurt, *Kissingen, Münnerstadt,* Königshofen, *Römhild,* Hildburghausen, *Schleusingen, Suhl, Zella,* Ilmenau, *Schmalkalden,* Waltershausen, *Salzungen, Lengsfeld,* Vacha, *Geisa,* Hersfeld : hier, in einer gegend, die sonst die endung *-e* apokopiert und *-en* zu *-e* oder *-a* wandelt, fehlt eine endung *(būer, būwer, bauer).*

Alles andre land hat schwache flexion. ich beschreibe ihre gestaltung, indem ich wider der Anz. xxiv 125 ff gegebenen normalskizze des *-en* folge; sie ist dort für die verbalflexion gegeben, stimmt aber zumeist auch für nominales *-en (bauern* schon dort 127 o. verglichen), über dessen sonstige besonderheiten ein späteres mal im zusammenhang zu handeln sein wird. jene skizze legt die frage zu grunde, wie weit *-n* erhalten oder geschwunden ist; so auch die folgende beschreibung, der ich dann jedesmal die sonstigen dialektformen des nhd. *-ern* beifüge. wir beginnen wie dort 125 z. 14 v. u. mit dem linken Rheinufer. Oberelsass mehr *būra* als *būre,* Unterelsass mehr *būre* als *būra.* die grenze für bewahrtes *-n* im mfr. westen hier wie dort von Saarburg nach Berncastel und dann wie bei inf. und gerund. (126 o.) gen nw. auf Montjoie : im südlichen monophthongzipfel *būren* (seltener *būaren, būern*), von Lothringen bis zur Schnee-Eifel *bauern* (in Lothringen an der Mosel *baueren*), nördlich der Schnee-Eifel *būren* (auch *būeren* und eindringende *būere*). das rechts jener *-n*-grenze liegende land bis an den Rhein hat in Lothringen *būre* (auch *būere*), im ganzen diphthonggebiet *bauere* im wechsel mit *baure,* im niederrheinischen monophthonggebiet ziemlich rein *būere* bis an den 51 breitengrad, nördlich von ihm *būere, būre* und *būren* in der üblichen unsicherheit.

Die ostgrenze des rheinischen *-e* (aao. 126 m.) stimmt auch für *bauern* bis hinauf nach Coblenz (Engers, Bendorf, Vallendar im *bauere*-gebiet). dann aber geht unser wort seinen eignen weg : seine *-n/-e*-scheide folgt vielmehr annähernd dem Rhein aufwärts bis Mannheim, dem Neckar aufwärts bis Heilbronn und dann der ungefähren curve *(-n*-orte *cursiv)* Beilstein, *Löwenstein, Neuenstein,* Waldenburg, *Ingelfingen, Krautheim, Boxberg,* Königshofen, Tauberbischofsheim, Külsheim, *Stadtprozelten,* Karlstadt, *Arnstein,* Würzburg, *Dettelbach,* erst hier wird die normallinie des hfr. und bair. *-n* wider erreicht und sie gilt nunmehr gen s. auch für *bauern* bis hinein in die Alpen. dieser ganze damit abgetrennte aus-

nahmebezirk vom Neckar bis zum Rothaargebirge hat also sein *-n* gegenüber sonstigem *-e* < *-en* bewahrt (nur Berleburg und umgegend zeigt wider isoliertes *būre*, vgl. zuletzt XXVI 336, ebenso die gegend um Hersfeld und Vacha *būre*) : *bauern* herscht in ihm (im württembergischen südzipfel auch *bauarn*, nördlich vom Odenwald auch *bauen* im ganzen gebiet), das sich im Siegerland als *būern*, *būrn*, im hessischen monophthonggebiet als *būrn* fortsetzt. hier ist also, wie später ein vergleich mit *gefahren* erweisen wird, *-ren* so frühzeitig zu *-rn* synkopiert worden, dass der jüngere wandel *-en* > *-e* es nicht mehr berühren konnte; ähnliches, nur lange nicht in derartigem umfang, begegnete schon bei vorangehendem *l* in *gefallen* Anz. XXVI 336 f, und vorangehende *r* und *l* spielen mithin bei apo- und synkopierungserscheinungen ihre sonderrolle.

Wir fügen die gestaltung des *-ern* für die von diesem ausnahmebezirk westlich oder südlich liegenden normalen *-e-* oder *-a*-bezirke ein. im rechtsrheinischen monophthonggebiet wie üblich *būre* und *būra*; nördlich davon etwa bis Rastatt-Heilbronn *bauere*, *bauara*; in dem von Löwenstein-Schillingsfürst nach n. ragenden zipfel *bauara*, *bauera* (so auch Schillingsfürst selbst); im grofsen südlichen, schwäbischen rest *baura̰* (ohne *-e-*, wie auch sonst dort *-er* > *-r*, vgl. *winter* XIX 110 oder HFischer karte 18, text 54).

Von den *-n*-grenzen des ostens (XXIV 127 ff.) stimmt die nördliche (Misdroy-Netzemündung) auch für *bauern* : östlich von ihr gilt *būre* (*-a*, *-o* usw. wie XIX 360), preufs. auch *būare* (vgl. *-er* > *-a* XIX 110), hochpreufs. *paure*. dagegen fehlt hier die südschlesische : das gebiet mit sonstigem *-a* < *-en* hat *pauarn*, in der grafschaft Glatz auch *pauan*.

Nunmehr bleiben noch alle *-n*-gebiete übrig zwischen jenen besprochenen bezirken des westens und südens und jener ostniederdeutschen *-e*-linie. wir beginnen im bairischen süden. von den Bairischen alpen bis hinauf zum Frankenwald *bauan*, *bauen*, *bauern* wie *winta*, *-e*, *-er* XIX 110 (über die grenze dieses bair. *-a* gegen schwäb. *-r* HFischer karte 17, dazu Anz. XXIV 261). nordwärts an die thür. diphthongierungsgrenze und an die Elbe *bauern*, östlich und südlich von Chemnitz *bauarn*, *bauan* (vgl. *winter* aao.). im ganzen ostelbischen diphthonggebiet (auch im mittelschles. *pō-*) die endung *-ern* im wechsel mit *-er*. das land der westfäl. diphthongierung schreibt *biuern*, im w. auch *biueren*, im o. auch *biuren*. das noch übrige norddeutsche *ū*-land zeigt reines *būren* südlich von jenem *iu*-bezirk in seinem hessischen teil, soweit er noch nicht berührt wurde, mit dem mittelpunct Cassel, dgl. in der nähe der holländischen grenze. sonst gehn die *būern*, *būren* und *būrn* bunt durch einander; es seien nur noch notiert die einzelheiten *burr(e)n* in Ostfriesland, *būeren* von Elberfeld nach so. bis Sieben- und Rothaargebirge, *būen* an mittlerer Ruhr und Lippe und *būan* nw. davon um Borken und Stadtlohn,

dgl. [illegible] Mecklenburg und Vorpommern wie *winte* [illegible]

[illegible] (statt *-nn-* auch *-n'n-*, *-nd-*), auf Alsen [illegible] liegenden festlande *bynne*, *bönne*. fries. auf [illegible] Amrum und Föhr *büren*, auf dem Festland gegen-[illegible] *voine* (mit varianten), sonst ebenso wie auf den Halligen [illegible], *bürre*, im Saterland *büren*.

Marburg i. H. FERD. WREDE.

KLEINE MITTEILUNGEN.

EINE ALTSÄCHSISCHE MÜNZINSCHRIFT. Nachdem vor einigen jahren am Oberrhein zu unserer überraschung eine ahd. steininschrift aufgetaucht ist, lohnt es sich wol, auf ein winziges denkmal der altsächsischen sprache hinzuweisen, dem schwerlich ein germanist seither beachtung geschenkt hat : die inschrift auf den ältesten Gittelder pfennigen, die Menadier Zs. f. numismatik 16, 240 ff abgebildet und besprochen hat. avers : die umschrift IELITHIS PENING, im felde die kirche zwischen E und Ↄ; revers : die umschrift HIR STEID TE BISCOP um das kreuz mit dem von einer hand gehaltenen krummstab und Λ und O in den winkeln. diese denare sind in zahlreichen bodenfunden des slavischen ostens zu tage gekommen, 'ihr gepräge steht dem der Otto-Adelheidpfennige sehr nahe und geht unmittelbar auf sie zurück', darum werden sie im gegensatz zu Dannenbergs ansetzung (1040—1070) von Menadier dem anfang des 11 jhs. zugewiesen: Deutsche münzen III 239, vgl. I 85. 170.

Über die nächstältesten deutschen münzinschriften, die der obigen in einigem abstand folgen, haben Dannenberg und Menadier widerholt gehandelt — MVancsa, der soeben in den Deutschen geschichtsblättern 3, 119 n. 3 den gegenstand berührt, kennt nur die Wiener Numismat. zs. 2, 517. 17, 125. 32, 202; Menadier Deutsche münzen I 85 reiht den Gittelder pfennigen einen Braunschweiger mit G(R)EVE EC(B)ERTUS an, den er auf 1068—1090 datiert, und vermehrt die beispiele Dannenbergs in den Berliner Münzblättern nr 148 (dec. 1892). diese 'deutschen münzinschriften' bringen aber immer nur 1, 2, 3 deutsche wörter, sie tauchen sporadisch bald hier bald dort auf : gegen ende des 12 jhs. in Brandenburg (man beachte das hochdeutsche MARCGRAVE OTTO) und Geldern (GREVE OTTO), nach der mitte des 13 jhs. in Steiermark (SCHILT VON STEIER), und entspringen keineswegs einer bestimmten tendenz (wie das Vancsa zu glauben scheint), sondern nur jener hilflosigkeit der stempelschneider, der wir auch das barbarische latein zahlreicher prägungen verdanken. den der sächsischen kaiserzeit angehörigen Gittelder pfennigen vergleicht sich bis tief ins 15 jh. hinein nichts in der deutschen numismatik.

E. SCH.

Der altschwäbische liebesbriefsteller. EMeyer hat Anz. xxv 372, Zwierzina DLZ. 1901, 472 einige textbesserungen vorgeschlagen, die mich veranlassen auch meinerseits mit einigen vorschlägen hervorzutreten:

LS. II 15 ff l. *Doch als eim wunden nit verdâcht Salb, sô sîn herze ruor* (hs. *truren*) *enpfâcht, Als wênig, frow, so ist mir* (Zwierzina, hs. *min*) *guot Iuwer gâb für senden muot.* — III 97 *Daz ir es koment* (hs. *konnent*) *an die minn.* — IV 38 *Einer bet, der och* (hs. *ůch*, vgl. XVIII 79 Zwierzina) *mîn herze gert.* — VII 76 ff *Sô tuon ich nit wann kapfen* (hs. *kaffen*) *An dînen minniclîchen lîp* (hs. *liß*), *Der mir gevalt für alliu wîp* (hs. *wiß*). — VII 94 *Daz ich werd dînes trôsts gemaz* (Meyer, hs. *gennas*) *Und laides âne, frôuden mit* (hs. *frôd damit*). — VIII 72 ff *Ân den tôd, ich liez dich sehen In daz wunde herze mîn, Dâ du bist entworfen* (hs. *geworffen* nach Ritter Altschwäb. liebesbriefe s. 2) *în Und von der minn ergraben.* — VIII 103 *Lieb, hiemit ergib* (hs. *hie mit her gieb*) *ich mich In dîn* (Meyer, hs. *den*) *gewalt.* — XI 19 ff *Ach sol ich iemêr geleben, Daz ich ûz jâmers biegel* (hs. *ziegel*), *Sæch stætlich in den* (hs. *dem*) *spiegel Dîns antlitz.* — XII 9 *Doch* (hs. *Das*) *ich dir nit gesenden kan Diz und alz daz ich dir gan.* — XII 33 ff *Lieb, alsô wie daz sî vil* (Zwierzina, hs. *wil*) *Walt, wazzer, erde sunder* (hs. *vnd*) *zil Nu enzwischen uns beiden.* — XIII 23 *Wan wizzest* (hs. *wisest*) : *dô mîn ougenschîn Künte lieb dem herzen mîn.* — XVI 108 *Dâ von daz nit wunder* (hs. *von der*) *ist, Daz varb und gsundheit mir gebrist.* — XVI 138 *Vil werder* (hs. *wernder*) *frûnd.* — XVII 16 ff *'Cor fidêle lêditur, Si iterum* (hs. *etrium*) *concêditur Ab eo, cui* (Zwierzina nach Ritter, hs. *tui*) *fides datur, Et uterque cruciatur'. Lieb, disiu auctoriteit Diu wort alsô ze tiusche seit : 'Wâ ein herze triuwe gît Eim* (hs. *Ain*) *andern und daz widerstrît* (= *en widerstrît*), *Diu triu ietweders herz versnît, Im der si gît und der si* (hs. *sich*) *och wert* (= gewährt). *Sus hât triuwe minn versêrt Unser beider sinne; Wan, waz ich beginne, Ald ie meinde, frowe, an dich, Daz was allez minniklich Und gie von stæten triuwen dar. Diu triuwe tuot dich frôuden bar, Daz merk ich an den worten dîn : Du sprichest, liebiu frowe mîn, Ich sî dir gevære; Wærlich* [*lieb*] *ez ist mir swære, Daz mîn herz dir triuwe gît* (Meyer will *giht* bessern) *Und daz dîn dâ widerstrît* (hs. *dawider niht* oder *uiht?*). — XVII 72 ff *Aber sît ich weiz Daz si* (scil. *mîn minneklîchiu klage*) *dich* (hs. *mich*) *frôuden machet arn, So wil ich klagen lâzen varn Und wil dulden stille, Sît ez ist dîn wille.* — XVIII 10 *Ach daz wort birt In mir leides ange wer* (hs. *an gewâr*). — XIX 34 *So sind ir ougen plik* (hs. *nit*) *hin komen.* — XX 73 ff *daz mir werd ein trunk Dîner* (hs. *Diener*) *minn, so wurd ich junk. Hie mit* [*so*] *wil ich, die wîl (ich) leben, (Mich) dir in stætem dienst ergeben* (vgl. XXI 72 f). — XXIII 1 f *Des ersten in dem prohemio Do gehiez* (hs. *geließ*) *ich.* — 17 f *Die bluomen gar gemæjet Und distel*

dar (hs ... 55 *Wie daz nit si versinnet* (hs. *ver-*
sin ...

S. SINGER.

---

eptember 1901 starb zu Wien 60jährig WILHELM ...EK, der die historische geographie in philologischem geiste gepflegt und mehr als einmal probleme, die auch uns interessieren, methodisch und geistvoll erörtert hat.

FRIEDRICH KEINZ, der am 28 october 1901 im 69 lebensjahre verschieden ist, hat aus den von ihm lange behüteten hsl. schätzen der Münchener hof- und staatsbibliothek manch wertvollen fund ans licht gezogen.

87jährig ist zu Köln am 16 december 1901 HEINRICH DÜNTZER gestorben; er hat der Goetheforschung durch mehr als 50 jahre mit nie ermattendem eifer gedient, und die enge und äufserlichkeit seiner auffassung mag heute zurücktreten hinter dem zähen und treuen fleifse, mit dem er eine fülle von daten und urkunden zum leben des dichters und zur geschichte seiner werke zugänglich gemacht und geordnet hat.

Mit FRANZ XAVER KRAUS starb am 29 december 1901, noch nicht 62 jahr alt, ein gelehrter, dessen vielseitige arbeiten und umfassendes gelehrtes verständnis der mittelalterlichen cultur auch unsern studien förderung gebracht haben : der tod hat ihn verhindert, dem Anzeiger einen ausführlichen kritischen bericht über die mittelalterlichen psalterillustrationen zu liefern.

WILHELM HERTZ, der am 7 januar d. j. 67jährig von uns geschieden ist, vereinigte dichtung und wissenschaft, wie es die deutsche philologie seit seinem grofsen landsmann Uhland, mit dem er die vorliebe für sagenforschung, die vertrautheit mit der poesie des ma.s teilte, niemals gleich fördernd erlebt hat : als übersetzer durfte er mit Gottfried von Strafsburg ringen, in weiser selbstbescheidung und mit feinstem gelehrtentact hat er sich in den dienst Wolframs gestellt. —

Als nachfolger JOH. SCHMIDTS ist prof. WSCHULZE auf den Berliner lehrstuhl für vergleich. idg. sprachwissenschaft berufen worden. an seine stelle in Göttingen tritt prof. JACOB WACKERNAGEL von Basel. — der privatdoc. dr EZUPITZA in Berlin folgt einem rufe als ao. professor d. vgl. sprachwissenschaft nach Greifswald.

Die privatdocenten dr RMUCH und dr CKRAUS wurden zu extraordinarien an der Wiener universität befördert.

Der ao. professor der englischen philologie dr WWETZ in Giefsen geht als ordinarius nach Freiburg i. B.

Habilitiert haben sich dr WPRELLWITZ für vgl. idg sprachforschung in Königsberg und dr WDIBELIUS für englische philologie in Berlin.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXVIII, 3 juni 1902

Katalog over de oldnorsk-islandske håndskrifter i det store kongel. bibliotek og i universitetsbiblioteket (udenfor den Arnamagnæanske samling) samt det Arnamagnæanske samlings tilvækst 1894—99, udgivet af kommissionen for det Arnamagnæanske legat. København, Gyldendal 1900. LXV u. 517 ss. gr. 8°. — 10 kr.

Kaum war 1894 das letzte heft seines kataloges über die Arnamagnæanische handschriftsammlung erschienen, so hat sich Kålund im auftrage der Arnamagnæanischen commission daran gemacht ein entsprechendes werk auszuarbeiten über die in isländischer und die in altnorwegischer sprache verfassten, die inhaltlich zu Island, dem alten Grönland oder den Färöern in irgend welcher beziehung stehenden und die auf die eine oder die andere weise aus der Arnamagnæanischen sammlung verschleppten und nicht wider in sie zurückgekehrten manuscripte der übrigen handschriftabteilungen der universitätsbibliothek und sämtlicher handschriftabteilungen der grofsen königlichen bibliothek in Kopenhagen. eine beschreibung der wenigen nummern, um welche sich die Arnamagnæanische sammlung selber seit 1894 vermehrt hatte, beizugeben lag schliefslich nahe. aber mit diesem vielumfassenden programme noch nicht zufrieden, hat der biograph Arne Magnussons auch noch solche in den hauptkatalog nicht hineingehörigen manuscripte besonders verzeichnet, welche entweder nach Arnamagnæanischen codices abgeschrieben oder von Arne Magnusson verschenkt worden sind, und obendrein dem ganzen als einleitung eine etwa 62 seiten lange zusammenfassende darstellung vorausgeschickt, in der er die geschichte und vorgeschichte der hier katalogisierten sammlungen zu einem überblicke über werden, wachsen und heutigen umfang der altnordischen handschriftenschätze ganz Europas erweitert.

Die aufgabe war diesmal insofern nicht derselben art wie bei dem Arnamagnæanischen kataloge, als nicht eine compacte masse von hss. stück für stück zu beschreiben war, sondern aus überwältigenden mengen diejenigen hss. erst ausgewählt werden musten, welche seinem programme gemäfs in den katalog passten. bei der weite dieses programmes war die gefahr unpassende hss. mit aufzunehmen gering, und wenn bei einigen wenigen nicht erkennbar ist, was sie zum erscheinen im hauptkataloge berechtigt, zb. dunkel bleibt, weshalb Add. 4, 8vo nicht erst bei Add. 117, 4to

steht, so hat das nicht viel auf sich. hingegen schützte die weite des programmes natürlich nicht vor dem bei auswählender katalogisierung fast unvermeidlichen und für das publicum eventuell verhängnisvollen fehler passende hss. zu übergehn. welchen grad der vollzählichkeit der hauptkatalog mit 1304 nummern bei der königlichen und 116 nummern bei der universitätsbibliothek erreiche, bin ich durchaus nicht fähig abzuschätzen. nach autopsie kann ich nur von 2 hss. der universitätsbibliothek behaupten, dass sie mit unrecht übergangen sind, Rostg. 21, 4 to und Add. 103, 4 to. dass Rostg. 21 (ehemals 55), 4to, ein dickes sammelsurium Peder Syvs, das sogar Kålund selber in seiner einleitung s. xiff benutzt hat, aufgenommen sein sollte, davon kann man sich durch Suhms Samlinger til den Danske Historie I, 2 (Kbh. 1780) überzeugen, wo s. 105—141 auszüge daraus gemacht sind; schon wegen jenes abschnittes, den Syv im inhaltsverzeichnisse Udtog af Iflandſke Viſer og Sagar nennt, wäre diese nummer unstreitig aufzunehmen gewesen. die auslassung der anderen hs. hängt vielleicht mit einer ungenauigkeit des Arnamagnæanischen kataloges zusammen. dort ist nämlich zu AM. 1045, 4to die parenthese gefügt: (*forhen* Addit. 103, 4to), die leicht dahin ausgelegt werden kann, dass die früher Add. 103, 4to genannte hs. jetzt AM. 1045, 4to heiſse, und eine hs. Add. 103, 4to gar nicht mehr existiere. so aber verhält sich die sache keineswegs, sondern — gleichviel, ob die jetzige hs. AM. 1045, 4to früher einmal Add. 103, 4to geheiſsen oder zu Add. 103, 4to gehört hat — es existierte auch schon bei drucklegung jener parenthese sowol eine hs. Add. 103, 4to wie eine hs. AM. 1045, 4to. AM. 1045, 4to ist Arne Magnussons eigenhändiger Index in tomos Bartholinianos A—K, und Add. 103, 4to ist eine im april 1738 von Jacob Langebek geschriebene abschrift eben davon. da Kålund mehrere auf der königlichen bibliothek befindliche abschriften dieses index in den hauptkatalog aufgenommen und s. 413 eine vorher übergangene, aber s. 421 — wie das register übrigens nicht ausweist — von ihm selbst als quelle citierte, sogar mit dem ausdrücklichen vermerke nachgeholt hat: 'burde efter den for de øvrige eksemplarer af denne fortegnelse fulgte regel være optaget i katologen blandt oldnorsk-islandske håndskrifter' so kann Add. 103, 4to auf alle fälle nur versehentlich fortgelassen sein. — an hss., welche, bloſs nach gedruckten mitteilungen über ihren inhalt beurteilt, noch aufnahme in den hauptkatalog verdient hätten, ist mir vollends nur eine erinnerlich, Gl. kgl. sml. 996, fol., die — laut Holger FrRørdam: Klaus Christoffersen Lyskanders Levned . . . (Kbh. 1868) s. 38f — Jens Bjelkes dänisches gedicht Relation om Grønland, Huorledis samme Land først er bleffuen bekiendt, beboedt, Norges Crone vnderlagt, igien forlohrett, atter wed woris Allernaadigste Herris och Konnings Christiani 4 ti, Hans Ma^{tt} Abnordningh 1605 opsøgt? usw. enthält; desgleichen nur eine einzige, die

bei den nach Arnamagnæanischen codices abgeschriebenen nachzutragen wäre, Ny kgl. sml. 1553, 4to. sowol Nikolaysen (Norske Magasin II 167) wie Borchling (Nachrichten von d. kgl. ges. d. wiss. zu Göttingen, phil.-hist. kl., 1900, beiheft s. 97) geben an, dass diese nummer eine abschrift von AM. 891, 4to enthalte, und letzterer teilt mir brieflich noch mit, dass die abschrift durch Rasbec für Suhm angefertigt sei.

Der innerlichen vollständigkeit des kataloges versichert uns sein vf. mit den worten: 'foruden oplysning om håndskriftets ydre ejendommelighed gives en udtömmende indholdsfortegnelse, således at også for de blandede numre (med ikke oldnorsk-islandske bestanddele) indholdet er fuldstændig anført, bortset fra brevbøger, samlinger af retterbøder og lignende'. aber während der katalog angeblich die für den Arnamagnæanischen aufgestellten grundsätze befolgt, in die ausdrücklich angabe der blattanzahl jeder einzelnen hs. einbegriffen ist, finden wir in würklichkeit mehrmals die gesamtdicke blofs nach centimetern bemessen — bei Add. 225, fol. mit der beteurung : *Bladtal ubestemmeligt* — oder gar, zb. bei Add. 103, fol., vollkommen totgeschwiegen. und die ganze beschreibung dieser, vielleicht recht voluminösen, nummer Add. 103, fol. lautet so:

Pap.
Varia Biographica.
Heri (33, 3 × 20, 8 cm. 4 bl. Bl. 4ᵛ ubeskr.:)
A r n g r i m V i d a l i n s f o r s l a g t i l d e t g a m l e G r ö n l a n d s g e n o p d a g e l s e, 1704.
Udkast til en til kongen stilet ansøgning, hvori A. V. bl. a. tilbyder selv at ledsage en eventuel expedition til Grönland.

soll nun das ein erschöpfendes inhaltsverzeichnis sein? oder aber gehört diese nummer zu den 'brevbøger, samlinger af retterbøder og lignende'? ich weifs es nicht. aber eine andere nummer — Gl. kgl. sml. 2820, 4to —, von der der katalog eine noch farblosere gesamtcharakteristik gibt, habe ich mir gelegentlich durch unsere stadtbibliothek hierher erbeten. aus dieser hs., die übrigens in Historisk-topografiske skrifter om Norge og norske landsdele . . . udgivne . . . ved Dr. Gustav Storm (Christiania 1895), Fortale s. 17 und 47 mit '2810' und auch s. 42 gemeint ist, führt Kålund selber in seiner einleitenden abhandlung s. xii eine notiz Peder Syvs an — welche er, nebenbei bemerkt, in dem dort s. xi—xiii so wie so benutzten vorhin schon von mir erwähnten Syvschen bande gleichfalls hätte finden können. wer etwa beim lesen dieser aufführung die hs. Gl. kgl. sml. 2820, 4to, um sich etwas genauer zu orientieren, im kataloge aufschlägt, dem wird mit folgender beschreibung wenig gedient sein:

Pap. 21, 5 × 17 cm. C. 1700. Blandede samlinger.
Indlagt er:
Skipan medal Skúla jarls ok kórsbrædra *(1 bl.) — afskrift*

af et Arnamagnæansk diplom og forsynet med Arne Magnussons egenhændige notitser.

'De Augmundo Episcopo' *(1 bl.). Ex relatione Brynulfi Svenonis.*

Also *Blandede samlinger* auf ungezählten, nicht einmal geloteten blättern! — ich war von vorne herein auf no. 'Und der mensch versuche die götter nicht' gefasst; da erfolgte gar aus Kopenhagen zunächst noch die antwort, die hs. müsse erst gebunden werden. um so angenehmer überrascht war ich, als bald darauf ein zierliches bändchen mit dem strahlenden rückentitel *Vedrørende* | *danske* | *Bilande* eintraf, das — aufser einem hinter dem neuen vorsatze mitgebundenen alten pappdeckel und einigen zugleich leeren und unfoliierten — 148 frischfoliierte blätter umfasste, von denen die meisten schrift — und zwar recht leserliche — resp. federzeichnung, einige druck und einige gar nichts enthielten. der gesamtinhalt war also doch immerhin andeutbar und die blätter zählbar gewesen! die beiden im kataloge specificierten stücke, deren zweites von Peder Syvs hand geschrieben ist, waren als 9 und 37, das blatt mit der in Kålunds einleitung angeführten Syvschen notiz als 10 foliiert. mein erstaunen wuchs aber noch, als ich die aufschrift des alten pappdeckels, und erst recht, als ich auf dem titelblatte, das allerdings zur zeit der katalogisierung vielleicht nicht gerade als blatt 1 figuriert hat, die folgende — wider von Peder Syv geschriebene — noch heute zutreffende inhaltsangabe las: Findes i denne bog. | 1 Om Ifland, Norge og Anmerkninger til Nordfke Krönike. | 2 Difcurfus Historicus om de Engellænders og Hollænders | Sejlads i Norden. Om Avgmund Bifp af Iifland. | 3. Adfkilligt om Grönland. | 4. Kaftellet Danfkborg. H. Madfes Rejfe - Befkrivelfe til | Oftindien. Skibs-föring derfra. Udtog af Adfkillige | Vore Journaler om Oftindien. | 5. Om Gvinea. | 6. Om Weft-indien. die hs. bietet also aufser Kålunds beiden blättern noch mehreres, das direct in den bereich des kataloges fällt und absolut nicht an brevbøger, samlinger af retterbøder og lignende erinnert, darunter zb. (bl. 12ff) von Syv geschriebene, und — wie er bl. 10ʳ mit nennung seines namens angibt — auch von ihm selber angestellte, vergleichungen zwischen Peder Claussøns 1633 gedruckter dänischer bearbeitung von Snorre Sturlesøns Norske Kongers Chronica und einer papierabschrift des codex Frisianus.

Die nummer Gl. kgl. sml. 2820, 4to, zu einem erheblichen teile aus Peder Syvs eigener feder geflossen, stammt offenbar ganz und gar aus seinem bücherschatze her, und dass in ihrer beschreibung jede hindeutung auf Peder Syv, für den sich doch noch lange einer oder der andere interessieren wird, fehlt, das ist vielleicht das allerbedauerlichste an dieser erschöpfung — nicht sowol des inhalts als — des verzeichners. eine ähnliche unbill widerfährt freilich, aber offenbar aus einem grundverschiedenen

anlasse, noch ganz anderen gröfsen als Peder Syv. es ist gewis sehr liebenswürdig, wenn der katalog allen seinen benutzern zb. die kenntnis zutraut, dass Nicolai Klimii iter subterraneum ein werk Holbergs sei, und eine isländische übersetzung oder bearbeitung davon in Thott 1773, 4to einfach als 'Niculausar Klims | underjardar Reyfa' aufführt, aber die logische folge dieser liebenswürdigkeit ist die, dass ein benutzer, der sich etwa für bearbeitungen Holbergscher schriften interessiert, im personennamenregister unter Holberg — wo unlogischerweise schon ein hinweis auf Ny kgl. sml. 206 k, 8vo fehlt — auch keinen hinweis auf Thott 1773, 4to findet. da Holberg mit zwei andern nummern würklich im personennamenregister vertreten ist, so muss der benutzer schon ein gut teil skepsis mitbringen, um die flinte nicht gleich ins korn zu werfen, sondern nach jeder einzelnen Holbergschen schrift im systematischen inhaltsverzeichnisse zu suchen. noch anders ligt die sache vielleicht in folgendem falle: während der Arnamagnæanische katalog an 3 von den 4 stellen, an denen er Bergens Fundats erwähnt, als den vf. dieser schrift Herluf Lauritssön angibt, schweigt der neue katalog, der Bergens Fundats gar 5 mal nennt, mit beängstigender beharrlichkeit alle 5 mal über den vf., infolge wovon Herluf Lauritssön im personennamenregister überhaupt nicht auftritt. hält Kålund Herluf Lauritssön nicht mehr für den vf. von Bergens Fundats? oder soll im gegenteile seine verfasserschaft zu selbstverständlich sein, um überhaupt erwähnt zu werden? schon aus rücksicht auf das personenregister kann ich nie einen vf. als selbstverständlich gelten lassen; aber auch abgesehen von dieser rücksicht ist die annahme der selbstverständlichkeit des vfs. durchaus verwerflich; denn was dem einen selbstverständlich ist, ist es darum noch lange nicht auch dem andern. mir ist es zb. selbstverständlich, dass der vf. der schrift, auf welcher 'Faheirdar forundrunarlegar Historiur um Americam' in Thott 481, 8vo beruhen, weder *Seb. Frans*, wie im kataloge, noch Franz, wie im register steht, sondern Sebastian Franck heifst, und dass die Slesuici oppidi topographia in Gl. kgl. sml. 2432, 4to von Adam Tratziger herrührt, während letzteres für Kålund so wenig selbstverständlich ist, dass dieser — als Hamburger chronist hier zu lande natürlich besonders bekannte — mann im kataloge Fraziger genannt wird und infolge dessen im register unmittelbar unter jenem Franz recht schön im verborgenen blüht.

Nur von fall zu fall entscheidbar ist dagegen die frage, ob ein handschriftenkatalog von der gattung der Kålundschen kataloge es hinsichtlich des themas eines textes, für den er nicht auf gedruckte litteratur verweisen kann, bei der titel- resp. titel- und verfasser-angabe bewenden lassen dürfe oder aber das thema selber zu charakterisieren, seine sphäre wenigstens anzudeuten habe. im allgemeinen sollte den ausschlag nicht der vermeintliche wert,

die vermeintliche wichtigkeit des betreffenden textes geben — denn was mir heute gleichgiltig ist, kann mir morgen unschätzbar sein —, sondern die angemessenheit, prägnanz und durchsichtigkeit des überlieferten titels. ich bekenne dankbar: Kålund bietet in dieser hinsicht sehr viel; aber — es kommt ja ganz darauf an, mit welchen vorkenntnissen man ihn list — für meine unwissenheit noch lange nicht genug. vermag man sich bei einem titel nichts rechtes zu denken, so kann man ja allerdings seine zuflucht noch zu dem systematischen inhaltsverzeichnisse nehmen, aber erstens ist diese zuflucht etwas unbequem und zweitens nicht immer lohnend. wenn ich den pompösen titel einer schrift Jón Ólafssons von Grunnavík 'Vindex Traducis Memoriæ' würklich im register unter literaturhistorie widergefunden habe, so bin ich doch noch nicht viel klüger als ich war.

Der katalog löst so viele litterar- und personalgeschichtliche, paläographische und bibliothekarische fragen, dass es naseweis wäre ihm daraus einen vorwurf zu machen, dass er auch manche frage in dubio lässt, die der fernstehende geneigt sein möchte für entscheidbar zu halten. genug, wenn eine solche frage klar formuliert ist, mögen selbst die gründe ihrer unentscheidbarkeit verborgen bleiben. aber die ausdrucksweise Kålunds ist nicht durchweg klar, und ich wenigstens kann mich des verdachtes nicht erwehren, dass er zuweilen, selbst wo sie an sich klar ist, etwas anderes sagen will, als er sagt. er constatiert ohne jedes wenn und aber bei drei hss., dass sie von einem und demselben Magnús Jónsson, und bei 36 hss., dass sie von einem und demselben ThMIsfjord geschrieben sind. es überrascht daher — hat aber gewis seine gründe —, dass ein so gewiegter schriftkenner die frage, ob einer von beiden und welcher von beiden der schreiber sei, bei Ny kgl. sml. 1159, fol. und 1283, fol. nicht entscheidet, auch nicht sagt, ob beide nummern von einem und demselben schreiber geschrieben seien, sondern bei jener nummer nur bemerkt : *På titelbladet har* Th. M. Isfiord *underskrevet sig som afskriver, men hans navn er senere overstreget og i marginen rettet til* M. Jonfen, und bei dieser: *På titelbladet har skriveren undertegnet sig* Th. M. Isfiord, *men dette navn er overstreget af Suhm og erstattet med* „ved Magnus Johnfen". nun macht es aber für den fall, dass in würklichkeit Isfjord nicht der schreiber ist, einen unterschied, ob Isfjord angibt, er sei der schreiber, oder ob der schreiber angibt, er heifse Isfjord, und sollte dieser unterschied hier wol beabsichtigt sein? — als *defekt* gilt bald eine hs., die etwas von ihrem ursprünglichen inhalte eingebüfst hat, bald ein text, der angefangen, aber nicht zu ende geschrieben ist. wenn nun Storm Norges gamle Love IV, 409 von Gl. kgl. sml. 3669, 8vo — einerlei, ob mit recht oder mit unrecht, jedesfalls unzweideutig — sagt: 'Afskriften stanser med Cap. 62 og har aldrig gaaet længer', Kålund dagegen

sich ausdrückt: *Ender defekt* „ſidan er x we“ (*kap.* 63; *Ng L. kap.* 62), *hvorefter ifølge den forudgående indholdsfortegnelse endnu to kapitler mangle*, so weiſs ich trotz der ausführlichkeit dieser angabe doch noch nicht, ob damit Storm beigestimmt oder aber widersprochen sein solle; denn das wort *defekt* ist ja bei Kålund doppelsinnig, und der widerspruch gegen fremde behauptungen kleidet sich bei ihm fast immer in ein möglichst unauffälliges gewand. seine art andere zu corrigieren ist unstreitig eben so vornehm wie kurz, und wenn zb. Storm aus einem vermerk auf dem deckel der hs. Ny kgl. sml. 1074, fol. herauslist, sie sei einmal 'vdi S. Niels Frandtzens goedtz til Udrebning' gekauft, so genügt es allerdings sie kurzweg auf 'S. Niels Frandtzens goedtzsis vdrobningh' gekauft sein zu lassen; auch ligt, sobald einer angabe Kålunds ein absolutes nichts bei Storm gegenübersteht, auf Kålunds seite also ein offenbares plus vorhanden ist, wol immer eine bewuste ergänzung vor; ob immer eine überlegte, ist ein ander ding. zum codex Gl. kgl. sml. 3264, 4 to macht Kålund die bei Storm absolut nicht zu findende angabe: *På snittet læses navnet* „N. Lou“, und demgemäſs erscheint auch Lou, N. — freilich ungeschlechtig, titel- und charakterlos und nur durch jenen einen codex legitimiert — im personenregister. aber sollte diese scheinbar so isolierte persönlichkeit, die sich auf dem schnitte eines norwegischen landrechts verewigt hat, nicht nahe mit dem berühmten herrn Marcus Platz in Venedig verwant sein, sich nur — gerade wie der herr Lefebure des registers — etwas altmodisch mit *u* statt *v* schreiben und mit vollem vornamen *Norske* heiſsen? — ist dagegen das plus auf Storms seite, so wird man sich vergeblich fragen, ob Kålunds schweigen eine correctur bedeuten solle oder nicht. bei dem Arnamagæanischen kataloge hat man in manchen solchen fällen dank einer eigentümlichen weitherzigkeit seiner register die möglichkeit einer controle; diesmal aber sind die handschriftenbeschreibungen in Norges gamle Love IV für die register nicht intensiver — hierin soll durchaus kein tadel liegen — als für den katalog selber ausgebeutet, man darf daher im personennamenregister zb. unter Guðmundur Magnússon, der laut Finsen und Storm die nummer Ny kgl. sml. 1083, fol. geschrieben hat, keinen hinweis auf diese nummer erwarten, da der katalog bei ihrer beschreibung keinen Gudmundur Magnússon erwähnt; und da der katalog auch weder einen andern schreiber für sie namhaft macht noch den schreiber ausdrücklich als unbekannt bezeichnet, so wird der durchschnittssterbliche nicht viel weiter als bis zu einem non liquet gelangen.

Abgesehen von der soeben angedeuteten abweichung sind die register wesentlich ebenso eingerichtet wie bei dem Arnamagnæanischen kataloge. auch auf die unterscheidung der indirecten hinweise von den directen durch runde klammern ist nicht verzichtet, und das ist allerdings insofern erfreulich, wie

dinge als im kataloge indirect erwähnt registriert werden, die in ihm durchaus nicht erwähnt, sondern höchstens bei lebhafter phantasie leicht in ihn hineinzudichten sind, und die klammern die erforderliche suggestion nun wenigstens sachte vorbereiten. wenn der katalog bei Gl. kgl. sml. 2894 a-c, 4 to, bänden, die am schlusse des 18 jhs. geschrieben sind, bemerkt: *Vol. I bærer på forsatsbladet påtegningen* „Skienket af Hans Kongelige Höyhed Cron-Printzen", so ligt hierin unbestreitbar eine indirecte erwähnung Frederiks VI. dagegen wenn der katalog zb. bei Gl. kgl. sml. 2886, 4 to bemerkt: *Dediceret til Kristian VI*, und darauf hin dann das systematische inhaltsverzeichnis im abschnitte Bibliografi (incl. Håndskriftfortegnelser og Kataloger) unter dem stichworte Navneciffer das monogramm Kristians VI als indirect erwähnt bucht, so ist diese sorte von erwähnung denn doch etwas gar zu indirect, um selbst nur als eine versteckte anspielung passieren zu können. hier ist also nicht registriert, sondern es ist eine im kataloge selber versäumte angabe nachgeholt, und zwar an doppelt ungehöriger stelle; denn was haben die einigen bänden aufgedruckten königlichen monogramme überhaupt im systematischen inhaltsverzeichnisse unter bibliographie zu suchen? solch monogramm an sich ist doch nichts bibliographisches, und selbst seine ausdrückliche erwähnung in der beschreibung des damit geschmückten bandes ist doch nicht bibliographischer als irgend eine andere angabe des kataloges! wir haben es hier wol nicht mit einer der schlichten gedankenentgleisungen des registrators zu tun, sondern mit dem verzweifelten durchbruch aus einer selbstgeschaffenen zwickmühle. die erwähnung des monogramms eines königs, zb. des monogramms könig Frederiks VI, hätte von rechts wegen im personenregister gebucht zu sein als eine erwähnung des betreffenden Königs, gerade so gut wie die erwähnung des einem bändepaare aufgedruckten wappens des etatsrats NFoss dort als erwähnung — vermöge schlichter gedankenentgleisung sogar doppelt, als indirecte und als directe erwähnung, — dieses NFoss, und weder unter bibliographie noch unter heraldik, gebucht ist. nun steht aber über dem personennamenregister: Fyrstelige personer opføres under *Statshistorie*; das vorhandensein des monogrammes könig Frederiks VI auf einem buchrücken — alias: die einbindung eines buches der königlichen bibliothek während der regierung Frederiks VI — für Statshistorie auszugeben, das wäre doch aber allzu lächerlich. wo also damit hin? in die buchhistorie! ergo : in die bibliographie! — der nachprüfende leser wird einwenden : 'ja, aber Frederik VI steht ja tatsächlich doch im personennamenregister!' gewis, lieber leser, da steht er; glaube nur, ich hatte ihn nicht übersehen; er steht ja unmittelbar unter freund 'Fraziger'; aber da steht er als kronprinz, nicht als könig, und so lange man nur kronprinz von Dänemark ist, ist man — — keine fürstliche person!

Für mängel des kataloges, die sich in ihnen widerspiegeln, darf man natürlich nicht die register verantwortlich machen, und ihre eigenen verhältnismäfsig jedesfalls wenigen absoluten mancos sind so reichhaltigen und in den ziffern correcten registern zu verzeihen; aber nur bei geduldiger — mit Bussæus-Kålund zu reden — 'perillustration' wird sich der benutzer das, was ihm nützlich ist, aus diesen registern zusammenpicken; denn logik und consequenz ist nicht ihre stärkste seite. wenn man weifs, dass eine der 18 hauptabteilungen des systematischen inhaltsverzeichnisses eigens für Indskrifter (Runer), Afbildning, Alfabeter, Numismatik, Palæografi bestimmt ist, und man da würklich eine menge runologischer litteratur registriert sieht, woher soll einem dann die erleuchtung kommen, dass in die hauptabteilung Arkæologi noch eine 'Conjectura over Skriften paa det nyfundene | Guld-Horn' versteckt ist? wie soll jemand, der etwa material zu einer geschichte des katholischen gottesdienstes sammelt, ahnen, dass die hauptabteilung Geografi og Rejser, Topografi, Etnografi unter dem stichworte Zwoll etwas für ihn enthält, worauf die liturgische abteilung nicht einmal hindeutet, nämlich lateinische 'Regler for gudstjænesten i Zwoll'? warum stehn bei der Leksikografi die färöischen wörterbücher und wortsammlungen unter dem stichworte Færøsk, wenn die andern unter den stichworten Ordbog, Ordsamling zusammengefasst sind? —

So bewundernswert das neue werk Kålunds, selbst bei hoher einschätzung der älteren fremden und eigenen vorarbeiten, erscheint, wenn man die kürze der zeit bedenkt, in der es zu stande gebracht ist, so beklagenswert muss man seine mängel finden, wenn man die länge des zeitraumes erwägt — man kann wol getrost ein jahrhundert prophezeien —, dem es als fort und fort zu hilfe gerufener und mafsgebender führer durch einen wahren wust von hss. dienen wird. —

Die dem kataloge vorangestellte abhandlung 'Den nordiske (norrøne) oldlitteraturs samling og bevaring. Herunder tillige opslysning om de i katalogen behandlede håndskriftsamlinger' teilt, selbst über bereits so bekannte personen wie Brynjólfur Sveinsson und Jón Eggertsson, sehr viel neues mit, bringt auch einige berichtigungen und ergänzungen zu dem kataloge selber und ist fast durchweg glatt und mit genuss zu lesen. der vf. hat, wenn auch natürlich nicht ebenso viel arbeit, so doch eben so grofse sorgfalt auf die darstellung wie auf die gewinnung seiner ergebnisse verwant. ja er geht in dem löblichen bestreben die verschlungenen fäden behutsam entwirrt dem leser einzeln vorzulegen mitunter sogar zu weit: eine und dieselbe fahrt Jón Eggertssons von Kopenhagen nach Island wird s. XXVII als eine action in seinem processdrama und s. XXIX noch einmal als eine zum handschriftenaufkauf für die Schweden unternommene reise erzählt,

ohne dass man auf die identität beider reisen sofort aufmerksam gemacht wird. dem leser kommt ihre identität um so langsamer zu klarem bewustsein, als sich in die der zweiten erzählung voraufgehnden zeitangaben ein irrtum eingeschlichen hat. woher Kålund weifs, dass die sogen. bestechung Jón Eggertssons schon 1681, und nicht etwa 1682, stattgefunden hat, ist mir unbekannt; aber gleichviel, ob sie 1681 oder in der ersten hälfte von 1682 stattgefunden hat, selbst für den zweiten fall kann man unmöglich sagen: 'Under sit ophold i København 1682—83 var Jón Eggertsson kommen i berøring med den svenske regering, først som afskriver, men snart nöjere knyttet til denne som hemmelig håndskriftopkøber på Island'; denn vom 24. juni 1682 bis tief in das jahr 1683 hinein war Jón Eggertsson ja, eben als handschriftaufkäufer für die Schweden, schon, und zwar zum letzten male in seinem leben, auf Island.

Am interessantesten, aber auch heikelsten, ist der versuch aus abschriften, gelegentlichen erwähnungen und alten verzeichnissen zu ermitteln, welche altnordischen pergamenthandschriften, aufser den Resenschen, der 1728 verbrannten alten Kopenhagener universitätsbibliothek angehört haben, und wann und auf welchen wegen sie hineingekommen waren. Kålund schlägt die sicherheit mancher der neuen resultate, zu denen er hier gelangt, selber nicht hoch an, aber die sicherheit einiger doch noch weit höher, als sie verdient. er hält für vollkommen sicher, dass eine hs. der bibliothek ein Speculum regale in altnordischer sprache auf pergament enthalten hat, und für wahrscheinlich, dass diese hs. zugegangen war 'i løbet af 17. årh.'. unter 'løbet af 17. årh.' kann für diesen fall nur der teil des 17 jhs. bis allerhöchstens zum 28. januar 1662 verstanden sein; denn dass die von Kålund gemeinte hs. — Ambros. II, 4, 1, d. h. codex 1 auf brett 4 der abteilung II des capsa Ambrosii genannten bücherschrankes — am 28. januar 1662 bereits vorhanden war, ist durch das an diesem tage unterzeichnete abschriftlich erhaltene und von SBirket Smith: Om Kjøbenhavns Universitetsbibliothek før 1728 . . . (Kbh. 1882) s. 137 ff teilweise herausgegebene revisionsinventar gesichert. während — laut abschrift in AM. 901, 4to — dies inventar jenen codex blofs als: Liber, in qvo continentur 16 tractatus, qvos 1 pagella ostendit, charakterisierte — wovon die abschrift in Add. 218, 4to nur mit prima, anstatt 1, nennenswert abweicht — hat sich Peder Syv in Rostg. 21, 4to denselben codex notiert als: Varia. Mirabilia Norvegiæ. in Membr.; mindestens einer der vielen tractatus des codex Ambros. II, 4, 1 war mithin auf pergament geschrieben und betitelt: Mirabilia Norvegiæ — altså, folgert Kålund, et Kongespejl-håndskrift. jene notiz Peder Syvs ist das einzige, was Kålund für diese altnordische Kongespejl-handschrift als beweis beibringt; namentlich fehlt — was schwer ins gewicht fällt — jedes zeugnis für sie von seiten

Arne Magnussons, während die Resensche pergament- und sogar eine Resensche papier-handschrift des Speculum regale durch abschrift oder auszug in der Arnamagnæana vertreten sind. wo aber ist sonst noch das Speculum regale betitelt: Mirabilia Norvegiæ? in dem werke, das heute und von altersher Speculum regale heifst, ist ja freilich unter anderm auch von merkwürdigkeiten Norwegens die rede, und Laurents Hanssøn schreibt in der dedication seiner von Storm in Vid.-Selsk. Skrifter, hist.-fil. kl., 1898, no 1 (Kristiania 1899) herausgegebenen saga-übersetzung: 'Menn om de vnderlige Norrigis riges euentyr *etc.* der er en ſtor bogk paa norſke mall om giortt denn ßom kalles paa norſke kunga ſpegill (: *Speculum regale*). thenn ſyllier ſit naffnn thi att ther er meere vdi thet ßom herrer villie vidhe æn almuges folk er megit tarffligtt'. aber entweder muss man mit Storm (s. IX) sagen, das Speculum regale werde hier beschrieben 'paa en saa uklar Maade, at man ikke tydeligt ser, om Forfatteren virkelig har studeret det', oder man muss annehmen, es sei hier ein wesentlich anderes werk als das, welches wir unter Speculum regale verstehn, gemeint, und zu gunsten dieser zweiten alternative liefse sich natürlich das von Storm aao. besprochene unauffindbare citat Laurents Hanssøns aus seinem *speculo regali Noricorum* geltend machen. selbst zugegeben aber, der titel Mirabilia Norvegiæ sei für das buch, das wir Speculum regale nennen, ebenso angemessen wie zb. Jón Eggertssons name Nya Testamentid für das Stockholmische homilienbuch, so bliebe noch immer zu beweisen, dass mit jenem lateinischen titel Mirabilia Norvegiæ ein altnordisches Speculum regale gemeint sei und nicht etwa eine lateinische übersetzung oder ein lateinischer auszug. Storm hat im Arkiv f. nord. fil. 1, 110ff nach einer jetzt in AM. 904, 4to aufbewahrten eigenhändigen abschrift Arne Magnussons einen solchen im 14 jh. verfassten lateinischen auszug veröffentlicht, auf den die benennung Mirabilia Norvegiæ sogar weit besser als auf ein ganzes Speculum regale passen würde, da er gerade die 'multifaria mirabilia in aquilonaribus mundi partibus emergentia' behandelt und mit denen Norwegens den anfang macht. dass auf alle fälle für den codex Ambros. II 4, 1 mit viel gröfserer wahrscheinlichkeit ein lateinischer als ein altnordischer text vorauszusetzen ist, ergibt sich aber aus folgendem: bereits vor etwa einem halben jh. hat Friedrich Lorenz Hoffmann nicht nur die bibliothekarische welt im allgemeinen durch eine Serapeum XV (1854) s. 314ff gedruckte mitteilung, sondern auch — wie eben dort zu ersehen — brieflich seinen Kopenhagener collegen Bølling darauf aufmerksam gemacht, dass die Hamburger stadtbibliothek einen im jahre 1702 durch Michael Richey nach einer von Marquard Gude [† 1689] hinterlassenen vorlage abgeschriebenen katalog über die capsa Ambrosii der 1728 verbrannten Kopenhagener universitätsbibliothek besitze. aus Hoffmanns — vielleicht

zu knappen — brieflichen angaben hatte Bolling offenbar nicht erkannt, dass dieser katalog sich mit dem in AM. 901, 4to enthaltenen inventar der capsa Ambrosii nicht decke; bei einer vergleichung von AM. 901, 4to mit Hoffmanns gedruckten angaben ist aber, obwol letztere nicht durchweg correct sind, die grofse verschiedenheit des katalogs von dem inventar nicht zu verkennen. und ebenso unverkennbar ist anderseits, schon bei vergleichung blofs von Hoffmanns gedruckten angaben mit Peder Syvs in Rostg. 21, 4to enthaltenen notizen über die capsa Ambrosii, ja selbst nur mit der bei SBirket Smith aao. s. 158 ff unter dem striche gedruckten auswahl aus ihnen, die nahe verwantschaft der Syvschen notizen und des kataloges. ich geh auf die verwantschaftsverhältnisse um so weniger hier ein, als ich die Richeysche abschrift (cod. ms. hist. litt. 77 in 4to der Hamburger stadtbibliothek) im Centralblatt f. bibliothekwesen in extenso zu veröffentlichen gedenke, falls sich nicht etwa Richeys unmittelbare vorlage noch wiederauftreiben lässt.[1] bei Richey nun sieht das verzeichnis über den inhalt des codex Ambros. II 4, 1 so aus:

Expofitio fuper Donatum.
De Algorithmo f. Arithmetica. profaice.
Arithmetica. metrice.
+ De Barbarismo et Solœcismo.
Fragmentum Grammaticum.
+ Comment. in 1. editionem Donati.
Algorithmus f. Arithmetica.
Saxonis Hildensheimenfis computus.
Algorithmus metrice.
Johannis Hifpani Secreta fecretorū. f. de Diæta.
Cafus fummae excommunicationis.
Mirabilia Norvegiae.
Auctoritates phyficae et logicae utiliores.
Excerpta ex libro diuifionum Boëthii.
De virtutibus, maxime regis, metrice.
De Sacrobofco de Sphaera.
Cautelae in Algorithmis.
Varii rhythmorum modi.
Computus ecclefiasticus. Omnia in M.

angesichts dieses verzeichnisses wird Kålund es wol ebenso wahrscheinlich finden, dass die Mirabilia Norvegiæ nicht unter larven die

[1] Richeys unmittelbare vorlage steht sowol in der Bibliotheca ... à ... Marquardo Gudio ... congesta, quae ... distrahetur Hamburgi ad d. 4 August. an. 1706, Kilonii s. a. [1705] p. 575, no. 565 [rectius: 365] wie im Catalogus ... codicum mstorum ..., quos colligere licuit ... Gudio, Kilonii 1709, p. 55, no. 346 verzeichnet als quarthandschrift mit dem titel: Catalogus Librorum Manufcriptorum Bibliothecæ Publicæ Hafnienfis. eine in das Centralblatt f. bibliothekwesen XVIII (1901) s. 330 von der redaction gütigst eingerückte frage nach dem verbleib dieser quarthandschrift ist bisher leider unbeantwortet geblieben. sie sei deshalb hiermit widerholt!

einzige fühlende brust, sondern selber eine larve, gewesen seien, wie 'at den „kronica gestorum Noricorum" (Dipl. Norv. v, nr 586), som Aslak Bolt ved sin forflyttelse som ærkebiskop førte med sig fra Bergen til Trondhjem, har været på Latin, da hele hans øvrige bogsamling viser sig at bestå af teologisk og grammatisk latinsk litteratur'.

Das ist aber nicht die einzige wahrscheinlichkeit, von der diese inhaltsangabe des codex Ambros. II 4, 1 überzeugt. noch höher ist die wahrscheinlichkeit, dass der codex nicht erst i løbet af 17. århr., sondern bereits früher zugegangen war; denn jetzt sehen wir ihn als codex 23 der abteilung I des brettes (von oben nach unten gezählt) 5 in gesellschaft sehr vieler anderer insassen der spätern capsa Ambrosii schon stehn In Capsa Bibliothecæ novæ meridionali ad januam, in qvam ex veteri Bibliotheca translati sunt Ao. J. Chr. MDCIII. dessen inhalt gibt der 1603 geschriebene katalog, laut SBirket Smith aao. s. 92, nämlich so an:

Donatus.
Itim Arithmetica.
Itim Astronomica.
Itim Sphærica qvædam, Computi &c.

Den fall Mirabilia Norvegiæ habe ich nicht aufs geratewol herausgegriffen, er ist vielmehr der einzige, in dem ich meinen unglauben so gründlich begründen kann. aber es würde mich nicht überraschen, wenn sich auch aufserhalb Hamburgs auf deutschen bibliotheken kataloge, reisetagebücher oder andere notizen aufstöbern liefsen, die das nordische material zu ergänzen geeignet sind.

Im allgemeinen möcht ich noch bemerken, dass Kålund aus diesem nordischen materiale nicht immer buchstabengetreu genug, ja nicht einmal, wo er volle anführungszeichen setzt, immer wortgetreu citiert, vielleicht sogar nicht ganz ohne lesefehler: Peder Syv hat sich in Rostg. 21, 4to hss. notiert, qvæ ad Historiam n̄ram — nicht historias nostras — fpectant; anderseits ist, falls selbst in dem s. XXXVIII abgedruckten briefstücke zweimal deutlich ibidem geschrieben stehen sollte, doch beidemal damit eben so sicher itidem gemeint wie mit dem immorem, zu ende des citates, immemorem. ob der name der Cheltenhamer bibliothek s. LXIV dazu von anführungsstrichen flankiert wird, damit man nicht übersehe, dass er falsch ist, und warum er — falls die anführungsstriche so gemeint waren — nicht lieber, ohne anführungsstriche, richtig geschrieben ist, ist mir unklar; ein leser, der nichts von Thomas Phillipps weifs, wird das 'Philippe Collection' ruhig für baare münze nehmen.

In das lob, das Kålund am schlusse seines aufsatzes der aufserordentlichen liberalität der nordischen bibliotheken spendet, muss ich nicht nur aus voller seele und voller kehle, sondern

sogar aus vollem portemonnaie einstimmen: sowol die königliche wie die universitätsbibliothek zu Kopenhagen hat nicht nur die auf unsere stadtbibliothek erbetenen hss. bereitwilligst direct übersant, sondern obenein auch die kosten der übersendung getragen. so weit haben wir hier es noch nicht gebracht!

Hamburg, 17 september 1901. FRITZ BURG.

Texte und untersuchungen zur altgermanischen religionsgeschichte. hrsg. von FRIEDRICH KAUFFMANN. texte. 1 bd. Aus der schule des Wulfila. Auxenti Dorostorensis epistula de vita et obitu Wulfilae im zusammenhang der Dissertatio Maximini contra Ambrosium. mit einer schrifttafel in heliogravüre. Strafsburg (Trübner) 1899. LXV und 135 ss. 4°. — 16 m.

Wer sich mit Wulfilas leben und lehre eingehender beschäftigt hat, der hat sicher auch das bedürfnis nach einer erneuten collation und vervollständigung der von Waitz und Bessell nur zum teil veröffentlichten Pariser fragmente empfunden. man mochte die hoffnung nicht aufgeben, dass eine widerholte lesung der vielfach verstümmelten und verdunkelten randschrift noch zur aufhellung zweifelhafter stellen in Auxentius nachrichten über Wulfila beitragen werde, und man durfte erwarten, dass eine vollständige veröffentlichung der erörterungen über das concil von Aquileja, denen Auxentius schrift eingefügt ist, nicht nur über die dort verhandelten glaubensstreitigkeiten sondern auch über Wulfilas verhältnis zu ihnen, über seine letzte reise und über sein glaubensbekenntnis weitere aufklärungen bringen werde. das vorliegende werk, welches uns den vollständigen und berichtigten text mit einer knappen aber inhaltreichen einleitung und aus umfassender litteraturkenntnis schöpfenden anmerkungen bietet, hat jene erwartungen im allgemeinen nicht getäuscht. die notwendige grundlage für die beurteilung jener fragen ist durch Kauffmanns mühevolle quellenpublication geschaffen, und nicht wenig ist es was darin in ein neues licht gerückt wird. anderes freilich bleibt bei dem traurigen zustand der überlieferung im alten dunkel, und die eigene leistung des herausgebers bedarf trotz seiner nicht gering anzuschlagenden verdienste um die herstellung und erläuterung des textes einer gründlichen revision, die meines erachtens zu einer von K.s ergebnissen wesentlich abweichenden beantwortung der schwebenden fragen führt.

Die von K. ins 5/6 jh. gesetzte randschrift befindet sich bekanntlich in einem Pariser codex des 5 jhs., dessen hauptinhalt die schrift des Hilarius über die trinität gegen die Arianer, zwei bücher von Ambrosius schrift De fide und die acten des concils von Aquileja bilden. die randschrift (ich nenne sie im folgenden PR) ist ihrem inhalt gemäfs nur auf den rändern der beiden letztgenannten stücke eingetragen; denn mit Ambrosius und dem concil von

Aquileja beschäftigt sie sich fast durchweg. K. druckt zunächst PR mitsamt dem text (P), den sie umrahmt, wortgetreu ab und lässt darauf eine kritische ausgabe von PR folgen. das unsicher überlieferte ist in dem buchstäblichen abdruck wie in dem kritischen text durch cursivdruck gekennzeichnet; verschiedene arten der einklammerung machen überdies einerseits das was K. als glossem betrachtet, anderseits seine eigenen zutaten kenntlich. die einrichtung ist nicht ohne mängel. ungern vermisst man unter dem texte die Waitzschen lesungen; was über sie in den anmerkungen mitgeteilt wird, ist nicht vollständig (vgl. unten s. 211). statt der vielen einklammerungen von worten, die oft mit mehr als zweifelhaftem rechte für zusätze erklärt werden, wünschte man die in der hs. zwischen den zeilen gemachten nachträge durchweg auch in dem kritischen texte gekennzeichnet zu sehen, während sie hier oft genug auch in fällen, wo sie augenscheinlich nicht in den zusammenhang gehören, ohne bezeichnung in den fortlaufenden text aufgenommen sind. so darf man den kritischen text nicht ohne beständige vergleichung des abdruckes der hs. und der anmerkungen benutzen. dabei stofsen einem aber manche widersprüche auf. was im abdruck durch antiqua als deutlich lesbar gekennzeichnet wird, ist in der kritischen ausgabe gelegentlich durch cursivdruck als ‘unsicher überliefert’ bezeichnet und umgekehrt, und verstümmelte worte, auf deren herstellung auch im kritischen text verzichtet werden muste, finden sich hier anders als dort widergegeben. so stehn auf der ersten seite des buchstäblichen abdruckes und der kritischen ausgabe einander zb. gegenüber: ei scrib*tae*—*ei scribtae*; st—*st*; *sc*... *as* . . . *iniuri* — sc . . . as . . . iniuri; e . . . *nc* . . r. m. . . — c. . . nc . . r. m. el; *tunc* (übergeschrieben) — tunc (im text); *au*ctor — auctor; *pro*fes . . . . . — profes*sionis*; scrib*turarum* — scriburarum; *sen*tenti . . — *sen*tent*ia*; nol*u*it — nol*uit*; *quo*ni*am* — *quo*ni*am*; *in* bl*as*fe | e . . . . er . . . . . *p* — *in blasfemiam erupit* imperatorum p*recepti*; usw. diese ungenauigkeiten werden ja keinen grofsen schaden stiften, aber sie überschreiten doch das mafs des unvermeidlichen. schlimmer sind schon stellen wie die folgende in K.s kritischem text 76, 36: Religiosi parentes episkopi nostri *autem* reuocare eos desiderantes, ut eorum personant u*erba*, hi cum humilitate agebant: „cristiani ad cristianos uenimus“, unde et illi, inflati humili responso procacitate indigna dicebant: „cristianos nos conprobastis“. re uera fecerunt nostri sicut scriptum est etc. das ist durchaus keine vernünftige construction. vergleichen wir den abdruck der hs., so sehen wir, dass episkopi nostri *autem* und vor allem auch das nostri hinter fecerunt glosse ist, und dass nicht nur die im krit. text cursiv gedruckten buchstaben sondern die worte *uerba hi cum* unsicher sind. statt *hi* mufs jedesfalls *quae* gelesen werden, und der satz lautet: Religiosi parentes revocare eos desiderantes, ut eorum

personant verba, quae cum humilitate agebant „cristiani ad cristianos venimus“ (unde et illi . . . dicebant „cristianos nos comprobastis“), re vera fecerunt sicut scriptum est etc. — auch andere verfehlte textherstellungen werden uns noch begegnen.

Die ganze randschrift betrachtet K. als glossierte copie einer 'Dissertatio contra Ambrosium' die er ins jahr 383 setzt und dem in ihrem ersten bestandteil genannten bischof Maximin zuschreibt. er identificiert diesen trotz den von Waitz geäufserten bedenken mit einem gleichnamigen Arianerbischof, der im j. 427 in begleitung gotischer truppen nach Afrika kam, dort ein religionsgespräch mit Augustin abhielt und von diesem im j. 428 in einer besonderen schrift angegriffen wurde.

K.s beweisführung list sich recht hübsch und glatt, aber die verhältnisse liegen doch wesentlich anders als seine zuversichtliche darstellung erkennen lässt.

Zunächst kommt schon die verschiedenartigkeit der einzelnen bestandteile der randschrift bei ihm nicht voll zum ausdruck. PR zerfällt äufserlich schon auf den ersten blick in zwei hälften, die durch 24 am rande unbeschriebene blätter von einander getrennt sind. aber nicht nur äufserlich. eine 'dissertatio contra Ambrosium' kann man überhaupt nur die zweite hälfte nennen. sie setzt mit einem citat aus Ambrosius De fide ein, um diesem eine entgegnung des Palladius anzuschliefsen; es folgt noch einmal ein stück aus der Ambrosianischen schrift und eine gegenbemerkung des Palladius, die dann ohne unterbrechung des sachlichen und stilistischen zusammenhanges auf das concil von Aquileja übergeht. Palladius wird dabei nach wie vor in dritter person genannt. gegen Ambrosius bleiben die ausführungen fortdauernd gerichtet, auch seine schrift De fide wird mit berücksichtigt. es gilt für die ganze zweite hälfte von PR, aber auch nur für sie, was K. unrichtig über PR ohne unterschied behauptet, dass 'von anfang bis zum ende die apostrophen an Ambrosius stetig widerkehren'. Ambrosius verhalten in Aquileja wird in PR 2 aufs schärfste getadelt, im anschluss an die einzelnen vorgänge wird er formell und materiell ins unrecht gesetzt. im engsten zusammenhang damit werden die ansprüche des vom concil ferngebliebenen römischen bischofs Damasus und deren unterstützung durch Ambrosius sowie das von Damasus in Sirmium durchgesetzte glaubensbekenntnis bekämpft, und schliefslich erbietet sich der vf., mit seinen genossen den gemeinsamen glauben gegen Ambrosius und Damasus, nicht wie K. meint vor einem römischen concil, sondern vor dem römischen senat unter jedermanns zutritt, unter verlesung der bezüglichen schriften öffentlich zu bekennen und zu verteidigen. Palladius von Ratiaria und Auxentius von Dorostorum würden insbesondere bei diesem streite nicht unter denen fehlen, die an der seite des Demophilus fechten.

Besonders dieser schluss lässt keinen zweifel darüber, dass die immer widerkehrende anrede an Ambrosius keine rhetorische figur ist, dass sich vielmehr PR 2 unmittelbar an ihn wendete. weshalb die herausforderung nicht nur im namen des in Aquileja verurteilten Palladius sondern auch des Auxentius und des Demophilus an ihn gerichtet wird, ergibt sich ganz einfach aus einer stelle seiner schrift De fide, die auch in unserer streitschrift ausgehoben ist. in ihr hatte er Palladius, Demophilus, Auxentius als die vertreter des Arianismus mit namen genannt. er hatte bemerkt, dass diese drei Arianer mit dem Eunomius nichts zu tun haben wollten, aber . . . *quoniam communiter adversus Ecclesiam Dei . . . conspirarunt, communi nomine haereticos, quibus respondendum est, nominabo* (Ambrosius De fide Migne ser. lat. 16, 538, K. 79, 40). hierauf bezog sich auch schon der satz, mit welchem unsere streitschrift von Ambrosius De fide auf das aquilejische concil übergieng (K. 80, 38), *Palladium Demofilum et Auxentium, quod diversa tibi sentirent et quibus respondere promiseras, Arianos esse dixisti.* damit wird K.s vermutung, an stelle der lücke unserer randschrift müsse wegen dieser worte ursprünglich eine schrift des Demophilus gestanden haben, völlig gegenstandslos.

Einen wesentlich andern charakter trägt die erste hälfte der randschrift. sie zerfällt inhaltlich in zwei teile, 1) ein protokoll der verhandlungen des aquilejischen concils mit polemischen glossen des bischofs Maximin, welches K. 72, 19 mit den worten *et reliqua* oder vielmehr 72, 22 mit einem verweis auf den vollständigen text der Gesta abbricht (PR 1ᵃ); 2) erklärende bemerkungen über das verhalten der parteien von Aquileja mit einschaltung und erläuterung des briefes des Auxentius über Wulfila = 72, 23 bis 79, 7 (PR 1ᵇ).

Der text des protokolls in PR 1ᵃ weicht, abgesehen von kürzungen im anfang, sachlich nicht von dem im codex selbst enthaltenen ab, doch ist er nicht selten correcter; beide gehn zweifellos auf dieselbe grundlage zurück. die glossen des Maximin verraten nirgends die kenntnis einer andern quelle. Ambrosius und seine partei werden in dritter person genannt; nur bei einem langen citat aus Cyprians schrift gegen Demetrianus, in welcher dieser persönlich angeredet wird, wendet Maximin in einer einschaltung, die den Ambrosius mit Demetrianus vergleicht, auch auf ihn das *tu*, ebenso wie hier und in einer weiter damit verbundenen interpretation auf die Ambrosianer das *vos* an.[1] die stelle ist von besonderer bedeutung dadurch, dass sich auch in PR 2 eine beziehung auf Demetrianus findet, und zwar mit dem zusatz *ut jam retro . . . scribseram.* würde damit, wie K. voraus-

[1] *Exceptores vestri* Kauffm. 70, 28 gibt augenscheinlich nur worte des Palladius wider, vgl. den text der Gesta 52, sp. 1. 56, sp. 1.

setzt, auf die erwähnte glosse des Maximin bezug genommen, so wäre Maximin zweifellos auch der vf. der streitschrift PR 2. leider ist nur die beziehung nicht klar. die stelle (87, 38) lautet vollständig soweit sie lesbar ist *ut jam retro ubi circa fidem erga episcopatum degenere . . . . quidem a Demetriano dictatam qu . . . scribseram.* dagegen handelt jene glosse des Maximin davon, dass Cyprianus den Demetrianus erst mit schweigender verachtung gestraft habe, eh er ihm antwortete, und dass er in seiner erwiderung vom *solus verus deus* gesprochen habe. ich weifs nicht, wie die berufung in der streitschrift damit in einklang gebracht werden soll. sie muss entweder auf den nicht erhaltenen ersten teil der streitschrift selbst gehn oder von demjenigen, der PR 1 und PR 2 zusammenschrieb, unverständiger weise eingeschaltet sein. dazu kommt nun, dass der vf. von PR 2 über die vorgänge von Aquileja persönlich sehr genau unterrichtet ist, dass er von dingen berichtet, von denen in den Gesta nichts steht, dass er, wie schon die ausforderung am schluss seiner streitschrift zeigt, im sinne des Palladius schreibt, während der glossator Maximin den sachen so fern steht, dass er zb. nicht einmal weifs, ob ein brief des Palladius, der in Aquileja verlesen werden sollte, würklich zur verlesung gekommen ist oder nicht, und lediglich auf grund des textes der Gesta die eine wie die andere möglichkeit erörtert (70, 27). schon hier erheben sich schwere bedenken gegen die von K. mit gröster sicherheit vorgetragene behauptung, dass Maximin vf. der beiden stücke sei.

Durch die einführung der bemerkungen des Maximinus zu den acten mit der formel: *Maximinus episcopus disserens (interpretans) dicit,* durch die überleitung von seinen glossen zum text der acten mit wendungen wie *sequitur in ipsis gestis* zeigt sich deutlich, dass PR 1ᵃ nicht die copie einer originalschrift des Maximin sein kann. dass eine solche auch nicht durch K.s einklammerungen hergestellt, dass PR1ᵃ vielmehr nur ein auszug aus Maximins schrift ist, hat inzwischen Usener im Litteraturbl. f. germ. u. rom. philol. 1900 s. 363f gezeigt. sorgfältig ist der epitomator augenscheinlich nicht zu werke gegangen. so bringt er 68, 8 die glosse des Maximin ohne die äufserung des Ambrosius, auf die sie sich bezieht, vgl. die gesta bei K. s. 41, sp. 1.

Mit einem *et reliqua* bricht PR 1 das protokoll ungefähr nach dem ersten viertel ab. wer das weitere lesen wolle, *legat intus in plenario, qui in hoc ipso corpore.* damit wird zweifellos von der randschrift auf den vollständigen text der Gesta im innern des codex verwiesen. daran ändert auch die einklammerung der worte *qui* ff nichts, mit der K. wider den ursprünglichen wortlaut herstellen zu können meint. wir kommen nicht um die annahme herum, dass entweder erst der schreiber von PR den auszug veranstaltete, oder dass er ihn — und dafür sprechen andere

gründe — aus der randschrift eines ebenso wie P eingerichteten codex copierte. (vgl. K. anm. z. 72, 21). völlig ausgeschlossen ist es natürlich, dass dieser verweis auf das von Ambrosius redigierte protokoll in einer an Ambrosius gerichteten schrift gestanden haben könnte, wie K. doch annehmen muss. aber ebensowenig ist das für den ganzen folgenden teil von PR 1, für 72, 23—79, 7 denkbar. auch nicht ein einziges mal wird hier Ambrosius und sein anhang angeredet; sie werden immer zusammen in dritter person genannt, auch schlechtweg als *haeretici* bezeichnet. nicht sowol an die gegenpartei als an seine glaubensgenossen richtet der arianische vf. von PR 1ᵇ seine losen beiträge zur rechtfertigung und erklärung des verhaltens der väter auf dem aquilejischen concil. er steht diesen vorgängen augenscheinlich schon ferner als die streitschrift PR 2; denn er klärt seine parteibrüder darüber auf, wie es möglich sei, dass, während *illo in tempore* Palladius zu den Ambrosianern in Aquileja gesagt habe: *Cristiani ad Cristianos venimus*, jetzt die leute jener partei von ihnen nicht mehr als christen anerkannt werden und auch nicht mehr zur taufhandlung zugelassen werden dürfen (78). und mit bezug auf den sicher nach dem aquilejischen concil erfolgten tod des Wulfila und die umstände unter denen er erfolgte, sagt er (77, 21): *ut et nos ab ipsis patribus nostris Christi servis sedentes in memoratam urbem saepius audivimus.*[1] das kann doch unmöglich, wie K. s. XL meint, im zweiten semester des jahres 383 mit bezug auf ereignisse geschrieben sein, die sich nach s. LXIII im juni 383 zugetragen haben sollen.

Zu den quellen von PR 1ᵇ gehörten also mündliche mitteilungen, die der vf. zu verschiedenen zeiten nach Wulfilas tod in Constantinopel vernommen hatte. aufserdem benutzte er den brief des Auxentius über Wulfila, widerum die Gesta der aquilejischen synode, aus denen ua. das von Maximin vorhin nicht glossierte *Christiani ad Christianos venimus* erörtert wird, und endlich auch PR 2. denn wenn in PR 2 (82, 41) von einem in den gesta nicht berichteten vorkommnis vor gott beteuert wird: *tu (Ambrosi) cum omni conspiratione tua ad singulas professiones anathema magna cum vociferatione subclamasti*, während es in PR 1ᵇ (76, 31) heifst: *magna cum vociferatione, ut exposuit supradictus Palladius, per singula verba fidei anathema succlamaverunt*, so ist es gar nicht zweifelhaft, dass PR 1ᵇ sich auf PR 2 beruft. K. tut XLI anm. die stelle mit der bemerkung ab: 'aus der formel *ut exposuit supradictus Palladius* kann nimmermehr der schluss gezogen werden, es habe ein schreiben des Palladius als darstellung des Aquilejischen concils existiert'. aber mit einer solchen formel beruft man sich doch nicht auf eine persönliche mündliche mitteilung, sondern auf eine schriftliche, auch andern zugängliche ausführung (vgl. *ut sanctus Auxentius exposuit* 77, 33)

[1] zur textherstellung s. Usener aao. s. 364.

und die wörtliche übereinstimmung des unter dieser formel citierten satzes mit der stelle in PR 2 lässt K. ganz aus dem spiel. wunderlich genug gibt er in seinen bemerkungen, welche Maximins verfasserschaft auch für PR 2 erweisen sollen, Bessell zu 'dass das zweite stück sich als etwas ursprüngliches ausweise'; aber es weist sich nach Bessell als etwas 'ursprüngliches' nur in dem sinne aus, als die erwähnte stelle in PR 2 nicht etwa von Maximin auf die angaben des Palladius hin, sondern nur von Palladius selbst, so wie sie vorligt, geschrieben sein könne; denn nur ein augenzeuge habe schreiben können : *sicuti ipse filius dei Jesus Cristus deus noster et vestram eiusmodi vocem audivit et hanc scribtionem videt.* und in der tat konnte Maximin dasselbe vorkommnis unmöglich das einemal mit der berufung auf die auseinandersetzung des Palladius, das andremal mit dieser auf unmittelbarste erfahrung und persönlichstes verantwortungsgefühl deutenden feierlichen beteuerung feststellen.

Mit besonderer rücksicht auf diese stelle und auf den scheinbar unlöslichen zusammenhang der ausführungen von PR 2 über das concil von Aquileja mit den vorangehnden bemerkungen des Palladius gegen Ambrosius De fide hat Bessell PR 2 überhaupt dem Palladius zugeschrieben. dagegen spricht ja nun auf den ersten blick der umstand, dass Palladius stets in dritter person genannt wird. aber es handelt sich auch nicht um eine rein persönliche streitschrift, sondern um eine schrift, die im namen der fraction und im einvernehmen mit ihr verfasst war. nicht nur Secundianus, sondern auch Auxentius und Demophilus wurden zugezogen. ich glaube, den besten aufschluss über die entstehung dieser 'Expositio contra Ambrosium' geben uns die Gesta des aquilejischen concils. Palladius hat gegen ende seines wortstreites mit Ambrosius diesen der ketzerei (impietas) beschuldigt. Ambrosius verlangt den beweis. darauf erwidert Palladius: *Expositionem nostram afferemus; cum autem attulerimus, tunc disputatio habebitur.* Ambrosius geht darauf nicht ein; er wendet sich sogleich wider zu seiner alten forderung, Palladius solle den brief des Arius verdammen. Palladius verlangt (jedesfalls im weiteren verfolg seines antrages) die zuziehung von zuhörern und protokollanten. laien sollen dabei sein. Ambrosius weist den gedanken, dass laien über priester urteilen sollten, mit entrüstung zurück, und Palladius wird verdammt, nach ihm Secundianus. was ihnen auf dem concil abgeschnitten war, suchten nun die verurteilten zunächst in der vorliegenden expositio auszuführen; sie soll wie diejenige, die sie sich in Aquileja vorzulegen erboten, den Ambrosius der ketzerei überführen; sie schöpft wie jene ihr belastungsmaterial aus dem 'liber de fide' und dem von Sirmium stammenden 'libellus perfidiae', zu dem sich Ambrosius mit Damasus bekennt; aber das material ist inzwischen wesentlich bereichert, indem jetzt auch Ambrosius verhalten in Aquileja mit

herangezogen wird. und auch die letzte forderung der Arianer auf dem aquilejischen concil wird in dieser expositio festgehalten. vor einer grofsen laienversammlung sollen ihre streitschriften gegen Ambrosius und Damasus verlesen und verteidigt werden. denn darin gipfelt ja schliefslich PR 2, dass Palladius, Auxentius, Demophilus vor dem senat in Rom 30 oder 40 tage hintereineinander gegen die beiden ihren glauben verteidigen wollen unter verlesung schriftlicher abhandlungen, die man auch über den ganzen erdkreis hin verbreiten soll. nicht nur christliche laien, sogar juden und heiden sollen zugezogen werden. Palladius persönlicher anteil an der schrift bricht trotz seiner nennung in dritter person überall durch, besonders auch in der einschränkung, die der bezeichnung seiner langen bischöflichen amtsführung als *inreprehensibilis* beigefügt ist mit den worten *quantum humanae conscientiae interest.* mit recht hat das auch Bessell schon betont.

Zu den berufungen von PR 1^b auf PR 2 gehört augenscheinlich auch K. 77, 16—18, wo Palladius und der *textus lectionis, qui infra habetur* citiert werden, ohne dass die genauere beziehung bei der verstümmelten überlieferung zu erkennen wäre; ferner K. 72, 33 f, wo Palladius als gewährsmann für den zu Aquileja verlesenen text des Ariusbriefes genannt wird. damit ist zweifellos die angabe dieses textes in PR 2 K. 82, 36 f gemeint. die übereinstimmung ist ganz wörtlich, und das citat bezieht sich nur auf das stück des briefes, welches dort in PR 2 mitgeteilt wird zur einleitung jener angabe über das anathemarufen der Ambrosianer, die gleichfalls, wie wir sahen, in PR 1^b als zeugnis des Palladius citiert wurde.

Nach alledem steht wenigstens soviel fest, dass PR 1^b die 'Expositio de impietate Ambrosii', wie wir PR 2 am besten nennen können, benutzt und als werk des Palladius betrachtet hat.

Was den inhalt jener auf den Ariusbrief bezüglichen stelle betrifft, so hatte nach Palladius angaben in PR 2 der anfang des zu Aquileja verlesenen textes gelautet: *credo in unum solum verum deum, auctorem omnium, solum ingenitum, solum sempiternum deum, solum sapientem* usw. bei dem glaubensverhör, welches Ambrosius im anschluss an diesen brief mit Palladius und Secundianus in Aquileja anstellte, hat er aber nach ausweis der Gesta das *solus ingenitus* ganz aus dem spiel gelassen. darauf weist PR 1^b nachdrücklich hin, bemerkt, dass Ambrosius diese worte unterschlagen habe, weil sie grade eine eigenschaft Gottes bezeichneten, die vernünftigerweise niemand auch auf den sohn übertragen könne und erörtert das *solus ingenitus* als eigentliches fundament der wesensverschiedenheit zwischen vater und sohn, auf grund dessen auch die übrigen im Ariusbrief aufgezählten göttlichen eigenschaften vom sohne nicht in demselben sinne ausgesagt werden könnten wie vom vater. diese ausführung in PR 1^b ist ein besonders bezeichnendes zeugnis für die ent-

scheidende bedeutung des *solus ingenitus* in den arianischen deductionen dieser zeit gegen die homousie, wie ich sie mit besonderer beziehung auf Wulfilas glaubensbekenntnis schon Zs. 42, 311 betont hatte. durch die ausscheidung dieser wichtigsten worte aus dem glaubensverhör hatte also Ambrosius nach ansicht unserer quelle dem Ariusbrief als dessen grundlage den kern genommen; unser autor stellt ihn wider her und schliefst den abschnitt demgemäfs mit den worten : dies ist der göttlichen lehre entsprechend des Arius christliches bekenntnis, dies haben auch der bischof Theognius, dies auch Eusebius bekannt usw. (*Hoc secundum divinum magisterium Arri cristiana professio* etc.).

Es ist eine merkwürdige verkennung dieses ganz klaren zusammenhanges, wenn K. hier das unentbehrliche *Arri* für ein glossem erklärt, welches widersinnigerweise in den text geraten sei! er beruft sich darauf, dass es sich hier um männer handle, von denen Ambrosius meldet: *dicitis quod Arrium non sequamini.* zugegeben, dass man dieser äufserung des Ambrosius gegen Palladius ohne weiteres auch eine bedeutung für den vf. von PR 1[b] beimessen dürfe, so ist es doch ganz irrig, daraus folgern zu wollen, dieser vf. dürfe das bekenntnis des Arius vom *solus ingenitus*, welches als solches bekannt war und welches die ganze partei des Palladius als christlich und der göttlichen lehre entsprechend behauptete und verteidigte nicht zugleich eben als bekenntnis des Arius, als christlich und der göttlichen lehre gemäfs bezeichnen. wenn diese partei nicht als nachfolgerin des verketzerten Arius bezeichnet werden wollte, so geschah dies doch immer nur in dem sinne, dass ihre lehre älter sei als Arius und dass sie nicht als secte, sondern als vertreter der wahren, alten christlichen kirche gelten wollten. *Constat Arrium episcopos secutum fuisse, non episcopos Arrium*; diese worte des Maximinus 69, 22 kennzeichnen ihren standpunct zu Arius, und wie dort dessen lehre vom *unus verus deus* als alt und schriftgemäfs verteidigt wird, so hier die vom *solus ingenitus.* wenn nun hier weiter gesagt wird, dass dies auch das bekenntnis des Theognius, des Eusebius und anderer (worunter auch Wulfila) gewesen sei, so darf man natürlich noch nicht mit K. daraus schliefsen, dass Wulfila auch in solchen glaubenspuncten, welche hier garnicht erwähnt worden sind, sich mit Theognius und Eusebius berührt habe müsse.

Der stil von PR 1[b] ist äufserst ungeschickt. ganz im gegensatz zu dem flott und lebhaft in gutem zusammenhange geschriebenen stück PR 2 wird hier ein abschnitt an den andern ganz äufserlich angeleimt, erst dreimal hinter einander mit einem unbeholfenen *nam*, dann mit wendungen wie: *Hoc ipsum necesse est ut disseramus; Adhuc autem dicendum est; Nunc tempus est respondendi de; Haec fuit ratio ut; Nunc ergo reddenda est ratio, qua de causa* . . . schon diese stilverschiedenheit verbietet es, das stück demselben vf. und demselben werke zuzuweisen wie PR 2.

ich halte PR 1[b] für bemerkungen des compilators der in PR 1[a] die erörterung des Maximin zu den Gesta excerpierte, in PR 2 die streitschrift des Palladius und genossen widergab und vorher den brief des Auxentius seinen eigenen ausführungen einverleibte.

Dieser brief, für den germanisten das wichtigste stück der ganzen randschrift, ist wider mit dem ganzen ungeschick, welches PR 1[b] auszeichnet, an das vorhergehnde angeknüpft. er folgt auf jene erörterung über den wahren wortlaut und die schriftmäfsigkeit des gottesbekenntnisses des Arius, mit dem auch Theognius usw. übereinstimmen. Auxentius ausführungen über die lehre des Wulfila stehn damit inhaltlich in engstem zusammenhange und hätten sich leicht unmittelbar anschliefsen lassen. statt dessen wird mit dem geliebten *nam* zunächst die notiz vermittelt, dass nach dem brief (des Auxentius) die erwähnten bischöfe (gemeint sind nicht die zuletzt genannten, sondern Palladius und Secundianus) sich mit dem bischof Ulfilas ins ostreich an den hof des Theodosius begeben hätten . . . durch das wegschneiden einer zeile und die fast völlige unleserlichkeit des anfanges der rückseite entgeht uns das nächstfolgende. die nächsten lesbaren worte gehören schon dem bericht des Auxentius über Wulfilas lehrtätigkeit an; doch erfahren wir später aus den erörterungen über diesen brief, dass die bischöfe auch von Theodosius ein concil verlangten und dass er ihnen ein solches versprochen habe (76, 25. 77, 23). diese wunderliche art des überganges zum Auxentiusbriefe erklärt sich nur durch die annahme, dass Auxentius zunächst über die angelegenheit des Palladius und Secundianus, natürlich unter beziehung auf das concil von Aquileja gehandelt hat. seine angaben hierüber sollten nicht ganz übergangen werden, aber sie wurden nur ganz kurz angedeutet, um alsbald zu dem wortlaut seines berichtes über Wulfilas lehre überzugehn, auf den es hier zunächst allein ankam. im Auxentiusbrief aber werden später bei einer wichtigen, an sich jedoch kaum verständlichen bemerkung über die zurücknahme eines entschlusses über ein concil jene ausführlicheren mitteilungen des eingangs augenscheinlich vorausgesetzt. das ist von bedeutung für die erklärung der stellen die sich auf Wulfilas reise beziehen, zu denen auch jene bemerkung gehört.

Die vielbesprochenen sätze des briefes, welche diesen gegenstand betreffen, sind auch nach K.s erneuter lesung an sich nicht deutlicher geworden. wir erfahren aus ihnen zunächst, dass Wulfila sich auf kaiserliche anordnung, nachdem 40 jahre seines episcopats erfüllt waren, nach Constantinopel aufmachte zu einer disputation gegen die *p* . . . die benennung dieser gegner blebt leider nach wie vor im unklaren; nur der anfangsbuchstabe *p* ist gesichert; K. glaubt, dahinter ein *n*, am schluss *os* zu lesen und setzt *Pneumatomachos* ein. das ist, auch abgesehen von den

bedenken, die Streitberg im Litt. centralbl. 1900 s. 1179 erhebt, schon deshalb unmöglich, weil Auxentius diese secte nur Macedonianer nennt. den scheltnamen 'bekämpfer des (heil.) geistes' konnte er ihnen als Arianer, der ja ebenfalls die unterordnung des heil. geistes entschieden betonte, unmöglich beilegen. jene benennung ist uns denn auch als eine specifisch homousianische ausdrücklich verbürgt, vgl. Sokrates II 45: *διὰ ταύτην δὲ τὴν αἰτίαν καὶ Πνευματομάχους ἀποκαλοῦσιν αὐτοὺς οἱ τὸ ὁμοούσιον φρονοῦντες.* ebensowol wie mit einem sectennamen müssen wir auch mit der möglichkeit rechnen, dass hinter dem *p* . . . eine bezeichnung der orthodoxen stecke; zu beweisen ist weder das eine noch das andere. der folgende, kaum lesbare satz des briefes scheint zu sagen: Wulfila ging, damit sie (die P . . .) nicht die ihm von Christus übergebenen kirchen lehrten und anfeindeten. nach einigen ganz verlöschten buchstaben geht es dann weiter nach K.s lesung, die aus späteren stellen der randschrift ergänzt ist und von der Waitzischen mehrfach abweicht: . . *at et ingressus est supradictam civitatem recogitato ab impiis de statu concilii ne arguerentur miseris miserabiliores proprio judicio damnati et perpetuo supplicio plectendi statim coepit infirmari. in qua infirmitate susceptus est ad similitudinem Elisei prophetae.* die construction ist durch die lücke vor *at* verdunkelt. jedesfalls besagt aber die stelle: Wulfila hat Constantinopel betreten; von den 'gottlosen' (den ketzern, d. i. den Nicaenern) war der entschluss inbetreff des concils geändert worden, 'damit die noch bejammernswerteren als elenden nicht als durch ihr eigenes urteil verdammte und mit ewiger strafe zu bestrafende erwiesen würden'; Wulfila erkrankt alsbald und stirbt.

Betrachtet man diese stelle für sich allein, so lässt sie sich scheinbar am besten auf die constantinopolitanische synode von 383 deuten. alle glaubensparteien, auch die Arianer, waren vom kaiser geladen und erschienen. die disputation bei voller vertretung der parteien, die Palladius und Secundianus in Aquileja vergeblich gefordert hatten, war hier vom kaiser ins auge gefasst worden. aber durch gemeinsame erwägungen mit den sehr besorgten Nicaenern wurde er veranlasst, den ursprünglichen plan fallen zu lassen und statt der disputation von den einzelnen parteien ein schriftliches glaubensbekenntnis einzufordern; nur das orthodoxe erkannte er an, alle übrigen verwarf und zerriss er. schon aus dem, was man vor K.s ausgabe von dem weiteren inhalt der randschrift wuste, war zu entnehmen, dass Wulfilas letzte reise nach den verhandlungen zu Aquileja gegen Palladius stattgefunden haben müsse. da als tag jener verhandlungen aber der 3. september 381 jetzt als feststehend gelten muss, so kann für die ereignisse in Constantinopel, die in zusammenhang mit Wulfilas dortigem eintreffen berichtet werden, speciell also für

die anderweitige entscheidung der concilangelegenheit keine frühere zeit angenommen werden. demgemäfs hat sich die ansicht, dass Auxentius das concil vom jahre 383 im auge habe, und dass Wulfila auf diesem gestorben sei, ziemlich allgemeine geltung verschafft. auch ich habe sie in der allgemeinen deutschen Biographie vertreten und mich mit den chronologischen schwierigkeiten, die dadurch für Wulfilas lebensgeschichte erwachsen, abzufinden gesucht. wenn ich mich jetzt zu einer 'recogitatio' über dies concil veranlasst sehe, so geschieht es, weil ich den weiteren text der randschrift, wie er jetzt bei K. vollständig vorligt, mit jener annahme für unvereinbar, und K.s und Streitbergs versuche, ihn mit den ereignissen von 383 in einklang zu bringen, für verfehlt halten muss.

Die randschrift gibt nämlich eine doppelte erläuterung der worte des Auxentius *de recogitato statu concilii* usw. zunächst bemerkt sie, Auxentius habe von denen, welche die änderung veranlassten, damit sie sich nicht als *proprio judicio damnati* erwiesen, letztern ausdruck deshalb gebraucht, *quia ipsi ultro alienos se ipsos a coetu sanctorum fecerunt.* dazu bemerkt nun K. einl. s. LXI f.: 'das trifft einzig und allein haarscharf auf die vorgänge, die im sommer 383 sich zu Constantinopel abgespielt haben. die Nicaener hielten es für ratsamer, es nicht zu concilverhandlungen kommen zu lassen, redeten auf Theodosius ein und dieser schnitt denn auch alles ab und trat in die fufsstapfen Gratians'.

In der anmerkung zu 76, 29 behauptet K. sogar unter berufung auf Hefele II² 41, dass damals die Nicaener 'wider erwarten sich am concil nicht beteiligten'. aber davon ist weder bei Hefele noch in seinen quellen etwas zu lesen. im gegenteil. die Nicaener waren so gut auf dem platz wie ihre gegner, schoben diese beiseite und hielten dann das concil allein ab. in dieser beziehung lagen hier die verhältnisse nicht anders als im jahre 381 auf der synode zu Aquileja, und auf diese allein bezieht sich die randschrift. darüber lässt die fortsetzung des citierten satzes gar keinen zweifel: *et quod pulsantibus sanctis non solum intercluserunt concili vias, sed et magna cum vociferatione — ut exposuit supradictus Palladius — per singula verba fidei anathema succlamaverunt, et preterea — quod nec daemones ausi fuerunt in summum omnitenentem deum inferre blasphemiam — hi sine aliqua cunctatione proruperunt in monarchiam omnitenentis patris. deinde, quantum ad causam, debuerunt execrari, secundum probatum impietate seducti.*[1] die von Palladius verbürgte anathemascene auf dem aquilejischen concil haben wir bereits kennen gelernt; dass die übrigen sätze ebenso auf die vorgänge von Aquileja gehn, steht nach dem inhalt der Gesta und der randschrift fest und ist auch von K. anerkannt; den vorangehnden satz

[1] Kauffmann ändert unrichtig *quantum* in *quantam*, *probatum* in *probatam*, *impietate* in *impietatem*.

quia . . . alienos se ipsos a coetu sanctorum fecerunt aber mit K. ganz davon zu trennen und diesen allein auf das constantinopolitanische concil von 383 zu beziehen, ist ganz unmöglich. der gedankengang des commentators des Auxentius ist ja offenkundig dieser: Auxentius sagt, der entschluss in betreff des concils sei geändert worden (dh. das von Theodosius versprochene concil sei so wie es eigentlich geplant gewesen, nicht zur ausführung gebracht worden), damit die elenden ketzer nicht als durch ihr eigenes urteil verdammt überführt würden. als solche würden sie sich nämlich aus folgenden gründen erwiesen haben: weil sie sich selbst *a coetu sanctorum alienos fecerunt*, weil sie den anklopfenden die wege des concils verschlossen haben, weil sie mit ihrem anathemarufen usw. gott gelästert haben. natürlich muss danach das *a coetu sanctorum se alienos fecerunt* ebenso wol vor jene *recogitatio de concilii statu* gesetzt werden, wie die andern puncte; es ist nach der darlegung des commentators eine der ursachen der *recogitatio*, während es, nach Ks. auffassung auf die nachträgliche ausscheidung der ketzer aus dem concil von 383 bezogen, vielmehr eine folge der recogitatio, des veränderten entschlusses über die organisation des concils sein und der gedanke herauskommen würde: sie vereitelten das concil, damit sich nicht herausstellte, dass sie das concil vereitelt hätten. die phrase besagt nichts weiter, als dass die Ambrosianer, indem sie die nach des verfassers standpunct rechtgläubigen bischöfe vom concil zu Aquileja fernhielten und so das versprochene concil hintertrieben, sich vielmehr selbst von einer versammlung der heiligen ausgeschlossen haben. ganz derselbe gedankengang kehrt auch sonst in der arianischen streitliteratur wider, wenn gesagt wird, dass die Nicaener, indem sie die rechtgläubigen (Arianer) aus der kirche stofsen, sich vielmehr selbst von der wahren christlichen gemeinschaft ausgeschlossen haben (vgl. Zs. 42, 320). die randschrift fasst also auch die angabe des Auxentius über die hintertreibung eines concils zu Constantinopel ganz von dem gesichtspunct aus, der sie überhaupt beherscht: Ambrosius und genossen haben sich der *impietas* schuldig gemacht; der beweis dessen wurde Palladius und genossen in Aquileja abgeschnitten. sie würden ihn in Constantinopel auf dem von Theodosius versprochenen concil erbracht haben, wenn es zustande gekommen wäre. die einzelnen belastungsmomente werden angeführt, es wird die folgerung gezogen, dass die Ambrosianer, 'was die streitsache angeht, hätten verdammt werden müssen, da sie erwiesenermafsen auf den abweg der impietas geraten waren'. um dies aber zu vermeiden, haben nun diese impii den concilplan hintertrieben.

Auf welche weise das geschah, berichtet die zweite erläuterung zu der stelle des Auxentiusbriefes. hier heifst es: 'dies war der grund, dass sie auch dort (in Constantinopel) den entschluss bezüglich des von Theodosius versprochenen concils, welches Gra-

tian schon untersagt hatte, rückgängig machten: es trafen schreiben des Ambrosius und der übrigen synodalen von Aquileja ein, in denen sie die willkürlich zugestutzten acten des concils übersanten und dem wortlaut ihrer briefe an den kaiser Gratian gemäfs sagten, dass sie ihnen (dem Palladius und Secundianus) mit kaiserlicher autorität das priesteramt aberkannt und andere erwählt hätten, die an ihrer stelle zu ordinieren seien, auch forderten, dass ihnen die kirchen genommen werden sollten. hierdurch geschah es auch, dass auch der kaiser Theodosius über den erdkreis hin ein gesetz erliefs, welches mit den vorschriften des Gratian in einklang stand'. das schriftstück, auf welches PR hier bezug nimmt, ist uns erhalten. es ist das an Gratian, Valentinian und Theodosius gerichtete schreiben *Benedictus* in Ambrosius briefen Migne ser. lat. 16, 94 f., vgl. besonders absatz 8. — es enthält einen kurzen tendenziösen bericht über die verhandlungen der aquilejischen synode gegen die beiden bischöfe sowie die mitteilung und bitte betreffs ihrer verurteilung in teilweise wörtlicher übereinstimmung mit PR; vgl.: *sacerdotio putavimus abdicandos* Brief = *sacerdotium eis imperiali autoritate interdixerunt* PR; *(deprecamur, ut) in damnatorum locum per nostrae parvitatis legatos sancti subrogentur sacerdotes* Brief = *in locum eorum alios ordinandos subrogaverunt* PR; *(deprecamur ut) censeatis ab Ecclesiae arcendos esse liminibus* Brief = *ecclesias aeque eis auferendas postulaverunt* PR. durch gesante des concils *(legatos concilii, sanctos viros)* wurde dieser brief an die kaiser geschickt, mit der bitte sie persönlich anzuhören und sie mit erfüllung der gestellten forderungen schnell zurückkehren zu lassen. ein zweiter brief des aquilejischen concils an die drei kaiser (*Quamlibet* Migne 16, 947 f.) kam noch einmal auf dieselbe angelegenheit zurück mit der mahnung zu ihrer schleunigen erledigung: *duobus in angulis tantum, hoc est in latere Daciae Ripensis ac Moesiae* (in den diöcesen des Palladius und Secundianus) *fidei obstrepi videbatur: quibus tandem nunc post concilii sententiam vestrae favore clementiae opinamur illico consulendum.* dieser brief hatte besonders für Theodosius bedeutung, da er sich weiterhin auf antiochenische angelegenheiten bezieht. die berufung eines allgemeinen concils der katholischen priester nach Alexandrien wird vorgeschlagen. wider wird der brief durch eine gesantschaft von priestern überbracht, die über seinen inhalt persönlich mit dem kaiser verhandeln sollen und um deren baldige abfertigung gebeten wird. Theodosius hat ihn noch im jahre 381 erhalten und wurde durch ihn veranlasst, auf den sommer 382 ein concil zu berufen, aber er beschied nicht ein allgemeines nach Alexandrien, sondern eins der Orientalen nach Constantinopel. beides erfahren wir aus einem brief dieses concils bei Theodoret eccl. hist. v, 9 (Gaisford s. 411): *συνδεδραμήκειμεν γὰρ εἰς τὴν Κωνσταντινούπολιν ἐκ τῶν πέρυσι*

γραμμάτων τῶν παρὰ τῆς ὑμετέρας τιμιότητος μετὰ τὴν ἐν Ἀκυληΐᾳ σύνοδον πρὸς τὸν θεοφιλέστατον βασιλέα Θεοδόσιον ἐπισταλθέντων. wir können also mit voller bestimmtheit feststellen, dass der brief, dessen eintreffen nach PR die unmittelbare veranlassung für die vereitelung des dem Palladius von Theodosius versprochenen concils war, bereits im jahre 381 dem kaiser überbracht und jedesfalls von ihm mit den gesanten aus Aquileja erörtert wurde, ebenso, dass er dem im sommer 382 in Constantinopel tagenden concil bereits bekannt war. auch in einem schreiben des Ambrosius und der übrigen italienischen bischöfe an Theodosius (*Sanctum* Migne 16, 950), welches die Orientalen zu einem concil nach Rom einlud und ihnen nach ihrem eintreffen zur synode in Constantinopel zugieng (Theodoret aao.), ist auf den zweiten concilbrief von Aquileja (*Quamlibet*) bereits bezug genommen.

Nach der auffassung von PR ist also der gang der ereignisse dieser gewesen: als Palladius und Secundianus am 3 september 381 in Aquileja verurteilt worden sind, begeben sie sich mit Wulfila, der sich ihnen unterwegs anschliefst, an den hof des Theodosius, um von diesem die berufung eines allgemeinen concils zu erbitten, auf dem sie die anklage gegen Ambrosius erheben wollten. Theodosius verspricht ihnen das concil. aber noch in demselben jahre werden ihm die schreiben der aquilejischen synode mit dem parteiischen bericht über die verhandlungen gegen Palladius und Secundianus und der aufforderung, ihnen ihre kirchen zu nehmen, zugleich mit den vorschlägen für ein katholisches generalconcil, durch die gesanten von Aquileja überbracht, nachdem wenigstens der erste brief zunächst wol nur Gratian mitgeteilt worden war. in folge der briefe und der vorstellungen der gesanten ändert Theodosius sein vorhaben. die angelegenheit des Palladius und Secundianus behandelte Ambrosius zwar in seinen briefen an die drei kaiser aus kirchenpolitischen gründen geflissentlich als eine occidentalische angelegenheit; dass aber zur vollstreckung des kirchlichen urteilsspruches Theodosius seinen arm leihen muste, geht aus den politischen verhältnissen hervor (vgl. K. s. L) und ist augenscheinlich auch die auffassung von PR. unter diesen umständen verdient es beachtung, dass das schreiben *Sanctum* zwar auf die antiochenische angelegenheit des briefes *Quamlibet*, nicht aber auf das dort schon zum zweiten mal energisch verlangte vorgehn gegen Palladius und Secundianus zurückkommt; es preist vielmehr den Theodosius wegen der *recentia beneficia*, dass er die katholiken wider in die kirchen eingeführt habe, während ihm das gleiche verdienst von Ambrosius zwar auch schon in einem früheren schreiben angerechnet, aber nicht als *recens* hervorgehoben wurde. man wird annehmen dürfen, dass das verlangen nach dem weltlichen verfahren gegen die beiden ketzer inzwischen erfüllt war.

Jedesfalls war ihre hoffnung, ihre anklage gegen Ambrosius auf dem von Theodosius versprochenen concil vorbringen zu können, vereitelt. bei den vorschlägen, welche die Ambrosianer dem Theodosius wegen des allgemeinen concils machten, war immer nur die einberufung der katholiken in betracht gezogen worden; nur diese partei war auch auf der orientalischen synode vertreten, die Theodosius schliefslich i. j. 382 gegen Ambrosius wunsch in Constantinopel zusammentreten liefs, während Ambrosius sich vergeblich bemühte, die Orientalen auf das concil zu ziehen, welches gleichzeitig in Rom abgehalten wurde. die beschlüsse des constantinopolitanischen concils aber nahmen den gegnern des Ambrosius vollkommen die möglichkeit zur erhebung der beabsichtigten anklage. eine lange reihe von bestimmungen wurde festgesetzt, welche die beschwerdeführung gegen orthodoxe bischöfe einschränkten. einem häretiker soll es überhaupt nicht erlaubt sein, gegen orthodoxe bischöfe anklage wegen kirchlicher dinge zu erheben; die, gegen welche eine klage vorligt, dürfen zu solcher anklage nicht zugelassen werden, bis sie ihre eigene unschuld dargetan haben. aber auch unbescholtene haben ihre kirchlichen anklagen gegen einen bischof nicht vor dem allgemeinen concil, sondern vor den gesamten bischöfen seiner provinz vorzubringen. wer ohne berücksichtigung dieses instanzenweges die ohren des kaisers oder die ökumenische synode zu beunruhigen wagt, darf durchaus nicht zur anklage zugelassen werden (Hefele II² 25 fg. vgl. 14. 40). den Palladianern blieb demnach, selbst wenn ihre verurteilung in Aquileja nicht als rechtmäfsig anerkannt wurde, kein andrer weg, als ihre anklage gegen Ambrosius vor den bischöfen seiner provinz zu erheben; und einen entsprechenden weg suchen sie nun tatsächlich einzuschlagen. *Certe tam tibi quam Damaso provincia est Italia*, so rufen sie am schluss ihrer streitschrift (PR 90, 2) dem Ambrosius zu; dort in Rom fordern sie ihn demgemäfs auf, freilich nicht nur vor den bischöfen, sondern vor dem senat und allem volk, ihnen rede zu stehen. auf jenen brief des Ambrosius, der den bischöfen in Constantinopel im j. 382 bald nach ihrem eintreffen vorgelegt wurde, hat Theodosius geantwortet; leider ist sein schreiben nicht erhalten; aus einer erwiderung des Ambrosius können wir entnehmen, dass Theodosius über sein verhalten gegen die ketzer und darüber, dass anklagen und verurteilungen nur in anwesenheit der parteien erfolgen dürften, gehandelt habe (Migne ser. lat. 16, 954). vielleicht würde dies schreiben des Theodosius auch etwas licht auf die *lex* werfen, die er nach PR in folge der berichte aus Aquileja in übereinstimmung mit den *praecepta* des Gratian erlassen hat. da wir auch diese *praecepta* nicht kennen, so haben die vermutungen, die man über jene *lex* geäufsert hat, zu keinem befriedigenden ergebnis geführt. ein spätes anhängsel zu PR (K. 57, 4 f. 77, 32 f.), welches als text jener lex nach Bessells

nachweis zwei völlig misverstandene erlasse von 386 und 388 aus dem Codex Theodosianus vorgebracht hat, zeigt, dass man sich schon im 5 oder 6 jh. vergeblich um die ermittelung des augenscheinlich nicht erhaltenen gesetzes bemüht hat. danach hat man auch der angabe dieses glossems, das gesetz habe das concil und die *disputatio de fide* verhindert, keinen wert beizumessen. es kann sich nach dem zusammenhange von PR 77, 23—30 auch auf die überweisung der arianischen kirchen an die katholiken bezogen haben. allerdings meinen K. und Streitberg, unter den praecepta Gratiani sei die von Gratian auf Ambrosius veranlassung modificierte einladung zum Aquilejischen concil zu verstehn, welche unter dem anschein, dass den entfernt wohnenden die weite reise nicht zugemutet werden sollte, tatsächlich die Orientalen fern hielt und zur folge hatte, dass aufser Palladius und Secundianus bei dem ihnen versprochenen generalconcil nur orthodoxe erschienen. sollte PR würklich sagen wollen, dass Theodosius nun dem entsprechend verfahren sei, so würde auch hier die beziehung auf das concil von 382 gegeben sein, zu dem, statt des allgemeinen concils, welches er Palladius und seinen begleitern versprochen hatte, schliefslich nur orthodoxe Orientalen geladen wurden. doch scheint mir jene bezeichnung für die von Ambrosius veranlasste fassung der einladung bedenklich und mehr noch die annahme, dass sie für eine *lex* das muster gegeben haben sollte.

Unmöglich aber ist die beziehung dieser lex auf die vereitelung der disputation bei dem concil von 383, eine annahme, in der sich K. s. LXII und Streitberg Grundr. d. germ. phil. II² 12 f. auf verschiedenen wegen zusammenfinden. beide übersehen zunächst den grofsen unterschied zwischen dem vorgehen des Theodosius bei diesem concil und dem des Gratian im j. 381. Gratian hat sich zu einer den orthodoxen günstigen beschränkung der einladungen bereit finden lassen, Theodosius hat dagegen dafür sorge getragen, dass alle parteien, grade auch die ketzerischen, geladen wurden. Gratian hat keineswegs die freiheit der disputation beschränkt, vielmehr sucht Ambrosius in seinem bericht über die aquilejischen verhandlungen bei den kaisern grade möglichst den eindruck zu erzeugen, dass er den gegnern die *facultas* und *copia disceptandi* in vollstem mafse gewährt habe (Migne 16, 941). Theodosius hat sich dagegen nachträglich dazu bringen lassen, die disputation zu unterbinden, nachdem die parteien vollzählich beisammen waren. dass er diese überrumpelung der ketzer durch einen 'gesetzesact' *per orbem terrarum* vollzogen habe, entspricht nicht im mindesten den verhältnissen und der genauen darstellung des vorgangs, die uns Sokrates V 10 und Sozomenus VII 12 gegeben haben; soll aber lex nur ein ungenauer ausdruck für eine anordnung des kaisers sein, so müste die angabe der randschrift noch ungenauer darin gewesen sein, dass sie dieselbe als über-

einstimmend mit der anordnung des Gratian für das aquilejische concil bezeichnet hätte — kurz, die worte der randschrift entsprechen eben einfach nicht den verhältnissen, auf die man sie beziehen will. sodann hat weder K. noch St. die chronologische unmöglichkeit erkannt, die sinnesänderung des Theodosius auf der ketzersynode von 383 mit den briefen des Aquilejischen concils in verbindung zu bringen. nachdem festgestellt ist, dass Theodosius diese noch im j. 381 erhalten und zum gegenstand seiner entschliefsungen gemacht hat, und dass die synode von 382 auf sie bezug nimmt, ist es auch schlechthin ausgeschlossen, dass Theodosius wegen dieser briefe im sommer 383 die soeben eingeleitete disputation der religiösen parteien plötzlich wider abgeschnitten habe. wenn K. sich in der anm. zu 77, 24fg. mit den tatsachen durch die behauptung abfindet, dass die vorliegenden briefe nicht gemeint seien, vielmehr gehe aus unsrer stelle hervor, dass ein ähnlicher mit der angelegenheit des Palladius sich beschäftigender brief im mai 383 in Constantinopel eingetroffen sei, so zeigt das nur, wie er sich die quellen nach seinen hypothesen, nicht die hypothesen nach den quellen einrichtet. wenn man es mit ihm und Streitberg als eine von vornherein feststehen detatsache ansieht, dass sich Auxentius angabe auf das concil von 383 bezieht, so muss man auch weiter die folgerung daraus ziehen, dass der commentator des Auxentiusbriefes völlig im irrtum gewesen ist, wenn er den ungünstigen verlauf dieses concils für die Arianer mit den nachrichten aus Aquileja in verbindung bringt und die ausdrücke des Auxentius über die *impii* aus dem verhalten der orthodoxen in Aquileja erklärt. nun wäre ja an und für sich eine solche falsche combination wol denkbar, zumal bei PR 1[b], dem compilator, der seine bemerkungen erst längere zeit nach Wulfilas tode geschrieben hat. Aus unkenntnis des wahren sachverhalts auf der synode von 383 und in blinder wut gegen Ambrosius und genossen konnte er diesen die ungünstige wendung der verhandlungen zu Constantinopel in die schuhe schieben, an der sie tatsächlich, wie auch aus der erzählung des Sokrates und Sozomenus hervorgeht, nicht den mindesten anteil gehabt haben. aber anderseits ist grade er in Constantinopel gewesen und beruft sich für seine darstellung der concilangelegenheit auf die aussagen, die er dort von den arianischen geistlichen gehört hat. ferner war ja eine beziehung der folgeerscheinungen des aquilejischen concils zu Wulfilas bemühungen um ein concil und deren vereitelung im eingang des Auxentiusbriefs augenscheinlich in weiterem umfang gegeben, als es sich jetzt in der verkürzten und verstümmelten überliefrung PR 1[b] erkennen läfst (oben s. 199), und endlich findet sich in dem ganzen weitern inhalt der streitschrift auch nicht die geringste beziehung auf das concil von 383! nach K. (s. xxxv) hätte Palladius den kampf gegen die erdrückende übermacht der abendländischen hierarchie

als aussichtslos gar nicht ernsthaft aufgenommen, sonder er hätte sich darauf beschränkt, frist zu gewinnen, um die angelegenheit noch einmal vor einer andern instanz, dem kaiser des orients, zu führen. seine rechtfertigungsschrift habe selbstverständlich erst erscheinen können, nachdem das verfahren zum abschluss gekommen, seine appellation an Theodosius erledigt worden sei, und das sei auf dem concil von 383 geschehen. unter diesen umständen sollte man nun doch wol voraussetzen, dass die vereitelung dieses concils, auf welches er und seine genossen ihre ganze hoffnung gesetzt hatten, sie mit einem schmerz und einer empörung erfüllt habe, die vor allem in ihrer streitschrift hätten ausdruck finden müssen. um die erhebung der beabsichtigten anklage gegen Ambrosius hätte es sich für sie auf diesem concil von vornherein nicht mehr handeln können. das wäre schon durch die bestimmungen der synode von 382 ausgeschlossen gewesen, ebenso durch Theodosius gebot, dass gegen abwesende nicht verhandelt werden dürfe, denn die ladung der Occidentalen ist für die synode von 383 garnicht in frage gekommen. hier handelte es sich vielmehr nur um die dogmatische disputation der orientalischen parteien. das haupt der orthodoxen war Nektarius, der mit Ambrosius ganz aufser fühlung stand, dessen absetzung Ambrosius noch ein jahr vorher durchzusetzen gesucht hatte. gegen Nektarius hätte sich die ganze entrüstung der um ihre hoffnung betrogenen Arianer kehren müssen, denn er war es, der die disputation hintertrieben hatte. schon nach der darstellung der orthodoxen Sokrates und Sozomenus erscheint die art, wie er der disputation ausweicht und ihr schliefslich mit seinen beiständen bei Theodosius vorzubeugen weifs, unrühmlich genug. welche angriffspuncte hätten diese vorgänge nicht einer arianischen streitschrift geboten, die unter ihrem frischen eindruck entstand! aber mit keiner silbe wird dieses concils in der schrift des Palladius gedacht; er, der den kampf gegen die übermächtigen abendländer angeblich garnicht ernsthaft hatte aufnehmen wollen, schreibt nur gegen Ambrosius und Damasus, und das concil von Aquileja, das hinter der endgültig entscheidenden synode von 383 unbedingt hätte zurücktreten müssen, beschäftigt ihn einzig und allein! auch hier werden wir mit aller bestimmtheit in die zeit vor das concil von 383 zurückgewiesen, in eine zeit, wo Ambrosius briefe vom aquilejischen concil in Constantinopel kürzlich ihre würkung getan hatten und der in aussicht gestellte weg zur mündlichen anklage gegen ihn abgeschnitten war, vermutlich in den sommer 382, die zeit des zweiten concils von Constantinopel.

Nach alledem müssen wir auch die auslegung, welche Auxentius angabe über die vereitelten concilshoffnungen in PR $1^{b}f$ gefunden hat, für richtig halten und demnach Wulfilas tod in den dadurch gegebenen zeitlichen rahmen einfügen. die an sich

nächstliegende annahme, das *praeceptum imperiale*, das Wulfila zu seiner letzten reise veranlafste, sei die einberufung zur ketzersynode von 383 gewesen, lässt sich also nicht mehr halten. über seine reise läfst sich nur so viel feststellen, dass er nach seiner ankunft in Constantinopel von der durch die aquilejischen briefe veranlassten änderung bezüglich des concils erfuhr, welches ihm und Palladius nach dessen verurteilung in Aquileja vom kaiser bewilligt worden war. sie ist demnach nicht vor dem winter 381 und nicht lange nach der eröffnung des concils vom sommer 382 erfolgt. vielleicht hatte Theodosius, als er ihm und Palladius im herbst 381 das concil versprach, welches gelegenheit zur anklage und disputation gegen Ambrosius und seine partei gegeben hätte, schon den sommer des nächsten jahres bestimmt dafür ins auge gefasst und sie sogleich dazu geladen. inzwischen trat nun durch die concilbriefe von Aquileja und die besprechungen mit den gesanten der umschwung in den entschlüssen des kaisers ein. als Wulfila sich befohlenermafsen zum beginn des sommers einstellte, um die sache seiner partei gegen die orthodoxen zu verfechten, war die kaiserliche vollstreckung des aquilejischen spruches gegen Palladius und Secundianus vermutlich bereits vollzogen, und er fand ein lediglich aus orthodoxen Orientalen zusammengesetztes concil vor, welches sich angelegen sein liefs, den Arianern den weg der beschwerdeführung ein für allemal abzuschneiden. Wulfila erkrankt und stirbt. Auxentius sieht es als eine besondere fügung an, dass Wulfila in Constantinopolis 'oder vielmehr Cristianopolis', wie der antirömische bischof es nennt, seinen tod gefunden habe, um dort unter einer so grofsen menge von Christen von würdigen mitpriestern würdig geehrt zu werden. natürlich ist hier an den gegensatz zwischen der volkreichen christlichen hauptstadt und der abseits 'in montibus' hausenden Gotengemeinde des Wulfila gedacht. dass arianische priester trotz aller anfeindungen auch noch nach Wulfilas tode in Constantinopel safsen, erfuhren wir schon oben aus PR. für ein concil, auf dem Arianer vertreten waren, kann die stelle nichts beweisen. eine sichere entscheidung der frage nach der bedeutung des praeceptum imperiale ist, wie schon oben bemerkt, unmöglich, da wir über die benennung der disputationsgegner des Wulfila nach wie vor im unklaren bleiben. jedesfalls darf man jetzt nach der aufklärung über die parteistellung des Palladius, Wulfila usw., die wir K.s publication verdanken, nicht mehr annehmen, Wulfila habe vom kaiser nur als ketzer behandelt sein können. abgesehen von den besonderen rücksichten, die damals gegen die Goten und ihren hochangesehenen geistlichen führer beobachtet werden musten, ist in betracht zu ziehen, dass Wulfila es sicher ebenso entschieden und aus denselben gründen wie Palladius abgelehnt hat, als Arianer bezeichnet zu werden, dass eine verurteilung wegen ketzerei bei ihm nicht wie bei Palladius

und Secundianus erfolgt war, dass er vielmehr, nach Auxentius brief, augenscheinlich bis zu seinem lebensende unbeirrt seines bischöflichen amts gewaltet hat. die in Aquileja verurteilten bischöfe werden guten grund gehabt haben, grade ihn zur unterstützung ihrer bitte um das concil beim kaiser zu veranlassen. so mag also auch das kaiserliche gebot, welches ihn nach Constantinopel rief, in andrer weise erfolgt sein, mag die disputation, die er führen wollte, ein andres ziel gehabt haben, und seine letzte reise noch längere zeit vor den beginn des concils von 382 angesetzt werden; jedesfalls bleiben die angegebenen grenzen für die zeit seines todes bestehn.

Und damit lösen sich nun endlich auch die chronologischen schwierigkeiten, die für Wulfilas lebensgeschichte doch immer noch bestehn blieben, wenn man seinen tod in das jahr 383 verlegte. Auxentius gibt ausdrücklich an, dass Wulfila nach vollendung einer vierzigjährigen amtstätigkeit als bischof, also im einundvierzigsten jahre seines episcopats, nach Constantinopel gereist und dort gestorben sei. Philostorgius bezeugt, dass er von dem bald nach dem concil von Antiochien (341) verstorbenen Eusebius zum bischof geweiht sei. war dies im sommer oder herbst 341 geschehen, wie auch K. annimmt, so stand Wulfila in der ersten hälfte des jahres 382, aber auch nicht länger, in dem von Auxentius angegebenen amtsalter. die rechnung, welche K. s. LXIV aufstellt, scheitert an der bestimmten angabe des Auxentius über die gesamtdauer von Wulfilas bischöflicher tätigkeit.

Für Wulfilas glaubensbekenntnis verdanken wir K.s erneuter lesung eine wesentliche textbesserung. nachdem Wulfilas erster satz vom vater, der zweite vom sohne gehandelt hat, folgte nach Waitzens lesung: *ideo unus est omnium deus qui et de nostris est deus.* Waitz versicherte, er habe 'so bei widerholter ansicht die stelle gelesen'. so habe ich denn Zs. 42, 315f gesucht, mich mit dieser überliefrung abzufinden. ich habe bemerkt, dass 'nach der vorliegenden überliefrung' dieser satz auf den sohn bezogen werden müsse, habe das zu erklären gesucht und habe Casparis deutung des *qui et de nostris est deus* aufgenommen, jedoch nicht ohne ausdrückliche bedenken und nicht ohne hervorzuheben, dass auch die gewöhnliche emendation *dei nostri* statt *de nostris* nicht unmöglich sei. der ganze satz müsse in diesem falle auf Gott vater bezogen werden, der dann der eine Gott aller genannt werde, weil er auch der gott des *deus noster* (Christus) sei. was mich hinderte, dieser lesung den vorzug zu geben, war erstens die handschriftliche überlieferung und zweitens der umstand, dass man diesem satz nicht die nächstliegende beziehung auf den unmittelbar vorhergehnden geben, sondern ihn über diesen hinweg mit dem ersten verknüpfen müste. beide bedenken sind jetzt beseitigt, da nach K.s lesung die stelle trotz Waitzens versichrung in der handschrift lautet: *ideo unus est om-*

nium deus pater qui et dei nostri est deus. damit fällt natürlich jeder zweifel, und meine an zweiter stelle gegebene erklärung tritt in kraft. es ist denn doch eine eigentümliche behandlung dieser sachlage, wenn K. in der anmerkung zu der stelle ohne meine zweite erklärung zu erwähnen, ja ohne zu erwähnen, dass Waitz *de nostris* bestimmt gelesen hatte, bemerkt, dass durch die neue lesung 'Vogts behandlung der stelle widerlegt ist'. widerlegt ist vor allem die willkürliche umgestaltung der überliefrung, die K. Zs. f. d. ph. 30, 98f vorgenommen und deren unhaltbarkeit ich schon aao. nachgewiesen hatte.

Worin das eigentlich charakteristische von Wulfilas glaubensbekenntnis und worin der beweis dafür ligt, dass Auxentius W.s lehre richtig dargestellt hat, das habe ich aao. angeführt, und ich habe dem auch nach K.s publication nichts hinzuzufügen. K. geht auf diese wichtige frage nicht ein. wenn er in den anmerkungen sagt: 'in das bekenntnis ist nicht aufgenommen, was an geschichtlichen tatsachen in der h. schrift über die erdenlaufbahn des sohns überliefert, der widerholung nicht bedurfte', so verwischt er einen wesentlichen unterschied zwischen dieser und andern bekenntnisformeln, über dessen bedeutung ich bereits gehandelt habe. leider hat K. sich auch nicht auf das verhältnis von Wulfilas bekenntnis zur formel von Rimini eingelassen. er sieht diese formel als den grund- und eckstein für die geschichte des gotischen arianismus an: mit gutem grunde, soweit es sich um deren kirchenpolitische seite handelt; sofern aber die intimere glaubenslehre in betracht kommt, gebührt jenem abgeschwächten und zweideutigen, in erster linie auf den stimmenfang zugeschnittenen bekenntnis jenes lob sicher nicht. es ist charakteristisch genug, dass gleich jenes *solus ingenitus,* welches von so fundamentaler bedeutung in der lehre Wulfilas und seiner gesinnungsgenossen war, in der formel von Rimini ganz fehlt; man vergleiche doch einmal die beiden quellen bei K. s. XLVf und s. 76 wort für wort: von anfang bis zu ende fufst Wulfilas bekenntnis nicht auf jenem, sondern auf älteren traditionen, nur das vieldeutige *similis secundum scripturam* hat er nach Auxentius unter seine lehrsätze, nach K.s lesung der handschrift vielleicht auch in ein anhängsel seines bekenntnisses aufgenommen. ich halte es für ein grofses verdienst von K.s werk, dass es uns zum erstenmal einen vollen einblick in die lehren und kämpfe desjenigen kreises gewährt, dem Wulfila angehörte. es ist jene weiland bei hofe mafsgebende Arianerpartei, die in Rimini jene compromissformel zu stande brachte. Demophilus wurde ihr haupt, Palladius, Secundianus, Maximinus, Auxentius von Dorostorum gehörten ihr in gemeinschaft mit Wulfila an, und der inhalt der Pariser randschrift gibt uns jetzt reichen aufschluss über ihre stellung zu den einzelnen glaubensfragen. aber da grade zeigt sich, wie weit die formel von Rimini davon entfernt ist,

diese zum klaren ausdruck zu bringen. mit welcher scheinbaren harmlosigkeit schiebt jene formel die homousie als einen nicht biblischen inopportunen ausdruck beiseite, während sie hier als gotteslästerung bekämpft wird. wie huscht jene compromissformel über die wesensunterschiede zwischen vater und sohn hinweg, während sie hier mit allem nachdruck und von gesichtspuncten aus, die dort auch nicht einmal angedeutet sind, wider und wider hervorgekehrt werden! unter diesen umständen ist es kein wunder, dass wir wichtige heterodoxien und besonders charakteristische vorstellungen und formeln Wulfilas und seiner genossen klarer und deutlicher bei einem ehrlichen heifssporn wie Eunomius widerfinden, der für die formel von Rimini nicht zu haben war, als in dieser formel selbst. zumal eh uns die randschrift völlig vorlag, konnten solche übereinstimmungen zwischen dem überlieferten bekenntnis des Eunomius und dem des Wulfila mit erfolg benutzt werden, um gegenüber der behauptung, dass Wulfilas lehre vom verhältnis zwischen vater und sohn nicht wesentlich von der orthodoxen abweiche, und bei Auxentius gefälscht sei, ihren arianischen character und das zutreffende ihrer darstellung bei Auxentius darzutun. von diesem gesichtspunct aus hab ich auf bemerkenswerte übereinstimmungen zwischen einzelnen puncten von Wulfilas und Eunomius bekenntnissen hingewiesen. unverständlich bleibt mir Streitbergs behauptung im Liter. centrbl. 1900 s. 1178, dass K. 'mit recht gegen Vogts versuch einspruch erhebt, der, wie Waitz vor ihm, Wulfila in die nähe des Eunomius rücken möchte'; denn weder hab ich mich irgendwie durch solche tendenz leiten lassen, noch hab ich irgendwo in K.s werk einen einspruch dagegen gefunden. ich verkenne keineswegs die unterschiede in ihrer parteistellung. Wulfila gehörte zu den sogen. Homöern, die man auch schlechtweg Arianer nannte, während Eunomius zu den Anhomöern gerechnet wurde, und das haupt einer eignen partei wurde. aber man darf die innern gegensätze zwischen den beiden nicht nach diesen schlagwörtern bemessen. auf die bedeutung des *ὅμοιος κατὰ τὰς γραφάς* für Wulfilas standpunct hab ich schon in der ADB. hingewiesen. welche einschränkung des *ὅμοιος* aber durch diesen schwer erkämpften zusatz schliefslich möglich war, zeigt sich, wenn Sokrates II 45 ihn gradezu als anhomöisch betrachtet, indem man dabei das sophisma angewant habe, dass vom sohne das *θεὸς ἐκ θεοῦ* nach dem schriftworte *τὰ δὲ πάντα ἐκ τοῦ θεοῦ* so zu verstehn sei, dass der sohn nur als eins von diesen allen aus Gott hervorgegangen sei. das war nun zwar durchaus nicht Wulfilas meinung und lehre, aber anderseits hat auch Eunomius in seinem bekenntnis keineswegs das wort *ἀνόμοιος* gebraucht, vielmehr nennt er Christus *ὅμοιον τῷ γεννήσαντι μόνον κατ᾽ ἐξαίρετον ὁμοιότητα . . . ὡς εἰκόνα καὶ ὡς σφραγῖδα πάσης τῆς τοῦ παντοκράτορος ἐνεργείας καὶ δυνάμεως* usw. und

bei allen unterschieden, die ja im einzelnen wahrzunehmen sind, darf man es doch nicht gering anschlagen, dass Auxentius bei der detaillierten aufführung aller der theologischen parteien, welche Wulfila bekämpft hat, der Eunomianer oder Anhomöer nicht gedenkt.

Was K.s bemerkungen zu Wulfilas lebensgeschichte betrifft, so ist die angabe, dass er von kappadokischen eltern stamme, sicherlich nicht richtig; die kappadokischen kriegsgefangenen, um die es sich dabei handelt, waren nach Philostorgius seine *πρόγονοι*, und sie sind schon fast ein halbes jahrhundert vor Wulfilas geburt zu den Goten gekommen. dass ferner Wulfila bischof von Dorostorum und als solcher kirchliches oberhaupt einer national gemischten bevölkerung gewesen sei, ist mir nicht wahrscheinlich. warum wird er denn in keiner der quellen als solcher bezeichnet, auch nicht von seinem schüler Auxentius, der dann sein amtsnachfolger gewesen wäre? immer nur wird Wulfila bischof der Goten genannt, die nach Auxentius *deus in montibus sibi servire fecit*, deren gottesdienst in der nationalsprache und, wie es scheint, in zeltkirchen, getrennt von den andern nationalitäten, abgehalten wurde. als Wulfilas nachfolger wird nicht Auxentius von Dorostorum, sondern Selinus bezeichnet, der ebenso wie Wulfila selbst nur bischof der Goten heifst.

Zum schluss noch ein wort über den plan der K.schen sammlung. sie soll 'der religion des germanischen heidentums und dem volkstümlichen christentum des frühen mittelalters der germanischen stämme' gewidmet sein. der inhalt des vorliegenden bandes ligt aufserhalb dieser grenzen. die bedeutung des begründers des germanischen arianismus und des schöpfers der ersten germanischen bibel rechtfertigt es wohl, wenn die wichtigste quelle über sein leben, seine theologie und die kämpfe seiner parteigenossen die sammlung eröffnet, trotzdem sie weder mit dem heidentum noch mit dem volkstümlichen christentum der Germanen etwas zu tun hat. ob aber das nächst einer neuen ausgabe der gotischen bibel für die fortsetzung angekündigte 'Opus imperfectum' hier heimatberechtigt ist, wird jedesfalls mit besseren gründen als bisher zu erweisen sein. hoffentlich werden die eigentlichen aufgaben der sammlung allmählich entschiedener in den vordergrund treten. die weiterhin verheifsene neubearbeitung des Burkhart von Worms wird sehr willkommen sein, wenn sie mit besonnener kritik ausgeführt wird. besonders wünschenswert scheint mir eine vollständige, rein quellenmäfsige, übersichtlich geordnete sammlung der aufserskandinavischen zeugnisse zur germanischen mythologie aus altertum und mittelalter.

Breslau. F. Vogt.

Die Gautrekssaga in zwei fassungen hrsgg. von WILHELM RANISCH. [= Palaestra XI.] Berlin, Mayer u. Müller, 1900. CXII und 76 ss. 8°. — 5,50 m.

Wir lernen durch diese ausgabe die kürzere und zugleich ältere fassung dieser saga ganz neu kennen, die längere, jüngere fassung lag bisher im 3 band von Rafns FAS. vor.

R. verzichtet wol mit recht auf eine reconstruction des alten textes der kürzeren fassung und druckt die drei haupthss. mit normalisierter orthographie ab. die überlieferung der kürzeren fassung ist nämlich ziemlich schlecht, am schlechtesten ist die einzige vollständige hs. (L), und wahrscheinlich hatte schon die hs., auf welche die von R. abgedruckten LEK zurückgehn, fehler. das exemplar, welches der bearbeiter für seine längere fassung benutzt hat, scheint noch besser gewesen zu sein.

Das hss.-verhältnis ist übrigens noch nicht aufgeklärt. s. XVI vermutet R. eine nähere beziehung zwischen L und der längeren fassung. die laa. bei str. 2 scheinen dafür zu sprechen : *Hendi minni ek glataða heimsliga* E, *Bendi eyk glæráða heimsliga* K, *Heimsliga er ek veik hendi til* die längere fassung, *Heimskliga vildi mér til* L. hier scheinen die laa. von E und K auf *Hendi veik ek glæráða-heimsliga* (*glæráða-heimsliga* 'ungeschickt-töricht') zu führen, und L stellt sich hier allerdings zu der längeren fassung.

Aber die laa. der str. 3 weisen wider ziemlich bestimmt auf eine verwantschaft von E und L gegenüber K und der längeren fassung : *Stuttir sniglar* längere fassung, *stórsniglar* K, *Slikir fuglar* E, *strútfuglar* L (prosa s. 58); vgl. s. XXIII. E und L teilen also einen paläographisch leicht verständlichen fehler.

In den capp. der einleitung, welche über das verhältnis der beiden saga-fassungen und über die sage handeln, bringt R. eine sehr sorgfältige untersuchung mit einer reihe von sehr wahrscheinlichen, zt. sicheren resultaten. unsere kenntnis des sagenstoffes ist durch ihn wesentlich gefördert worden.

Ich habe sz. nachzuweisen gesucht, dass die Hrólfssaga Gautrekssonar ein selbständiges litterarisches product sei. R. macht es nun sehr wahrscheinlich, dass die Gautrekssaga nur als einleitung zur Hrólfssaga entworfen wurde : die längere und die kürzere fassung der Gautrekssaga findet sich immer nur in begleitung der entsprechenden fassung der Hrólfssaga, und die in der Gautrekssaga ohne zusammenhang dastehnde geschichte von den stuten, welche Gautrek dem Hrosskell schenkt, scheint in der tat nur in hinblick auf die schmährede Hrólfs in cap. 26 seiner saga angebracht worden zu sein.

Sehr überzeugend sind die ausführungen auf s. XXX ff über das verhältnis der beiden fassungen : durch die irrige auffassung von *sitja á haugi*, wofür die längere fassung *á haugi dróttningar* hat, sind eine ganze reihe von abweichungen der längeren fassung bedingt. gut ist auch die charakteristik der älteren fassung,

s. xxxv, wo gezeigt wird, dass die stilmittel dieselben sind, wie in den Islendingasǫgur, und dass bei der bearbeitung diese stileigentümlichkeiten verloren gegangen sind. R. meint, dass der bearbeiter der Gautrekssaga identisch ist mit jener person, von welcher die erweiterte fassung der Hrólfssaga herrührt.

Den stoff der Hrólfssaga hält R. für eine junge, isländische erfindung, weil die gautische genealogie, wie sie in der Ynglingasaga vorligt, keinen Hrólf kennt, und weil die drei brautfahrten Hrólfs den drei eroberungszügen Ragnars nach der älteren, bei Saxo und in den Krákumál vorliegenden Ragnarssaga nachgebildet seien. letzteres ist allerdings recht überzeugend. da die Hyndluljóð isländisch sein können — str. 22 nennt bekanntlich Grím und Þori Iárnskjold — so steht dieses gedicht der R.schen hypothese nicht entgegen. der umstand, dass die namen Gautrek und Gauthild in den schwedischen diplomatarien nicht erscheinen, wird von R. mit recht der gewöhnlichen annahme, dass wir es hier mit gautischer sage zu tun haben, entgegengehalten, s. li. die älteste erwähnung des Gautrek findet sich im Háttalykil des Rǫgnvald, und da hier die freigebigkeit des königs hervorgehoben wird, so ist damit auch das vorhandensein der Refssaga im 12 jh. bezeugt.

R. geht den motiven nach, aus welchen die geschichte von Ref zusammengesetzt ist. verwantschaft mit dem Grimmschen märchen 'Hans im glück' ist recht wahrscheinlich gemacht. dafür spricht besonders, dass hier wie dort ein schleifstein und ein rind als tauschobjecte vorkommen. ein anderes märchenmotiv sucht R. nachzuweisen in dem zug, dass Ref durch die befolgung von Neris rat schliefslich die tochter des königs zur frau erhält. in der tat hat die geschichte von Giuseppinu (s. lxvi ff) ähnlichkeit mit der von Ref, weil in beiden ein niedrig gestellter mensch nach dem rat eines andern eine streitmacht gewinnt und damit die hand der königstochter erzwingt.

Die überzeugendste partie der einleitung scheint mir das über den Gauta-þátt s. lxxv ff bemerkte zu sein. der isländische ursprung der ganzen geschichte von den Dalafífl [1] wird hier erwiesen aus den beziehungen zu den Útilegumannasögur in Árnasons Þióðsögur ok Æfintýri. auch die geschwisterehe, wegen welcher die útilegumenn in die einöde gehen, ist in der geschichte von den Dalafífl noch nicht vergessen.

Wol mit unrecht meint R., dass Gilling eine sonderstellung unter den namen der Dalafífl einnehme. *Gillingr* ist wol der geizhals κατ' ἐξοχήν, < **Gíðlingr*, wie *Hrollaugr*, *Hrolleifr* < *Hróðlaugr*, *-leifr*, obwol sonst im an. eine entsprechung des deutschen *git* fehlt. deshalb wird wol auch die ältere fassung der saga, die Gilling zum hausvater der Dalafífl macht, das ursprüngliche bewahrt haben, abgesehen davon, dass nach Gilling auch der Gillingshamar benannt ist.

[[1] *Dalafíflar* ist ein lapsus, den dr Ranisch zu berichtigen bittet.]

Auch zum Víkarsbálk bringt R. einige hübsche beiträge. richtig ist wol, wie R. gegen Müllenhoff DA v 296 ff ausführt, dass die str. 35—37, wo Starkad sich direct auf die schmähreden seiner umgebung bezieht, mit 6—34 zu demselben gedichte, dem Víkarsbálk, gehören. dafür spricht vor allem das *Vart þú eigi með Víkari* in str. 17, offenbar die apostrophe eines schmähers, welcher sich das *Hvat vanntu þá meðan* in den Hárbarðsljóð, oder Beowulf 581 ff vergleicht.

Weniger hat mich R.s versuch, in dem liede interpolationen nachzuweisen, überzeugt, wobei er von der ansicht ausgeht, dass eine mischung von fornyrðislag und kviðuhátt nicht ursprünglich sein könne. da aber die mischung von málahatt und fornyrðislag (s. Ranisch Hamðismál s. 73), oder von ljóðahátt und fornyrðislag vorkommt, so kann wol auch diese möglichkeit nicht abgewiesen werden.

S. LXXXVI 'bildeten die ersten 8 zeilen von visa 6 ursprünglich die erste strophe des Víkarsbálk' . . . scheint vorauszusetzen, dass eine strophe aus 8 zeilen bestehn müsse und das plus späterer zusatz sei, wogegen die gewis richtige bemerkung von Sievers Metrik s. 64 anm. zu vergleichen ist.

Die strophen des Víkarsbálk bieten ja noch manche schwierigkeit. str. 9 *en hímalldi afhagli sat* wird wol richtig überliefert sein : *afhagli* 'ungeschickt, unnütz', zu dem allerdings nach Fritzner nur in DN einmal belegten *hagall* = *hagr* und *af-* wie in *afhentr* = *úhentr, afkynjaðr, aflǫgligr* usw.

Die isländische herkunft des gedichts hat R. nachgewiesen durch erwägungen über die strr. 12. 13, welche eine liste der Víkarskämpfer enthalten. Gretti, Styr und Steinþór sind die bekannten isländischen helden. *Steinþórr á Eyri* erscheint zusammen mit *Víga-Styrr* in der Eyrbyggjasaga; so stehn sie auch zusammen in str. 13.

Prag, juni 1901. FERD. DETTER.

Grettis saga Ásmundarsonar. hrsg. von R. C. BOER. [Altnordische Saga-bibliothek. heft 8.] Halle aS., Max Niemeyer, 1900. LII und 348 ss. 8°. — 10 m.

Seit jahren arbeitete R. C. Boer an einer kritischen ausgabe der Grettissaga; er schickte wichtige vorarbeiten dazu voraus in den drei aufsätzen : 'Zur Grettissaga', 'Die handschriftliche überlieferung der Grettissaga' und 'Kritische und exegetische bemerkungen zu skaldenstrophen' (Zs. f. d. phil. 30, 1 ff. 31, 40 ff. 31, 141 ff). aber dem druck der kritischen ausgabe stellten sich vermutlich schwierigkeiten entgegen, und so liefs B. zunächst einen auf grund der handschriften kritisch bearbeiteten text der saga mit knapper einleitung und ausführlichem commentar in der Altnordischen Saga-Bibliothek erscheinen.

B. hat seinem texte wie die herausgeber der Kopenhagener

ausgabe von 1853 die hs. AM 551 a, 4 to zu grunde gelegt, aber er hat den wortlaut dieser hs. vielfach aus den andern hss. bessern können. in einem anhang (s. 319—327) gibt er eine übersicht über die wichtigeren abweichungen seines textes von der zu grunde liegenden hs. der commentar schliefst sich denen in den andern ausgaben der Saga-Bibliothek würdig an; nur an wenig stellen stofsen dem nacharbeitenden zweifel auf.

S. 3, 12 heifst es von der schlacht im Hafrsfjord: sie berühren auch die meisten sögur, *þvíat frá þeim er flest sagt, er sagan er helzt frá gǫr.* B. übersetzt: 'denn von den leuten, mit denen die geschichte anhebt (dh. interessant zu werden anfängt), erzählt die überlieferung sehr viel'; ich würde übersetzen: 'denn es wird meistens (di. in den meisten sögur) von denen erzählt, von welchen die geschichtsdarstellung am liebsten anhebt (dh. von Haralds zeitgenossen)'. — s. 72, 24 wird in *meðan þat (fólkit) er óhrætt* das *meðan* durch 'bis' erklärt, was nicht angeht; *óhrætt* wird ein versehen der hss. für *ofhrætt* sein, und die stelle ist zu übersetzen: 'solange es überängstlich ist'. — die schwierige schilderung von Grettis kampf mit dem riesen im Bárđardal hat B. im allgemeinen sicher richtig gedeutet: die riesenhöhle ligt hinter einem wasserfalle, man kann nur durch den fall hindurch über eine kleine anhöhe hineingelangen, die gleichfalls hinter dem wasser ligt; vor der höhle und anhöhe stürzt der fluss in den tieferen teil seines bettes abwärts. anderes in B.s erklärung kann ich nicht billigen: als Gretti und der priester an den foss kamen, *sá þeir skúta upp undir bergit; þat var meitilberg svá mikit, at hvergi matti upp komaz, ok nær tíu faðma ofan at vatninu,* dh. sahen sie eine von einem überhängenden felsen gebildete höhle, die sich aufwärts unter den fels hinzog; dieser war ein steil abfallender fels, auf den man nirgends hinaufklimmen konnte, und es waren nahezu zehn klafter von oben her (di. von der höhe des felsens) bis zu dem wasser des flusses. B. aber verlegt die höhle zehn klafter über den untern spiegel des flusses; er übersetzt *upp undir bjargit* mit 'in der höhe unter dem berge' und meint, der ausdruck sei dadurch bedingt, dass Gretti sich von unten her dem wasserfall nähere; die zehn klafter bezieht er auf den abstand der höhle vom untern wasserspiegel, weil eine solche höhe zu gering sei für einen felsen, auf den man nirgends hinaufklimmen könnte. leider kann *ofan* unmöglich von der höhle gesagt sein, auch hören wir nichts davon, dass die beiden männer von unten her dem foss zuschreiten. weiterhin, wo Gretti *af bjarginu* in den foss springt, will B. in diesem *bjarg* einen verhältnismäfsig niedrigen uferfelsen unterhalb des wasserfalles sehen. ich meine, bjarg ist der vorher mehrgenannte fels, von dem der foss hinabströmt; auf ihm ist auch das seil befestigt, an dem Gretti nach dem kampfe wider hinaufklimmt. wenn es an jener stelle heifst,

dass Gretti nach dem seile schwamm, ist damit noch nicht gesagt, dass es ein stück stromabwärts befestigt war. — s. 247, 14 sagt Ásdís, als ihr jüngerer sohn Illugi mit Gretti nach Drangey gehn will: *ek veit, at svá mikil atkvæði eru at um hagi Grettis, at hann verðr eitthvert ór at ráða.* B. erklärt *atkvæði* als 'ausdruck' und übersetzt *svá — um* durch 'soviel kann man sagen von'; *atkvæði* bedeutet hier 'zauberspruch, verwünschung' und bezieht sich auf den fluch Gláms, der Grettis angst vor dem dunkel veranlasste. — cap. 77 (79 in der ausgabe von 1853) hat B. durch die aufnahme der lesarten von βbD wesentlich gebessert; es ist keine frage, dass die vorlage der hss. AE hier eigenmächtig geändert hat. leider bleibt auch so in dem cap. noch manches unklar, und ich glaube nicht, dass B. die meinung des verf. in allen stücken getroffen hat. ich setze meine eigne auffassung der stelle ohne polemik her, bemerke aber, dass auch sie nicht unanfechtbar ist; was dagegen spricht, findet sich in den anmerkungen B.s zu s. 268, 18 und 269, 1. auf dem althing des jahres 1031 — einige monate vor Grettis tode — versuchen seine freunde, ihn von der acht zu befreien. es gab ein gesetz, nach dem der waldgänger nach zwanzig jahren der acht ledig sein sollte; die lösung von der acht konnte schon eintreten, wenn nur ein geringer teil des zwanzigsten jahres verstrichen war, ja — wie es scheint — schon auf dem neunzehnten althing nach ihrer verhängung. Grettis freunde rechnen nun zu der zweiten acht vom thing des jahres 1016 bis zum thing des jahres 1031 die erste vom thing 1011 bis zum thing 1014 und aufserdem noch das jahr 1014/15, wo Gretti frei auf Island lebte. Gretti war nach ihrer meinung 3+15+1=19 jahre geächtet gewesen und muste nun bei beginn des zwanzigsten jahrs von der acht gelöst werden. Grettis erbitterter gegner aber merkte, dass jenes eine jahr auf Island zu viel angerechnet sei, *ok urðu þá XVIII* (nicht *nítján*, wie B. conjiciert) *vetr, þeir sem hann hafði í sekð verit.* so muste die aufhebung der acht für dies mal unterbleiben, doch schien es sicher, dass Gretti im nächsten sommer der acht ledig werden würde.

Das hauptverdienst von B.s ausgabe seh ich nun aber nicht in den erläuterungen, sondern vielmehr darin, dass hier zum ersten mal der versuch gemacht wird, eine Isländersaga in ihrem werden und wachsen zu beobachten. die hss. geben für diese untersuchung nicht viel her, sie reichen nicht weiter hinauf als bis ins 15 jh. und gehn im wesentlichen auf dieselbe ziemlich junge vorlage zurück. in den haupthss. ACE sind gegenüber den hss. βbD vier ganz späte strophen hinzugefügt und einzelne sätze eingeschoben oder geändert. es bleibt also dem forscher, der in die entstehungsgeschichte der saga eindringen will, nur das handwerkszeug der höhern kritik. B. hat das kritische messer mit scharfsinn und geschick angesetzt; die ältere

Grettissaga, die er aus der überlieferung herausschält, wird würklich einmal ungefähr in der form bestanden haben.

Die Grettissaga, wie sie uns in den hss. vorligt, gehört dem 14 jh. an; B. wie FJónsson (Litt. Hist. II 751) weisen sie dem anfang dieses jh.s zu. die saga enthält 68+IV strophen; von ihnen kann die mehrzahl, wie FJónsson Litt. Hist. I 476. 521 ff und Janus Jónsson Ark. 17, 248 ff nachgewiesen haben, nicht würklich von den personen gedichtet sein, denen sie in den mund gelegt werden. doch schreibt FJónsson 1 bis 2 strophen dem Ǫnund tréfót, etwa 18 dem Gretti und eine seinem bruder Þorstein drómund zu. B. verhält sich den strophen gegenüber viel skeptischer. er räumt die möglichkeit ein, dass einige davon noch von Gretti und den seinen gedichtet sind; doch sei diese möglichkeit schwer zu beweisen. er nimmt an, dass eine reihe strophen im 12 jh. entstanden sind und von den erzählern der Grettisgeschichten herstammen. er teilt endlich eine grofse zahl der vísur dem ersten bearbeiter der ursprünglichen sagafassung zu, vornehmlich diejenigen, in denen auch die eigennamen durch kenningar umschrieben werden. ich kann mich im allgemeinen der auffassung B.s anschliefsen, doch zweifle ich, ob alle strophen mit jener auffallenden umschreibung der namen von einem bearbeiter der saga herrühren. vielleicht hat FJónsson recht, wenn er in den kviduháttstrophen 22—24 und 39—42 bruchstücke einer æfikvida Grettis sieht, nur brauchte dieses lied nicht notwendig Gretti zum verfasser zu haben. aber die strophen 22—24 leiten noch auf eine andre vermutung : die episode von Gretti bei dem jarl Svein ist nachgebildet der vom aufenthalte Egils bei könig Eirík in der Egilssaga. die strophen 22—24 preisen die helfer Grettis bei jarl Svein, wie str. 36 der Egilssaga und die Arinbjarnarkvida den helfer Egils bei Eirík. in beiden fällen sind die namen durch kenningar ausgedrückt, und die strophen der Grettissaga haben das versmafs der Arinbjarnarkvida. sind also auch Grettis strophen 22—24 denen Egils nachgebildet? dann würden diese strophen und vielleicht noch andre von dem verfasser der Grettissaga gedichtet sein, der auch sonst, wie unten nachzuweisen sein wird, die Egilssaga mehrfach benutzte. FJónssons ansicht, dass die strophen bruchstücke eines liedes seien, wäre dann aufzugeben.

Über die tradition von Gretti an der wende des 12 und 13 jh.s erfahren wir einiges aus der Landnámabók und der Snorra Edda. beide fassungen der Landnáma, Sturlubók und Hauksbók, geben in c. 161 (133) die vorfahren des Gretti an : Ǫnund tréfót verlor in der schlacht im Hafrsfjord, wo er gegen Harald hárfagri kämpfte, ein bein; er fuhr nach Island und nahm an der nordwestküste des Húnaflói land; er hatte drei söhne — die Landn. nennt fälschlich noch einen vierten —, nämlich Gretti, Þorgeir flǫskubak und Þorgrím hærukoll; der

letztere war der vater des Ásmund, dessen sohn aber Gretti der starke. der beiname des Þorgeir, 'flǫskubak', zeigt, dass auch die streitigkeiten der Ǫnundssöhne mit den söhnen des Eirík snari bekannt waren, bei denen die lederflasche auf Þorgeirs rücken von einem knecht des Flosi mit der axt durchhauen wurde. von des Eirikssohns Flosi abreise nach Norwegen, die die folge dieser streitigkeiten war, weifs die Landn. in c. 160 (129) zu melden. die Landn. kennt auch zwei der hauptgegner Grettis: in c. 173 (139) wird Þorbjǫrn Arnórsson genannt, 'den Gretti erschlug'. in c. 250 (214) lesen wir von Þóri farmann Skeggjason. die Hb. — die hier zweifellos die fassung des Styrmi widergibt — berichtet: 'Orm war der sohn des Þóri; ihn mordete (?) Gretti Ásmundarson. von Þóri sprach Gretti dies: (es folgen zwei vollständige dróttkvættstrophen)'. in der Stb. wird Orm gar nicht erwähnt; von der zweiten strophe sind nur die zwei ersten zeilen aufgezeichnet. in der SnE. (ed. FJónsson s. 116) wird eine halbstrophe angeführt, die man in strophe 62 der Grettissaga widerfindet; sie gehört zu dem nach B. interpolierten besuche Grettis auf dem Hegranesþing.

Die angeführten notizen zeigen, dass die Isländer das andenken ihres starken landsmannes treu bewahrten. die geschichte seiner vorfahren mochte in vergessenheit geraten, da keine der mächtigen familien ihren ursprung auf sie zurückführte. aber die erzähler werden immer wider gern die abenteuer Grettis vorgetragen, manche neue heldentat ihm angedichtet und manche neue strophe ihm in den mund gelegt haben. der eigenartige charakter Grettis muste eine grofse anziehungskraft auf sie ausüben: er ist träge zur arbeit und doch heldenkühn; er ist selber höchst empfindlich und doch spottlustig gegen andre; erwiesene wohltat empfindet er warm und zeigt sich doch rauh in seinem gebaren; er ist unumgänglich und betrachtet doch die einsamkeit als die schlimmste strafe; und wie die menschen ihn nicht mögen, so grollt selbst das schicksal dem ungehobelten burschen und manne und stürzt ihn schuldlos ins verderben.

Um welche zeit ist nun die Grettissaga zuerst aufgezeichnet? der verf. citiert eine ganze reihe sögur, es haben ihm sicher in niederschriften vorgelegen die Landnáma, die Egilssaga, eine ältere Fóstbrœdrasaga und wol auch die Heimskringla. daraus folgt, dass seine arbeit nicht zu den frühsten aufzeichnungen isländischer sögur gehört. hingegen möcht ich die Grettissaga nicht mit FJónsson zu den nachklassischen sögur rechnen; einige späte strophen und mehrere fremdworte wird man den bearbeitern der ursprünglichen saga zur last legen müssen. B. sucht nun nachzuweisen, dass die ursprüngliche Grettissaga eine frühere recension der Landn., etwa die des Styrmi, nicht aber die des Sturla benutzt habe, dass sie im gegenteil eine quelle Sturlas gewesen sei; er schliefst daraus, die ursprüngliche Grettissaga sei

vor der Sturlubók (spätestens um 1260), also um 1250 niedergeschrieben: jetzt, wo wir die geschichte der Landnámarecensionen durch FJónssons ausgabe besser zu überblicken und zu verstehn gelernt haben, werden wir das verhältnis der Grettissaga zur Landn. anders beurteilen als B. ich werde unten nachzuweisen suchen, dass die Grettissaga auf keinen fall die recension des Styrmi, wahrscheinlich die des Sturla benutzt hat. dann könnte man die ältere Grettissaga etwa um 1270 ansetzen.

B.s untersuchungen haben eine lücke: es fehlt darin eine zusammenhängende betrachtung der tätigkeit des verf. der Grettissaga. ich will versuchen, anregungen FJónssons in der Litt. hist. II 749f folgend, diese lücke zu ergänzen. ich geh dabei stillschweigend hinweg über die partieen der saga, die ich mit B. als interpolationen ansehe, da es mir überflüssig scheint, seine gründe hier zu widerholen. ich mache auch nicht auf alle entlehnungen aus der Landn. aufmerksam; man findet diese zusammengestellt in FJónssons ausgabe der Landn. s. 274f.

Die vorgeschichte. die saga beginnt mit der angabe von des Ǫnund tréfót vorfahren und verwanten auf grund von Landn. c. 161 (130). Ǫnund unternimmt vikingfahrten mit Bálki Blæingsson af Sótanesi, Orm enn auðgi, Hallvarð súgandi, später wird als genosse Ǫnunds noch Þránd mjǫksiglandi genannt; Bálki, Orm (?), Hallvarð, Þránd beteiligen sich mit Ǫnund an der schlacht im Hafrsfjord gegen könig Harald; Bálki, Hallvarð, Þránd wandern wie Ǫnund nach Island aus und nehmen dort land. alle vier männer werden sonst nirgends als gefährten Ǫnunds genannt; hingegen sind nach der Landn. Bálki, Hallvarð, Þránd und ein andrer Orm — mit dem beinamen *enn gamli* — die einzigen landnehmer, die an der schlacht im Hafrsfjord teilnahmen. die übereinstimmung liefse sich auf zwei arten erklären: entweder dem verf. stand eine tradition von Ǫnund und genossen zu gebot, die auch dem verf. der Landn. bekannt war, oder er entlehnte die namen der vier männer der Landn. und brachte sie willkürlich mit Ǫnund in verbindung[1]. die erste möglichkeit wird zur wahrscheinlichkeit, wenn sich in der Grettissaga historische oder altsagenhafte berichte vom zusammensein der fünf männer finden, im andern fall die zweite. — Ǫnund, Bálki und Orm besiegen den bekannten Irenkönig Kjarval, der hier merkwürdigerweise über die Barreyjar herscht; der kampf, der ganz schmucklos mitgeteilt wird, dürfte eine erfindung des sagaschreibers sein. dann wird die schlacht im Hafrsfjord nach der Heimskringla erzählt; den mittelpunct bildet

[1] freilich hätte er dann die zwei Orm, die beide landnehmer waren, zusammengeworfen. Orm wird übrigens in der Grettissaga schon bei der schlacht im Hafrsfjord nicht mehr ausdrücklich genannt, von seiner landnehmung wird nicht berichtet.

hier wie in allen andern quellen die einnahme von Þóris haklangs schiff durch die berserker des königs Harald; daran schliefst sich der kampf Qnunds gegen die königsmannen, der mit dem verlust seines beines endigt. ob hier ein alter bericht oder eine combination des verf. vorligt, lässt sich nicht sicher entscheiden. der verwundete Qnund wird auf das schiff des Þránd gebracht und dann geheilt; er fährt mit den genossen nach dem westen zu Geirmund heljarskinn, um ihn — vergebens — zu einem neuen kampfe gegen Harald aufzufordern. die gänzlich erfolglose reise sieht recht sehr nach einer erdichtung aus auf grund von Landn. c. 112 (86), wo es heifst, dass Geirmund erst nach der eroberung Norwegens durch Harald aus dem westen heimgekommen, aber gleich wider umgekehrt sei, da er seinen ganzen besitz in den händen des königs sah (vgl. Litt. Hist. II 750).

Auf den Sudreyjar treffen Qnund und Þránd mit Ófeig gretti und seinem neffen Þormóđ skapti zusammen; es entsteht freundschaft zwischen ihnen, und Qnund verlobt sich mit Aesa, der tochter des Ófeig gretti, Þránd mit der tochter des Þormóđ skapti. das erste verlöbnis muss wol historisch sein, weil einer von Qnunds söhnen in der Landn. Gretti, in der Grettissaga Ófeig gretti heifst; freilich wird Landn. c. 344 (303) Ófeigs tochter Aesa ohne einen gemahl genannt. hingegen ist die zweite verlobung eine arg verfehlte combination des verf.: nicht Þránd hat eine tochter des Þormóđ skapti geheiratet; im gegenteil, nach Landn. c. 378 (333) war Þormóđ skapti der gemahl der Helga, der tochter des Þránd. — die heirat Qnunds und Þránds wird noch drei winter hinausgeschoben, inzwischen ziehen die beiden helden auf die heerfahrt und besiegen durch eine kriegslist die vikinger Vígbjóđ und Vestmar. die namen sind rechte vikingernamen, die kriegslist hat in der nordischen litteratur viele parallelen und erinnert am ehsten an die list des Ericus disertus, der gleichfalls die feinde in einen engen sund lockt und sie mit steinen beschiefst. wir haben in dem vikingerkampf kaum alte sagenüberlieferung zu sehen, er wird mit anlehnung an eine der landläufigen vikingergeschichten erfunden sein. — Qnund und Þránd fahren nun nach Irland zu Eyvind austmann; dieser nimmt seinen bruder Þránd freundlich auf und versöhnt sich auf dessen bitte auch mit Qnund, der einst seinen schwiegervater Kjarval siegreich bekämpfte. der kurze bericht ist nur eine logische folgerung aus Qnunds kampf mit Kjarval.

Was wir bisher — in den ersten fünf cc. — von den taten Qnunds und seiner genossen erfahren haben, scheint kaum auf alter historischer oder sagenhafter überlieferung zu beruhen. die möglichkeit, dass der verf. der Grettissaga Qnunds freundschaft mit den vier andern landnehmern erfunden habe, gewinnt somit an wahrscheinlichkeit. sie wird uns zur gewisheit werden durch

eine etwas weiter ausholende betrachtung der cc. 6—8, die von Þránds und Qnunds reise nach Norwegen handeln.

Diese reise nach Norwegen findet sich auch in c. 229 (195) der Landn. die fassung des c.s in der Stb. ist kurz und zuweilen unklar, die in der Hb. ausführlicher und durchaus verständlich. ich setze die erzählung nach der Stb. her und füge in eckigen klammern die ergänzungen aus der Hb. hinzu:

Nach dem tode des bonden Bjǫrn am Hvinisfjord in Agđir verlangte der herse Grím dessen erbe für den könig Harald. Bjǫrns schwager Qndótt aber verweigerte die herausgabe und bewahrte das erbe für seinen neffen Þránd. sobald dieser von dem tode des vaters hörte, segelte er von den Suđreyjar nach Norwegen, nahm mit sich, was Bjǫrn ihm hinterlassen hatte, und fuhr nach Island, um dort land zu nehmen. [das gehöft Qndótts stand nahe der see, in kurzer entfernung von der see und dem gehöft des Ingjald tryggvi í Hvini. Grím wohnte in kleiner entfernung von Ingjald. (die beiden waren brüder, Hb. c. 184.)] der herse Grím erschlug den Qndótt, weil er ihm Bjǫrns erbe vorenthalten hatte; Qndótts witwe entkam mit ihren söhnen Ásgrím und Ásmund zu ihrem vater Sighvat (der ostwärts in Hlíđar oder Vík — also am Christianiafjord — wohnte, Hb. c. 184), sante aber dann ihre söhne zu deren erzieher Heđin im Sóknadal[1]. es gefiel ihnen dort nicht, sie wollten zu ihrer mutter fahren und kamen um die weihnachtszeit zu Ingjald tryggvi í Hvini. [dreimal entgingen die knaben den nachstellungen des Grím, doch musten sie sich in einer erdhütte versteckt halten. da entwichen sie im geheimen, verirrten sich und stiefsen auf ein gehöft, das sie als ihr väterliches erkannten. sie meinten dort nicht sicher zu sein und gingen am weihnachtsabend zu dem — nahegelegenen — gehöft des Ingjald.] Ingjald nahm sie auf in folge der bitten seiner frau Gyđa. [Gyđa erkannte sie zuerst, erinnerte Ingjald an seine und Qndótts freundschaft und bat ihn, die knaben zu behalten.] im nächsten sommer lud der herse Grím Auđun, den jarl Haralds, zu einem gelage ein; in der nacht, als man das bier braute, verbrannten die söhne Qndótts den Grím in seinem hause, nahmen das boot ihres e r z i e h e r s (?) Ingjald und ruderten fort. [nach der brandlegung sagten die knaben Gyda und Ingjald, was geschehen war; er hiefs sie fortgehn und ihm nie wider vor die augen kommen. da nahmen sie das boot Ingjalds und ruderten fort

[1] di. nach B. Sogndal nordwestlich vom Hvinisfjord. nach Hb. c. 195 brachte ein gewisser Steinar die Qndóttssöhne vom Christianiafjord zu schiff nach Sogndal. östlich von Lindesnäs erreichte Grím ihr schiff und durchsuchte es, ohne die knaben zu finden. auch bei Hedin suchte er sie noch zweimal vergebens. der bericht ist offenbar dem von den jungen Skjoldungenfürsten Helgi und Hróar nachgebildet; aber er ligt auch schon der erzählung in der Stb. zu grunde, wie der der heldensage angehörende name Hedin beweist.

nach einer insel im Hvinisfjord.] der jarl Audun kam der verabredung gemäfs zu dem gelage und vermisste seinen freund. früh am morgen kamen die Qndóttssöhne nach dem schlafhause, in dem Audun lag, und brachen die thür ein. Ásmund bewachte die zwei knechte des jarls, Ásgrím erpresste von ihm als vaterbufse drei goldringe und einen kostbaren mantel und legte ihm den spottnamen *geit* bei. [auf der insel im Hvinisfjord zogen sie ihr boot ans land und gingen zu einem hause. hier hörten sie männer erzählen, dass sie in der nacht bei jarl Audun gewesen seien. sogleich ruderten sie ans land; sie sahen das schiff des jarls am gestade und fanden ihn selbst in einer herberge usw. wie in der Stb. danach ruderten sie den fjord entlang nach der see und zu einer brandungsstelle im fjord. sie breiteten dort den mantel des jarls über dem wasser aus, da sie sahen, dass seine leute ihnen nachruderten und sie ihnen nicht würden entrinnen können. die jarlsmannen fanden den mantel und glaubten würklich, die Qndóttssöhne seien ertrunken.] die brüder fuhren zu Eirík Ǫlfús im Súrnadal — zwischen Trondhjem und Molde — und wurden von ihm aufgenommen. um die weihnacht wurde abwechselnd bei Eirík und seinem nachbar Hallstein hest gelage gehalten. da Hallstein die gäste schlecht bewirtete, kam es zu einem streit, und Hallstein schlug Eirík mit einem trinkhorn. Eirík mit den seinen verliefs das haus, aber Ásgrím kehrte nochmals zurück und schlug dem Hallstein eine schwere wunde. sie aber glaubten den Ásgrím getötet zu haben; er entkam jedoch hinaus und zum walde, und eine frau heilte ihn in einem erdhause. [Ásgrím sprang aus dem hause und zum walde, die leute Hallsteins aber verfolgten ihn. Ásgrím schwamm durch einen fluss, und dabei verwundeten ihn die verfolger durch ihre geschosse. er entkam zu einer frau im walde; die schlachtete ihr kalb und legte die eingeweide neben Ásgrím. als nun die verfolger hereinkamen, glaubten sie, dass Ásgríms eingeweide dalägen und er tot sei. sie fuhren nach hause und die frau heilte ihn heimlich.] Ásmund, der seinen bruder tot glaubte, fuhr nach Island und nahm dort land. dasselbe tat Ásgrím nach seiner genesung.

Der vergleich der beiden darstellungen in der Stb. und Hb. lehrt, dass die ansicht B.s, der in dem bericht der Hb. 'eine junge sagenbildung im gehirn eines abschreibers' sehen will (anm. zu s. 16, 15), zu verwerfen ist. der breitere bericht der Hb. gibt doch in allen stücken die form der geschichte wider, die auch der kürzern darstellung in der Stb. zu grunde ligt. vielmehr wird man sich der ansicht FJónssons in der einl. zur Landn. s. xv anschliefsen müssen, dass das cap. der Stb. die fassung einer ältern Landn. widergebe, das cap. der Hb. eine überarbeitung von des gelehrten Styrmi hand sei. stand das betreffende cap. aber bereits in der Landnáma des Styrmi oder gar in einer

noch ältern, so fällt schon damit die annahme B.s, dass es erst von Sturla aus der Grettissaga in die Landnáma aufgenommen sei.

Überblicken wir nun die entsprechenden capp. der Grettissaga. die darstellung der saga stimmt, wenn sie auch breiter ist, doch genau — oft wörtlich — zu der der Stb.; sogar die fehlerhafte bezeichnung des Ingjald als des erziehers der Ǫndóttssöhne — das ist Hedin nach Hb. und Stb. — hat sie mit dieser gemein. aufserdem aber hat die Grettissaga eine ganze zahl plusstellen : hier nimmt auch Ǫnund an der reise nach Norwegen teil. er begleitet Þránd nach dessen heimat Agdir und verspricht dem heimkehrenden, seinen verwanten zu helfen, wenn der könig etwas gegen sie unternehme. dann fährt er (von Agdir) südwärts (!) nach seiner heimat Rogaland, hält sich insgeheim bei einem gewissen Kolbein auf und tötet Hárek, den mann, der im namen des königs sein früheres besitztum verwaltet. als er von der ermordung Ǫndótts hört, begibt er sich nordwärts (nach Agdir!) zu dessen gattin und bietet ihr seine hilfe an. bei der verbrennung des hersen Grím ist er mit dabei — ohne irgendwie hervorzutreten. an der bestrafung des jarl Audun nimmt er teil, freilich sehr als nebenperson : er wehrt mit vielen mannen (?) die bauern ab, die Audun zu hilfe kommen wollen (man beachte den widerspruch zum bericht der Hb.!). mit den Ǫndóttssöhnen hält er sich im winter bei Eirík ǫlfús auf — ohne in die handlung einzugreifen. mit Ásmund segelt er nach Island, aber ihre schiffe werden kurz vor der ankunft durch einen sturm getrennt.

Dieser bericht, worin Ǫnund als tatenloser zuschauer erst neben Þránd, dann neben den Ǫndóttssöhnen zwecklos herläuft, kann nicht ursprünglicher sein als die darstellung der Landn., wo Ǫnund gar nicht auftritt. hatte Ǫnund würklich anteil an der fahrt nach Norwegen, so hätte er neben den genossen sich irgendwie betätigt; wusste der verf. der Landn. aus seinen quellen etwas von Ǫnunds beteiligung an jener fahrt, so hätte er dessen namen nicht sorglich aus seiner darstellung entfernt. es bleibt nur die möglichkeit, dass der verf. der Grettissaga, um die lebensgeschichte Ǫnunds zu füllen, ihn willkürlich zu einem genossen Þránds und der Ǫndóttssöhne machte. die ereignisse in Norwegen entnahm er der Landn., und zwar nicht der Styrmisbók, sondern der Stb. oder — was nicht undenkbar ist — einer ältern Landnáma. damit Ǫnund auch in eigner sache etwas ausrichte, liefs er ihn den Hárek töten und in seinem norwegischen wirt Kolbein einen freund gewinnen. Hárek verdankt sein dasein möglicherweise dem Hildirídarson Hárek der Egilssaga; Kolbein, der Ǫnund nach Island begleitet und bei ihm in Kolbeinsvík wohnt, ist wol nur aus diesem ortsnamen abgeleitet.

Wenn der vf. der Grettissaga in den capp. 6—8 nachweis-

lich den Qnund mit ereignissen und personen in verbindung brachte, mit denen er in würklichkeit nichts zu tun hatte, so hat er auch, was oben noch zweifelhaft sein konnte, die ersten capp. der saga, an wenige historische tatsachen anknüpfend, mit geschickter combination erdichtet. — er wird auch im folgenden in gleicher weise verfahren sein. zwar dass Qnund auf Island von Eirík snara land nahm, muss wol richtig sein, obwol die Landn. nichts davon weifs; denn darauf beruht der spätere streit zwischen den söhnen der beiden landnehmer. wenn hingegen in c. 10 Qnund an dem process gegen den mörder seines schwiegervaters Ófeig gretti sich beteiligt und zu gleicher zeit auf ansuchen der Auđ en djúpaudga die heirat des Óláf feilan mit Álfdís en barreyska durchsetzt, so scheint das wider eine erfindung des sagaverfassers. an sich könnte ja beides, obwol es sonst nicht überliefert ist, historisch sein; aber es wäre doch auffallend, wenn die im übrigen so dürftige tradition von Qnund derartige kleinigkeiten festgehalten hätte.

Nach c. 11 der Grettissaga hatte Qnund von seiner ersten frau zwei söhne, Þorgeir und Ófeig gretti, von einer zweiten gattin Þordís, der tochter des Þorgrím frá Gnúpi, einen sohn, den Þorgrím hærukoll; nach Qnunds tode hatte Þordís von ihrem zweiten manne Audun skǫkul einen sohn Ásgeir œdikoll. diese genealogie ist richtiger als die in Landn. c. 161 (130), wo Ásgeir als sohn Qnunds gilt (s. oben s. 219); denn auch in Landn. c. 177 (143) wird Ásgeir als sohn des Audun bezeichnet. neben einer niederschrift der Landn. stand dem vf. hier noch eine tradition zu gebot, der aufser der ersten gattin Qnunds, Aesa (s. oben s. 222), wol auch die zweite, Þordís, nebst ihrem vater entstammen. nach den söhnen Qnunds wird der sohn des Eirík snara, Flosi, nebst seiner mutter auf grund von Landn. c. 160 (129) erwähnt. es folgen in c. 11 und 12 die streitigkeiten zwischen Qnunds söhnen und Flosi, die mit dem kampf bei den Rifsker endigen. sie gehören, wie schon oben s. 220 bemerkt ist, der geschichte oder wenigstens der tradition an; freilich mag diese oder jene nebenperson von dem sagaschreiber hinzugefügt sein. wenn in dem process, der auf jenen kampf folgt (a. 940), Þorkel máni als gesetzsprecher auftritt, ist das ein fehler, da Þorkel erst 970—985 jenes amt verwaltete; ob dieser fehler der tradition oder dem vf. zur last fällt, muss dahingestellt bleiben. über Flosi wird die acht verhängt; er verlässt Island auf dem schiffe Trékylli, das Norweger aus den trümmern ihres gestrandeten schiffs erbaut haben, wird aber in den Öxarfjord zurückgetrieben. *Þađan af gerđiz saga Bǫđmóđs ok Grímólfs ok Gerpis.* die letzten angaben beruhen auf dem schluss des c. 160 (129) der Landnáma. B. (Zs. f. d. phil. 30, 40) meint allerdings, dass diese sätze nur in der Grettissaga ursprünglich sein könnten, da die isländisch angeführten worte besagten,

Flosi sei nun *ór sogunni*. aber die bedeutung dieses satzes ist nicht klar, da wir die citierte saga nicht kennen; GThordarson (Kopenhagen 1859) übersetzt ihn anders als Boer.

Der sohn des Þorgrím hærukoll und seiner gattin Þordís ist Ásmund hærulang, dessen jugendgeschichte der des Gretti nachgebildet scheint. er hat in Norwegen aus erster ehe einen sohn Þorstein, den späteren rächer des Gretti, auf Island heiratet er dann die Ásdís, die ihm aufser andern kindern den Gretti gebiert. als vorfahren der Ásdís werden in aufsteigender linie Bárd — Jokul — Ingimund enn gamli genannt; dieser stammbaum mag geschichtlich richtig sein, und es wird jedesfalls auf älterer tradition beruhen, wenn erzählt wird, dass durch Ásdís das erbschwert jenes geschlechts, der Jokulsnaut (Aettartangi in der Vatnsdœlasaga) auf Gretti überging. bedenklicher ist es, wenn Ásdís zugleich eine enkelin des Ófeig gretti durch dessen tochter Áldís sein soll. wenn Ófeig gretti zwischen 908 und 910 starb, so kann nach B. zu s. 37 z. 14 seine enkelin 984 nicht eine junge frau gewesen sein. sollte hier wider der sagaverf., der vollständigkeit auch in den genealogieen anstrebte, seine hand im spiele haben?

Die vorgeschichte der Grettissaga muste verhältnismäfsig breit behandelt werden, denn aus ihr lernen wir die arbeitsweise des vf. vortrefflich kennen. wenige notizen der Landn., vereinzelte weitere angaben genealogischen inhalts, eine dürftige tradition waren seine quellen. er aber, der eine ganze reihe sögur (flestar sogur s. 3, 11) kannte, meinte nach ihrem vorbild — insbesondere wol nach dem der Egilssaga — seiner Grettissaga eine ausführliche geschichte der vorfahren des helden vorausschicken zu müssen. um die lücken der überlieferung zu füllen, bediente er sich der folgenden mittel: 1. er bringt seine helden mit persönlichkeiten zusammen, er führt sie in vorgänge ein, mit denen sie nie etwas zu tun hatten; 2. er dichtet ihnen nach berühmten mustern erlebnisse und taten an; 3. er nimmt in seine darstellung als nebenpersonen männer auf, die er aus andern quellen kannte; 4. er schmückt seine erdichtungen auch durch strophen aus.[1] es mag ihm wol einmal eine chronologische ungenauigkeit mit unterlaufen, er mag in der geographie Norwegens nicht bescheid wissen: man kann ihm anderseits das zeugnis nicht verweigern, dass er mit grofsem geschick combiniert und componiert hat. seine darstellung macht einen glatten eindruck, und gerade da, wo sein verfahren am durchsichtigsten ist,

[1] die str. 1. 2. 3 sind vom verf. der saga, da sie in teilen der erzählung vorkommen, die er selbst erfunden hat. str. 4 und 5 könnten freilich älter sein, ja nach FJónsson wäre str. 4 würklich von Onund gedichtet. wenn str. 4 nicht vom sagaschreiber ist, so ist er an Onunds freundschaft mit dem darin genannten Hallvard súgandi unschuldig, und es wäre danach in den ausführungen oben einiges zu ändern.

— bei der reise Qnunds und Þránds nach Norwegen — hat er einen so scharfsinnigen forscher wie B. völlig getäuscht.

Dasselbe geschick, das der vf. bei dem aufbau der vorgeschichte aus ärmlichem material zeigte, wir dürfen es auch in dem hauptstück der saga suchen, wo eine reiche tradition ihm eine fülle von stoff bot. wir haben also alles recht, diejenigen teile, die in dem klaren gang der handlung ein hindernis bilden, mit B. als interpolationen auszuscheiden. wir werden ferner nach dem, was wir über die arbeitsweise des vf. aus der vorgeschichte gelernt haben, an vielen stellen des hauptstücks seine hand herausfühlen wollen, auch auf die gefahr hin, dass derartige beobachtungen immer etwas unsicheres behalten.

Die eigentliche Grettissaga zerfällt in zwei hauptteile, die begebenheiten vor und nach der zweiten verurteilung Grettis.

I 1: Grettis jugend (c. 14—16). der knabe Gretti ist als ein kohlenbeifser träge von natur; als der vater ihn zur arbeit nötigt, verübt er dumme, ja schlechte streiche. beim ballspiel fängt er streit an mit seinem partner Auðun, doch wird er dabei arg zugerichtet und muss die rache auf später verschieben. die erzählung scheint — möglicherweise erst vom sagaschreiber — dem streit des jugendlichen Egil beim ballspiel nachgebildet (Egilss. c. 40). auf der thingfahrt, die er für den vater mitmacht, erschlägt er den Skeggi, der ihm seinen proviantsack nehmen will, ihn verhöhnt und bedroht. wegen dieses todschlags wird er auf dem thing für drei jahre geächtet und muss Island verlassen.

I 2: der erste aufenthalt in Norwegen (c. 17—24). vor der abreise erhält Gretti von seiner mutter das schwert Jqkulsnaut. nach der stürmischen überfahrt kommt er als gast zu Þorfinn, der auf der Háramarsey am ausgange des Moldefjords lebt. er öffnet den grabhügel von Þorfinns vater Kár, haut dem toten mit Jqkulsnaut das haupt ab und bringt die schätze des hügels samt dem kostbaren schwerte Kársnaut seinem wirte Þorfinn. später erhält er dies schwert zum geschenk; 'das trug Gretti, solange er lebte'. es ist auffällig, dass Þorfinn es dem Gretti ruhig hingehen lässt, dass er den grabhügel seines vaters erbrochen hat; denn der tote hat durch sein spuken alle andern bauern vertrieben und so dem Þorfinn den alleinbesitz der insel gesichert. anstofs erregt ferner die rolle, die das schwert Kársnaut in der saga spielt. erst eben hat Gretti den Jqkulsnaut erhalten, nun erwirbt er gleich darauf den Kársnaut, 'um ihn zu führen, solange er lebte'. aber das tut er gar nicht: im kampfe mit dem bären in c. 21, 15 bedient er sich des Jqkulsnaut und ebenso in dem gefecht auf dem Hrútarfjarðarháls, wie aus c. 43, 4 f hervorgeht; freilich zeigt auch die letzte stelle, dass er den Jqkulsnaut vor der zweiten reise nach Norwegen an seinen bruder Atli gegeben hat. der Kársnaut erscheint erst

wider bei Grettis letztem kampf auf Drangey und später in der hand seines mörders Þorbjǫrn unter dem namen Grettisnaut. ich möchte annehmen, dass die Kársgeschichte interpoliert und auch die späte erwähnung des Kársnaut ein zusatz ist. Grettis erste heldentat wäre dann die überlistung der zwölf berserker, die in abwesenheit Þorfinns um die julzeit das gehöft überraschen. im nächsten winter erlegt er in Hálogaland einen bären, der die gegend unsicher macht, zieht sich aber dadurch die feindschaft des ehrgeizigen Bjǫrn zu. diese feindschaft führt dahin, dass er den Bjǫrn im zweikampf tötet und auch seine zwei brüder Hjarrandi und Gunnar erschlägt, die ihn hinterrücks überfallen. alle drei aber sind gefolgsmannen des jarl Svein. der jarl ist aufs äufserste erbittert, und nur durch ihr nachdrückliches auftreten erreichen es Grettis freunde, sein wirt Þorfinn, sein bruder Þorstein und der skalde Bersi, dass Svein ihn ungefährdet nach Island ziehen lässt. der verf. der Grettissaga hat hier — gelegentlich mit wörtlicher anlehnung — die cc. 60 und 61 der Egilssaga benutzt, wo Arinbjǫrn durch sein mannhaftes auftreten den Egil vor der rache des Eirík blóðøx schützt (vgl. oben s. 219).

13: ein jahr auf Island (c. 25—37). der verf. wendet sich nach Island und berichtet, zeitlich zurückgreifend, von Grettis älterem bruder Atli und seinem auftreten als kläger in dem process gegen die ziehbrüder Þorgeir Hávarsson und Þormóð kolbrúnarskald; die darstellung beruht auf einer ältern, nicht mehr erhaltenen Fóstbrœðrasaga. Gretti erscheint wider auf der insel. er zeigt seinem alten gegner Auđun, der ihn beim ballspiel übel behandelt hat, seine überlegenheit. zwischen die ringenden tritt Barđi Guđmundarson, der held der Heiđarvígasaga. Gretti wünscht an dem rachezug, den Barđi gegen den mörder seines bruders plant, teilzunehmen, wird aber von Barđi auf den rat des Þórarin enn spaki zurückgewiesen. als Barđi nach vollbrachter tat heimkehrt, fordert ihn Gretti vergeblich zum zweikampf. hier erkennt man nun deutlich die hand des sagaschreibers: er wollte Gretti mit Barđi, der mit seinem friedliebenden, aber doch tapfern sinn einen schönen gegensatz zu jenem bildete, zusammenbringen, wagte jedoch nicht, ihn entgegen der Heiđarvígasaga an dem berühmten rachezug des Barđi teilnehmen zu lassen. — Gretti bricht einem manne, der ihn beim pferdekampf angreift, drei rippen. dieser streit hat ein gefecht auf dem Hrútafjarđarháls zur folge; hier tritt zum ersten mal der starke, gewalttätige Þorbjǫrn øxnamegin mit seinem tadel- und spottsüchtigen freunde Þorbjǫrn ferđalang auf und trennt die kämpfenden. den höhepunct seines ruhms erreicht Gretti durch den kampf mit dem gespenstischen widergänger Glám[1].

[1] wenn B. den Glám in allen einzelheiten seines auftretens als eine personification des winterlichen mondlichts deutet, kann ich ihm nicht zu-

zwar unterligt Glám, doch flucht er dem sieger: ächtung solle ihn treffen, einsam werde er leben müssen und immer würden ihm die augen des sterbenden unholds vorschweben und ihn schrecken. Gretti entschliefst sich bald darauf, nach Norwegen zu fahren und in die dienste Olafs des heiligen zu treten. vor der abreise erschlägt er noch den frechen spötter Þorbjǫrn ferdalang.

I 4: Grettis ächtung (c. 38—46). gleich nach der ankunft in Norwegen gerät Gretti in den verdacht, Þorgeir und Skeggi, die söhne des Þóri i Gardi in Kelduhverfi, in einem hause verbrannt zu haben. die genealogie des Þóri wird aus Landn. c. 250 (214) herübergenommen. in der Hb. wird als sohn des Þóri Orm genannt, den Gretti ermordete; die Stb. erwähnt keine kinder des Þóri. wenn die Hb. auch hier die fassung des Styrmi bewahrt hat, was kaum zu bezweifeln ist, so hat man in ihrer angabe wol die ältere sagenform zu sehen; der sagaverf., der die Stb. (oder eine ältere Landn.?) benutzte, mag die zwei Þórissöhne samt ihren namen frei erfunden haben. bei Olaf dem heiligen wünscht Gretti sich durch ein gottesgericht von dem vorwurf des mordes zu reinigen. aber beim gang durch die kirche schlägt er einen knaben nieder, der ihn verhöhnt, und nun versagt der könig dem unbesonnenen das gericht. auf der reise zu seinem bruder Þorstein tötet Gretti einen berserker Snækoll, der die hand einer bauerntochter ertrotzen will. diese episode hat viele parallelen; sie wird vom sagaverf. dem kampfe Egils mit dem berserker Ljót (Egilss. c. 64) frei nachgebildet sein. Þorstein empfängt Gretti herzlich; böser ahnung voll verspricht er ihm, seinen tod zu rächen. unterdessen ist auf Island Grettis vater gestorben, sein älterer bruder ist nach längerem zwist von Þorbjǫrn oxnamegin durch einen speerstofs getötet. auf dem althing ist Gretti, den keiner verteidigen kann, auf betreiben des Þóri i Gardi geächtet worden; Þóri hat auf sein haupt einen preis ausgesetzt.

II 1: das leben des geächteten unter den menschen (c. 47—54). Gretti kommt 1014 nach Island und erfährt seine ächtung und Atlis ermordung. er rächt den bruder, indem er Þorbjǫrn und seinen sohn erschlägt. aber nun muss er fliehen von gehöft zu gehöft, um den nachsetzenden freunden des Þorbjǫrn zu entgehn. für den winter findet er unterkunft auf Reykjahólar bei dem kühnen Þorgils Arason, der auch die beiden ziehbrüder Þorgeir Hávarsson und Þormóð kolbrúnarskáld bei sich beherbergt. die erzählung vom aufenthalt der drei helden bei Þorgils enthält rein sagenhafte züge, von denen einer

stimmen. natürlich leugne ich nicht, dass die schauer der nacht überhaupt den gespensterglauben hervorgerufen haben und dass dem erzähler der Glámsgeschichte bei manchem einzelzuge unheimliche bilder aus einer mondnacht vorschweben mochten.

an die Hýmiskvida erinnert. sie widerspricht der Fóstbrœdrasaga, nach der die ziehbrüder schon einige jahre vorher für immer auseinandergehn, und ist wol von dem sagaverf. eingeschoben, der die helden der vorzeit zusammenführen und mit einander vergleichen wollte (vgl. Zs. f. d. phil. 30, 52 f). auf dem althing des nächsten jahres gelingt es beinahe, Gretti aus der acht zu befreien, nur Þóris hass tritt hindernd dazwischen. der verf. lässt sich hier eine chronologische ungenauigkeit zu schulden kommen: Grettis schwestersöhne waren damals noch zu jung, um in einem process als kläger aufzutreten; noch weniger durften sie ***kappsmenn miklir ok framgjarnir*** genannt werden (B.s einl. s. XLI). im sommer des jahrs 1017 führt Gretti am Ísafjǫrd das leben der geächteten; er wird von den bauern gefangen und wäre von ihnen gehängt worden, hätte ihn nicht die Þorbjǫrg en digra gerettet. den winter bringt er bei seinem verwanten Þorstein kuggason am Hvammsfjǫrd zu, im frühjahr entschliefst er sich — nach einer vergeblichen fahrt zum gesetzsprecher Skapti — in die einsamkeit zu ziehen, nach der Arnarvatnsheid im innern hochlande.

II 2: das leben im innern hochlande (c. 55—69). die jahre 1018—21 bringt Gretti auf der Arnarvatnsheid zu. der fluch Gláms wird mehr und mehr fühlbar: Gretti vermag die einsamkeit, vor allem aber das schreckhafte dunkel der nacht kaum noch zu ertragen. zwei andere geächtete nimmt er nach einander auf, aber er muss sie töten, da sie sich als abgesante seiner feinde erweisen. Þóri ór Gardi selbst zieht mit 80 mann gegen ihn; er sucht schutz in einer spalte zwischen zwei felsen, und es gelingt ihm, die feinde abzuschlagen, mit hilfe eines gewaltigen mannes, namens Hallmund, der ihm den rücken deckt. nach dem kampfe nimmt Hallmund den Gretti mit in seine behausung am fufse des Balljǫkul, wo seine tochter beider wunden heilt. — danach wechselt Gretti den aufenthalt und zieht noch 1021 nach dem Hítardal zu Bjǫrn Hítdœlakappi, der ihm auf dem Fagraskógafjall einen wohnsitz anweist. was die Bjarnarsaga von dem beisammensein der beiden erzählt, hat der verf. der Grettissaga, der jene saga citiert, zt. übertreibend widerholt; er hat aus dem einjährigen aufenthalt bei Bjǫrn (Bjarnars. s. 42, 11) einen mehr als dreijährigen (vom herbst 1021 bis frühjahr 1024) gemacht, weil er die ihm bekannten erlebnisse seines helden auf die langen jahre der acht verteilen muste. Gretti bestraft den prahler Gísli, der ihn angreifen will, für seine keckheit durch eine tüchtige tracht prügel. er verteidigt sich auch mit glück, auf einer engen landzunge stehend, gegen die übermacht der Mýramenn. von diesem kampf mochte schon die überlieferung wissen, die namen von Grettis gegnern hat der verf. teils erfunden, teils sie andern quellen — vor allen der Landn. — entlehnt; aber die auch sonst bekannten gegner Grettis in jenem

kampfe sind in würklichkeit nicht seine zeitgenossen: sie haben teils früher, teils später gelebt als er. da sich unter den gefallenen auch freunde und verwante des Bjǫrn finden, muss Gretti den Hítardal verlassen und zieht sich von neuem nach dem innern hochland, in den Þórisdal, in die märchenwelt der halbriesen zurück. doch die einsamkeit des tals treibt ihn weiter, und so streift er drei jahre lang (1025—28) im ost- und nordlande umher. — wenn von der fahrt Grettis nach dem osten und norden keinerlei abenteuer berichtet werden, wundert uns das nicht. hier, wo er keine gegner und keine freunde besafs, konnte ihm kaum etwas aufserordentliches zustofsen; weder die tradition noch der sagaschreiber hatten einen grund, an dieser stelle neue heldentaten Grettis zu erdichten. anders bei seinem aufenthalt im norden, wo doch Grettis schlimmster feind Þóri ór Garði wohnte. ein neues zusammentreffen mit Þóri ist hier geschichtlich denkbar und wird von der ökonomie der saga gebieterisch verlangt. es findet sich auch in der Grettissaga c. 63, und es ist — mindestens für die tradition — beglaubigt, da die strophen, die Gretti bei dieser gelegenheit gesprochen haben soll, schon in der Landn. c. 250 (214) aufgezeichnet sind. ich kann in c. 63 der saga nicht mit B. eine interpolation sehen: der verf. der Grettissaga, der aus der Landn. die strophen kannte und sicher auch die dazu gehörende erzählung, der — wie wir wissen — geschickt zu componieren verstand, konnte das einzige erlebnis Grettis bei seinem aufenthalt im nordlande nicht übergehn. was B. gegen das cap. vorbringt, fällt nicht ins gewicht. der gefährte Grettis, wenn er würklich bereits vom sagaverf. eingeführt ist, steht nicht im widerspruch mit dem früheren entschluss Grettis, sich nicht mehr mit geächteten einzulassen: er ist ein bauer oder bauernsohn. Þóri wird keineswegs zu einer lächerlichen person, wenn er sich durch den unerkannten gegner in die irre führen lässt. auch Gretti wird dadurch noch nicht ein feigling, dass er auf ebnem felde dem überlegenen gegner ausweicht; auf dem Hrútafjardarháls handelt er nicht anders. natürlich ist das cap. später überarbeitet: der bericht über das vorgefallene durch eine strophe Grettis, die an die tochter des Þóri gerichtet ist, kann unmöglich vom sagaverf. herrühren. ebenso mögen die offenbar falschen geographischen angaben des cap. nebst der in c. 38, 1 (vgl. Zs. f. d. Phil. 30, 6) von einem bearbeiter stammen.[1] — rat suchend, wie er sich der verfolgung des Þóri entziehen könne, wendet sich Gretti nach Mǫdruvellir

[1] die strophen entnahm der sagaverf. nicht der Styrmisbók (Hb.) — denn in ihr sind zwei volle vísur überliefert —, auch kaum einer der ältern aufzeichnungen der Landn. — denn diese stimmten hier wol zu der des Styrmi —, sondern höchst wahrscheinlich der Stb., in der z. 3—8 der zweiten strophe fehlen. er schrieb str. 1, 1—8 und 2, 1—2 aus der Stb. ab, wie das die hss. βbD haben; ein später abschreiber, auf den ACE zurückgehen, liefs 1, 7. 8 weg und bildete aus 1, 1—6 und 2, 1—2 eine strophe.

an Gudmund enn ríki; wenn der verf. Gudmund zu Grettis ratgeber machte, lässt er sich ein chronologisches versehen zu schulden kommen : Gudmund war bereits 1025 gestorben. sein rat ist der, dass sich Gretti nach der kleinen felseninsel Drangey im Skagafjord begebe, wo ihn seine gegner nicht würden erreichen können. bevor Gretti Gudmunds rate folgt, reist er noch einmal nach dem väterlichen gehöft Bjarg, um von seiner mutter Ásdís abschied zu nehmen. sein jüngerer bruder Illugi begleitet ihn nach Drangey, und ihnen schliefst sich auf der reise noch der lange schwätzer Glaum an. für das geld, das Gretti von der mutter erhalten hat, setzt ein bauer die drei genossen nach der insel über.

II 3 : der aufenthalt auf Drangey; Grettis tod und die bestrafung des mörders (c. 70 bis zum schluss). durch die landung Grettis auf Drangey im herbst des jahres 1028 wird die insel für die bauern am Skagafjord, die sie gemeinsam besitzen, wertlos; sie treten ihre anteile dem starken, aber rohen Þorbjǫrn ǫngul ab. dreimal versucht Þorbjǫrn den Gretti von Drangey fortzubringen. Das erste mal durch gütliche überredung, natürlich ohne erfolg. Darauf folgt Grettis letzte kühne tat : da das feuer durch Glaums schuld ausgegangen ist, schwimmt er eine seemeile weit ans festland, um neues zu holen. den zweiten versuch, Gretti von der insel zu entfernen, unternimmt Þorbjǫrn mit unterstützung des geschickten kletterers Hæring : Hæring klimmt am strande empor, aber von Illugi verfolgt stürzt er den felsen hinab. das geschieht 1030; im nächsten jahre machen auf dem althing die freunde Grettis einen versuch, das ende seiner acht zu erwürken — vergebens. ich kann das betreffende capitel, das höchst würkungsvoll dem ende Grettis voraufgeht, nicht mit B. für interpoliert halten. wenn es dem inhalte nach wenig klar ist, so beruht das, wie die bedeutenden abweichungen der haupthss. unter einander zeigen, zum grösten teil auf der schlechten überlieferung. in den aufzeichnungen der nordischen gesetze ist allerdings nichts davon zu finden, dass dem geächteten nach einer gewissen zahl von jahren die rückkehr in die gesellschaft gestattet war; aber ein derartiges gesetz mag — so wenig es naturgemäfs in der tat angewant wurde — doch als gültig angesehen sein. JGrimm erinnert RA[4] 2, 338 daran, dass auch nach dem deutschen peinlichen recht verbrechen nach 20 jahren verjähren; allerdings gilt das nur von der strafklage (vgl. vLiszt Lehrb. d. deutschen strafrechts, 7. Aufl. s. 277). — erst im winter nach jenem althing gelingt es Þorbjǫrn durch die zauberkünste seiner amme Þuríd, den Gretti zu fällen. auf die ergreifende schilderung von Grettis und Illugis tod folgt der besuch Þorbjǫrns bei Ásdís : höhnend zeigt er ihr das eingesalzene haupt des starken sohnes, doch sie weist ihn voll würde ab. Þorbjǫrn wird auf dem althing geächtet; in Byzanz trifft

ihn das schwert des Þorstein drómund, der, seinem gelübde treu, ihm nachgereist ist, um den bruder zu rächen.

Dieselbe arbeitsweise, die wir bei der betrachtung der vorgeschichte beobachteten, finden wir in dem hauptteil der saga wider. hier lag dem verf. ein reicher stoff, aber dieser wol ohne festen zusammenhang, vor; er hat ihn mit grofsem geschick zu einem ganzen geformt. auch hier bringt er seinen helden mit menschen und handlungen zusammen, die ihm in würklichkeit fremd waren; er erfindet, um das überlieferte zu verknüpfen, neue geschichten hinzu, und zwar vermutlich in viel gröfserm mafse als wir anzudeuten wagten; er führt eine menge nebenpersonen ein; er dichtet strophen hinzu. seine hauptquellen sind die Landnáma, die Fóstbrœdrasaga, die Heidarvígasaga und endlich die Egilssaga, die ihm für die eigene arbeit als ein muster vorzuschweben scheint.

Über die interpolationen kann ich mich kurz fassen; B.s begründung zu widerholen, würde zu weit führen. er nimmt einen ersten bearbeiter (interpolator) an, in dem er einen schüler des Sturla Þórdarson erkennen will. letzteres erscheint mir unrichtig, da ich meine, dass schon der verf. der saga das werk des Sturla benutzte. wenn ich von dem abenteuer auf der Reykjaheid und dem althing des jahres 1031, die ich für eine arbeit des sagaverf. halte, absehe, und die Kársgeschichte hinzurechne, sind von dem ersten bearbeiter der saga folgende gröfsere episoden interpoliert : 1. die Kársgeschichte, 2. die Sǫdulkolluvísur und die sie begleitende prosa, 3. Grettis abenteuer mit Lopt (Hallmund) auf dem gebirge Kjǫl und vielleicht ein teil des berichts von Hallmunds tod, 4. die spukgeschichte im Bárdardal [1], 5. die verdopplung des letzten besuchs auf Bjarg und der kampf mit Þórodd Snorrason, 6. die episode auf dem Hegranesþing. wieviele der eingeschobenen strophen von dem ersten bearbeiter herrühren, wage ich nicht so sicher zu entscheiden, wie Boer; doch glaube auch ich, dass in vielen die manier desselben dichters bemerkbar ist. die stellen, an denen Sturla Þórdarson genannt ist, könnten me. auch vom sagaverf. herrühren. — ein zweiter bearbeiter hat dann nach B. die geschichte von Hallmunds tode erweitert und einen teil des Spesarþátt, dh. des liebesabenteuers des Þorstein drómund in Byzanz verfasst; ein weitererer interpolator geistlichen standes soll endlich der liebesgeschichte zum schluss eine fromme wendung gegeben haben. ich glaube nicht, dass zwei verfasser an dem Spesarþátt beteiligt

[1] scharfsinnig und förderml, aber kaum abschliefsend handelt B. über die riesenkämpfe Grettis und Beowulfs (Zeitschr. f. deutsche phil. 30, 59 ff). die frage, ob und wie die spukgeschichte der Grettissaga von dem Beowulf beeinflusst sei, erfordert eine ausführliche untersuchung vom standpunct der volkskunde aus. ich selbst habe nie recht an irgend welche entlehnung aus dem Beowulf glauben mögen, und bemerke, dass auch FJónsson sehr daran zweifelt (Litt. Hist. II 751 anm.).

sind; eine schlüpfrige geschichte mit frommem ausgang ist einem geistlichen und wol auch einem weltlichen schriftsteller des mittelalters unbedenklich zuzutrauen. ferner kann ich nach längerm zögern die zweifelnde frage nicht unterdrücken: ist es denn ganz undenkbar, dass der verf. der saga selbst die episode von Spes und Þorstein formte? sie ist so geschickt mit der erzählung von der rache für Gretti verknüpft, dass sie sich nicht recht davon loslösen lässt; die quellen, aus denen sie nach B.s schöner auseinandersetzung (einl. s. xxviiff) entstanden ist — die Haralds saga hardráða und eine saga von Tristan —, konnten schon dem verf. der saga vorliegen.

Boer hat sich als der erste die ebenso wichtige als schwierige aufgabe der litterarhistorischen durchforschung einer Isländersaga gestellt; er hat sie mit erfolgreichem scharfsinn der lösung näher geführt. seine arbeit lässt manchen zweifel, fordert mehrfach widerspruch heraus. aber sie reizt zur nachprüfung und regt hoffentlich bald zu einer ähnlichen behandlung andrer sögur an!

Osnabrück, im august 1901. W. Ranisch.

Das predigtwesen in Westfalen in der letzten zeit des mittelalters. ein beitrag zur kirchen- und culturgeschichte von dr Florenz Landmann. [Vorreformationsgeschichtliche forschungen, hrsg. von Heinrich Finke I.] Münster i.W., WAschendorff, 1900. xv u. 253 ss. 8°. — 7 m.

Die allgemeine geschichte der predigt des 14 und 15 jhs. in Deutschland hat seit Cruels grundlegendem buche über die deutsche predigt im mittelalter keine förderung erfahren. das gewaltig zuströmende material, das mit jedem neuen handschriftenkatalog und incunabelverzeichnis einer deutschen bibliothek weiter anwächst, verlangt gebieterisch eine teilung der arbeit. für jedes einzelne, in sich abgeschlossene gebiet des deutschen vaterlandes muss zunächst das gesamte überlieferte predigtmaterial gesammelt und untersucht werden, eh aus einer reihe solcher einzeldarstellungen eine allgemeine geschichte der deutschen predigt des ausgehnden mittelalters ersteht. Landmanns buch nimmt diese aufgabe für das westfälische stammesgebiet vor und löst sie mit grofsem fleifs und im ganzen auch mit sachlich ruhiger abschätzung. dass sich unter der schier unendlichen fülle des handschriftlichen und gedruckten materials, das L. zusammengebracht hat, vieles minderwertige, neben einzelnen namen von hohem klange die grofse zahl der durchschnittsprediger findet, gibt er gern zu; aber erst die bekanntschaft mit dem gesamten material ermöglicht es uns, die westfälische kanzelberedsamkeit im jh. vor der reformation in ihrer ganzen breiten ausdehnung zu übersehen. nur ist doch L. auch so noch geneigt, den wert seines materials zu überschätzen, sobald es gilt, das alte vorurteil von der religiösen verwilderung des 15 jhs. zu zerstören.

Eine enttäuschung ist es für uns germanisten, dass auch

L.s umsichtige nachforschungen die geringe zahl der uns bekannten deutschen predigthandschriften aus Westfalen nicht vermehrt haben. er kennt auch nur die bereits von Jostes an verschiedenen stellen beschriebenen sammlungen, von denen Johan Veghes collatien bei weitem die bedeutendste ausmachen (vgl. L. p. IX mit anm. 1). die sermone des Jordanes von Quedlinburg, von denen die bibliothek des bischöfl. priesterseminars zu Münster eine aus Niesing stammende niederdeutsche übersetzung besitzt (vgl. L. s. 60 anm. 3), sind ja nicht eigentlich westfälischen ursprungs, und die übrig bleibenden beiden sammlungen von niederdeutschen sonntags- und heiligenpredigten gehören durchaus dem sermo vulgaris an, sie sind durchschnittswaare. auch mir sind gröfsere sammlungen deutscher predigten aus Westfalen nicht weiter bekannt geworden bis auf die nicht allzu umfangreiche predigthandschrift des Osnabrücker staatsarchivs, die ich in den Nachrichten der kgl. gesellsch. d. wiss. zu Göttingen, geschäftl. mitth. 1898, heft 2, s. 301 ff beschrieben habe. dazu ein paar niederdeutsche einzelpredigten westfälischen ursprungs: eine nd. 'predigt aus Westfalen' über *Non sum* druckt KEHKrause im Nd. jahrb. 2 (1876), 11—18 aus einer handschrift der Rostocker gymnasialbibl. ab; die hs. des 15 jhs. ist ein geschenk des früheren directors prof. LBachmann und zählt 8 bll. in kl. 4°. ferner steht ein nd. *Sermo de humilitate* mitten zwischen lat. Legendae sanctorum der hs. no. 354 der paulinischen bibliothek zu Münster (Ständers katalog p. 55 no. 220), die hs. stammt aus kloster Böddeken, also aus dem kreise der Windesheimer congregation. ebendaher, aus kloster Dalheim, kommt die hs. no. 75 der Trierer dombibl., die hinter einer nd. übersetzung von Gersons Monotessaron auf bl. 210ᵃ—218ᵇ die evangelientexte der beiden ostertage mit der glosse enthält; hinter bl. 218 sind leider mehrere blätter herausgerissen. noch mit in die von L. behandelte periode dürfen wir endlich den Augustiner Joh. Westermann zu Lippstadt ziehen, der im j. 1524 predigten über die ersten 3 hauptstücke veröffentlichte. der titel des in der paulinischen bibl. zu Münster vorhandenen druckes lautet: *Eyn chr̄stlyke vthlegȳge der teyn gebode, Des gelouens, Vn̄ vader vnses, ym Augustiner cloester tor Lippe yn der vasten gepreket dorch Broder Johan Westerman Doctor der hilligen scryft. In dem yaer* 1524.

Dass aus der geringen zahl der uns erhaltenen deutschen predigthandschriften kein rückschluss auf die predigt in deutscher sprache überhaupt gezogen werden darf, ist längst anerkannt. dem volke hat man immer deutsch gepredigt, nur wurden die predigtentwürfe auch zu diesen deutschen predigten in lat. sprache aufgezeichnet; allzu selten haben fleifsige nonnen, wie die von Niesing, die deutschen predigten ihrer beichtväter nachgeschrieben, um sie als lectüre zu benutzen. so muste sich denn L.s arbeit durchweg auf dem soliden funament

der reichlichen lateinischen predigthandschriften aufbauen. doch auch so bietet seine untersuchung manchen interessanten punct, wo sich die geschichte der predigt mit der litteraturgeschichte berührt. besonders häufig finden sich solche berührungspuncte im 1 teile des buches, in dem L. die einzelnen westfälischen prediger des ausgehnden mittelalters durchgeht. mit unermüdlichem fleifs und viel geschick hat L. die citate der quellenschriftsteller und die nachweise über die erhaltenen schriften der prediger selbst gesammelt und eine ansehenliche zahl von westfälischen predigern dem dunkel der vergessenheit entrissen. wie natürlich, dominieren unter ihnen die männer aus dem predigerorden. die weltgeistlichen waren entweder durch ihre pfarrtätigkeit ganz in anspruch genommen, oder hatten keine neigung zu einer besonderen pflege der predigtlitteratur. die älteren orden der Benedictiner, Cistercienser etc. verfolgten wesentlich andre zwecke als gerade die predigt; nur von den Karthäusern, die erst am spätesten (1476) in Westfalen eine niederlassung einrichteten und nie festen fufs fassten, bringt L. reichlichere kunde. zu den schriften Heinrichs vCoesfeld und Heinrichs vDissen lassen sich übrigens aus den handschriften der grofsherz. bibl. zu Darmstadt einige nachträge machen.[1]

Die bibliotheken der westfälischen Franciscanerklöster sind durch widrige geschicke zum grösten teil zerstört oder zerstreut worden; so ist das heute vorliegende material gering : von so berühmten predigern wie Johan Brugman und Dietrich Coelde weifs L. s. 11 nur je eine predigt anzuführen. auf die Coeldes möcht ich hier noch besonders hinweisen, denn sie ist in niederdeutscher sprache geschrieben. sie findet sich in einem predigtsammelbande der kgl. öff. bibliothek zu Stuttgart cod. theol. 8⁰ no. 141 und ist zuerst von Ernsing Hist. jahrb. d. Görresges. 12 (1889), 58 ans licht gezogen worden. mit diesem predigtbande war früher zusammengebunden der bisher älteste druck von Coeldes hauptwerk, dem Christenspiegel, in einem dialekte der östlichen Niederlande, vgl. Ernsing aao. s. 59f. 64ff. dass Coelde auch als geistlicher dichter tätig war, zeigt nicht nur ein geistliches lied von ihm, das das 51 capitel des Christenspiegels ausmacht, sondern auch folgender buchtitel, den ich auf der Amsterdamer universitätsbibliothek in dem 'Catalogus van de Bibliotheken der Maatschappy tot Bevordering der Toonkunst en der Vereeniging voor Noord-Nederlands Muziekgeschiedenis. Amsterdam 1884' auf einem lose einliegenden blatte unter andern werken verzeichnet fand : *Dit is een suverlic boexken, in welke staen scone leysen ende veel scone gheestelicke liede-*

[1] Darmstadt, mscr. nr 403 : Henr. de Coesfeldia sermones hiem.; sein werk De tribus votis auch in Mainz, stadtbibl. mscr. nr 545 der Carthäuserhss. — Sermones de sanctis und Dominicalpredigten von Heinr. vDissen in Darmstadt nr 1085 und 1248.

kens. Noch een liedeken van devocien, ghemaect bi broeder Dirc van Munster. Gheprent Tantwerpen bi mi Adriaen van Berghen. A° 1508.

Die grofse masse der westfälischen predigthandschriften stammt aus dem Dominicanerkloster zu Soest, dem ältesten westfälischen sitze dieses eigentlichsten predigerordens, und ist jetzt in leidlicher vollständigkeit in der paulinischen bibliothek zu Münster vereint. an dieser masse von grofsenteils anonymen handschriften kann man den gewöhnlichen, alltäglichen betrieb des predigtwesens am besten studieren. es sind fleifsige, schreibfrohe leute gewesen, diese Soester Dominicaner, aber hervorragendere köpfe sind wenig darunter : L. (s. 16) muss, um nur einen solchen zu finden, aus dem 14 jh. den bekannten historiker Heinrich vHerford, der bereits 1370 starb, herbeiholen. eine predigt von ihm ist auch wol der sermo des 14 jhs. in der Wolfenbüttler handschrift aus Helmstedt nr. 1027 (vHeinemann Die Helmst. hss. iu 18f, nr. 1129), bl. 82ᵃ—83ᵇ, denn die ganze handschrift ist ein geschenk Heinrichs an das Dominicanerkloster zu Minden. — Johannes de Essendia ist in der niederdeutschen litteraturgeschichte bekannt als verfasser eines tractats über die damals viel besprochene geistergeschichte von Arnt Buschman. der lateinischen übersetzung dieser ursprünglich niederdeutschen spukhistorie ist in den handschriften gewöhnlich *Johannis de Essendia Determinatio quorundam dubitabilium circa acta seu dicta per spiritum in Meyderick* angehängt; so aufser den beiden von L. s. 20 anm. 2 angeführten hss. auch in Coblenz, gymnasialbibl. mscr. nr. 149 (vgl. Dronke, herbstprogramm d. gymn. Coblenz 1832) und der hs. des pfarrers Groeber zu Meiderich (vgl. Seelmann, Nd. jb. 6 [1880], 35ff).

Aus dem orden der Augustinereremiten endlich sind einige der hervorragendsten westfälischen prediger hervorgegangen, Dietrich Vrye (L. s. 29f) und Gottschalk Hollen. bei Hollens predigten trifft die gunst der überlieferung mit dem innern wert zusammen, kein wunder, dass nicht nur Cruel, sondern jetzt wider L. sich gerade Hollens werke als breite grundlage ihrer darstellung gewählt haben.

Neben die bettelorden treten seit dem ende des 14 jhs. als nebenbuhler in der gunst des volkes die brüder vom gemeinsamen leben. gerade in Westfalen gewannen sie früh festen fufs; die klöster der regulierten chorherren Windesheimer congregation zu Frenswegen, Böddeken, Dalheim etc. und die fraterhäuser zu Münster und Herford versorgten ganz Westfalen mit religiöser litteratur. und war ihnen auch die äufsere predigttätigkeit durch die eifersucht der bettelorden stark eingeschränkt, so haben sie in ihrem engeren kreise doch solche blüten der predigtlitteratur hervorgebracht wie Johan Veghes collatien. —

Nachdem L. so die verschiedenen gruppen der westfälischen

prediger durchmustert hat, wendet er sich im 2 teil zu den predigten selbst und handelt zunächst mit aller gründlichkeit von den verschiedenen arten der predigten. culturgeschichtlich wichtig sind zb. die neujahrspredigten s. 84f, bei denen der prediger oft ganz von dem kirchlichen feste, der beschneidung des herrn, absah und den gläubigen glückwünsche und geistlich ausgelegte geschenke darbrachte. 'eine interessante neujahrspredigt geht auch von den beim wechsel des jahres gesungenen volksliedern aus und knüpft daran ihre betrachtungen'. das erinnert an Heinrich Suhos collationen über die hymnen Lauda Sion und Ave maris stella, die er für den kaland der Marienkirche zu Osnabrück verfasste; jeder collation folgt da die niederdeutsche übersetzung der ausgelegten hymnenstrophe (vgl. L. s. 65). — in dem capitel 'Redaction und vortrag der predigten' dreht es sich in erster linie um das verhältnis der frei gehaltenen predigt zum niedergeschriebenen text. viele predigten werden gar nicht niedergeschrieben sein, sie sind also spurlos verhallt. wurden sie aufgezeichnet, 'so tat es entweder der prediger, sei es als vorbereitung auf den vortrag, sei es nach dem vortrag zum nutzen anderer, oder es geschah während oder nach einem vortrag von einem der zuhörer' (L. s. 103). der prediger selbst arbeitete seine predigten immer in lateinischer sprache aus, kurze skizzen und entwürfe zur vorbereitung, ausgeführte lateinische predigten, wenn er sie als litterarische producte weitergeben wollte. für den kanzelvortrag muste der prediger den lateinischen entwurf erst ins deutsche übertragen und ihn dabei voller und freier widergeben; lateinisch-deutsche predigtwörterbücher und glossierte predigtwerke halfen ihm dabei. schrieb nun ein zuhörer die predigt mit oder aus dem gedächtnis nach, so schrieb er sie natürlich ebenfalls in deutscher sprache und in der freieren, gemeinverständlichen form der gesprochenen predigt nieder.

Unter den schriften zur homiletischen theorie und methode, die L. s. 120ff bespricht, weise ich auf ein paar kleinere tractate hin, welche die kunst der gereimten dispositionen lehren und nach L. s. 122 zur kenntnis der mittelalterlichen reimtechnik von bedeutung sind. die glieder der disposition müssen den gleichen rhythmus und reim haben, eine vorschrift, die in den sermones latini, den predigten an cleriker, unerlässlich ist, im deutschen vortrag dagegen nur selten beibehalten wird. — s. 131ff geht L. die stoffquellen durch, aus denen sich der prediger den bunten stoff schöpft, womit er sein dispositionsschema ausfüllt. die hl. schrift, die kirchenväter, die frühmittelalterlichen theologen, das kanonische recht, die schriften des christlichen mittelalters und der alten philosophen und dichter, endlich auch naturwissenschaftliche und historische werke werden herangezogen und dem zwecke der predigt dienstbar gemacht. L. gibt bei allen diesen gruppen die nachweise des handschriftlichen und gedruckten

materials, soweit es sich in den westfälischen hauptbibliotheken vorfindet, auch hierin sich in der localen begrenzung bescheidend. —

Im 3 teil seines buches endlich bewertet L. das geistige und sociale würken der westfälischen prediger. er weist nach, dass ihre lehre in allen stücken genau mit der damaligen herschenden kirchenlehre übereinstimmt. von diesen theologischen erörterungen hebt sich für uns nur die eine, damals und heute viel umstrittene frage heraus : ist es erlaubt, heilige bücher, die in deutscher sprache verfasst oder in sie übersetzt sind, zu lesen und zu besitzen? ein grofser teil der damaligen geistlichkeit, besonders unter den bettelorden, verneinte diese frage durchaus, und auch leute wie Hollen, dem L. s. 166f folgt, machen starke einschränkungen; ja sogar die brüder des gemeinsamen lebens, die den gebrauch deutscher gebet- und erbauungsbücher so sehr begünstigten, setzen in ihren statuten bestimmte vorsichtsmafsregeln fest. dabei ist unter den *divinae scripturae* nicht etwa nur die bibel zu verstehn. mit ähnlicher rigorosität wenden sich die prediger, und hier einstimmig, gegen die althergebrachten volksbelustigungen mit ihren maskentänzen und spielen. aus einer lateinischen predigthandschrift der Berliner bibliothek zieht L. s. 187 anm. 6 eine kleine abhandlung 'de reliquiis Bachi' vom j. 1463 an, die speciell die Münsterschen lustbarkeiten zusammenstellt : die frühjahrstänze um die *meyboken*, die gastmähler beim erntefest im october, an den kirchweihfesten und den reinigungstagen und die fastnachtsfeierlichkeiten. der interessante kleine tractat führt ua. auch eine sammlung von liebesliedern an unter dem namen *tytyrel* (L. s. 188 anm. 1), ein merkwürdiges zeugnis, aber kaum für das weiterleben der Wolframschen lyrik. das singen und aufzeichnen solcher lieder wird von den predigern arg getadelt, zumal an den nonnen, die besser verstünden profane lieder zu singen, als die weltleute (L. s. 199 anm. 4). spottlieder auf die geistlichen werden oft erwähnt und beklagt, da versteht man ja den zorn der geistlichen herren, aber was soll man sagen, wenn einer von ihnen die ehrung des toten Frauenlob durch die Mainzer frauen ein superstitiosum negotium nennt (L. s. 188 anm. 2), und sogar ein mann wie Hollen selbst die geistlichen schauspiele verwirft, weil sich so viel eitles und sündhaftes dabei einmische, dass man sie besser unterliefse? mit gleicher schärfe wendet sich Hollen aber auch gegen die anerkannten übelstände der kirche, und mit viel wärme und aufmerksamkeit verfolgt er die verschiedensten socialen verhältnisse seiner mitmenschen und steht ihnen als schelter oder helfer bei.

Eine umfangreiche beilage gibt endlich genaue rechenschaft über die benutzten handschriften aus den westfälischen bibliotheken und denen Berlins und Strafsburgs; eine systematische untersuchung der Darmstädter bibliothek würde auch gewis noch

einiges hinzufügen. die beiden andern beilagen, eine charakterisierung des weitern handschriftlichen predigtmaterials der kgl. paulin. bibl. in Münster, und eine übersicht der incunabeldrucke von predigtsammlungen fremder autoren aus drei westfälischen bibliotheken, ligt dem zwecke des buches ferner. — ein paar kleinigkeiten noch : s. 11 anm. 2 : die vArnswaldtschen handschriften befinden sich längst auf der kgl. bibl. zu Berlin. — s. 133 anm. 1 : eine nd. Lübecker bibel von 1499 gibt es nicht, sondern nur die eine von 1494. — s. 134 anm. 6 : Rabbi Samuel und Rabbi Isaak sind keine commentatoren der bibel, sondern es ist der bekannte 'brief des Rabbi Samuel an den Rabbi Isaak von der ankunft des Messias' gemeint. — s. 136 : derartige rapiarien, die aussprüche der hl. schrift und der kirchenväter über die verschiedenen tugenden und laster zusammenstellen, sind nicht nur für prediger bestimmt, sondern auch sonst sehr gewöhnlich. — s. 6 z. 3 : 'sich um etwas annehmen' ist wol dialektisch. —

Ich wünsche dem trefflichen buche L.s, dass es recht bald einen nachfolger finden möchte, der nach seinem muster das predigtwesen eines andern stammesgebiets durcharbeitete. sehr geeignet wäre dazu das ostfälische land, die diöcese Hildesheim mit den östlich angrenzenden gegenden. ein reicher, noch ganz ungehobner schatz von predigthandschriften ruht in der Wolfenbüttler bibliothek und andern sammlungen dieses gebiets, noch mehr als in Westfalen wird man mit geschlossenen beständen alter klosterbibliotheken operieren können. CONRAD BORCHLING.

Arigo, der übersetzer des Decamerone und des Fiore di virtù. eine untersuchung von CARL DRESCHER. [= Quellen und forschungen usw. h. LXXXVI.] Strafsburg, Trübner, 1900. 225 ss. 8°. — 6 m.

D.s buch beabsichtigt, Arigo, den unbekannten übersetzer des Decamerone (und des Fiore di virtù), mit dem Nürnberger pfarrer Heinrich Leubing zu idenficieren : 'seine persönlichkeit, die ich suche, steht im mittelpunct der betrachtung. immer enger müssen sich auf dem weit gedehnt vor uns liegenden gebiete des geistigen lebens um die mitte des 15 jhs. die grenzen ziehen, bis es hoffentlich gelingt, der gestalt des verhüllten uns zu nähern und den schleier zu lüften' (s. 3). so zeigt sich denn im 1 cap. A. als Deutscher, im 2 als geistlicher, im 3 als verwanter der kanzlei, und zwar nur durch die art seiner übersetzung; das folgende cap. führt an der hand von sprache und wortschatz nach Nürnberg, doch soll A. Nichtnürnberger sein; durch einzelne charakteristische züge und beziehungen zur localgeschichte wird seine persönlichkeit noch genauer bezeichnet, und am schlusse heifst es : 'der Arigo des Decamerone und des Fiore di virtù war — Heinrich Leubing' (s. 222). schon daraus mag man die kunst der anlage dieses buchs erkennen, aber auch die gefahr : sobald der gedanke Arigo = Leubing empfangen ist, wird aus jenen con-

centrischen kreisen gar zu leicht ein übermächtiger wirbel, der alles an sich zieht: die frage ist nicht mehr: wer war A? sondern: war A. Heinrich Leubing? so ist es denn auch bei D. gekommen.

Aber schon die grundlagen der D.schen arbeit sind nicht so ganz sicher. wie wir erst 'nachträglich' (s. 130 anm. 2) von einem Münchener exemplar des deutschen Decamerone hören, dem die schlussnotiz '*geendet seliglichen zu Vlm*' fehlt, und von dem Heidelberger, worin eine lücke in abweichender sprachgestalt handschriftlich ausgefüllt ist (s. 114 und 223—25), so ist auch unbegreiflicherweise hier, in einer buchstabenuntersuchung, die aseptisches verfahren vor allen andern fordert, über den text des Decamerone, der Arigo vorgelegen hat, keine rechenschaft gegeben, sondern ohne weiteres allen vergleichen eine moderne ausgabe zu grunde gelegt (Moutier, 5 bände, Firenze 1827—28). so verzweifelt steht es um die kritik des Boccacciotextes doch nicht, dass nicht wenigstens ein versuch in der richtung gemacht werden könnte. vielleicht trägt ja auch das zur identificierung A.s bei.

Die sorgfältige abschrift, die Manelli, Boccaccios patenkind, vom Decamerone nahm, oder doch eine copie davon, ist in der ausgabe Lucca 1761 buchstabengetreu abgedruckt (doch vgl. Hecker Giorn. stor. della lett. ital. 26, 163). beigegeben sind dort die abweichenden lesarten der Giuntina von 1527, die aufser der 1522er ausgabe auch mehrere handschriften, doch (nach Landau G. Boccaccio, Stuttgart 1877 s. 150) nicht die Manellische benutzt.

Auch Arigo benutzt sie nicht, das beweisen folgende stellen:

Manelli, Lucca 1761.	Giuntina.	Arigo (ed. Keller).
9 b, 28 : *pregare*	*prendere*	11, 38 : *zenemen*
38 b, 8 : *dir la mattina un pater noſtro*	*dire la mattina, quando eſco dell' albergo un pater noſtro*	60, 13 : *ee ich aus der herber kom zesprechen ein pater noster*
47 a, 33 : *Landolfo ando sotto londe*	*L. laſciatala ando sotto londe*	76, 16 : *Landolfo — (die tafeln) mit gewalte lassen müste; vnterginge*
51 b, 4 : *tauola — ſconficta dal trauicello collui inſieme ſe nando quindi giuſo*	*t. — ſconfitta d. t., ſopra il quale era, per la qual coſa capo leuando queſta tauola con lui etc.*	84, 6 : *(auf ein) pret (drate) an einem orte daz an dem andern nit auf genagelt was, an dem selben auffgnappet vnd mit Andreucz hinabe fiele*
91 a, 6 : *diſſono*	*diſſero*	161, 13 : *sprachen*
119 b, 15 : *ſegreto*	*gran ſegreto*	210, 10 : *eine große heimliche sache*
167 a, 22 : *tu ſe morto*	*traditor t. ſ. m.*	297, 24 : *Ey du böswicht du bist des todes*
301 b, 3 : *in publico*	*coſi in p.*	543, 23 : *also offenlich*
325 a, 12 : *beſtia*	*Deh beſtia*	585, 14 : *Ey du torheter mensch*

Ebenso wenig benutzt A. die Berliner hs. Hamilton 90, die vorlage des cod. Manelli (Tobler Berliner Sitz.-ber. 1887 s. 375; Hecker Die Berliner Dec.-hs., diss. Berol. 1892; Hauvette Giorn. stor. della lett. ital. 21, 407; Hecker ebda 26, 162):

Manelli + Giuntina.	cod. Berol.	Arigo.
27b,33 : *dello Abate*	*duno A.*	45,15 : *von dem abte* (nämlich dem bestimmten, von dem die novelle erzählt)
61a,14 : *Quale*	*quaſe*	103,19 : *wie grosse*
212a,13 : *ad cauallo*	fehlt	381,2 : *ze rosse*
260b,26 : *amando*	*auendo*	467,25 : *lieb het*

Aber auch mit der Giuntina stimmt A. nicht immer überein:

Manelli.	Giuntina.	cod. Berol.	Arigo.
65a,21 : *e quella aperta*	—	*e quella aperta*	110,30 : *(die kamern —) öffent*
226b,28 : *nelle opere*	*con l'opere*	*cōlopere*	
289b,1 : *(Il Medico) entro in diſidero caldiſſimo di ſapere che coſa foſſe landare in corſo, affermandogli che per certo mai ad niuna perſona il direbbe*	*(Il M.) entro in d. c. di ſapere che coſa f.l.in corſo, e con grande inſtantia il prego che gliel diceſſe, afferm.* cet.	= M	521,1 : *ein gächlinger will ein fiele ze versten in dem cursu ze gen was das doch gesein möchte zů Bruno sprach, er on czweyfel sein sölt waz er im sölcher seiner heymlicheit öffnet das von im nye mant sölte zů wissen komen*
289b,5 : *mettere in bocca del Lucifero da ſan Gallo ſe altri il riſapeſſe. Ma ſi e grande lamor che io porto*	*m. i. b. d. Lucifero d. ſ. Gallo ſe altri il riſapeſſe, e pero io non ue lo direi mai. Diſſe il Medico. Bruno ſii certo che mai coſa, che tu mi dica, non ſapra perſona, ſe non tu, e io. A cui Bruno dopo aſſai nouelle diſſe. Hor ecco maeſtro egli e tanto il grande amore, ch'io p.*	= M	521,7 : *vnd den Lucifer von sant Gallen in sein maul farn thon wo das yemant ze wissen kem, Aber die liebe vnd das groß getrauen das ich — trage*

Ebenso lässt sich nun zeigen, dass A. nicht die textrecension benutzt, die in den schon zu Boccaccios lebzeiten entstandenen Magliabecchischen auszügen aus dem Decamerone vorligt (lesarten

bei Follini Atti dell' imp. e reale accademia della crusca tom. III, Firenze 1829, s. 97). er stimmt in den strittigen fällen meist mit Manelli und der Giuntina gegen sie überein. und daneben doch an manchen stellen einklang mit den auszügen: Man. + Giunt. 32b 12 : *le nouelle delle giouani donne e tre giouani ſi trouarono eſſer finite*; Magl: . . . . *et de' tre giovani per la prima giornata ſ. t. eſſere finite*; A. 52, 25 : *der syben frawenn vnd der dreyer iunge menner neüe histori sagen auf disen vergangen tage zů irem ende komen waren.* oder ist *auf disen vergangen tage* zusatz A.s? ferner: Man. + Giunt. 32b, 16 : *Laquale di quella che e aduenire — diſponga*; Magl : *la quale del di che è a venire — diſponga*; A. 52, 29 : *die — sich auf den zůkünftigen tage zů vnser notorſſte schicke.*

Ich will nicht weiter auf die handschriftenkritik eingehn, aber so viel ergibt sich aus dem gesagten, dass entweder A.s vorlage einen eignen zweig der überlieferung neben cod. Manelli-Berolinensis und den Magliabecchischen auszügen vertritt, oder aber zu den handschriften gehört, die in der Giuntina aufgegangen sind. nur noch eins: jene alten auszüge vereinigen unter einer kurzen einleitung die ragionamenti und canzone, die die ersten neun tage des Decamerone beschliefsen, aufserdem die novelle IX 10. am anfange eines jeden ragionamento wird — offenbar interpoliert — die zahl der giornata angegeben mit einigen orientierenden worten (vgl. die angeführte lesart Man. 32b, 12). gab es nun bei dieser merkwürdigen teilung des überlieferten umgekehrt auch texte ohne ragionamenti und canzone? und hängt damit zusammen, dass auch A. sie auslässt oder nur verstümmelt bietet?[1]

Ich habe nun keineswegs den ganzen Decamerone durchgeprüft, um festzustellen, wie viel von A.s zusätzen und abstrichen etwa auf rechnung der vorlage käme: das war D.s aufgabe; wenigstens muste er, wo er varianten fand, einen vorbehalt bei seinen angaben machen. die oben gegebenen lesarten sind so gewählt, dass sie einen begriff geben können von der verschiedenheit der texte; nicht berücksichtigt hab ich abweichungen der orthographie und der wortstellung.

D.s nachweis, dass A. Deutscher war (s. 4ff), scheint mir kaum anfechtbar. die eigennamen sind sehr oft in deutschem sinne zugestutzt, gedeutet, auch ausgelassen, deutsche natur tritt an stelle der italienischen, deutsche spracheigentümlichkeit in reim und allitteration ist über das ganze verstreut, indes sich anderseits allerhand misverstehn des urtextes findet, das man einem Italiener nicht wol zutraun kann. auch Südtirol ist nicht die

[1] vielleicht kann die verteilung der absätze, interpunctionen und grofsen anfangsbuchstaben in der übersetzung weiterhelfen. die fehler in der widergabe der namen weisen auf eine handschrift ohne deutliche worttrennung. zu vergleichen sind auch die italienischen brocken der übersetzung (s. s. 248f).

heimat der übersetzung. aber das erledigt sich später von selbst, und die geographischen anspielungen finden leicht erklärung.

D. springt von der frage nach dem entstehungsorte der übersetzung ab und versucht, A. als geistlichen zu erweisen (s. 28 ff). zunächst durch die zahllosen und fast regelmäfsigen zusätze, die immer wider Gottes walten und willen, überhaupt alles göttliche und heilig ehervorheben (*wils Got, vmb Gotz willen, göttliche ee, heylige tauffe* cet.). aber wer nicht eine fertige vorstellung von A.s übersetzerart mitbringt, der wird doch die bedeutung dieser zusätze nicht richtig einschätzen können: hier muste die übersetzung im allgemeinen charakterisiert werden. ich bin ketzerisch genug, sie für steif, undeutsch, überhaupt für schlecht zu halten, auch an ihrer zeit gemessen und trotz einigen glücklichen wendungen. ich hoffe das durch meine besprechung zu begründen und wähle auch die beispiele möglichst danach aus. — ferner: die übersetzung ist nicht überall gleich getreu, zb. sind die novellen des VIII tages ängstlicher widergegeben als die des I und die einleitung; III 4 scheint mir besonders frei, wird gegen schluss immer ausgelassner und geht zuletzt in reime über (vgl. Vogt Zs. f. d. ph. 28, 472 f). vor allem jedoch war hier zu sagen, dass die übersetzung zwar im allgemeinen verbreitert, dass es aber nicht an abstrichen fehlt. (ich zähle zb. in III 4 nicht weniger als 13 gröfsere auslassungen.) diese kürzungen hat D. nirgends im zusammenhang behandelt, obgleich sie ohne frage sowol in der introduzione — deren kecke umgestaltung muste besonders betrachtet werden — als am ende jeder giornata das wesen des buchs ungleich gewaltsamer verändern, als jene doch oft leimigen zusätze.

Inzwischen aber führt D. ein neues willkommnes regulativ für seine untersuchung ein (s. 34). er vergleicht erstens Arigos übersetzung der geschichte von Guiscardo und Ghismonda mit Wyles und Eybs, die sie nach der lateinischen übertragung des Leonardus Aretinus verdeutschen; zweitens Arigos Griseldisnovelle mit Steinhöwels: hier steht die lateinische fassung Petrarcas zwischen Boccaccio und dem deutschen texte. würklich hebt sich dadurch nicht nur der religiöse, sondern auch der kirchliche charakter unsrer übersetzung den drei andern gegenüber deutlich ab: ganze paränetische sätze sind eingeschoben. übertrieben scheint mir indes, was D. (s. 44 ff) über A.s vorliebe für wort und begriff *trösten* sagt: abgesehen davon, dass dies überschüssige *trösten* oft durch A.s synonymensucht eingeführt sein wird, ist es doch nur ein armutszeugnis, dass *confortare, consolare, confermare* eintönig durch *trösten* widergegeben werden (vgl. s. 248). sprachlich merkwürdig ist, dass schon damals gewisse biblische wendungen, die später auch Luther übernimmt, in profane deutsche schriftwerke übergegangen sind. ohne nachgeprüft zu haben, referier ich D.s angaben (s. 51 ff), dass sich A.s '*wärlich, wärlich*', '*ant-*

wurt vnd sprach', '*desselben geleichen*' in zahlreichen bibeldrucken des 15 jhs. widerfinden.

Dem so erschlossenen geistlichen übersetzer sucht D. nunmehr (s. 57 ff) kanzelrednerische gewöhnung nachzuweisen. dazu werden wider Wyle, Eyb und Steinhöwel verglichen, auch verwante züge des Fiore di virtù benutzt. aber das alles überzeugt mich nicht: warum soll nicht A. eine lebhafte natur gewesen sein, der es bedürfnis und selbstverständlich war, laute und eindringliche worte zu gebrauchen? die anreden und ihre bewuste auswahl beweisen mehr für den kanzleistilisten als für den prediger, dafür vergleiche man die alten formulare. auch die *wills Gott* udgl. sinken zum stilmittel herab. aber selbst A.s geistlicher stand will mir trotz dem reichen und kunstvoll vorgelegten wortmaterial nicht so ganz aufser zweifel scheinen. ein frommer mann mit einiger litterarischer bildung und befähigung mochte wol so schreiben können. möglich, dass A. etwas von theologie gelernt hatte: warum gleich geistlicher? Vogt weist ihm (Zs. f. d. ph. 28, 473) aus dem Fiore di virtù grobe fehler in der bibelkunde nach.

Von A.s geistlichem stande macht D. in einer kurzen eingeflochtenen betrachtung (s. 77—79) zumeist auch das volkstümliche element der übersetzung abhängig. wäre diese betrachtung weniger unzulänglich geblieben, so hätte sie vielleicht D. vor übereilten schlüssen bewahrt, mochte sie sonst in der anlage des buchs einen platz finden, wo sie wollte. hier zeigt sich eben die gefahr jener concentrischen kreise. denn die 'neigung zum volksmäfsigen und leichtverständlichen' ist durchaus ein hervorstechender charakterzug des ganzen werks, und die schon angedeutete verbreiterung des originals hängt aufs engste damit zusammen. aber aufser der beseitigung und umgestaltung gelehrter oder entlegner namen, aufser der anbringung vielgestaltiger und kräftiger volkstümlicher wendungen (einiges bei D. s. 206 f) muste hier vor allem hervorgehoben werden das meist vollständige versagen des übersetzers, sobald es sich um das feine spiel abstracter antithesen und pointierter witzchen oder auch nur um simple reflexionen handelt (vgl. Vogt zum Fiore di virtù aao.). einige beispiele, gleich aus dem anfang gegriffen: I 8 — ich citiere jetzt auch noch Moutier —: *E si come le estremità della allegrezza il dolore occupa, così le miserie da sopravvegnente letizia sono terminate* > 2, 31: *Zů geleicher weiß als traurigkeit alle schöne enbicht, Also auch freude vnd lust alle trübsal vernicht.* der gedanke ist zerstört, ein reim ist dafür eingetreten; I 23: *Li nomi delle quali io in propria forma racconterei, se giusta cagione da dirlo non mi togliesse, la quale è questa, che io non voglio che, per le raccontate cose da loro che seguono, e per l'ascoltate nel tempo avvenire, alcuna di loro possa prender vergogna, essendo oggi alquanto le leggi ristrette al piacere, che allora, per*

le cagioni di sopra mostrate, erano, non che alla loro età, ma a troppo più matura, larghissime; nè ancora dar materia agl' invidiosi, presti a mordere ogni laudevole vita, di diminuire in niuno atto l'onestà delle valorose Donne con isconci parlari. E perciò, acciocchè quello che ciascuna dicesse senza confusione si possa comprendere, appresso per nomi, alle qualità di ciascuna convenienti o in tutto o in parte, intendo di nominarle > 8, 36 : *Der namen ich mir selbs für genomen hab ze geben, vnd das darumb, da mit vmb der her nach geschriben historien oder von dem zůhören ir schame enpfahen müge; Dann der pösen vnd peissenden zungen vil sein; der neide widerwärtig ist dem löblichen leben; Auch damit der züchtigen frawen lobe in irem reden nicht gemindert werde Vnd auch dar vmb; was ir igliche saget oder redt daz ein sölches ir in keinem übel auf genomen, noch sie dar inne verdacht werde.* I 25 : *a dimostrare a chiunque ci apparisce, ne' nostri abiti la qualità et la quantità delle nostre miserie* > 9, 33 : *ob vns yemant erscheine in kläglichem swarczem kleide ze mern vnsern iamer vnd schmerczen.* I 28 : *Perciocchè — v'è tanto minore il dispiacere, quanto vi sono più, che nella città, rade le case e gli abitanti* > 11, 4 : *so ist es doch vns minder ze klagen dann in der stat.* dieser art missverständnisse ziehen sich durch das ganze buch und sie erklären viele lücken in der übersetzung eben aus dem unvermögen des verf. so ist die allerdings sehr jesuitische betrachtung vor der ersten novelle des ersten tags geschwunden, und das ganze werk hat sich manches facete dictum rauben lassen müssen, ganz von den verstümmelten schlussbetrachtungen der giornaten zu schweigen. ein feines denken war A. nicht gegeben : er war nicht nur volkstümlich, er war auch ungelehrt, freilich ungelehrt: vgl. I 4 : *la gratitudine* > 2, 8 : *die tugent pey den gelerten genant gratitudo*, *das ist dankung* und die von D. s. 110 f angeführten beispiele. er möchte allerdings aus der hervorhebung des *doctor* folgern, dass auch A. einer war. aber A. nennt ja ganz aus freien stücken köhler und filzbauern *doctor*. grade ein doctor gab doch wol seinen titel nicht jedem giudice bei, und ein doctor hätte gewis die akademischen studien besser zu scheiden gewust, als in dem letzten beispiel geschieht : *medico* > *arczt*, *notaio* > *baccalarius*, *giudice* > *doctor!*

Dann erscheinen auch die litterarisch-volkstümlichen züge A.s in richtigerem lichte. ich meine erstens die vereinzelten erinnerungen an die heldensage, die mehrmalige erwähnung des *meisterlichen gesanges* (13, 29; 15, 28; 620, 11). D. hat dies alles in dem kurzen VI capitel benutzt (s. 204—207), wo er 'nur ein paar stellen lose auffädeln will, die das bild von A.s persönlichkeit noch in einigen einzelzügen erweitern mögen'. diese einzelzüge sind eminent volkstümlich, sie stehn einem gelehrten, wenigstens einem humanistischen, nicht an. zweitens : die freiheit des übersetzers, sobald er in natur-

schilderungen auf die ausgetretenen pfade volksmäfsiger lyrik gerät, vgl. II 13 : *L'aurora già di vermiglia cominciava appressandosi il sole, a divenir rancia,* > 163, 7 : *Nv der morgenstern ist auf gedrungen die kleinen waltfögelein mit frawen nachtigal frölich in der grünen awe sungen, der sunnenschein vns den liechten tage pracht het* (vgl. auch noch III 267 : *La qual venuta* etc. > 465, 4) usw. usw. hier schliefsen sich also von selbst jene zahlreichen reimereien an, die überall, hier dichter als da, in den text geflochten sind (vgl. s. 245 u. D. s. 15ff) und durchaus volkstümlichen charakter tragen : D. benutzt sie nur (cap. I), um den übersetzer als Deutschen zu kennzeichnen.

Cap. III (s. 80) sucht A. als k a n z l e i v e r w a n t e n zu erweisen, und zwar zunächst durch das heer synonymischer verkuppelungen, das er hereinführt. es sind neben rein pleonastischen bildungen viele erklärende : fremdwort + übersetzung oder auch ein minder geläufiges deutsches wort durch ein andres erklärt, zb. III 36 : *buono augurio* > 323, 26 : *gůt zeichen vnd augurio*; III 158 : *niuna scienzia avendo* > 400, 30 : *kuntschaffte nicht gehabt oder gekant hat*; IV 32 : *faticato* > 479, 28 : *aller flack vnd müd.* aber es hätte auch gesagt werden sollen, wie bald A. erlahmt gegenüber dem sprachreichtum des geistes, mit dem er ringt : I 23 : *savia ciascuna e di sangue nobile, e bella di forma e ornata di costumi, e di leggiadria onestà* > 8, 36 : *alle weise, züchtig, wol geziert mit tugeten*; I 24 : *aiutare e conservare e difendere* > 9, 20 : *ze beschirmen, vnd behüten nach allem seinem vermügen* (so hilft sich A. häufig durch erweiterung des letzten gliedes); III 33 : (*un giovane* —) *assai leggiadro e costumato e nel suo mestiere valoroso* > 321, 14 : *ein hübscher iüngling*; III 160 : *egli e tardo, sugliardo e bugiardo : nigligente, disubbidiente e maldicente : trascutato, smemorato e scostumato* > 402, 10 : *Er ist ein grosser schlafer vnnd spater erwacher faul träg in allen vnzüchtig in wortenn vnnd wercken.* — die fremdworterklärenden synonyma geben gelegenheit, das undeutsche sprachgut A.s vorzulegen. das italienische, offenbar so gut wie ganz aus der vorlage stammend, beweist, dass A. nach dem italienischen texte übersetzte (vgl. Wunderlich Herrigs archiv 83, 169); das lateinische ist zum ganz überwiegenden teile ebenfalls auf rechnung der italienischen vorlage zu setzen, aber aus dem reste schliefst D. mit recht auf kanzlistische gewöhnung : *regiment, statut, formiren,* besonders das häufige *materi,* so recht ein wort für farblose widergabe eigentümlicherer worte. das erinnert aber auch wider daran, dass mit dieser kanzlistischen tätigkeit keine gelehrsamkeit verbunden ist : oft verdeckt das fremdwort, mit einem deutschen synonym oder allein, etwas halb- oder gar nicht verstandenes : *formiren* übersetzt zb. *affermare, transfigurare, fornire* (D. s. 99)! manche italienische worte sind sinnlos übernommen : I 148 : *ahi lassa me, che assai chiaro conosco* > 83, 3 : *hay lassame Awe mir we wol ich*

erkenne; III 23 : *calate le vele, o voi aspettate d' esser vinti* > 315, 7 : *chala chale oder ir seit alle tode*; IV 44 : *il più nuovo squasimodeo* > 487, 21 : *den wunderlichesten quasimodeo.* vielleicht hat A. hier noch bessern wollen. darauf könnten stellen wie folgende hinweisen : II 52 : *io ve l' ho udito dire mille volte : chi la sera non cena, tutta notte si dimena* > 188, 16 : *han ich mer dan zů tausent malen vernomen che chi:* hier fehlte A. offenbar eine passende widergabe des italienischen reimsprichworts. vgl. IV 22 : *più di millanta, che tutta notte canta* > 475, 11 : *O mer dann milantache tutta notte tanta* (so! vgl. D. s. 94). zuweilen mögen auch solche unverständlichkeiten auf verderbnisse der vorlage zurückgehn, zb. III 167 : *una delle coste del Verbum caro fatti alle finestre* > 405, 13 : *eyn rippe des Verbo Caro Facta la finestra*; IV 108 : *che io vidi pur l'altr' anno a Cacavincigli* > 524, 17 : *die ich daz vorder iare Cacanintigli sache.* (Manelli und Giuntina haben in allen diesen fällen keine abweichende lesart.) sicherlich dürfen wir aber auch manches von diesem kauderwelsch einer beabsichtigten maccaronischen würkung (D. s. 92ff) und — mangel an sprachkenntnis zuschreiben.

Das folgende cap. (s. 111) gewinnt durch betrachtung der s p r a c h e, besonders des wortschatzes, und durch verwertung der äufsern zeugnisse N ü r n b e r g als heimat der Decameroneübersetzung. dann schliefst (s. 196) cap. V an : 'verschiedne weitere (sprachliche) betrachtungen aber legen die vermutung nahe, dass A. selbst kein Nürnberger war', sondern Mitteldeutscher. verfängliche methode. ich zieh es vor, die sprachliche untersuchung nicht auseinander zu reifsen.

Der dialect ist in den grundzügen bairisch (*î* > *ei*, *û* > *au*, *iu* > *eu*, *w* > *b* > *w* etc.), speciell oberpfälzisch. und als oberpfälzisch konnte D. aufser dem wechsel von *g* und *j* noch zum mindesten zwei erscheinungen anführen, die er als md. betrachtet (s. 199ff) : mhd. *u ü*, besonders vor *r*, > *o ö* (Weinhold B. Gr. § 21 u. 26) und mhd. *müeste* hat wenigstens jetzt im oberpfälzischen und nürnbergischen *öi èi* (B. Gr. § 332, Frommann Grübels Werke III 260). einzelne formen mögen direct auf Nürnberg weisen (D. s. 121f). aber es treten noch fremde bestandteile hinzu : wie viel von dem schwäbischen dem Ulmer setzer zur last fällt, lehrt ja A.s autogramm vom Fiore di virtù : er führt ziemlich regelmäfsig *k* für *ch* ein, *scht* für *st* udgl. mitteldeutsches? die gemeine Nürnberger schriftsprache hat nach D. (s. 198f) bis auf Hans Sachs *u* = mhd. *u*, die kanzlei begünstigt schon seit dem ersten viertel des 15 jh.s *o* vor *m* (*genomen*), behält aber vor *nn* (*gewunnen*) das *u* bei : A. hat das *o* durchgeführt. aber dies *o* ist im bairischen hinreichend belegt (Weinhold B. Gr. § 21). weiterhin betrachtet D. (s. 201) zwei fälle der apokope und epithese (2 pers. sing. imp. und 3 pers. sing. ind. praet.) : er schliefst von der bewahrung des echten endungs-*e* (in 3/4 der beispiele) auf dialek-

tische gewöhnung, die dann auch zur verwendung des unechten *e* führte: das wiese nach dem östlichen Mitteldeutschland. woher stammen aber dann die zahllosen oberdeutschen epithesen in oberdeutschen schriften? mehr als irgendwo wird doch hier die schriftliche tradition ausschlag geben. D. betont auch selbst, dass diese frage noch nicht spruchreif ist. festzulegen ist nur, dass das unechte *e* bei A. häufiger ist als in gleichzeitigen Nürnberger denkmälern (D. s. 202). dass formen wie *endginge, vnder* mit *d* dem oberdeutschen 'ursprünglich' fremd sind (s. 200), tut doch nichts zur sache (vgl. Gr. I² 393, Braune Ahd. gr. § 163 A. 5). so bliebe noch éin 'md.' bestandteil: A. schreibt *vm*, nur einmal *vmb* (D. s. 200f); in den gleichzeitigen Nürnberger denkmälern ist dagegen *vm* vereinzelt, *vmb* die gewöhnliche form. aber wie oft schreibt A. (im Fiore di virtù) *warū* udgl.! das ist doch geläufige abkürzung für *warumb*. freilich, der schwäbische setzer löste in *warum* auf, aber der hat auch andre abkürzungen falsch aufgelöst oder ganz übersehen, zb. Fiore di virtù 146 *seczē wir*: Dec. 668, 38 *secze wir* statt *seczen wir*: strich für auslautendes *n* hat er offenbar oft unterschlagen: D. s. 119). aber davon abgesehen: A. schreibt doch *vm*, nicht *vmme*, und *vm* ist die tieftonige form sowol für obd. *vmbe* als für md. *vmme*.

Die zusammenstellung des wortschatzes, ein hauptteil der Drescherschen arbeit, — sie beansprucht weit über ein viertel des ganzen buches (s. 123—186) und wird schon durch die stete heranziehung des Fiore di virtù zur 'quelle auch für andre zwecke' (D. s. 122) — ist sehr belehrend: man findet viele erste belege (*angens, flack, genester, getürne* etc.), *ἅπαξ λεγόμενα* (*protschabe, rechin, rüffianin* etc.) und andrer art nachträge zu den wörterbüchern (*gehösse, geplümpffe, geslecker, getrüche*; *mitleidig* = geduldig, *pulerey* = schmeichelei etc.); worte wie *nudalest*, *rossmuter*, *rubenherbst* bei Montanus und Lindener erweisen sich als erbteil A.s. es tritt deutlich hervor, dass der wortschatz bairisch ist; grofs ist die zahl italienischer entlehnungen, die nur in Baiern und Österreich belegt sind (*biscotto* > *bischot, minestra* > *menester* uva.). *slate* und *stauche* weisen auf die Oberpfalz; speciell nürnbergisch sind *altreuss, dinglach* (*dinglich*), *goltfasten* ua. schon nach dem so reichlich von D. dargebotenen wortmaterial möcht ich glauben, dass unsre übersetzung in Nürnberg entstanden ist. freilich, sie hat auch einige worte, die im oberdeutschen nicht belegt sind, dh. vor A.: *dunkelgut* ist md., *flack* statt *flach, tarcze* statt *tartsche*[1] sind md. formen. aber anderseits — und das hebt Drescher nicht hervor — sind ja *entwichten, erberen* und das simplex *külen* = *cuniculus* nur im schwäbischen bezeugt (DWB.) was kann das

[1] *schilg* = schilling kommt im Dec. gar nicht vor; in dem obliquen *schilgen* (neben *schillingen*!) möcht ich *g* für schwäbische widergabe von *ig* halten.

beweisen, nachdem eben gezeigt ist, wieviel neues A.s wortschatz bietet! waren etwa alle die halb und ganz italienischen worte seiner übersetzung schon in Nürnberg eingebürgert? wer möchte den wegen nachgehn, auf denen er sein sprachgut gewann? wir wissen ja, dass er weit gewandert war. und doch wird sich schwerlich ein wortschatz so gut örtlich bestimmen lassen, wie dieser. dem gegenüber scheint mir auch das bedeutungumbiegen, das A. gelegentlich an obd. worten vornimmt, unwesentlich : er braucht *numerdum* als subst. statt als interjection, *kofel* bedeutet ihm fels statt berg (?), *diechter* ist bei ihm allein masc., *radescheyb* adj.; er schreibt (615, 9) *ein schöne brü visch gefangen haten*, meint aber nicht gebrühte, sondern zu backende fische (D. s. 196 f). dass die verbindungen 13, 13 *pühelein, püchelein oder höche*, 25, 23 *speybe oder speyet*, 521. 20 *begern* [*oder*][1] *wegern* auf einem gewissen gefühl für verschiedenheit der dialekte beruhen, bestreit ich nicht : um so eher mochte A. aus dem md. herüber nehmen, was ihm passend schien. man darf aber auch nicht vergessen, diese fälle mit 15, 19 *an gefangen oder anfange geben*, 400, 30 *kuntschaffte gehabt oder gekant* udgl. zu parallelisieren : da spielt der dialekt doch wol keine rolle.

Nach dem allen kann ich mich nicht entschliefsen, unserm A. eine so mannigfaltige sprachmischung zu vindicieren, wie D. tut : mitteldeutscher heimatdialekt, dazu die erlernte bairische sprache, dazu kanzlistisches doch auch in der lautgebung, dazu das massenhafte deutsch-italienische. mir scheint A. nach der s p r a c h e Nürnberger, wenn nicht aus der stadt, so doch aus der nahen Oberpfalz (Nürnberg selbst war damals noch bairisch : Wrede Zs. 37, 301 f). ob er aber diese sprache ererbt oder gelernt hat, lässt sich aus ihr selbst nicht entscheiden.

Auf Nürnberg führen auch die von D. vortrefflich verwerteten äufsern zeugnisse, soweit sich solche aus A.s zusätzen herauslesen lassen. — die zweite novelle des dritten tags erzählt recht compromittierend von der königin Theodolinde; der übersetzer verschweigt ihren namen : sie ist eine heilige, aber nur in Baiern verehrt. oft macht A. tücher, kleider, schauben usw., einmal (v 53 > 614, 34) sogar ein fischnetz durch eigenmächtigen zusatz seiden; und Nürnberg war hauptemporium für seide. A. setzt für Udine nicht Weiden, sondern das nur für das oberpfälzische städtchen gebräuchliche 'zu der Weiden'; und der weg des Nürnberger handels nach Böhmen führte über dies Weiden. als der Franciscaner Felix von einem neuen heilswege spricht, läst ihn A. hinzusetzen (II 49 > 186, 12) : *(Als) vns (dann unser heiliger vater*

[1] das *oder* fehlt : vielleicht ist dies auch ein fall wie die s. 249 behandelten : A. schwankte zwischen beiden formen und hat versäumt, sich für eine zu entscheiden. hier wäre auch die zweite fassung der ed. pr. zu vergleichen (s. D. s. 130 A 2).

der pabst mit seinen öbristen prelaten) in einem neüen decrett gemachet vnd geschriben hat; ein solches reformdecret hatten die Nürnberger Franciscaner nach 1446 erhalten.

D. recapituliert (s. 207 f): ein Heinrich, des italienischen mächtig, humanistischen studien geneigt; ein Deutscher, ein geistlicher mit kanzelrednerischer gewöhnung, ein mann mit juristischer ausbildung, vielleicht Dr.; ein Mitteldeutscher in Nürnberg und keine untergeordnete persönlichkeit. demnach Heinrich Leubing.

Gesetzt einmal, die voraussetzungen stimmten, so erinnert doch dieser schluss — mit M. Herrmanns Reception des humanismus in Nürnberg — bedenklich an das quod non est in actis, non est in mundo. wie wenig wissen wir aus unsern quellen, und wie viel lassen sie ahnen! wie zufällig ist in vielen puncten unsre kenntnis vom Nürnberger humanismus! Heimburgs briefe sind fast sämtlich verloren, die adressen und daten der Meisterlinschen fehlen meistens, auch in den Hermann Schedelschen bleibt manche person unkenntlich (zb. bei Joachimsohn s. 74 bitte an einen unbekannten um handschriften, s. 210 nachrichten an einen geistlichen [in Venedig?] über bücherkauf); die bekanntschaft zwischen Hermann Schedel und Johannes Tucher erfahren wir zufällig aus einem briefe (Joachimsohn s. 186). auch manches litterarische kann verloren sein, andres erschien anonym (Meisterlin).

Und weiter: wie sich der humanismus nach unten hin abgrenzt, das verschwimmt ganz in dämmer und dunkel. sehen wir jetzt ab von der reconstruction Heimburgschen einflusses auf Rosenplût und damit auf das breite volk (Herrmann Reception s. 16 ff), wir wissen, dass Wyle von Heimburg mächtig angeregt ist, auch schon in den vierziger jahren (Transl. ed. vKeller s. 9 f), aus den vorreden zu den translationen und jetzt auch aus den rhetoriken sehen wir eine fülle von beziehungen hervorschimmern, und Wyles vorbild hat sowol in seinen nachfolgern an der Nürnberger kanzlei, als in seinem schülerkreise zu Esslingen viel stärker gewürkt, als das der gelehrten ersten Nürnberger humanistengeneration (vgl. hauptsächlich: Joachimsohn Württemb. vierteljahrshefte f. landesgesch. 5, 63 ff. 257 ff). und wenn wir im j. 1478 noch Wyles art und schule bei dem alten soldaten Hirnkofer erkennen, der den mitgliedern der Nürnberger kanzlei einen tractat des Enea Silvio übersetzt, so dürfen wir wol nicht annehmen, dass der meister bei ihnen vergessen war in den zwischenzeiten, wo kein litterarisches werk zu tage trat. die namen der empfänger sind in der widmung genannt, und es ist bezeichnend für die art unsrer quellen, dass nur einzelne von ihnen, scheinbar zufällig, auch in briefen Hermann Schedels auftauchen: Daniel Ulmer (s. 185) und Michael Kramer (s. 189 f), *vir humanissimus, praeceptor humanissimus,* der gebeten wird, in

Rom bücher zu besorgen : und sogleich dabei wider der breite abgrund der vergessenheit. — der humanist Valentin Eber, mit dem Hermann Schedel briefe tauscht, ist zugleich stadtschreiber von Augsburg (Joachimsohn s. 174); Ulrich Truchsess, bruder des mitverfassers der Nürnberger chronik, die sicherlich aus der kanzlei stammt, ist mit Heimburg bekannt und zählt sich zum humanismus (Joachimsohn Heimburg s. 114 A 2). und so führen viele fäden von den humanisten zur kanzlei, ohne zweifel mehr als sich noch erkennen lassen.

Ebensowenig glaub ich an einen unüberbrückbaren gegensatz zwischen humanismus und mönchischer scholastik (vgl. auch Joachimsohn Meisterlin s. 60 und Vogt Gött. gel. anz. 1895, I 320). in den werken Albrechts von Eyb steht mittelalterlich-geistliches und humanistisches dicht neben einander. Hermann Schedels bibliothek enthält reichlich scholastisches, grade im fache der rhetorik (Herrmann Reception s. 78ff); die nachricht, dass er Benedictiner geworden sei (Briefw. s. 199), wird bestätigt durch einen undatierten brief, in dem er über bücherkäufe für sein kloster spricht (? Briefw. s. 211; Sigismund Gossembrot zog sich ja schon 1461 in die clausur zurück, vgl. Joachimsohn Meisterlin s. 101). Meisterlin war von früh an Benedictiner in SUlrich und Afra zu Augsburg : er verlässt sein kloster zum studium in Italien, und seine entwicklung von der scholastik zum humanismus lässt sich schritt für schritt verfolgen : aber er blieb Benedictiner. noch der Minorit Stephan Fridolin gibt nach dem humanistischen 'Buch von den kaiserangesichten' im j. 1491 ein 'im kern durchaus mittelalterliches erbauungsbuch' (Herrmann s. 70), den 'Schatzbehalter' heraus.

Und — dass der ring sich schliefse — auch kloster und kanzlei mögen in naher beziehung zu denken sein : der Karthäuser Ehrhardt Grofs hat wahrscheinlich selbst seine Grisardis in der bearbeitung x (Strauch Zs. 36, 251 f) ganz kanzlistisch aufgeschwemmt; der Benedictiner 'Meister Friedrich' gibt die grundlage zu Wyles rhetorik her; Meisterlin will sich aus der deutschen übertragung seiner legende die schwäbischen idiotismen durch ein mitglied der kanzlei herauscorrigieren lassen (Joachimsohn s. 149).

Wenigstens so viel scheint mir doch aus all dem hervorzugehn : es gab in Nürnberg eine compacte masse geistigen interesses, aber der neue humanismus wurde kaum von den erwähltesten als etwas grundstürzendes erkannt, und ein wenig tiefer ist er jenem interesse ein bildungsmittel wie andre, auch eine mode : aber wo wollen wir sagen : hier war humanismus und hier war keiner mehr? der pfad von Heimburg über Rosenplüt führt ja ins endlos weite. ebenso wenig dürfen wir annehmen — und das scheint mir besonders wichtig —, dass diese würkung auf die masse noch einmal ausgesetzt hätte, dass zwischen der generation

Heimburg-Wyle und ihrem erst in den siebziger jahren erkennbarer werdenden einfluss eine kluft befestigt wäre.

In diese umgebung wird also der humanist Heinrich Leubing gestellt. er stammt aus Nordhausen, ist nach seinem studium seit ende der zwanziger jahre in der sächsischen kanzlei; später, nachdem er inzwischen zu Bologna doctor in legibus geworden, findet man ihn als kurmainzischen kanzler und kurze zeit als kaiserlichen protonotar; 1444 kommt er nach Nürnberg als pfarrer an SSebald, wird auch vom rate oft in politischen angelegenheiten benutzt und ist für ihn nicht selten auf reisen, zb. 1452 zur krönung Friedrichs III. in Rom; streitigkeiten vertreiben ihn 1463 von amt und stadt, er geht nach Meifsen und stirbt da 1472 als decan des hochstifts.

Der deutsche Fiore di virtù ist 1468 vollendet, der Decamerone vorher: er ist ungewanter, unfreier (D. s. 41 n. 1. 188 nebenher abgetan). aber wie viel vorher? wenn Leubing verfasser war, 5 jahre mindestens, denn 1463 verliefs er Nürnberg, und die sprache hat uns auf Nürnberg geführt. wollen wir aber annehmen, dass Leubing in den ersten sechziger jahren nürnbergisch schrieb? so schrieb er ja auch in Meifsen nach 5 jahren noch nürnbergisch, als er den Fiore di virtù übersetzte! was für annahmen! bei wem konnte sich irgendein dialekt eher und mehr verflüchtigt haben, als bei Leubing? dazu ist es doch willkür, zwischen Decamerone und Fiore di virtù eine pause von 5 jahren anzunehmen, und schliefslich: wie kam der Decamerone in die Ulmer druckerei, wenn Leubing in Meifsen war?

Aber jene voraussetzungen sind ja auch gar nicht alle richtig: A. ist weder als Mitteldeutscher erwiesen, noch als ausgebildeter jurist, vor allem aber nicht als gelehrter und als humanistischer gelehrter. und anderseits ist seine volkstümlichkeit gar nicht in anschlag gebracht.

Aus dem italienischen übersetzen ist kein humanismus. Boccaccio fand mit dem unlateinischen Decamerone vor Petrarcas augen wenig gnade, und Wyle merkt zu entschuldigung seiner zweiten translation besonders an (s. 79), dass Petrarca die Griseldis und Leonardus Aretinus die *histori von sigismunde sagende* zuvor aus der volkssprache in latein gebracht habe; ebenso sind Steinhöwels Griseldis, Eybs Griseldis, Guiscardus, Marina, Albanus aus dem lateinischen: die humanisten verdeutschen die alten und neuen Lateiner, insonders ihre tractate, und selbst diese arbeit scheint ihnen wol nicht so ganz adlich. dagegen fehlen bei A. grade die ragionamenti, und die übertragung einer italienischen Griseldis ist unhumanistisch, aus einem kloster: sie ist von Ehrhard Grofs, Karthäuser zu Nürnberg (Strauch Zs. 36, 252 ff).

In den kreisen such ich also unsern Arigo, und da ist der spielraum gröfser als unter den gezählten häuptern der huma-

nisten. ich denke mir einen mönch, der etwa sein kloster verliefs — wie Meisterlin —, sich in Italien umtat, der vielleicht auch einmal in den humanismus tauchte. wie kanzlistisches, vorzüglich jene titelformulare, im kloster zu hause waren, zeigt der genannte Friedrich von Nürnberg; insbesondere sind synonymische verkuppelungen bei Meisterlin beliebt. es ist möglich, dass irgend einer aus dem Wyleschen kreise ins kloster trat: professionen sind damals nichts seltnes (vgl. zb. das Chronicon des mönches Hardegen zu SEgidien in Nürnberg in Würfels Histor. nachrichten zur erläuterung der Nürnbergischen stadt- und adelsgesch., Nürnberg 1766, s. 227 ff). einem solchen manne stehn auch die volkstümlichen elemente der übersetzung[1], die grammatischen schnitzer und zahlreichen sinnentstellungen eingeschlossen, besser an, als einem gelehrten humanisten[2].

Aber konnte denn ein mönch, in welchem zusammenhang er auch mit seinem kloster stand, den Boccaccio verdeutschen, konnte er so die geifsel gegen den eignen stand schwingen? er konnte es, wenn er die vielfältige schmach auf andre orden abwälzte. wir wissen, wie die bettelmönche von andern orden gehasst und verachtet wurden (vgl. zb. Meisterlins briefe bei Joachimsohn no. 7, 8 u. 15): den minoriten wird das schändlichste, was Boccaccio über die mönche weifs, von A. aufgebürdet. der *solenne frate* (Giorn. III nov. 3), der sich durch die beichte einer dame zum kuppler machen lässt, wird (176, 13) *ein weiser hochgelerter meister der heiligen geschrift ein münche parfuszer orden,* und derselbe heifst etwas später (177, 12) ein *münch in sant Francischen kirchen* (< *un religioso* II 2, 35). ebenso wird — und das fehlt bei D. — in der ersten novelle des Decamerone der betrogene beichtvater des grundbösen Ciapelletto, zum Franciscaner gestempelt durch A.s zusatz 18, 6: *So wölle wir in dem namen gotz anheben, vnd von erste sagenn vnd schreiben von dem pösten man Judas aussgenomen der auf erden ye geporen warde vnd nach seinem tod für heyliger dann sant Francisco gehalten was vnd an gepett waz:* bei Boccaccio kein seitenhieb, da wird der sünder zu einem beliebigen heiligen in einem beliebigen kloster.

Schon durch diesen zusatz erledigt sich, wie mir scheint, D.s versuch zu erweisen, aus dieser novelle habe A. möglichst alles eliminiert, was an kloster und mönchsorden erinnere (s. 213 ff). Leubing verfocht nämlich gegen die Nürnberger bettelmönche schon seit 1451 das decret omnis utriusque sexus der lateransynode, nach dem nur einzelnen, besonders vom bischofe be-

[1] ich erinnere hier auch daran, dass im Fiore di virtù die namen der antiken klassiker in italienischer, nicht in lateinischer form gegeben sind: hätte das ein humanist getan?

[2] auf humanismus könnte nur eine stelle deuten: II 146: *Guido Cavalcanti e Dante Alighieri — e messer Cino da Pistoia* > 245, 12: *Dante Miser Cyno von Pistoia Franciscus Petrarcha.* Wyles einfluss?

stimmten bettelmönchen das beichtehören erlaubt sein sollte. er behielt recht, und nun soll sich nach D. Arigo dadurch als Leubing kennzeichnen, dass er auch im Decamerone den bettelmönchen das beichtehören nimmt, dass er für *frate* und *religioso* nicht *bruder* und *münch*, sondern *vater*, *beichtiger*, *heiliger man* udgl. sagt. wenns nur durchgeführt wäre! zu 26, 30 schreibt denn auch D. (s. 215): 'hier ist nun die beichte zu ende, und nun fällt auch die schranke für A. die änderung läst sich auch ohnedies nicht länger durchführen'! aber gesetzt, D. hätte recht, warum ist dann in der dritten novelle des dritten tags der durch besondren zusatz ausdrücklich als Franciscaner bezeichnete alberne beichtvater durchgängig *münch* genannt, und warum wird auch hier *bruder* vermieden, indes bei Boccaccio 28mal *frate* zu lesen steht? D. erklärt den unterschied (s. 216): dort werde das kloster betrogen, nicht der mönch, hier der mönch, nicht das kloster! nun, hier wie da strotzen die worte, die für das unschuldige *frate* eingesetzt werden, von hohn: *der heilige hochgelehrte man* usw. (vgl. auch das oben angeführte beispiel 176, 13).

Von dem päpstlichen decret zur reformation der Franciscaner ist schon die rede gewesen (s. 251). es scheint mir richtig gedeutet, nur durfte D. nicht schon Boccaccio 'von einer art strengerer observanz innerhalb der bettelorden' reden lassen! (s. 219.)

Wenn also A. mönch, aber nicht bettelmönch wäre, so suchte ich ihn am liebsten in der Karthause, denn die hat Erhard Grofs aus dem italienischen übersetzen sehen und schon durch die art ihrer gründung reichliche berührung mit dem Nürnberger aufsenleben: sie sollte nach der absicht ihres stifters jederzeit zwölf arme bürger erhalten (vgl. JFRoth Geschichte und beschr. der Nürnbergischen Karthause, Nürnberg 1790, s. 52). in dem verzeichnis der mitglieder von 1381—1541 (s. 111 ff) finden sich mehrere nicht weiter datierte Heinriche. besonders erwähne ich einen, der wie Arigo ohne beinamen auftritt und als conversus bezeichnet ist: ein solcher mochte wol kanzlistische weisheit ins kloster tragen können. er steht in der liste hinter dem Losunger Paulus Grundherr, der 1461 Karthäuser wurde. — auch zu SEgidien gabs ein geistiges leben, man kann künstlerische bestrebungen nachweisen (vgl. zb. Hardegens chronik aao. s. 243), und wir wissen nicht, wie weit der wunsch, eine moderne bibliothek zu besitzen, schon vor die erwerbung der Schedelschen (Herrmann Reception s. 72 ff) zu datieren sein wird. wir finden auch einen Heinrich zur rechten zeit: *A.* 1463 *fecit professionem quidam conversus frater Henricus dictus Camerer* (Hardegen s. 241).

Ich habe die quellen nicht weiter studiert, vielleicht hilft aber andern eine anspielung A.s fort, die D. übersehen hat. in der letzten novelle des siebenten tags berichtet Tingoccio, der sich

auf erden mit seiner gevatterin eingelassen hatte, aus dem fegefeuer, dass dergleichen nicht als besondre sünde angerechnet werde. Boccaccio fährt fort (III 266): *Le quali cose se frate Rinaldo avesse saputo, non gli sarebbe stato bisogno d' andare sillogizzando, quando converti a' suoi piaceri la sua buona comare.* das bezieht sich auf die novelle VII 3, wo dieser bruder Rinaldo bei seiner gevatterin schläft und dem manne weismachen lässt, er beschwöre seinem patchen die würmer. hier nennt ihn auch A. Rinaldo oder Rüdel, die oben angeführte stelle aber übersetzt er (464, 12): *solt münch Albrecht daz gewisset haben, im wär nit not gewesen czephilosophiren, do er sein geuatterin zů seinem willen bekeret.* das meint doch wol eine bestimmte person und ein bestimmtes geschehnis: wer war dieser Albrecht?

Aber ich möchte die suche doch keineswegs auf die klöster beschränken. auch ein kanzleibeamter von wolmeinender frömmigkeit, einiger geistlicher bildung — allzuviel besafs Arigo nicht — und munterem interesse am theologischen tagesleben könnte sehr wol den Decamerone so verdeutscht haben. wir sehen ja, zu welchen geistigen sprüngen der Wylesche einfluss den alten Hirnkofer verführte, und wie Jorg Alt[1], einer der tätigsten der von ihm genannten Nürnberger kanzlisten[2], mit seinen übersetzungen in historisches und — hier besonders zu vermerken — in juristisches gebiet ausschweift. beide sind schlechte verdeutscher, Hirnkofer ungestraft, aber Alt für die übersetzung der Norimberga des Celtes vom autor traurig verhöhnt (Celtes Epigr. ed. Hartfelder III 45): ich glaube nicht, dass A.s leistung hoch über ihren steht. von den männern dieses kreises konnte das manuscript auch am ehsten in eine Ulmer druckerei gelangen (vgl. Joachimsohn Württemb. vierteljahrshefte 5, 96 ff).

Dies alles war leicht zu finden und zu sagen, nachdem D. das material so gesammelt und geordnet hatte, dass, aufser an der kritischen grundlage, nur in wenigen richtungen zu ergänzen bleibt. aber ich recapituliere so: ein Deutscher, nach der sprache ein Nürnberger, volkstümlich, ungelehrt, ein mann mit kanzlistischen und theologischen gewöhnungen und interessen, vielleicht ein mönch, kein Bettelmönch, vielleicht von Wyle und seinem kreise beeinflusst, ein Heinrich, nicht Heinrich Leubing. GEORG BAESECKE.

Die sage vom herzog von Luxemburg und die historische persönlichkeit ihres trägers von dr ANTON KIPPENBERG. mit 2 vollbildern und 11 abbildungen im text. Leipzig, Engelmann, 1901. VIII und 280 ss. [s. 1=58 Leipziger diss. für 1901.] 8°. — 7 m.

Unter verwertung einer ebenso reichen wie zum teil recht abgelegenen und schwer zugänglichen litteratur zeichnet die schrift

[1] so schreibt er sich. die ersten vier buchstaben seines namens ergeben umgestellt Arigo.

[2] auch ein Heinrich ist darunter: *Hainrich vischer von Elwangen.*

in ihrem ersten abschnitt ein sorgsam ausgeführtes lebensbild des berühmten französischen feldherrn François Henri comte de Bouteville (8 jan. 1628 — 4 jan. 1695), der seit seiner heirat 1661 herzog von Luxemburg hiefs. im zweiten und dritten behandelt sie gründlich die holländischen pamphlete sowol als die deutschen volksbücher, welche mit dem herzog sich beschäftigen, und legt deren entstehung, entwicklung und gegenseitiges verhältnis dar. ein bibliographisches capitel beschreibt diese broschüren eingehend; ihre zahl hatte der verf. dem bisherigen stand unseres wissens gegenüber durch umfrage bei vielen bibliotheken wesentlich vermehren können. manches allerdings wird noch im privatbesitz verborgen sein. mir zb. gehört ein druck des letzten deutschen volksbuchs, den K. nicht kennt und der sich am nächsten mit seinen nrn 79, 80 berührt: Des Welt-beruffenen ‖ Hertzogs von Luxenburg, ‖ Gwesenen Königlichen Frantzösischen Ge- ‖ nerals und Hoff-Marschalls ‖ PACTA ‖ Oder ‖ Verbündnüß ‖ Mit ‖ Dem Satan ‖ Und das darauf erfolgte ‖ Erschreckliche Ende, ‖ Worbey ‖ Auch dessen bey seinem Leben verübte tyran- ‖ nische Mord- und Frevel-Thaten kürtzlich ‖ erzehlet werden/ ‖ Nebst einer Vorrede/ ‖ Worinnen gezeiget wird / daß es Teuffel gebe / 2. ‖ auch, daß Bündnüsse mit demselben gemacht werden / ‖ 3. wie Menschen von solchen Bündnüssen kön- ‖ nen wieder frey werden. ‖ Allen und jeden / so keine Teuffel gläuben ‖ wollen / zum Exempel wieder ans Licht ‖ gestellet. ‖ [strich] ‖ Gedruckt in diesem Jahr. 2.) ‖ 31 unsignierte ss. kl. 8° mit den üblichen vier holzschnitten, welche jedoch, weil ihre clichés nach bildern, nicht nach stöcken hergestellt waren, eine den reproductionen K.s s. 192, 204f entgegengesetzte folge der figuren aufweisen; der vierte steht überdies auf dem kopf. zur charakteristik des drucks diene die liste seiner lesarten an den von K. s. 202f citierten stellen: Luxenburgs Pinnon. eines berühmten Schwartzkünstlers; Mütter; Proceturen; Stratioten und Handlungen; Protection; mit Gewalt; Campagne; Bouffon; 1695.[1] bemerken will ich ferner, dass Nyerup in seiner Morskabslæsning s. 203f nicht nur die beiden Kopenhagner exemplare, nr 57 und 72 der bibliographie, nennt, sondern von der dänischen übersetzung auch einen jüngern druck aus dem j. 1768 erwähnt. die von K. nicht eingesehene, nur nach Muller-Tiele Bibliotheek van nl. pamfletten angeführte schrift De geest van den marquis de Louvois (nr 26 seines verzeichnisses) befindet sich im Haag: s. Knuttel Catalogus van de pamflettenverzameling 3 (1900), 111 nr 13785.

Aber der berechtigte stolz auf das geleistete hat den verf. dazu verleitet, seinen gegenstand in verklärendem licht zu schauen, die geschichte des herzogs von Luxemburg den grofsen sagen unseres volkes zuzurechnen und der Faustsage gleichzustellen

[[1] correcturnachtrag: einen jungen Chemnitzer druck erwähnt die Zs. f. bücherfreunde 5, 279.]

(s. 2, 3, 4), obwol er anderwärts einräumen muss, 'dass die phantasie des volkes sich an der Luxemburg-sage fortspinnend nur in geringem mafse betätigt hat' (s. 207). ich gesteh, von einer echten sage keine spur in Deutschland wahrnehmen zu können: denn was ein verlotterter litterat oder ein hungriger candidat im frohndienst eines speculativen buchhändlers aus dem französischen übersetzten oder gar aus den fingern sogen, und was das blöde jahrmarktspublicum begierig las und weiter erzählte, macht doch noch lange keine volkssage. 1679 wurde der herzog in einen giftmischerprocess verwickelt und ua. beschuldigt, einen teufelsbund eingegangen zu sein: mit dürren worten berichtete das der venetianische gesante seiner regierung (s. 58). die 1695 in Holland gedruckte tragicomödie Le maréchal de Luxembourg au lit de la mort sagt ferner 'l'on dit même que l'on a vendu publiquement sur le pont neuf des copies de vôtre pacte'. K. wagt an der zuverlässigkeit dieser nachricht nicht zu zweifeln (s. 92), sträubt sich aber (s. 93) dagegen, das deutsche volksbuch (anhang I), welches 1680 in mehreren drucken herauskam, als übersetzung eines solchen flugblatts aufzufassen. denn, sagt er s. 154, die von der 'sogenannten Bastillie zu Paris' und 'so beschreyten giffl-sache' ua. handelnde einleitung spricht gegen eine übersetzung aus würklich französischer quelle, die erwähnung der 'beyden Holländischen schönen flecken Budegrave und Schwammerdamm' gegen eine solche eines holländisch-französischen originals. sein zweites argument ist mir dunkel, seine beiden andern beweisen nichts, denn dem gemeinen mann in Deutschland musten die namen Bastillie, Budegrave, Schwammerdamm unbekannt sein, und ein übersetzer mochte sich darum leicht veranlasst fühlen, ein erläuterndes wort beizufügen. eher könnte man bei den hundert tausend und den tausend pfund, die sich Luxemburg in den §§ 1, 2 ausbedingt, an eine widergabe von frz. livre denken: die jüngern volksbücher änderten auch in zehen tausend und in hundert rthlr. aber selbst wenn wir der ausdrücklichen angabe des buchs, dass es aus dem französischen übersetzt sei, mistrauen und sie für eitel reclame halten, wie soll es als ein niederschlag volksmäfsiger sage sich erweisen lassen? auf grund der reichhaltigen teufelslitteratur der zeit konnte jeder federfuchser die 28 paragraphen des pacts zusammenschreiben. dann trat der tod des herzogs ein. er zeitigte die Histoire très véritable du (!) la mort du maréchal de Luxembourg, arrivé à Paris dans son palais (anhang II), welche, wie K. s. 179 nachweist, unter starker beeinflussung durch Rossets, von MZeiller auch deutsch bearbeitetem bericht über einen teufelspactierer namens Canope verfasst ist. die möglichkeit, dass auch hier nur eine version aus dem französischen vorliege, gibt K. selbst s. 181 zu: die sprachfehler im titel können, da der einzig erhaltene, wahrscheinlich Stralsunder druck keinesfalls der erste war, nicht dawider eingewant werden.

diese Histoire véritable hängte, gewissermafsen als fortsetzung, irgend ein buchhändler dem volksbuch von 1680 an, indem er den hier für die jj. 1676—1727 abgeschlossen gewesenen pact nunmehr den jj. 1659—1695 gelten liefs. das datum 1695 gab ja der tod des herzogs an die hand, der gewählte terminus a quo verdankt vermutlich — K. übergeht diesen punct mit stillschweigen und bestimmt sogar irrtümlich s. 159 die dauer des vertrags in der fassung von 1680 auf 36 jahre statt auf 50 — seinen ursprung einer vertauschung der beiden letzten ziffern des todesjahrs. als mittelstück schob ein andrer einen auszug aus der deutschen übersetzung des 'Advis fidelle' von 1673 ein, der stark übertreibenden darstellung der grausamkeiten, welcher sich Luxemburg und seine truppen in dem niederländischen feldzug von 1672 schuldig gemacht hatten. endlich versah ein protestantischer pastor das ganze mit einer für den teufelsglauben eintretenden salbungsvollen vorrede (anhang III), die wesentlich aus Misanders (=JSAdami) Deliciae historicae geschöpft war (dass ihm dazu den anlass ein aufsehen erregender handel geboten habe, der sich weihnachten 1715 in Jena zutrug (s. 193 f), steht übrigens nicht fest). bis hierher spricht jedesfalls nichts dafür, dass in Deutschland mündliche tradition an der ausgestaltung des alten Pariser klatsches irgend welchen anteil gehabt hat. aber auch in späterer zeit fehlen alle sicheren indicien für volksmäfsige sage : weder Fassmanns totengespräch zwischen Luxemburg und Kleopatra, noch ein anderes zwischen Luxemburg und Faust, noch eine dramatische satire darauf (s. 227), noch endlich der umstand, dass der stoff auch in die form einer haupt- und staatsaction gegossen zu sein scheint (s. 208), können als stützen herangezogen werden. STEINMEYER.

Die behandlungen der sage von Eginhard und Emma. von HEINRICH MAY. [Forschungen zur neueren litteraturgeschichte XVI.] Berlin, Dunker, 1900. 130 ss. 8°. — 3 m.

Die sage von Eginhard und Emma und deren litterarische nachwürkung hat Hermann Varnhagen 1884 in seiner schrift über Longfellows Tales of a wayside inn (92—123) und 1887 im Archiv f. litteraturgesch. 15, 1—20, 449—51 dargestellt. Hans Otto hat die geschichte der sage auf der iberischen halbinsel verfolgt (Modern language notes 7, 449—85. 10, 478—500). eine neue umfänglichere behandlung des stoffes, die das dort angedeutete ausführt, anregungen und einflüssen nachgeht, und die liste der bearbeitungen vervollständigt, vor allem eine geschichte des stoffes und nicht inhaltsangaben gibt, könnte wol auf dank rechnen. ob die schrift von M., die, von ein paar beiläufigen und bescheidenen nachträgen abgesehen, ausschliefslich das von den vorgängern zusammengestellte verbreitert, ohne die irrtümer der vorlage zu vermeiden, ohne die zwischen liegende

litteratur und forschung heranzuziehen, solchen verdient, scheint mir fraglich.

Wie so viele hungrige motivenjäger schleppt auch M. alles erdenkliche herbei, obwol doch, um die sage von Emma und Eginhard zu fixieren und durch die litteratur zu verfolgen, es kaum notwendig ist, die weltlitteratur mobil zu machen und alle väter, die ihre töchter bei heimlicher liebe überraschen, oder alle mädchen, die unter ihrem stande lieben und eine mesalliance eingehn, zu citieren. welcher ursächliche zusammenhang soll zwischen dem thema der Eginhardsage und der aus Boccaccios Decamerone (IV 5) bekannten erzählung von der nachtigall — die tochter, die vorgibt, dem gesange der nachtigall lauschen zu wollen, darum auf dem balkon schläft und am morgen vom vater in den armen ihres geliebten überrascht wird — bestehn? freilich haben Ideler, Grässe, Varnhagen uaa. diesen fehler nicht vermieden und immer zwischen den beiden nur entfernt ähnlichen motiven eine innere beziehung zu finden geglaubt, und ebenso wie sie lässt deshalb auch M. Lope de Vega und Wickram auffahren. und wenn er auch, sich von seinen führern einen augenblick frei machend, an der beziehung zur sage von Amicus und Amelius oder zu einer novelle aus 'Tausend und eine Nacht' zweifelt, so widmet er diesen stoffen doch ein capitel seines buches, freilich nur mit den litteraturangaben seiner quelle. und damit leg ich den finger an den wunden punct der schrift. Varnhagen citiert anlässlich der nachtigallerzählung Marie de France nach Roquefort (1820), natürlich tut es auch M., obwol seither die Lais durch Karl Warnke vortrefflich ediert worden sind, und in den anmerkungen Reinhold Köhlers XIff (2 aufl. CCXXVIIff) die entdeckung M.s (815), dass der Lai du laustic mit der novelle von Boccaz in keinem zusammenhang steht, vorweggenommen ist (vgl. übrigens auch Euling Studien zu HKaufringer 66). ebenso wird Lafontaine nur in der Londoner ausgabe von 1778, derselben, die auch Varnhagen vorlag, 'benützt', statt dass der verf. bei Regnier sich über die früheren versionen von 'Le rossignol' zu orientieren versucht hätte. so schreibt M. durchweg Varnhagen aus und ab, ohne sich nur die mühe zu nehmen, die citierten bücher nachzuschlagen. Wattenbachs geschichtsquellen werden immer nur in der alten auflage angeführt, in der sie V. gebraucht hat. Einhards 'Leben kaiser Karls' übersetzt von Abel, und der 1 band der 'Geschichtsschreiber der deutschen vorzeit, IX jh.', sollen zwei verschiedene werke sein. M. beruft sich auf Simrocks Rheinsagen und merkt nicht, dass das volkslied, das er aus Varnhagen (s. 118) abschreibt, in den spätern auflagen der Rheinsagen fehlt, also Simrock nicht 'unbedenklich in diesem liede die sage widerfindet'. so ist es vielleicht kein zufall, dass M., wenn er auf das 'schwert zwischen liebenden' zu sprechen kommt, aus der reichen litteratur darüber nur jene nach-

weise heraushebt, die schon insgesamt bei Varnhagen (s. 94 anm. [2]) stehn [1].

Dass die litteraturangaben auch von annähernder vollständigkeit recht entfernt sind, ist der geringste vorwurf, den ich dem verf. mache. aber wer über einen geschichtsschreiber des deutschen mittelalters schreibt, sollte ein so elementares hilfsmittel wie Potthasts Bibliotheca historica medii aevi nachzuschlagen nicht verabsäumen und sich auch mit der historischen litteratur über seinen helden — Bacha Étude biographique sur Eginhard (Lüttich 1888) und FrKurze Einhard (Berlin 1899) — vertraut machen.

Zu s. 1 anm. [1] merk ich an, dass Ideler in Hagens Germania I 375 und in seinem sendschreiben an von der Hagen 'Sage und geschichte', Berlin 1839, 20 ff nicht unwesentliche nachträge zu seiner Einhardbiographie gegeben hat. sonst könnte man von älterer litteratur noch hervorheben : JHSchminck, Dissertatio de Eginhardo. Marburg 1716; Relatio de Eginharti et Emmae Caroli Magni filiae amoribus ex arch. Seligenstad. ed. Hocker ca. 1730 (Potthast [2] 396 b) ua. auch der artikel in Zeidlers Universallexikon (1735) XIX 586 käme in betracht. die geschichte der gründung Seligenstadts (May 7) hat FrSchneider Ann. d. ver. f. nassauische landeskunde 12, 290—308 historisch geprüft. stoffgeschichtliches bringt noch AAndrae Anglia beibl. 9, 147; 13, 52.

Am meisten fleifs hat M. in der behandlung der poetischen bearbeitungen bekundet, er schmälert aber den erfolg seiner arbeit durch die ungeschickte anordnung, auf die er sich übrigens manches zu gute hält. zuerst werden die prosabearbeitungen der beiden fassungen, in denen die sage vorligt, die Lorscher und die Seligenstädter version [2], besprochen, dann die epischen dichtungen beider versionen, zum schluss die dramen. so reiht er unmittelbar an den schwülstigen roman des magister Omeis (1680) die dickleibige rittergeschichte der Benedicte Naubert (1785) und stellt zwischen diese und das gleiche motive und gleiche formen nutzende, aus gleichem geiste geborene ritterschauspiel Kratters (1798) die ganze reihe episch-lyrischer dichtungen, von Barlaeus Virgo androphoros (1626), der quelle für Omeis und Cats, anhebend, über schlüpfrige gedichte des abbée Grécourt, komische

[1] vgl. dazu aufser Grimm Rechtsaltertümer II 168, KHM nr 60 und Gaster Monatsschr. f. gesch. d. Judentums 29, 127 noch Keller Roman de sept sages CCXXXV und Diocletianus 64; Weber Monatsberichte d. Berliner akademie 1869 s. 40; Liebrecht Gervasius von Tilbury 101 f; Köhler zu Gonzenbach, Sicilian. volksmärchen II 230; Zs. d. ver. f. volkskde 6, 76; Kl. schr. II 444; Singer Zs. d. v. f. volkskde 2, 299; Laistner Zs. 38, 114; Heinzel Orendel 33; Tardel Spielmannspoesie 22 a. 2.

[2] die geschichte des volksbuches vom könig Eginhard von Böhmen, das die Seligenstädter fassung beeinflusst hat und von Uhland, Kerner und Eichendorff bearbeitet worden ist, verdiente eine eingehendere untersuchung. vgl. Varnhagen aao. 113—17; Fränkel Zs. f. vgl. lgesch. 3, 202; Gaismaier ebda 14, 121 ff.

romanzen von Pfeffel und Langbein, bis herab zu den ungeschickten modernisierungen von Friedrich Rautert (1829), Schuler (1854) und Paul Albers (1898). so stellt er Omeis' roman 'Die in Eginhard verliebte Emma' vor das epos des Caspar Barlaeus, aus dem dieser roman unmittelbar geflossen ist, so reifst er Flayderus ungelenke und mühsam aufgebauschte schulkomödie Ima Portatrix (1625) aus der durch Marquard Freher festgelegten tradition der sage heraus, aus der auch mittelbar Hofman von Hofmanswaldaus heldenbrief fliefst, und rückt die selbständigste und bedeutsamste dichtung der ganzen linie, Fouqués romantisches schauspiel 'Eginhard und Emma' (1811) einzig um des formalen schemas willen zwischen Kratter und Seidel (1837), beide nachfolger der braven Naubert.

Zu den von M. aufgeführten dichtungen und bearbeitungen der sage wären nachzutragen: eine erzählung 'Von eines keysers tochter, die einem scretario unversehens vermälet ward' in Bernhard Hertzogs schwanksammlung 'Schiltwacht' (1560) Bl. Giiija (Bolte Montanus Schwankbücher s. 648 no 47); ein schauspiel des principals Ferdinand Egidius Paulsen[1] 'Comoedia genannte Eginhard und Imma oder die Politische Reyterey' geschrieben in Wien am 21 märz 1704, das die Wiener hofbibliothek handschriftlich aufbewahrt (Cod. 13133), ein weder durch erfindung noch durch geschickte führung der handlung ausgezeichnetes stück. ebenso wie Flayderus fühlt Paulsen, dass die überlieferte erzählung von der liebe zwischen Emma und Eginhard nicht ausreicht, fünf acte zu füllen, und so verbrämt er sie mit weit ausgesponnenen beratungen zwischen Karl und seinen paladinen; berichte über schlachten, vorbereitung neuer kriege füllen den grösten teil dieser politischen comödie, in die, mehr als nebenhandlung, die liebesgeschichte des secretärs und der kaiserstochter, ganz nach dem wortlaut der quelle dramatisiert, eingeschoben ist.

Den roman 'Durch die Gewalt der Liebe zu der person Der Durchlauchtigsten Prinzessin Emma Höchst beglückseeligte Secretarius Eginhard, der galanten Welt zu einem wahrhafften Liebs- und Helden-Roman zur vergönnten Gemüths-Ergötzung vorgestellet von Polimon' Franckfurt und Leipzig 1749 (8° 207 s.), den Heinsius Bücherlexikon, Maltzahn (2076) und auch Varnhagen (Longfellows tales 106) anführen, und um den sich M. so wenig wie um die erzählung Dahls, Darmstadt 1817 (Varnhagen 122, 2), bemüht zu haben scheint, besitzen die universitätsbibl. Tübingen

[1] über den verfasser s. Weilen Theater Wiens I 128 a.; Bolte Danziger theater 102 a. 1; Hampe Theaterwesen in Nürenberg I 133, 139. 2 nr 533, 574, 577; vielleicht ein sohn des bekannten Carl Andres Paulsen, Paludan Zs. f. d. phil. 25, 315; Litzmann Zs. f. vgl. lgesch. n. f. 1, 10—13. Nehring ebda 6, 2 u. 150; Weilen aao. 118; Hampe aao. I 127—129, 132 a. 2; Bolte aao. 96—123 uö., wo auch die frühere litteratur.

und Prof. Steinmeyer in Erlangen. durch die freundlichkeit des letztern konnt ich in das exemplar einsicht nehmen : ein 'galanter roman', dessen verfasser sich auch nur durch die weitläufige schilderung des hoflebens und der kriegsrüstungen, durch einfügung eines liebesbriefwechsels zwischen den beiden helden und die umständliche erzählung der liebesirrungen und -wirrungen der schwestern Emmas zu helfen weifs und es 'vor nötig erachtet, diese wahrhaffte liebesgeschichte mit seinen empfindungen zu exemplificieren'. die prinzessin, die wie bei Barlaeus die verführerin ist, greift selbst zu drastischen mitteln, um den secretarius an den hof zu fesseln; auf einer jagd verwundet sie ihn, und darum kann er an der gesantschaft nicht teilnehmen. der schluss ist, dass Karl den secretarius schlankweg zum paladin macht, und 'so hat demnach die ganz ohnmöglich und gefährlich geschienene liebe der prinzessin Emma einen angenehmen ausgang genommen'.

1776 schreibt Bürger an Boie (Strodtmann 1, 359) : 'mit der weltbekannten geschichte Eginhards und Emmas brauchte herr Ue. sich so breit nicht zu machen'. ob dieser Ue., der Bürgerbriefe III 147 und 171, beidemal von Gramberg, genannte Hermann Wilhelm Franz Ueltzen ist, bleibt zweifelhaft. Schiebeler hat der sage ein schnippisches gedicht gewidmet : Auserlesene Gedichte, hsg. von JJEschenburg 1773, 260—62. andre versificierungen hat localpatriotismus hervorgerufen, etwa FFMBiergans, ein entlaufener klosterbruder, nachmals notar, der den stoff in seinen 'Minnegedichte, Toilettengeschenk für empfindsame Jünglinge und liebende Mädchen, Cölln, Spitz 1818' behandelt (Zs. d. Aachner geschv. 3, 184); ein gedicht 'Die Emmaburg' steht im Aachner Echo der Gegenwart 1868 nr 155; ebenda 1866 nr 80 Joseph Minetti 'Seligenstadt'; L. Rovenhagen 'Die Emmaburg', Aachner Ztg. 1868 nr 155. Martin Greif hat, anknüpfend an die Seligenstädter fassung, einen romanzenkranz 'Emma und Eginhard' in Friedjungs Deutscher Wochenschrift II (1884) nr 18, 19 veröffentlicht, aber dann wolweislich in seine gesammelten werke nicht aufgenommen.

Ein schauspiel von Plancher-Valcour, Eginard et Imma, mélodrame en 3 actes, musique de Taix 1807, das Delandine, Bibliothèque de Lyon, Catalogue du Théatre 208 verzeichnet, ist mir unzugänglich geblieben. ein neueres versdrama Kirchbachs, 'Eginhart und Emma' (Dresden, Pierson, 1896), lässt wider, vielleicht unbewust, eine reihe von motiven anklingen, die frühere bearbeiter schon gekannt haben. auch hier ist Emma die verführerin des schüchternen Eginhard. nicht er ist ihr lehrer, sondern sie unterrichtet ihn im harfenspiel. um sie wirbt Harun, der prinz von Bagdad — bei Fouqué der sächsische ritter Degenwert und für seinen herrn der griechische gesante Arsaphius — dem Karl auch die hand seiner tochter zusagt. doch am tage

der hochzeit fliehen die liebenden und finden bei Widukind, den schon die Naubert in die erzählung eingeflochten hatte, schutz. die darstellung der liebesverhältnisse der schwestern Emmas, Bertha, Hiltrudis und Ruodheid zu Angelbert und Walacho zerdehnt nicht ungeschickt die knappe handlung.

Hat endlich Reichardts duodrama 'Emma und Edgar' 1781 und OLBWolffs romantische tragödie 'Emma', Essen 1827, etwas mit unserm stoffe gemein?

Wien, november 1901. ARTHUR L. JELLINEK.

Emanuel Schikaneder. ein beitrag zur geschichte des deutschen theaters. von EGON v. KOMORZYNSKI. mit einem portrait. Berlin, BBehr, 1901. x und 196 ss. — 4 m.

Emanuel Schikaneder, der librettist der Zauberflöte, ist von der litteraturgeschichte als ein charakterloser mensch und plagiator verschrien worden. wenn auch an diesem urteil das meiste richtig ist, so hat man doch vergessen, dass man diesem manne auch gewissen dank schulde. vKomorzynski macht es sich zur aufgabe, uns zu zeigen, dass Schikaneder 'ein unentbehrlicher factor für die entwicklung des Wiener volkstheaters' gewesen ist. Komorzynski unternimmt diese rettung des andenkens des alten comödiantenmeisters und comödienschreibers mit jener liebe zu seinem gegenstand, die den leser gefangen nimmt, so dass er dem verfasser manches zuviel im rettenwollen verzeiht. das ergebnis einer umfangreichen, gründlichen und sachlichen durchforschung des materials — an theaterkalendern, zeitungen, journalen, theaterarchiven usw. — ligt in geschmackvoller, schlichter darstellung vor uns. das buch zerfällt in drei selbständige teile: Schikaneders leben, Schikaneder als theaterdichter und einen anhang. der erste teil interessiert den theaterhistoriker am meisten. da wird uns eins jener abenteurerleben geschildert, wie es so oft an Thespis karren geknüpft ist. doch dürfen wir nicht dabei an die fahrten unsrer mittel- und niederdeutschen comödiantentruppen des XVIII jhs. denken, aus deren elendem leben starke künstlerpersönlichkeiten hervorleuchteten, die ihren stand zu heben bestrebt waren, damit er nicht mehr die misachtung des ansässigen bürgers verdiente, jene schauspielergesellschaften, deren leistungen die frühsten blüten unsrer dramatischen nationallitteratur ihre erste gestaltung auf den brettern verdanken, und deren dasein trotzdem ein martyrium zu sein schien für eine von anfang an verlorene und verdammte sache. solchen ernst der künstlerischen überzeugung und solches einsetzen der ganzen person für den stand dürfen wir bei dem Österreicher Schikaneder nicht erwarten. er diente dem erfolg, er jagte nach effect, und jedes mittel war dazu recht. dass unter diesen mitteln zur abwechslung auch das deutsche singspiel war, im gegensatz zur italienischen oper, darf uns das

urteil über die tendenz seiner leistungen nicht trüben. er gab deutsche stücke, weil er bemerkt hatte, dass ein ungleich gröfserer förderer der deutschen bühne, kaiser Joseph II, daran gefallen fand und dafür eintrat. er gab seine haupt- und staatsactionen deutsch, weil er wuste, dass er beim niedern publikum nur durch allgemein verständliche spectacula der urwüchsigen kraft des Wiener Kasperle würde widerpart halten können. alle diese dinge bringt vKomorzynski selbst; aber er hätte ihre beurteilung nicht durch den vergeblichen versuch zerstören sollen, Schikaneder zum 'mutigen vorkämpfer für die deutsche schauspielkunst' machen zu wollen.

Und doch: 'ob er heilig, ob er böse; jammert sie der unglücksmann': so ein jämmerlicher kerl der fidele Schikaneder auch gewesen zu sein scheint in seiner reclamemacherei und gelegenheitssucherei, so sehr ergreift uns doch der jammer seines endes. er war eine jener in der theatergeschichte nicht seltenen erscheinungen, die, getrieben von eitler sucht nach äufserm ruhm und gewinn, es zu einer kunstüberzeugten persönlichkeit nie bringen, und die erleben müssen, wie das nämliche liebe publicum, dessen momentane genusssucht sie erst zu allen möglichen versuchen des sinnenkitzels und der befriedigung der neugier getrieben und weiter und weiter zu immer neuen leichtfertigen experimenten gesteigert hat, sie schliefslich enttäuscht fallen lässt und sich neuen götzen zuwendet. als Schikaneder nach glänzender, effectvoller laufbahn auf allen puncten miserfolge erlebte, als auch seine letzten versuche, sich zu rehabilitieren, scheiterten, und der einst gefeierte liebling der schaulustigen menge ausgepfiffen und aus allen stellungen hinausgedrängt wurde, da wäre er uns, gerade in der beobachtung der gerechtigkeit seines geschicks, eine tragische erscheinung, wenn er nur irgend eine liebenswürdige seite an sich hätte. das bewegte bild dieses wilden lebens steht greifbar vor uns in Komorzynskis trefflicher, anschaulicher schilderung. wie ergreift uns da der abschluss der laufbahn dessen, der einst vielen hunderten von menschen lust und genuss bereitet hat, des dichters der Zauberflöte: 'die gunst des publikums erkaltete, Schikaneder ging geschäftlich zu grunde, aber er macht von nun ab den eindruck des tollen, der ein haus in brand gesteckt hat und jauchzend immer mehr in die so schön flackernden flammen wirft. wagen und pferde, kasernen und militär, gefechte und kämpfe, einzüge und festlichkeiten, musik und tänze — alles nicht genug; immer mehr und mehr!' (s. 73.)

Damit ist aber erst die kleinere hälfte des buches besprochen. abgetrennt von der darstellung des schauspielers und principals Schikaneder wird eine eingehende würdigung des theaterdichters geboten. ob Schikaneder freilich damit einen platz in der deutschen litteraturgeschichte beanspruchen darf, scheint auch seinem

biographen zweifelhaft, der sein werk einen beitrag zur geschichte des deutschen theaters nennt. eine fülle von material wird in diesem zweiten teile beigebracht und wider mit verständigem urteil dargestellt. nur hätte der forscher gern als abschluss der umfangreichen besprechung der einzelnen stücke aus Schikaneders fruchtbarer feder ein zusammenfassendes endurteil über die bedeutung aller dieser augenblickserzeugnisse bekommen aus dem munde dessen, der zu diesem urteil der berufenste war, EvKomorzynskis. er überlässt das dem leser, aber ich fürchte, es fällt bei manchem anders aus, als vKomorzynski es sich gebildet hat. ich gesteh, dass mir schier schwindlig wurde bei dem vorüberrauschen der zahllosen, einander so ähnlichen machwerke. ich gesteh, dass wenig von dem, was an uns vorbeizog, in mir haften geblieben ist. wenig schönes, kaum etwas amüsantes ist uns begegnet, und ich habe nach allem den eindruck, als könnten wir durch eine derartige tote analyse der stücke — und sie ist ja heute gar nicht mehr mit dem lustigen leben, das ihnen einst innewohnte, zu erfüllen — dem armen 'dichter' nie gerecht werden. den wert selbständiger litterarischer erscheinungen können Schikaneders werke alle nicht beanspruchen. es sind nur texte, die einer lustigen, tollen vorführung von sinnenwerk und unsinn zu grunde gelegt wurden. ihr flitterglanz hatte schon damals, zur zeit der darstellung, wenig bedeutung. heute interessiert es uns höchstens, in ihnen die reste entlehnter früherer und die keime späterer dichtungstypen zu wittern. éin textbuch ist freilich darunter, das uns würklich fesselt, dessen eingehnde, ausgezeichnete behandlung durch Komorzynski uns in keinem worte zu viel zu geben scheint, die Zauberflöte. der allmählich etwas übertriebene vorwurf des plagiats gegen Schikaneder wird von seinem biographen in ruhig sachlicher weise auf das rechte mafs zurückgeführt und sehr interessant die grofse ahnentafel Papagenos und Taminos, Sarastros und der Königin der Nacht aufgedeckt. Schikaneder hat danach nicht éinen der damals beliebten texte ausgeschrieben, sondern so ziemlich alle, besonders auch immer wider seine eignen.

Ob es sich verlohnte, die darstellung der übrigen Schikanederschen stücke zu einem eigenen ausführlichen bestandteil eines buches zu machen, ob nicht doch die charakteristik der stücke mit der biographie ihres autors zu vereinigen wäre zu einer charakteristik solcher aufführungen, das sind fragen, die sich mir während des lesens, bei aller anerkennung für die dankenswerte bereicherung unsrer theatergeschichte, doch aufgedrängt haben.

Im anhang hätte der theaterhistoriker gern das repertoire der Schikanederschen bühne neben dem interessanten verzeichnis der eigenen stücke Schikaneders gefunden. auf die bedeutung der repertoires der einzelnen entreprisen kann nicht genug hingewiesen werden, sie knüpfen die verbindung zur litteratur-

geschichte und geben jeder theatergeschichtlichen erscheinung ihre litterargeschichtliche bewertung. bei der aufstellung der typen der Wiener localstücke (s. 173) hätte mehr auf die gemeinsamen und die unterscheidenden züge mit dem ober- und niedersächsischen lustspiel hingewiesen werden können. figuren, wie der Tiroler Wastl uä. sind natürlich pratergewächse. dagegen fehlen allen jenen österreichischen comödien tiefere seelenprobleme oder auch nur ansätze zum leidenschaftlichen, wie es eben um jene zeit durch die comédie larmoyante und den englischen sittenroman in den niederdeutschen und sächsischen dichtungen zukunftkräftig auftrat, von denen doch die Wiener comödie äufserlich stark abhängt (bes. von 'Minna von Barnhelm'). zu bedauern ist schliefslich, dass Komorzynski nicht versucht hat, aus der Wiener localtradition in älteren schauspielerkreisen einiges weitere zur entstehungsgeschichte der Zauberflöte und zu Schikaneders darstellungsart zu erfahren. manchmal verlohnt es sich doch, solchen, wenn auch gewis stark anekdotenhaften überlieferungen in standeskreisen nachzugehn (vgl. EdDevrient Gesch. d. deutsch. schauspielkunst III 149 anm.).

Doch zu allen diesen wünschen nach etwas mehr hier, etwas weniger dort hat das buch Komorzynskis erst durch seine sonst so gediegene arbeit herausgefordert, und wir wünschen nur, den verfasser bald bei einer dankbareren, höheren aufgabe unsrer theatergeschichte begrüfsen zu können.

Weimar, sept. 1901. H. Devrient.

Wandlungen der gedichte Conrad Ferdinand Meyers. mit zahlreichen erstabdrücken und zwischenfassungen und den zum erstenmal gesammelten gelegenheitsgedichten. von Heinrich Moser. Leipzig, Haessel, 1901. CII und 112 ss. 8°. — 4 m.

Conrad Ferdinand Meyer. quellen und wandlungen seiner gedichte. von Heinrich Kraeger[1]. [= Palaestra heft XVI.] Berlin, Mayer u. Müller, 1901. XXX und 367 ss. — 10 m.

Zwei werke dicht hintereinander, die durch das studium des allmählichen werdens der CFMeyerschen gedichte in die eigenart des dichters eindringen und einführen wollen! und in der tat, es ist eine reizvolle und lohnende arbeit, sich in das schaffen CFMeyers zu versenken, zumal jetzt, nachdem Adolf Freys schöne biographie einen sichern grund zum verständnis gelegt hat. beide arbeiten benutzen aber nur einen teil des materials: Moser verfolgt, soweit ich sehe, nur die in seinem 2 teile berührten gedichte, Kraeger (abgesehen von einem kleinen anhange) nur die 'Balladen' und die 'Romanzen und Bilder'; wie hier, so ergänzen sich beide bücher auch sonst in mancher beziehung.

Moser gibt in seinem ersten teile eine reihe zt. recht, feinsinniger beobachtungen, die er, 'um nicht durch endlose wider-

[1] ein grofser teil des buches deckt sich fast genau mit den aufsätzen Kraegers im 'Euphorion' 7, 112ff. 564ff. 764ff und andern zeitschriften.

holungen zu ermüden', nicht nach den einzelnen gedichten, sondern zusammenfassend nach allgemeinen gesichtspuncten ordnet. auf vollständigkeit ist von vornherein verzichtet, ebenso, vielleicht zu sehr, auf strenge gliederung; so findet man zb. unter der überschrift 'Meyers stoffwelt' nur einen kleinen teil dessen, was CFMeyers lyrische poesie behandelt, das übrige fehlt oder ist anderswo untergebracht; zusammengehörige abschnitte, zb. die beiden über metrisches, werden durch andersartige getrennt usw. den unerfreulichen stil hat schon RMMeyer getadelt (Euphorion 8, 438). auch wegen mancher seiner behauptungen könnte man mit M. rechten, so etwa, wenn er im anschluss an Lina Frey sagt, 'Meyers ausdruck im einzelnen betrachtet' sei 'fast immer der einfache und directe der prosa entnommene' (s. xci). ich finde im gegenteil seine sprache meist specifisch (aber im besten sinne!) poetisch. richtig ist nur, dass er einerseits die abgeblassten, anderseits die geschraubten 'poetischen' wendungen meidet.

Der zweite teil des Moserschen buches sammelt die in zeitschriften zerstreuten früheren fassungen der gedichte. wer alle phasen kennen will, muss also noch die 'Balladen', die 'Romanzen und Bilder' und die ersten auflagen der 'Gedichte' hinzuziehen, auf die M. nur verweist (ii 30, beim 'Geisterross' ist auf die stark veränderte fassung der 'Gedichte' i s. 206 nicht hingewiesen). überflüssig war es, die fassungen der 'Romanzen und Bilder' teilweise zu widerholen.

Vor allem aber ist die anordnung der mitgeteilten gedichte sehr ungeschickt. M. teilt sie in 9 rubriken: 'i) unterdrückte gedichte, ii) abgeleitete gedichte, iii) innerhalb der alten fassung gefeilt, iv) mit beibehaltung der alten structur erweitert, v) ohne strophenwechsel verengt, vi) bei veränderter form erweitert, vii) in der form später verändert und verengt, viii) erweitert und wider verengt, oder umgekehrt, ix) spätere veränderung der form und vertiefung'. dass diese äufserliche anordnung den kern der sache oft nicht trifft, ist klar. so fällt zb. unter v) ebensowol die reducierung eines strophischen gedichtes von 31 auf 13 strophen, als die verkürzung eines stichischen gedichtes um wenige zeilen. und ebenso fällt es für M. unter den begriff 'verengt', wenn von der 1 fassung nur ein teil der motive übernommen, dieser teil aber weiter ausgeführt ist, wenn nur die neue fassung der alten an äufserlicher länge ein wenig nachsteht (so etwa bei fassung ii und iii des 'Spielzeugs' ii 76, wo das eigentliche motiv durch die behaglichere schilderung des landhauses erweitert ist).

Diese äufserliche teilung ist nun noch aufs äufserlichste durchgeführt. wie misst denn M.? — er zählt die verszeilen. dadurch kommt er zb. bei der 'Bettlerballade' zu dem schluss: i fassung 64, ii fassung 36 zeilen: also verengung. dass zuerst

kurzzeilen, nachher langzeilen angewant werden, kümmert ihn durchaus nicht. die einzig consequente zählung, wollte man die äufserliche teilung durchführen, wäre die nach silben. danach wäre die 'Bettlerballade' dann nicht verengt, sondern etwas erweitert (464—468 silben), und ähnliche fälle finden sich öfter (zb. 'Mars von Florenz', 'Miltons Rache' usw.). M.s metrik ist völlig papieren, reine augenmetrik; auch das verführt ihn zu falscher classificierung: 'Liebesflämmchen' II 81 steht unter 'veränderung der form' mit der ausdrücklichen bemerkung '2 abdr. ged. I s. 14. hier 4 strophen mit dreifüfsigen jamben'. der ganze unterschied ist aber, dass die langzeilen des ersten abdrucks nachher je als 2 kurzzeilen gedruckt sind! (II 66 '6 gleichgebaute strophen' ist wol nur ein versehen).

Die letzte abteilung durchbricht völlig das princip; von rechts wegen müste jedes dieser gedichte einer der vorhergehnden rubriken II. VI. VII oder VIII zugewiesen werden. da ferner die begriffe 'ableitung' und 'erweiterung' in einander übergehn, so könnte zb. das gedicht 'Schwüle', das unter II steht, mit genau demselben rechte unter VI und IX stehn, der 'Pilgerim' ebenso gut unter II und VI, wie unter IX. das beste wäre es wol gewesen, die vorstufen in der reihenfolge anzuführen, die die reifen gedichte schliefslich in der endgültigen sammlung haben und eventuell in mehreren tabellen das gleichartige an formveränderungen usw. zusammenzustellen.

Ein anhang bringt dann noch eine auswahl der gelegenheitsgedichte, man hat gefragt, ob mit recht. in die endgültige gedichtsammlung gehören sie nicht; hier aber, wo es sich mehr um erkennen als um geniefsen handelt, ist jedes neue material willkommen.

Zeilenzählung bei den gedichten hätte den variantenapparat übersichtlicher gemacht und das citieren erleichtert; besonders aber erschwert das fehlen eines index die benutzung dieser an sich so dankenswerten sammlung; auch an zuverlässigkeit lässt sie leider zu wünschen übrig [1].

Kraeger will im gegensatz zu Moser 'jedem gedichte eine eigene liebevoll ausgeführte und auf das charakteristische bedachte biographie' geben (s. XXII). bei den geschichtlichen balladen hat er aufserdem nach den quellen gesucht und sie meist auch gefunden. diese quellennachweise sind das wertvollste an

[1] von den ungenauigkeiten und druckfehlern, die ich zufällig gefunden habe, seien hier einige angeführt; es muss heifsen: s. L '*mir war ein Reisejugendtag erfüllt*' (nicht '*Reisetag*'); '*in einen langen Mantel eingehüllt*' (nicht '*von einem*'). s. LXXXIII '*der Tod errät dich nicht*' (nicht '*verrät*'). II 24 bei den varianten des 2 abdrucks des gedichts 'Einer Toten' str. IV — '*sie erbten, bauten, freiten*' — s. LXI '*leidlose Steine, wie beneid ich euch*' (nicht '*Sterne*') — s. XCIII '*Sie flehn. Er ringt ...*' (nicht '*fliehn*'; II 7 '*Mondesampel giefst ..*' (nicht '*grüfst*'); II 70 'Bertarit' str. V 2 '*Scherz*' (nicht '*Schmerz*'); str. VIII 4 '*gehüllt*' (nicht '*gefüllt*').

K.s arbeit.[1] da die quellen übrigens ziemlich vollständig abgedruckt sind und das buch aufserdem beinahe einen völligen neudruck der 'Balladen' und der 'Romanzen und Bilder' enthält, so hat man hier einen grofsen teil des vergleichungsmaterials bequem beisammen. — hat K. auch sein andres ziel erreicht? ich glaube nicht. zunächst : K. übergeht (mit 2 ausnahmen s. 145ff und s. 191ff) absichtlich (s. xxv) die 'zwischenstufen aus Mosers buch' dh. alle nicht in den drei sammlungen enthaltenen fassungen und begnügt sich mit einem hinweis (der übrigens bei dem 'Gesang der Parze' s. 37ff fehlt; Moser II 80). aber gibt es ein richtiges bild von der entwicklung des gedichts 'Himmelsnähe', wenn K. nur den übergang der 2 zur 3 fassung bespricht, auf die für Meyers künstlerische selbstzucht so charakteristische wandelung von der 1 (neunstrophigen) in die 2 (fünfstrophige) aber nur mit einer trocknen notiz verweist? — oder : beim 'Tod des Achilles' geht K. auf die mittlere fassung nicht ein, obgleich gerade dieser misgriff — der dichter sucht den reichen stoff in ein sonett zu zwängen — auf CFMeyers suchen nach der rechten form ein interessantes licht wirft. gehört zu einer 'liebevoll ausgeführten biographie' nicht das eingehn auf alle diese stadien? und wenn eine beschränkung notwendig war, warum nicht lieber eine aus gründlicher durcharbeitung des gesamten materials hervorgegangene auswahl der interessantesten und charakteristischsten gedichtbiographien? — viel raum wäre aber schon gewonnen worden, wenn alles überflüssige weggeblieben wäre. so zunächst das verzeichnen von unwesentlichen kleinigkeiten, zb. der bedeutungslosen änderung des namens im 'Einsiedel' (s. 338) usw., das blofse registrieren der änderung, ohne einen versuch, sie zu erklären, so etwa beim metrum s. 46. 194 usw. dazu die breite : s. 340 zb. verschwendet er eine volle seite, um das zu sagen, was ein blick auf den folgenden übersichtlichen abdruck lehrt. allgemein anerkanntes und bekanntes bringt er mit gröster umständlichkeit vor : der dichter darf von der historischen wahrheit abweichen s. 272f (hier hätten CFMeyers worte genügt), er muss das wesentliche betonen und mit möglichst wenig mitteln viel erreichen s. 184 usw. es wäre wol auch kaum nötig gewesen, dem leser die geschichte Josephs in Egypten zu erzählen (s. 57) oder ihm 'Frau Minne' als 'eine aus der deutschen mittelalterlichen dichtung bekannte göttin' (!) vorzustellen (s. 161). auch viele der von K. angeführten parallelen aus andern dichtern und CFMeyer selbst sind überflüssig. ein derartiger hinweis hat doch nur sinn, wenn eine wesentliche, charakteristische übereinstimmung vorhanden ist. K. aber sagt zb. 'als die brüder [Josephs] plötzlich, wie Ibycus in den fichtenhain, unter jene palmen geraten sind' (s. 67), ohne dass irgend eine ähnlichkeit besteht, als das ein-

[1] ich überseh im augenblicke nicht, ob die naheliegende quelle zu den 'Span. Brüdern' schon irgendwo verzeichnet ist : Ranke Werke IV 279/80.

treten in einen hain; oder er bringt die ganz verschiedenartige 'Entrückung der Musen' in den gedichten 'Der Musensaal' und 'Die gefesselten Musen' zusammen, obgleich ihm selbst nicht ganz wol dabei ist (s. 220/21). s. 306 citiert eine anmerkung unten eine stelle der 'Novellen' (I 178), wo scherzhaft von den prinzen aus 1001 nacht, die so leicht in ohnmacht fallen, die rede ist, — nur, weil K. oben constatiert hat, dass der dichter der quelle (1001 nacht) gegenüber 'die ohnmachten der eltern' übergeht usw. und wie zufällig und willkürlich alles derartige zusammengestellt ist, sieht man, wenn K. das versmafs von 'Frau Agnes und die Nonnen' den im reimgebrauch verschiedenen 'Gefesselten Musen' gleichsetzt, während die genau entsprechenden gedichte 'Dryas' und 'Am Himmelstor' unerwähnt bleiben (s. 104). anders steht es natürlich mit den würklich aufschlussreichen parallelen; doch auch die interessanten, bei CFMeyer so häufigen parallelen aus den eigenen werken — die zahl der bei K. hier und da angeführten liefse sich leicht vermehren — bedeuten an sich für das einzelne gedicht meist nicht allzu viel. aber aus einer sammlung und ordnung dieser motive und wendungen, die dem dichter doch wol besonders bezeichnend und gelungen erschienen, liefse sich manches für die charakteristik seiner eigenart gewinnen. — auch bei seinen vergleichen begnügt sich K. mit der äufserlichsten zufälligen berührung : so, wenn er die söhne Haruns den töchtern Lears vergleicht, Assur und Assad, die doch durchaus tüchtig und eifrig sind, den beiden ältern schwestern (s. 307). und wie kann einem nur der gedanke kommen, die durch ihre concentration 'rätselhafte' ballade 'Die Füfse im Feuer' in ihrer würkung mit Böcklins 'düsterem und rätselhaften' 'heiligen hain' zu vergleichen? (s. 141/42). das ist nur bei dem oberflächlichen denken K.s möglich, der nicht merkt, dass das ihm zufällig in den sinn gekommene doppelte 'rätselhaft' einmal 'schwer verständlich' und einmal 'von geheimnisvoller stimmung' bedeutet. oder will K. würklich auch dem 'heiligen hain' eine 'zur unerträglichen manier gesteigerte' concentration oder etwas ähnliches vorwerfen?

Ungenaue, unsaubre arbeit muss man leider recht häufig constatieren. mag es hingehn, dass man mal 'ophelienhaft' statt 'cordelienhaft' (s. 307) (im Euphorion steht das richtige), 'Hermione' stattt 'Hero' hinschreibt (s. 197). aber seit wann nennt man einen vers wie 'Alesia ist gefallen' dreifüfsigen jambus? (s. 221). in der 2 fassung des 'Fingerhütchens' tadelt K. die zeile '*Dass erstaunt die Herde*', weil von der herde 'vorher nirgends die rede gewesen' sei (s. 154). es steht aber in der vorhergehnden strophe '*Kühe weiden, Schafe grasen Neben ihm auf grünem Rasen*'. ungenau ist es auch, wenn K. der 'Schwüle' nächtliche stimmung zuschreibt (s. 166). das charakteristische ist gerade die ungewisse stimmung des abends : '*Abend ist es*

ja'; ungenau ferner, wenn er etwas später sagt 'die wolken tun sich auseinander, die sterne haben das gebet erhört . . .' die sterne durchbrechen vielmehr mit '*schwachem Flimmerlicht*' den dunst des schwülen sommerabends (ähnlich im 'Hesperos' : '*Unbemerkt bist du gekommen, Aus der blassen Luft entglommen*').

Oft weifs man allerdings nicht, soll man die schuld der ungenauigkeit des aufnehmens oder der ungeschicklichkeit bezw. nachlässigkeit des widergebens zuschieben; vgl. etwa die nebeneinanderstellung 'Der jüngling ist in der ersten fassung noch [oder ist das druckfehler für nur?] mit namen erwähnt; in der zweiten wird er sträflich übermütig' (s. 248), vermischung zweier constructionen : 'Seine sprache . . verriet ein reines nur mit wenigen Schweizer ausdrücken gemischtes hochdeutsch' (s. x) usw. das schlimmste aber ist, dass K. nie den einfachen, natürlichen ausdruck gebraucht, sondern stets etwas besondres bieten will. fast immer wird dadurch sein ausdruck schief. er gerät entweder in einen geschraubten stil, dem man das oft zu geradezu komischen resultaten führende suchen nach originalität nur zu sehr anmerkt : vgl. wendungen wie 'auf hohe zinnen treten' (s. xiii). 'interessant ist es, wie sich die worte der zweiten fassung aus der alten recrutieren und zu neuen corporalschaften zusammenfinden' (s. 358). die besprechung der 'Ketzerin' schliefst: 'das ist der sinn dieses "feuerzaubers" (!)' (s. 244). im 'Pilger und die Sarazenin' ist in der 1 fassung von den nachbarn die rede; die 2 sagt nur 'alle'. K. drückt das so aus : 'Auch die nachbarn sind hinter die coulissen geschoben und ragen nur als grofse und unbestimmte masse aus den früheren versen noch herein' (s. 324) usw. oder er gebraucht burschikose wendungen: 'der dichter hat es "wegbekommen", wie . .' (s. 105). die bildsäule des Mars 'reagiert' auf die schmach (s. 251). 'statt der töne einer gewöhnlichen bierrede, die er im frohen gefühl seiner strohwitwerschaft . . . hielt . . .' heifst es von der rede des fürsten in der 1 fassung der 'Rebe' (s. 110) usw. das ist nicht naturwüchsige frische, sondern ein saloppes sich-gehn-lassen, das gerade gegenüber einem dichter von dem künstlerischen ernste CFMeyers doppelt widerlich ist! ähnlich beleidigend würken K.s 'witze' (s. 36. 155. 269), und die abgedroschenen frz. wendungen. so ist Caesar im 'Verlorenen Schwert' als 'pièce de résistance' bezeichnet (s. 53). 'Alexander ist . . "hors de concours" über alle gestellt' (s. 275). Josephs brüder treten aus dem palmenhain heraus : 'endlich wider "plein air"'. wenn der dichter in der 3 fassung auf die 1 zurückgreift, kehrt er zu den "premiers amours" zurück (s. 153). 'gottes prestige' (s. 231). wie man sieht, fehlt K. jedes empfinden für den gefühlswert der worte. Fingerhütchen lässt er 'davonrasen' (s. 154). '*Sie freute sich in warmes Blut die Knöchel einzutauchen*' (in 'Frau Agnes und die

Nonnen') nennt er eine 'possierliche darstellung' usw. all das reifst den leser natürlich immer wider aus der stimmung oder lässt vielmehr meist gar keine aufkommen.

Aus der fülle dessen, worin ich sonst mit K. nicht übereinstimme, greif ich noch einiges heraus. ein satz wie 'Er (CFMeyer) zögerte lange, die früchte seiner nebenstunden an den tag und in den druck zu geben' (s. xiv), sollte nach Freys aufschlussreicher biographie nicht mehr möglich sein! (hübsch sind übrigens die persönlichen erinnerungen am anfang der einleitung). s. xvi sagt K. : 'wir wollen es also nicht vergessen, dass Meyer in einem fremden lande, wie der Schweiz, die in den drei sprachen: deutsch, französisch und italienisch redet, sich für die unsre entschieden und aufser seiner heimatlichen auch die deutsche litteratur bereichert hat'. wäre es denn nicht das unnatürlichste von der welt gewesen, wenn sich der Zürcher Meyer fürs französische entschieden hätte? das hier vorausgesetzte schwanken zwischen deutsch und französisch hat — ich verdanke die beobachtung ESchröder — in diesem sinne wol nie bestanden; nur prosaübersetzungen ins französische wurden geplant und zt. ausgeführt; gedichtet hat CFMeyer von anfang bis zu ende nur deutsch. (unleidlich übrigens, wie hier die reichsdeutsche litteratur von der der 'fremden' Schweiz geschieden wird!)

S. 264 und 353 redet K. von einem 'peinlichen verstecken der quellen' bei CFMeyer. wenn der dichter später seine quellen nicht mehr so oft angibt wie anfangs, so ist das doch noch kein 'peinliches verstecken'. vielleicht wollte er später, als die gedichte nach mannigfacher umbildung in weit höherem mafse sein eigentum geworden waren, den anschein vermeiden, als handle es sich um blofse versificierung von anekdoten.

Beim 'Reiterlein' (s. 352) kann ich irgend einen wesentlichen unterschied in der unregelmäfsigkeit des rhythmus zwischen der 1 und der 2 fassung nicht entdecken. hier durfte unter keinen umständen ein hinweis darauf fehlen, wie trefflich die bei CFMeyer fast einzig dastehnde, also sicher wolbedachte unregelmäfsigkeit zu dem impulsiven, feurigen charakter des lieds und seines südfranzösischen helden passt. — im 'Fingerhütchen' (s. 145ff) str. 13, 9 gibt wol kaum der vergleich des männlichen Fingerhütchens mit dem 'femininen reh' den anstofs zur änderung, sondern der unreine reim : *höh : reh;* denn in der 2 fassung sind alle unreinen reime der 1 fassung beseitigt: 1, 8 : 10 2, 8 : 10 4, 5 : 6 5, 5 : 6 (ebenso 6, 7, 8, 11, 5 : 6) 5, 8 : 10 9, 5 : 6, 8 : 10 13, 7 : 9 14, 5 : 6 (in der letzten fassung ist ein unreiner reim der ersten wider aufgenommen 9, 5 : 6). dass die fahrt in den berg hinein, wie sie die vorlage bietet, ausgefallen ist, halt ich nicht wie K. für einen mangel, sondern für eine berechtigte vereinfachung. ebenso kann ich es nicht als wesentlichen verlust anerkennen, dass die

beziehung des blumennamens zu den elfen geschwunden ist. dem dichter kam der doppelname 'Fingerhut oder Elfenkäppchen' der 1 fassung wol zu pedantisch vor. die nunmehrige begründung des namens ist noch immer ebenso gut, wie etwa die im 'Rotkäppchen'. — den namen 'Acherloo' möchte K. 'durch etwas bekannteres ersetzt sehen', 'denn die allgemeine bildung darf und muss hier umso eher versagen, wenn selbst Brockhaus nichts von diesem platze weifs'. es ist ja löblich, dass sich herr K. so gewissenhaft um den namen bemüht hat; aber für jeden, der den ort nicht kennt, ligt er eben irgendwo im märchenlande. herr K. sucht wol auch Bimini und Orplid im Brockhaus und im Andree? — Und auf grund dieser und ähnlicher erwägungen urteilt dann K. über das anmutige, anspruchslose gedicht ab; nach seiner meinung befriedigt es weder erwachsene noch kinder, 'die man denn doch lieber mit Grimm abspeisen (!) soll' (s. 153). 'ConFerdMeyer mochte sich der inneren schwäche des märchens instinctiv bewust sein. aber unfähig, es ganz umzuerfinden und umzugiefsen, hat er mit rührender sorgfalt an den ecken und kanten herumpoliert und die inneren fehler auf diese weise so gut wie möglich noch versteckt'. das wäre der künstlerischen gewissenhaftigkeit Meyers diametral entgegengesetzt. hätte er die 'innere schwäche' des gedichts auch nur 'instinctiv' gefühlt, so hätte er es sicher, wie so manches andere, fallen lassen. K. hat bei seiner annahme auch noch das urteil Bettys, der schwester des dichters, gegen sich, seiner 'beraterin und bundesgenossin' (Frey s. 269), die 'Fingerhütchen' grade als ihren 'liebling' bezeichnet (Frey s. 162). — mehrmals interpretiert K. zu viel in die gedichte hinein. mag man zugeben, dass der dichter beim 'Fingerhütchen' an die eigne befreiung durch die poesie gedacht habe, — in den 'Lautenstimmern' (s. 179) hat er sicher nicht 'heimlich die eigne auferstehung und genesung gefeiert'. das gedicht ist vielmehr der anmutige ausdruck der befreiung von einer vorübergehnden verstimmung. viel näher hätt es gelegen, bei gedichten wie 'Weihgeschenk' und 'Schwüle', wo sich einem die frage nach den persönlichen beziehungen geradezu aufdrängt, bei dem ersten ein bild der jugendgeliebten zu entwerfen, bei dem zweiten des schicksals der mutter zu gedenken. — von dem 'osterglauben', der in das meinem gefühl nach elegisch entsagende gedicht 'Das tote Kind' 'hineinklingen' soll (s. 165), kann ich nichts finden. die heldin des liedes ist übrigens '*Kind*' nicht nur nach schweizerischem, sondern nach allgemeinem sprachgebrauch (sie heifst '*die Kleine*' und spielt versteck). — den springenden punct bei der wandlung der 1 strophe von 'Miltons Rache' verkennt K. völlig, wenn er heraus klügelt, der dichter habe Milton nicht 'von vornherein in seiner menschlichen schwäche und in der abhängigkeit von einem höheren wesen' vorstellen wollen (s. 354). das wesentliche ist, dass Miltons blindheit zu-

erst als verschärfung, dann feiner, wirkungsvoller als milderung seines schicksals dargestellt wird. auch in der auffassung des tiefen gedichts 'In der Sistina' kann ich K. nicht zustimmen, der Michel Angelo 'nicht mehr in demütiger, sondern in wahrhafter frömmigkeit' (seit wann ist das ein gegensatz?) reden lässt (s. 231), noch weniger freilich Moser, der von der 'zitternden demut und zerknirschung' Michel Angelos spricht (LXXXVIII). grade die verbindung von selbstbewuster kraft und echter demut ist dem dichter hier unvergleichlich gelungen. — den ungemein feinen künstlerischen fortschritt in der schlusszeile des 'Römischen Brunnens' (s. 206f) find ich nicht in der sichtbaren architektonik des druckbildes, vielmehr in dem ruhigen ausklingen, das dem eindruck der harmonischen schönheit des brunnens und dem befriedigten verweilen bei dem schönen anblick so wol entspricht; denn die silben dieser letzten zeile werden nicht im tempo der vorhergehnden weitergesprochen : '*strömt*' und '*ruht*' werden vielmehr unwillkürlich länger ausgehalten, ja man kann die zeile geradezu als viertactig auffassen : × | –́ | ! × | –́ | ! ! ||}. — wo in der 2 fassung der 'Schwüle' in gewaltiger steigerung gegen die erste fassung der beklemmende eindruck des schwülen abends auf die menschliche seele : das erschlaffen des lebensmutes, das schwinden jeder freudigen hoffnung eindringlich geschildert wird — '*Bleich das Leben! Bleich der Felsenhang!*' '*Fern der Himmel und die Tiefe nah*' — sieht K., wie es scheint, nur das physische unvermögen zu klarem sehen (s. 166); und das übermächtige auftauchen alter düstrer erinnerungen in der dritten strophe, die wichtigste bereicherung des gedichtes, wird nur in der zusammenfassung gestreift : 'Von dem wilden verlangen nach der "*lieben, lieben Stimme*" im wasser ward er "*endlich, endlich*" durch die "*Sterne, Sterne*" befreit . . .' kann man ein herrliches gedicht geschmackloser citieren? und das überwältigt-werden des niedergedrückten, energielosen soll 'wildes verlangen' sein?

Also, um es zusammenzufassen : was man von einem buche, wie das Kraegersche es sein will, vor allem verlangen muss : knappheit und genauigkeit, feinsinniges nachempfinden und deuten, vor allem aber tact — das fehlt hier in solchem grade, dass das brauchbare von dem falschen und unnützen fast ganz erstickt wird.

Marburg i.H., jan. 1902. A. PERDISCH.

Litteraturnotizen.

Grundfragen der sprachforschung mit rücksicht auf W. Wundts sprachpsychologie erörtert. von B. Delbrück. Strafsburg, Trübner, 1901. vii und 180 ss. 8°. 4 m. — der charakter des buches ist nicht recht einheitlich, da kritik und selbständige darstellung beide zur geltung kommen, aber nicht immer eine organische verbindung eingehn. das ausführliche erste capitel bringt ein vorzügliches referat über die grundanschauungen Herbarts und Wundts nebst einem vergleich zwischen beiden. der sprachforscher kann im allgemeinen Wundt ja nicht beurteilen, sondern nur bewundern und zu verstehn suchen. er hat aber doch gelegentlich das gefühl, dass in Wundts sprachpsychologischen arbeiten der eigentliche bau den riesigen fundamenten gegenüber verschwindet. ich muss manchmal an Techmer denken, der alle muskeln des körpers spielen liefs, wenn ein lebendiger sprachlaut beschrieben werden sollte, ohne ihn doch im geringsten besser zu erklären, als ein längst nicht so gründlicher praktiker. wenn Wundt seinen grundgedanken unbeirrt von der zünftigen sprachwissenschaft zu ende denkt, fördert er das problem in viel höherem grade, als wenn er die anschauungen der sprachwissenschaft übernimmt und mit den seinigen nachträglich in verbindung zu setzen sucht. denn gerade in der mitte ligt ja das problem. auch der laie erkennt, dass Wundt durchweg bemüht ist, begriffe an stelle der Herbartschen worte zu setzen, die vorgänge zu verstehn. manchmal bekommen wir aber wol nur neue worte oder bilder für die alten. Wundt hat Herbart verdrängt, und Ziehen ist wider ganz anders als Wundt. der sprachforscher, der sein schifflein gern irgendwo verankern möchte, ist da schlimm daran.

Im ersten capitel wie im zweiten, das die gebärdensprache nach Wundt behandelt, tritt die kritik zurück, um kräftig einzusetzen, sobald bekanntere regionen erreicht werden. schritt für schritt begleitet Delbrück Wundts ausführungen mit seiner besonnenen, natürlich stets im vornehmsten tone gehaltenen kritik. er wendet sich nicht direct an die fachgenossen, doch werden auch diese das buch mit behagen und nicht ohne nutzen lesen. am besten scheinen mir die syntaktischen capitel gelungen, hier spricht würklich ein berufener. die übrigen bieten weniger eigenes. das capitel über den lautwandel (93 ff) ist m. e. etwas zu kurz gekommen, aus ihm kann niemand ersehen, wie wenig geklärt unsre ansichten in dieser frage noch sind. gern hätte ich eine eingehendere besprechung der Wechsslerschen anschauungen gesehen, unmöglich kann Delbrück sie in bausch und bogen acceptieren. die erörterung des begriffs der 'wurzel' (s. 113 ff) leidet an unklarheit. wenn Wundt gegen die annahme von 'wurzeln' geltend macht, dass es doch auch wurzeln gibt, die nur in den

einzelsprachen vorliegen, so dass man dahin gedrängt werde, auch nach der periode der einheit wurzelschöpfung anzunehmen, so können wir unmöglich um die antwort verlegen sein. haben die gebilde, die wir 'wurzeln' nennen, je selbständig existiert, so waren es eben wörter des damaligen typus. damals wie heute hat man nur wörter geschaffen. die neuschöpfungen des heutigen englischen zeigen unter umständen wider den charakter von 'wurzeln'. man sieht, wie gut es wäre, wenn wir das wort 'wurzel' mit einem tabu belegten; es suggeriert uns ja auch immer wider die idee einer 'allgemeinen urbedeutung' oder wie man das phantom benennen mag. E. Zupitza.

Sprachgeschichte und sprachpsychologie mit rücksicht auf BDelbrücks 'Grundfragen der sprachforschung'. von W. Wundt. Leipzig, Engelmann, 1901. 110 ss. 8⁰. 2 m. — der gegensatz zwischen Wundt und seinem recensenten Delbrück erweitert sich in Wundts behandlung alsbald zum principiellen gegensatz zwischen den von beiden gelehrten vertretenen wissenschaften, wobei gelegentlich individuelles allzu zuversichtlich verallgemeinert wird. der gegensatz kommt aber vortrefflich heraus, und schon das macht die kleine schrift äufserst lehrreich. Wundt wirft den sprachforschern vor, sie machten auf psychologischem gebiet ein wenig engherzig den gesichtspunct 'der formalen utilität, nicht der tatsächlichen richtigkeit der voraussetzungen' zum entscheidenden. ich fürchte, der tadel trifft. natürlich können wir für mildernde umstände plaidieren. am eigentlichen aufbau der psychologischen wissenschaft mitzuarbeiten, ist uns im allgemeinen nicht vergönnt, wir müssen uns aber mit ihren sätzen abfinden und verfallen dann nur zu leicht darauf, ihre nutzbarkeit für die uns am herzen liegenden probleme zum kriterium ihrer absoluten giltigkeit zu machen. hierbei spielt ausser manchem andern auch das dunkle gefühl mit, dass das wahre auch fruchtbar sein muss. wenn sich Wundt weiterhin gegen die abneigung Delbrücks und vieler Indogermanisten gegen die verwertung nichtindogermanischen sprachmaterials wendet, so hat er principiell widerum nicht unrecht. die gründe solcher ablehnenden stellung sind Wundt durchaus klar. die idg. sprachwissenschaft ist eben ganz auf die geschichtliche betrachtung gestellt und kann sich diese auch aus der sprachpsychologie nicht wegdenken, daher das misstrauen gegen sprachen ohne geschichte. tatsächlich verkennt sie dabei in vielen fällen die absichten Wundts, der die beziehungen etwa zwischen laut und bedeutung in einem gegebenen sprachzustande rein schildernd, keineswegs historisch erklärend, darstellen will. secundären gefühlswerten der wörter und verwantem wird die ungeschichtliche behandlungsweise allein gerecht. in seinem eifer, das werden aufzudecken, versäumt der historiker nicht selten, das gewordene recht aufzunehmen.

Wundt setzt sich dann mit Delbrück über einzelheiten aus-

einander, über die gebärdensprache, den lautwandel, syntaktisches und schliefslich den ursprung der sprache. was letzteren angeht, so glaube ich nicht, dass er vielen sprachforschern in so poetischem licht erscheint, wie dem von Wundt zum repräsentanten schlechthin erkorenen OJespersen. die nachwürkung der romantik in der heutigen sprachwissenschaft erblick ich weit eher in einer dauernden bereicherung unsrer hemmungscentren, wenn man mir den ausdruck gestatten will. der heutige sprachforscher mistraut instinctiv jeder idealisierenden auffassung der vorgänge im sprachleben.

Der ton der schrift bekundet wider die hohe persönliche cultur ihres verfassers. das gleiche gilt ja von Delbrücks buche.

E. Zupitza.

Experimentelle untersuchungen über die psychologischen grundlagen der sprachlichen analogiebildung von A. Thumb u. K. Marbe. mit einer figur im text. Leipzig, Engelmann, 1901. 87 ss. 8°. 2 m. — schon seit längerer zeit sammle ich für ein thema, das mir für die poetische embryologie ergiebig scheint; für die theorie der reimfindung, dh. für die frage, nach welchen gesichtspuncten sich das eine reimwort zu dem andern einzufinden pflegt. klar ist dabei eins: dass die grammatischen kategorien eine grofse rolle spielen. nomina ziehen nomina, verbalformen ihresgleichen an. — da ist es mir nun sehr erfreulich, von andrer seite her ähnliche fragen mit entsprechender antwort behandelt zu sehen.

Wie sich der mediciner Mayer und der linguist Meringer verbanden, um über versprechen und verlesen zu handeln, so haben sich jetzt ein sprachvergleicher und ein psycholog zusammengetan, um methodisch festzustellen, worin eigentlich die stärke derjenigen worte beruht, die andre in ihre analogie hinüberziehn. man wählte das für psychologische experimente solcher art übliche verfahren: der eine beobachter ruft ein wort aus, der andre muss antworten, was ihm zuerst einfällt — ein psychologisch veredeltes gesellschaftsspiel! dabei stellt sich denn nun etwa das gleiche heraus, wie wenn ein reimwort das andre ruft; infinitiva bevorzugen infinitiva, substantiva und verba ihres gleichen (s. 42). am stärksten würken die analogien im verbalsystem (s. 61. 66f., 72).

Die beobachter befinden sich nun aber in einem dilemma. aus methodischen gründen wollen sie von psychologischen momenten absehen, und operieren doch notgedrungen zb. mit dem begriff des inhaltlichen gegensatzes (s. 54). tatsächlich würden sich aber die antworten auf die frage, was bei der analogienbildung eigentlich würksam sei (s. 73. 79. 83), anders und wol einfacher gestalten, wenn sie auf den inhalt der correspondierenden worte näher eingingen. der begriff der 'formel' verlangt seine methodische wertung. bei den verwantschaftsnamen (s. 20f)

rufen natürlich (s. 22) vater und mutter sich häufiger als schwager und bruder: jene sind ein formelhaftes paar, das sich schon in der urzeit anglich (s. 51), diese treffen sich höchstens einmal gelegentlich. sehr deutlich kommt dieser unterschied bei den zahlen (s. 34f) zu tage: jede cardinalzahl lockt die nächste, weil wir eben so zu zählen pflegen; wählte man hohe zahlen, auch nur statt 10 etwa 17, so wäre die frequenz schon eine andre.

Immerhin bestätigt das werkchen manche linguistische hypothese und vermag mit seinen methodischen forderungen (s. 78. 84. 87) das noch immer etwas wilde spiel der 'falschen analogie' wol zu gröfserer strenge zu erziehen. RICHARD M. MEYER.

Tropus u. bedeutungswandel von EMIL STERN. 14 ss. Wien, druck von Gerolds sohn. selbstverl. d. verf. — St. sucht nachzuweisen, wie aus absichtlichen und zufälligen bedeutungsübertragungen sich allmählich ein dauernder bedeutungswandel aufbaut. als leitende grundkraft scheint er (s. 5) den culturwandel anzunehmen. einige etwas schwerfällige neue termini wie metaphoroid (s. 7) und pseudotropus (s. 14) werden vorgeschlagen. als wichtiger unterfall des bedeutungswandels wird (s. 12) die verkürzung von redensarten herausgehoben: 'bei Schiller' statt 'in Schillers werken'. die hauptfrage bleibt freilich, wie in der grammatik bei den analogiebildungen, ungelöst: was gibt irgend einer occasionellen anwendung des wortes (s. 3) die kraft, usuell zu werden?

RICHARD M. MEYER.

Die behandlung gleichzeitiger ereignisse im antiken epos von THADDÄUS ZIELINSKI. I th. mit 12 abbildgn. u. 3 taf. Leipzig, Dieterich, 1901. (sa. aus d. 'Philologus' suppl.-bd VIII.) 45 ss. 8°. 1.50 m. — der geistreiche und gelehrte Petersburger philolog — ein classischer philolog, der auch über Immermanns 'Merlin' schreiben kann! — liefert hier einen höchst wichtigen beitrag zur inductiven poetik. es wird untersucht, wie das antike epos die schwierigkeit überwindet, mehrere gleichzeitige handlungen darzustellen, da wir solche doch nach dem 'psychologischen incompatibilitätsgesetz' (s. 7) nicht auf einmal übersehen können. drei methoden werden unterschieden, von denen zwei — die 'analysierend-desultorische' (s. 8) und die 'reproducierend-combinatorische' (s. 7) — im altgriechischen epos vorkommen, jedoch die zweite (s. 44, vgl. 37) nur in der Odyssee, aufserhalb der haupthandlung. die dritte, die 'zurückgreifende' (s. 14), fehlt noch ganz. von jenen beiden aber wird jede in ihrer art eine fehlerquelle der erzählung: die erste 'verführt zu einer fehlerhaften dehnung gleichmäfsig fortschreitender vorgänge', die zweite 'zu fehlerhaften synchronismen' (s. 12—13).

Wie manigfaltige schwierigkeiten der interpretation und wichtige aufgaben der höheren kritik mit hilfe dieser fruchtbaren erkenntnisse sich lösen lassen — natürlich auch in unserer Ilias und unserer Odyssee —, das muss man in dem schrift-

chen selbst nachlesen. seine bedeutung geht aber über die litterarische wichtigkeit noch hinaus: man vergleiche nur die schemata der handlungsarten (s. 10) mit denen, die wir für die neuerdings so viel angefochtenen 'actionsarten' des indogermanischen verbums anzuwenden pflegen. RICHARD M. MEYER.

Mémoires de la Société néo-philologique à Helsingfors III. Helsingfors, Hagelstam (Leipzig, Harrassowitz) o. j. [1902] 576 ss. 8°. — der umfangreiche und vornehm ausgestattete band legt von dem betriebe der germanistischen und romanistischen studien an der finnländischen universität ein recht vorteilhaftes zeugnis ab, und diese regsamkeit wird bestätigt durch eine bibliographie am schluss des bandes, welche die einschlägigen publicationen finnländischer gelehrter aus den jahren 1897—1901 zusammenstellt. — die auch separat ausgegebenen 'Beiträge zur germanischen wortkunde' von T. E. KARSTEN (s. 397—422) werden im Anz. eine einzelbesprechung erfahren. — von seiten der Brandan-legende her interessiert uns die abhandlung von J. RUNEBERG 'Le conte de l'Ile-poisson' (s. 343 bis 396), in der sich die schule von Gaston Paris gut bewährt. — eine fast unbekannte altenglische interlinearversion zum psalter untersucht UNO LINDELÖF 'Die handschrift Junius 27 der bibliotheca Bodleiana' (s. 1—74): die sprache ist sächsisch, gewisse abweichungen vom westsächsischen normaltypus mögen aus der vorlage stammen, die entstehungszeit scheint schon Wanley richtig unter könig Aethelstan (925—940) angesetzt zu haben. — der umfangreichste beitrag rührt von HUGO PALANDER, dem neuernannten professor der deutschen philologie an der universität Helsingfors, her und behandelt den 'Französischen einfluss auf die deutsche sprache im 12 jahrhundert' (s. 75—204). er ist durch den gründlichen fleifs ausgezeichnet, den man schon der erstlingsschrift P.s über die ahd. tiernamen nachrühmen muste, und stellt unzweifelhaft die seither beste, ja eine materiell erschöpfende behandlung des wichtigen themas dar. auf eine einleitung, welche die allgemeinern fragen erörtert und dabei auch die modernen höfischen kunstworte niederrheinischen und niederländischen ursprungs heranzieht, folgt zunächst ein alphabetisches verzeichnis der französischen worte, die in das mhd. von ca. 1050—1200 aufgenommen oder in den denkmälern dieser zeit zum ersten mal belegt sind (s. 105—134). die liste ist mit gutem grunde etwas weitherzig angelegt, denn wir sind heute noch nicht im stande, in allen fällen den anteil des französischen von anderen vulgärromanischen elementen und vom gelehrten latein sicher zu trennen. darauf folgt (s. 134—204) das ganze material in einer erschöpfenden übersicht der ausgebeuteten denkmäler, nach landschaften und innerhalb dieser chronologisch geordnet: höchst nützlich und dankenswert, denn wo immer ich nachgeprüft habe, fand ich die excerpte Palanders vollständig, und mehrfach hab ich daraus eigene früher angelegte notizen ergänzt. nachtragen kann ich im

augenblick nur (zu s. 200) aus Veldekes liedern MFr. 60, 34 *nôsen* (hs. B, vgl. Kraus HvVeldeke s. 163 a. 1). von den in frage kommenden denkmälern sind wol nur die durch Martin Zs. 40, 305 ff bekannt gemachten Colmarer fragmente, und diese ohne schaden, übersehen; Ulrichs 'Lanzelet' durfte getrost einbezogen werden. dagegen hätten einzelne dichter und dichtungen fortbleiben sollen, die nicht mehr ins 12 jh. gehören : Rudolf von Fenis und der von Kolmas, der hl. Ulrich des Albertus und doch wol auch das niederrheinische Frauenlob Zs. 10. und damit komm ich auf die schwache seite der arbeit : über heimat und alter der gedichte hat der verf. nirgends ein eigenes urteil, aber leider auch nicht über die litteratur und die gewährsmänner, bei denen man sich unterrichten soll : den Iwein hier mit Saran 'vor 1189' angesetzt zu finden, ist schon peinlich, aber die autoritäten Waag und Piper sind mislicher, und ich erschrak doch ein wenig, als ich auf s. 179 Stilgebauers Geschichte des minnesangs citiert fand. völlig gleichgiltig ist P. gegenüber der historischen stellung und den quellen der gedichte : wohin das führt, zeigt zb. s. 159 f. das Himmlische Jerusalem, wo als französische wörter die namen der 12 edelsteine aufgeführt wurden, die der poet einfach aus der (von Diemer in den anmerkungen abgedruckten!) latein. quelle herübergenommen hat. mit uneingeschränktem nutzen wird also Palanders sorgfältige sammlungen nur benutzen können, wer in der geschichte der litteratur besser und sicherer bescheid weifs als er selbst. EDWARD SCHRÖDER.

Studier öfver de nordiska språkens primära nominalbildning II. af T. E. KARSTEN, docent vid universitetet i Helsingfors. [Ur finska vetenskapssocietetens bidrag-serie.] Helsingfors, Finska litteratur-sällsk. trykkeri, 1900. VII u. 283 ss. 8⁰. 5 m. — der erste teil dieser studien erschien bereits im jahre 1895; in ihm sind behandelt worden die primären adjectiva, die mit den suffixen *-o-* und *-i̯o* gebildet sind, die beiden ersten capitel der gesamten arbeit. in den folgenden setzt der vf. nun seine verdienstliche übersicht mit reiferer wissenschaftlicher einsicht fort : III. primäre adjectiva gebildet mit den suffixen *-ni̯a-* und *-þi̯a-;* IV. pr. adj. auf *-u̯o;* V. verbaladj. auf *-no-;* VI. pr. adj. auf *-mo-;* VII. auf *-ro-;* VIII. auf *-lo-;* IX. auf *-ko-;* X. primäre nominalbildungen mit dem suffix *-to-* (*-tā-*); XI. adjectiva gebildet mit *u*-suffix; XII. primäre adjectivbildungen mit unsicherer stammformation. die capp. III—VI sind bereits im jahre 1896 gedruckt worden, daher sah sich der vf. genötigt, eine anzahl zusätze und berichtigungen hinzuzufügen, auch solche den 1 teil betreffende finden sich im anhang.

Innerhalb jedes einzelnen capitels ist der stoff eingeteilt nach den abstufungen der stammsilbe, und innerhalb dieser einzelnen abschnitte sind wider die indogermanischen, europäischen, gemeingermanischen und isolierten, dh. nur im nordischen sprachgebiet

vorkommenden, bildungen zusammengestellt. auch der ursprünglichen accentuation ist besondere aufmerksamkeit zugewant worden. der vf. hat ein sehr grofses material zusammengebracht und klar und übersichtlich geordnet. nicht immer natürlich reichen die aufgestellten kategorien aus, um das material zu bewältigen, und in manchen einzelfällen wird sich gegen die einreihung in die eine oder andere kategorie einspruch erheben lassen, aber das ist für die beurteilung des ganzen doch von ziemlich untergeordneter bedeutung. dasselbe wird man von den etymologischen nachweisen sagen können. hier hat der vf. die fachlitteratur in sehr ausgedehntem mafse herangezogen, zwischen abweichenden meinungen eine umsichtige auswahl getroffen, ältere etymologien häufig durch neues material gestützt, oft auch selbst glückliche neue worterklärungen gegeben. zuweilen wird er etwas zu weitschweifig, wenn er zb. bei so bekannten wurzeln wie idg. *gen-*, *gn̥-* 'erzeugen' (s. 7) oder *u̯el-* 'wählen, wollen' (s. 8) diese nun aus allen idg. sprachen zu belegen für nötig hält. hier wie in andern fällen hätte ein hinweis genügt, das buch wäre kürzer und dadurch lesbarer geworden. ein besonderes interesse hat das XI cap., adjectiva gebildet mit *u*-suffix. durch umfangreiche vergleichung, besonders mit den nichtgermanischen sprachen, wird gezeigt, wie diese einst auch im germ. umfangreiche und in nennenswerter anzahl nur noch im got. erhaltene bildungsart geschwunden und in andere classen, in die *-a-* und *-i̯a*-declination, übergetreten ist. bei einer ganzen anzahl von adjectiven werden — was übrigens, wenn auch in beschränkterem mafse, auch von andern bereits geschehen ist — spuren alter *u*-declination nachgewiesen. wenn ein nordisches adjectiv mit langer stammsilbe flexionsformen nach *a-* und *i̯a*-declination hat, setzt es mit aller wahrscheinlichkeit ältere *u*-flexion voraus (s. 195). verwiesen sei auch noch auf den abschnitt, der den wechsel von *u̯o-* und *u*-suffix behandelt (s. 230 ff), im besondern auf die ausführungen über westnord. *gǫrr*, *gørr* usw. und ihr verhältnis zu *giǫrr*, das als partic. zu dem primären verb. westnord. *giǫr(u)a* = aind. *karōmi* fungierte (s. 238 ff). anmerken möcht ich dabei, dass mir Noreens erklärung des *karuʀ* des Röksteins als **garuʀ* oder *gǫruʀ* doch vor der Bugges, der das *u* als ein consonantisches ansieht, den vorzug zu verdienen scheint.

Leider fehlt dem werk ein wörterverzeichnis, das seinen nutzen wesentlich erhöht haben würde. auf s. 9 fehlt unter *hǽttr* die bedeutung nr 4, auf die auf der folgenden seite bezug genommen ist.

Heidelberg. B. Kahle.

Landnámabók I—III. Hauksbók. Sturlubók. Melabók. m. m. udgiven af det kongelige Nordiske oldskrift-selskab. København, Thieles bogtrykkeri. LX und 404 ss. gr. 8⁰. kr. 6. — die Landnámabók, das buch von der besiedlung und den ältern bewohnern

Islands, war bereits im ersten bande der Islendinga Sögur von Jon Sigurdsson kritisch herausgegeben. bei der textgestaltung war die Sturlubók, die dem original am nächsten gestanden haben wird, zu grunde gelegt; aus den andern redactionen, nämlich der Hauksbók, der Melabók und der bearbeitung Biörn Jonssons, war einzelnes in den text aufgenommen, das andere im apparat mitgeteilt. die arbeit gilt als vortrefflich, und würklich bietet die neue ausgabe von Finnur Jonsson kaum einen satz, der nicht auch in jener schon gedruckt war. aber dennoch bringt sie die Landnámaforschung um ein bedeutendes vorwärts.

Sie enthält die Hauksbók, die Sturlubók und die bruchstücke der ältern Melabók nach einander in wortgetreuem abdruck, woran sich die wichtigsten varianten der sogenannten 'jüngern Melabók' wie auszüge und hinweisungen in andern sagaschriften schliefsen. die Landnámaharmonie, die der fleifsige Biörn Jonsson im 17 jh. aus Sturlubók und Hauksbók herstellte, wurde keines abdrucks für wert gehalten und ist nur gelegentlich in den anmerkungen herangezogen. fufsend auf den ausgaben der drei ältern redactionen, behandelt nun FJonsson in der einleitung scharfsinnig und nahezu erschöpfend die philologischen und litterarhistorischen fragen, die sich an die Landnáma knüpfen. von den verhältnismäfsig späten hss. führt er uns rückwärts zu dem original der Landnáma und seinen quellen. — Hauk Erlendsson, der verfasser der Hauksbók, nennt als seine vorlagen das buch des gesetzsprechers Sturla und ein anderes Styrmis des kundigen; 'und ich nahm aus jedem, was das eine vor dem andern voraus hatte, aber eine grofse masse war da, die in beiden gleichlautend war'. da nun die Sturlubók in einer abschrift vorhanden ist, so kennen wir einmal diese, dann aber auch die zusätze Styrmis (Hauksbók minus Sturlubók). aber FJonsson dringt weiter. durch eine eingehnde vergleichung der redactionen weist er nach: die uns erhaltene hs. der Sturlubók ist in allem wesentlichen eine getreue abschrift von Sturlas redaction (c. 1245—60); in der Hauksbók lassen sich die zusätze Hauks sondern von denen Styrmis (c. 1240), die besonders in genealogisch-historischen notizen und legendarischen ausschmückungen bestehn. zieht man von den erhaltenen texten ab die genealogischen angaben Sturlas über seine eigene familie, die gelehrten einschübe Styrmis und die zusätze Hauks, so bleibt die ursprüngliche Landnáma zurück. von geringerer bedeutung für die reconstruction des ursprünglichen ist die Melabók; nach den genealogischen zusätzen muss sie c. 1300 von dem gesetzsprecher Snorri Markusson auf dem gehöft Melar am Borgarfjord verfasst sein; in ihr ist die Sturlubók vielfach gekürzt und eine strengere anordnung nach den vier vierteln der insel eingeführt.

Die untersuchung der hss. führt zu dem resultat, dass c. 1230 ein werk über die besiedlung von Island vorlag, von un-

gefähr demselben inhalt wie die uns erhaltenen Landnámarecensionen. die wichtigsten quellen dieses werks waren ältere genealogien und sögur. aus den angaben des vfs. darf man mit sicherheit schliefsen auf eine genealogie der leute am Breidifjord, die von Brand prior (1 hälfte des 12 jhs.) aufgezeichnet wurde, und auf eine andere der anwohner der östlichen fjorde, die nach den angaben des Kolskegg Ásbiarnarson (1 hälfte des 12 jhs.) niedergeschrieben wurde. von Ari dem kundigen werden stammbäume der hauptfamilien im ganzen lande vorgelegen haben. wie auf ältere genealogien, so weist der vf. auch häufig auf sögur hin. FJonsson hat diese citate gesammelt, er hat ferner die erhaltenen und nicht erhaltenen sögur sorgfältig zusammengestellt, die in der Landnáma benutzt sind. — die jüngern glieder der stammbäume reichen bis in die ersten jahrzehnte des 13 jhs. hinab; danach ist die entstehung der Landnáma etwa ins jahr 1220 zu setzen. auch der entstehungsort lässt sich mit einiger sicherheit bestimmen : der vf. war im südwesten der insel zu hause, denn die genealogischen angaben über diese gegend sind genauer und gründlicher als die andern, die zahl der eingestreuten historischen erzählungen und anekdoten ist hier bei weitem gröfser als sonstwo. — der entstehungsgeschichte lässt Jonsson eine litterarische charakteristik der Landnáma folgen; er handelt über die form der darstellung, die art der eingestreuten erzählungen und betont die zuverlässigkeit der angaben der Landnáma.

Ich hebe nochmals hervor, was die neue ausgabe für uns so wertvoll macht : die drei redactionen liegen neben einander in genauem abdruck vor. wir kennen nicht nur die entstehungsgeschichte des merkwürdigen buchs, sondern wir wissen nun auch ungefähr von jedem stück der überlieferung, ob es vom vf. selbst oder von welchem der redactoren es herrührt, — und das ist von gröfster wichtigkeit für jeden, der sich mit der geschichte der sögurlitteratur befasst. endlich wird das zurechtfinden in dem buche durch ein ungemein reichhaltiges register (s. 284—403) erleichtert. W. Ranisch.

Les serments carolingiens de 842 à Strasbourg en roman et tudesque avec nouvelles interprétations linguistiques et considérations ethnographiques. par Adolphe Krafft. Paris, Leroux, 1901 [auf dem umschlag 1902]. viii und 150 ss. 8⁰. 2,80 m. — der vf., ein in Paris lebender Strafsburger (s. 5) — er hat die besondre liebenswürdigkeit, uns s. 133f mit seinen verwanten bis hinauf zum urgrofsvater bekannt zu machen —, dessen französischem ausdruck gefälligkeit und leichtigkeit in hohem grade mangeln, wünscht (s. viii), 'que le fruit de mon travail soit de quelque utilité, sinon de quelque agrément, à mes lecteurs'. heiterkeit freilich kann das buch erregen, nutzen aber wird aus ihm so wenig als aus den früheren romanischen publicationen desselben autors (s. EKoschwitz DLZ 1901 sp. 476f) irgend jemand ziehen. es besteht aus zwei tei-

len, die jedes zusammenhanges entbehren. der erste (s. 5—64), übrigens nur der vorläufer einer umfassenderen ethnologischen arbeit (s. VII. 10f. 131), beschäftigt sich mit der geschichte des Elsasses von Caesars zeiten bis 842 und sucht ua. mittels haarsträubender etymologien (zb. s. 18 *Argentoratum* = '*Ar hento rat: ar* (breton), le, *rath* (gaël.), fort, burgus, bourg, *hento* plur. de *hent* (bret.), des routes = *Strass(en)burg*') den keltischen ursprung der Triboker nachzuweisen; hineinverwebt ist (s. 47—53) ein erbaulicher bericht über päderastische neigungen römischer imperatoren. der andre (s. 65—128) bringt einen von irrtümern nicht freien text der eide, begleitet von sprachlichen erläuterungen jedes einzelnen wortes und von neuen erklärungsvorschlägen; den schluss bilden mehrere register, darunter ein aus AGastés schrift Les serments de Strasbourg (1887) verkürztes und mit reichlichen fehlern vermehrtes bibliographisches. die qualität der erläuterungen ergibt sich aus folgendem pröbchen : '*ind*] *jah* (goth.), *ha* (bret.), *ca* (skr.), *en* (holl.), *und* (all.), *and* (ang.), *och* (suéd.), *hag* (bret.), *ac*, *que* (lat.), *και*, à rapprocher de *ca* (skr.)' mit der kostbaren note 'nous appelons l'attention sur les trois voyelles différentes *e*, *u* et *a*, ayant remplacé l'*i*, voyelle primitive de *ind* (v. a.), dans les langues germaniques : hollandaise, allemande et anglaise' (s. 104). den wert der besserungsvorschläge mag ebenfalls ein beispiel illustrieren. der letzte strich des *m* von *sinemo* (MSD³ LXVII 28) ist in der hs. zerstört oder erloschen. K. list daher *then er sine no bruodher ludhuuige gesuor*, übersetzt das mit 'den er, sein nachgeborener bruder dem Ludwige geschworen' und erklärt, um diesen sinn herauszubringen, *no* für abkürzung von *noh* (après) *otan* (genitus) oder von *noh oetlih* (zu *atta* gehörig, also 'nachväterlich'). sapienti sat! ST.

Korveier studien. quellenkritische untersuchungen zur Karolingergeschichte von GEORG HÜFFER. Münster, Aschendorff, 1898. x und 232 ss. gr. 8⁰. 5 m. — das buch enthält einige erörterungen von allgemeinerem litterarhistorischen interesse. das ganze freilich stellt sich dar als ein geflissentlich methodisches, überaus künstliches gefüge, dessen glieder zt. aufs bedenklichste aneinandergesetzt sind. dem vf. lag daran, die früheste kirchengeschichte des alten Sachsenlandes aus dürftigen notizen und berüchtigten fälschungen zurückzugewinnen. ihn leitete die romantische liebe eines restaurators; und sichtlich hat bei seinem werke der dichter von 'Dreizehnlinden' (Korvei) pate gestanden.

Mit dem Sachsen Gerold, der in der capelle Ludwigs des Frommen zu ehren gekommen ist und nun als verfasser der Annales Einhardi bezeichnet wird, beginnt die untersuchung. sie schreitet fort zu den classischen hss. und den historischen studien, die durch Gerold (847) nach Korvei gebracht sein können. zeugnis von derartigen anregungen liefert jedesfalls die schriftstellerische tätigkeit des mönches Agius, dem zu der berühmten

Vita Hathumodae (nicht seiner leiblichen schwester, wie H. betont) auch noch die vita und translatio des hl. Liborius, sowie der Poeta Saxo mit glück [und nunmehr auch unter dem beifall der berufensten, s. das vorblatt zu MG. Poet. lat. t. IV p. 1] zugeschrieben werden. das letztgenannte werk führt auf die angeblich einem prolog der Lex Saxonum entstammende nachricht von dem frieden von Salz (mai 803) für dessen rettung ebenso wie für den damit zusammenhängenden nachweis der sachlichen (nicht formellen) echtheit der ältesten urkunden von Bremen, Verden und Osnabrück viel scharfsinn und gelehrsamkeit aufgewant werden (vgl. dagegen jetzt meine krit. erörterungen in d. Westd. zeitschr. 1900, 157—165). zum schluss kehrt der gedankengang zu Agius und Gerold zurück, die als schüler und lehrer angesprochen werden. BRANDI.

Die spätromanischen wandmalereien im Hessenhof zu Schmalkalden. nach originalaufnahmen veröffentlicht und beschrieben, und mit unterstützung des kgl. preuss. ministeriums der geistl. usw. angelegenheiten herausgegeben von OTTO GERLAND. Leipzig, EASeemann 1896. 29 ss. fol. u. 14 tafeln. — 6 m.

Die Iweinbilder aus dem 13 jh. im Hessenhofe zu Schmalkalden von PAUL WEBER. [sa. aus der Zs. f. bild. kunst.] Leipzig u. Berlin, EASeemann, 1901. 24 ss. fol. m. 3 tafeln u. abbildgn. im text. — 2,50 m.

Diese beiden publicationen geben kunde von profanen wandmalereien, die schon durch ihr alter hohes interesse erregen. sie sind das erste bekannt gewordene gröfsere und gut erhaltene denkmal mittelalterlicher profanmalerei, das sich mit gewissheit dem 13 jh. zuweisen lässt, mit gröster wahrscheinlichkeit sogar der ersten hälfte desselben.

Gerland widerlegte eingehend den irrtum von CWHase, der 1893 in den damals noch wenig erkennbaren bildern einen cyclus aus dem leben der heiligen Elisabeth hatte sehen wollen. er zeigte, dass der schmutz und staub des kohlenkellers im Hessenhof zu Schmalkalden vielmehr scenen aus dem Artusroman 'Iwein mit dem Löwen' verdeckt hat. durch die widergabe dieser bilder regte er weiter den Jenaer kunsthistoriker Paul Weber zu dem versuche an, noch mehr von den verborgenen schätzen ans tageslicht zu ziehen, und dieser versuch war von gutem erfolg begleitet, da inzwischen dunkelheit und schmutz beseitigt war, bezw. durch Weber beseitigt wurde.

Nun konnte W. die umrisse pausen, er liefs die pausen auf Carton übertragen, die (nur drei) farben einzeichnen und dann die farbigen nachzeichnungen durch autotypie vervielfältigen. bei öffnung einer früher zugemauerten thür wurde in der thürwandung die gestalt eines mannes erkennbar, der jeden eintretenden mit erhobenen becher willkommen heifst. dadurch ist unverkennbar der zweck des raumes als einer trinkstube für den ritter-

lichen bewohner des Hessenhofes, den landgräflichen amtmann von Schmalkalden, bezeichnet. die übrigen bilder befinden sich am tonnengewölbe des früher zu ebener erde gelegenen raumes: 6 bilderstreifen, 21 bilder, und an dem durch die wölbung gebildeten halbkreis der wand: ein nischengemälde, ein grofses gastmahl darstellend.

Mit bild 19 kommt der maler bis zu v. 2968 der dichtung Hartmanns v. Aue, dann überspringt er 900 verse; zwei weitere, die letzten bilder, führen von v. 3824—64. der maler hat also noch nicht einmal die hälfte der erzählung erreicht, trotzdem wird W. nicht zustimmung finden mit der vermutung, dass eine der kürzeren fassungen desselben romans, oder gar eine keltische vorlage Chrestiens von dem maler benutzt worden sei. dieser wählte sich seine stoffe für den verhältnismäfsig kleinen (nur vier geviertmeter umfassenden) raum mit einer gewissen willkür, ohne den drang nach vollständiger erschöpfung des gegenstandes.

In die künstlerische würdigung seiner arbeit können wir W. hier nicht folgen. nur sei hervorgehoben, dass die ganze wandbemalung einen teppichartigen eindruck macht, und das vorbild der teppichwirkerei auch in der ausfüllung des weifsgelassenen grundes mit rotbraunen sternen kenntlich ist.

Zur feststellung der entstehungszeit verweist W. zunächst darauf, dass die architektonischen formen des gemachs und die auf den malereien dargestellten baulichkeiten noch durchaus romanisch sind, ohne irgend gotische anklänge. Gerland hatte angenommen, dass der arbeitgeber durch die pflege der dichtkunst am hofe Hermanns angeregt worden sei, und hatte die entstehung der malereien in die zeit zwischen 1204, das angebl. ursprungsjahr des 'Iwein', und 1217 (nicht 1215), das todesjahr Hermanns, setzen wollen. W. möchte nur die erste hälfte des 13 jhs. festhalten. er findet in diesen malereien noch nicht die liebevolle, genrehafte ausgestaltung, die auch an sich überflüssiges beiwerk zur erläuterung hinzufüge, welche um 1300 beginne, und zieht zur positiven erhärtung dieser festsetzung zwei illustrierte handschriften der münchener bibliothek, handschriften des Parzival und Tristan, heran, die aus sprachlichen gründen noch in die erste hälfte des 13 jhs. gesetzt werden, die mit ihren miniaturen im allgemeinen auf derselben entwicklungsstufe stehn wie unsere wandgemälde, und durch übereinstimmung in tracht und bewaffnung die zeitliche nachbarschaft bestätigen. das gleiche ergebnis liefert die vergleichung mit gleichzeitigen siegeln.

Trotz ihrer lückenhaften erhaltung sind diese malereien zweifellos von grofsem interesse, nicht am wenigsten für das verhältnis der dichtkunst zur malerei in einer so frühen zeit. die malerische widergabe weltlicher historien war damals etwas ganz neues, der maler muste die neuen stoffe durch 'psychologische erläuterung', dh. durch die sorgfältige widergabe der

körperbewegungen und seelischen empfindungen näher zu bringen suchen.

Die publication W.s ist ein sehr dankenswerter beitrag zu einer geschichte der profankunst des 13 jhs., welche W. in aussicht stellt. K. WENCK.

Typisches der grofsen Heidelberger liederhandschrift und verwanter handschriften nach wort und bild. eine germanistisch-antiquarische untersuchung von FRITZ TRAUGOTT SCHULZ. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht, 1901. 117 ss. 8°. 3.20 m. — über die nun vollständig vorliegende arbeit von Schulz hab ich kein anderes urteil abzugeben, als ich Zs. 44, 199 bereits über die vorher erschienene diss. fällte. der rein ikonographische teil zeugt von sorgfalt und aufmerksamkeit, freilich auch von einer zu weit gehnden neigung, Oechelhäusers bilderbeschreibung immer und überall zu berichtigen. allerdings hängt dies mit der litterarhistorischen auffassung des verfassers eng zusammen: mit seinem wunsch überall zwischen text und bild engeren zusammenhang zu statuieren. so scheint mir bei Wolfram (s. 53) Oechelhäusers urteil vollkommen zutreffend; da die illustratoren in den bildern keinen geeigneten anlass fanden, eine specielle situation zu schildern, stellten sie den ritter eben einfach als ritter dar, ohne daran zu denken, dass sich gerade diesem dichter (nach Bocks hübscher parodie des Goethischen ausspruches über Hebel) das universum 'verrittert'. ebenso setzt etwa die deutung des bildes auf Wernher von Homberg (s. 49) eine genauigkeit der biographischen kenntnisse voraus, die dem handschriftenmaler unmöglich zugetraut werden kann. oder es soll (s. 65) das töchterlein des dichters dargestellt sein — ein ganz undenkbar familienhafter zug! 'Reinmar im familienkreise' — wie in den bildern der 'Woche'! diese idyllische auffassung widerholt sich bei Wissenlo (s. 115), für dessen bild ich (aao. s. 197) mit voller sicherheit die einzig mögliche erklärung gegeben zu haben glaube; leider aber hat Schulz auf meinen im vorjahr erschienenen aufsatz nirgends rücksicht genommen.

Nur selten ist gegen die eigentliche engere interpretation des bildes widerspruch zu erheben, wie zu den kampfbildern, wo (s. 40) das gesuchte motiv herausgelesen wird, der zum tode getroffene kämpfer hole noch zu einem schwertstreich aus; sicherlich verhält es sich vielmehr so, dass der eben ausholende durch den schwertstreich kampfunfähig gemacht wird. man erinnere sich nur etwa der genauen kampfschilderungen im Waltharius! warum denn jedem fechter die wut und die kraft des sterbenden Siegfried zutrauen?

Beachtenswert zu der frage nach der art des minnedienstes ist (s. 71) der hinweis auf den kopfschmuck der geliebten: mindestens dem illustrator galten die damen der sänger als verheiratete frauen.

Garnicht scheint der verf. sich über den ursprung der miniaturen klar geworden zu sein. er behandelt sein thema so, als sei unzweifelhaft jeder maler erfinder aller bilder zu C; er rühmt die feinheit, mit der dieser durch kleine züge die typischen schemata variiert habe (zb. s. 84), während doch diese kleinen nuancen auch schon aus den verschiedenen vorlagen stammen können, wofür ja besonders das verhältnis zwischen Heidelberger und Weingartner handschrift bezeichnend ist. auch den verschiedenen classen, die Rahn uaa. unterschieden haben, wird in keiner weise rechnung getragen.

Somit bleibt eine im rein tatsächlichen brauchbare arbeit übrig, die aber durchweg versagt, wo tiefer eindringende interpretation, vergleichung, kritik einzusetzen hätten.

Richard M. Meyer.

Die tiere in der deutschen volksmedicin alter und neuer zeit mit einem anhange von segen etc. nach den in der kgl. öffentl. bibliothek zu Dresden vorhandenen gedruckten und ungedruckten quellen von Johannes Jühling, mit einem geleitworte von hofrat dr med. Höfler. Mitweida, polytechnische buchhandlung (RSchulze) 1900. 355 ss. 8°. 6 m. — der verf. setzt in der vorrede auseinander, sein buch solle ein nachschlagewerk sein und allen denen, die auf dem gebiete der volkskunde, der geschichte der medicin und der culturgeschichte arbeiten, zeit, mühe und enttäuschungen ersparen. gewis würde ein solches werk allgemein lebhaft begrüfst werden. will es aber seinen zweck erfüllen, so muss es zwei anforderungen genügen : es muss unbedingt zuverlässig und in jeder hinsicht leicht benutzbar sein.

Damit meinen wir, der verf. müste sich zur pflicht machen, nichts zu übergehn, was er in den angeführten und benutzten quellen gefunden hat. auch varianten und parallelen müsten sorgfältig vermerkt werden; denn wer ein solches werk benutzt, will hernach die darin verarbeitete literatur ruhig übergehn dürfen. in zweiter linie wäre das material methodisch und übersichtlich zu ordnen, damit man einen klaren einblick gewinnen und sich im buche leicht orientieren könnte. ein eingehndes namen- und sachregister, vielleicht mehrere nach verschiedenen gesichtspuncten hergestellte sachregister müssen bei einem nachschlagewerk wol mit recht gefordert werden.

J.s arbeit entspricht den aufgestellten forderungen nicht. sie ist erstens nicht zuverlässig; denn der verf. hat nicht, wie er in der einleitung verspricht, alles aufgenommen, was die quellen ihm boten, sondern unter den recepten eine auswahl getroffen und zwar, soweit wir es beurteilen können, eine ziemlich willkürliche auswahl. wo gleiche recepte in verschiedenen quellen sich fanden, macht er das eine mal darauf aufmerksam, das andere mal wird die tatsache einfach übergangen. bedenklich muss es einem auch erscheinen, wenn er sich genötigt sieht, am ende seiner

arbeit aus werken wie Gessner, Marshall, Fossel, die er doch in der arbeit sehr häufig citiert, noch nachträge zu bringen. was die form, in der die recepte gebracht werden, anbelangt, so gibt er sich den anschein, genau nach dem original citiert zu haben, manchmal aber ist er auch wider recht willkürlich von ihm abgewichen. auch mit der anordnung des stoffes bin ich nicht völlig einverstanden, abgesehen natürlich von der anordnung nach tieren. bei jedem tier bringt der verf. die recepte nach der reihenfolge der quellen, vom inhalt oder zweck des receptes wird dabei abgesehen. dies hat zur folge, dass gleiche oder doch sehr ähnliche recepte von einander getrennt werden. eine übersicht über den stoff wird dadurch bedeutend erschwert. hier wäre uns eine anordnung nach andern gesichtspuncten, zb. nach krankheiten sehr viel lieber gewesen und das um so mehr, als der verf. kein namen- und sachregister, sondern nur ein einfaches verzeichnis der vorkommenden tiere gibt. die benutzung des werkes ist deshalb, sobald man es nicht nach tieren durchgehn will, durchaus nicht leicht. wer zb. die recepte zusammenstellen möchte, die gegen eine einzelne krankheit, sagen wir epilepsie, angewendet werden, muss blatt für blatt, seite für seite durchnehmen. wo da die erleichterung bleibt, ist uns etwas rätselhaft.

Jühling hat nicht nur gedruckte quellen, sondern auch hss. benutzt, das aus diesen stammende material und besonders der anhang scheinen mir das beste an seiner arbeit zu sein.

H. Zahler.

Bernhard Suphan, Allerlei zierliches von der alten excellenz, Paul Heyse zum 70 geburtstag. Berlin, Weidmann, 1900. 51 ss. 8⁰ mit dem facsimile einer goethischen hs. 1 m. — Theodor Mundt erzählt in seinen 'Spaziergängen und Weltfahrten' (Altona 1838, II 15 ff), er habe die prinzessin Helene von Mecklenburg-Schwerin sehr häufig in Jena gesehen, wo damals die vorliebe für botanik bei allen damen geherscht habe. 'es war aber zu dieser zeit noch um zwei verse von Goethe eine grofse bewegung in allen köpfen und gemütern von Jena entstanden, und was nur dort zur guten gesellschaft gehörte, war einige tage lang aufser sich. es gibt nämlich in Jena einen recht anmutigen garten, welcher der Prinzessinnengarten heifst, in dem sich ein kleines monument mit einer inschrift befindet, die von Goethe ist und auch sogleich an seinen geist wie an seine manier unverkennbar erinnert.

'Zierlich denken, süfs erinnern
Ist das Leben im tiefsten Innern'. —

diesen auf den ersten anblick vielleicht etwas hieroglyphischen versen begegnete damals Helene auf einem spaziergang durch den prinzessinnengarten und griff sie in ihrer sinnig lebhaften weise sogleich für das gespräch und für die anmutig grübelnde dialektik auf. diese Goetheschen zeilen hatten bisher hinter den dunkeln gartengebüschen so gut wie geschlummert, und in ganz

Jena war niemand gewesen, der diese träumenden kinder der weisheit aus ihrem versteck hervorgezogen hätte. nun gieng es plötzlich an ein deuten, auslegen, streiten, zweifeln und verzweifeln darüber, denn es gab unversehens einige freigeister, die auf die schreckliche idee kamen, dass jene verse barer unsinn wären. und doch gieng das wider nicht, denn sie waren ja von Goethe, und man befand sich noch dazu hier auf grofsherzoglich weimarischem gebiet. je mehr man über dies zierliche denken nachzudenken anfieng, um so heilloser verwickelten sich herren sowol wie damen in ihrem nichts weniger als zierlich ausfallenden denken, und man begriff den spruch nicht, weil man die sache selbst, das leben im tiefsten innern, nicht begriff. aber die prinzessin Helene begriff und erklärte ihn, und wenn man sie reden hörte, verstand man, was zierlich denken heifst, man sah in ihren eigenen augen, was süfs erinnern ist, und man fühlte das leben in seinem tiefsten innern. der alte Goethe wird doch noch auf grofsherzoglich weimarischem gebiet verstanden werden können!'

Suphan gibt in seinem heftchen nun einen anmutigen commentar zu diesen versen Goethes und bringt eine reihe sehr bezeichnender beispiele für die sinnige art Goethes bei, in der sich die ganze grazie und frohe heiterkeit seines denkens und fühlens offenbart. wir erhalten zt. neues aus ungedruckten quellen, aber nicht in der form von abhandlungen, sondern in lieblichen plaudereien, die hinter filigranem arabeskenschmuck die resultate still nachfühlender untersuchungen verbergen. dadurch führt uns Suphan mit der ihm eigenen wärme die erforschungen selbst in allerliebsten kleinen bildchen vor und gewährt uns einblick in eine richtung früherer geselligkeit, die uns mit der einst so hoch gepriesenen anmut in lebendigen zusammenhang versetzt. gleichzeitig hat Pomeznys nachgelassene arbeit die wichtigkeit des grazienbegriffs für die ästhetik und litteratur des 18 jhs. dargelegt. das heft Suphans ist zugleich eine probe jener andacht fürs kleine, die freilich gegenwärtig nicht mehr allgemein herscht wie einstens. wie Meifsner nippesfigürchen stellen sich die lose zusammenhängenden sechs abschnitte seiner arbeit dar und tragen einen hauch von 'reseda- und geraniumduft', als hätten sich alte geheimfächer eines rokokkoschreibtisches geöffnet. das gibt eine 'reizende' huldigung zu Heyses 70 geburtstag und einen stimmungsvollen vorläufer zur letzten weihnachtsgabe der Goethegesellschaft.

Lemberg, 15 märz 1901. R. M. Werner.

Schillers einfluss auf Theodor Körner. ein beitrag zur literaturgeschichte von Gustav Reinhard. Strafsburg, Trübner, 1899. II und 140 ss. 8°. 3 m. — Theodor Körner hat frühzeitig, schon durch Goethe, seinen platz in der literaturgeschichte zugewiesen erhalten. im lustspiel nicht unbedeutend von Kotzebue beeinflusst, gilt er im ernsten drama als der getreue nachfahre Schillers, ein

leichtflüssiges talent, das das schwere gold des Schillerischen pathos und idealismus in gangbare münze umsetzte. selbst wo er über den meister hinaus — in Leyer und Schwert — sich mit eignen tönen in die herzen der jugend sang, kleidete er seine gefühle in Schillerische gewandung. die frage aber, die bisher noch nicht einhellig und gründlich beantwortet wurde, ist: wie weit reicht diese abhängigkeit, und worauf beruht sie zuletzt? ist Körner nichts als ein unfreier nachahmer oder eine Schiller wesensverwante natur, die nur noch nicht zu eigener freiheit und reife gedieh? in der ebenso besonnenen, wie gründlichen beantwortung dieser frage ligt der wert der vorliegenden arbeit. R. zeigt, auf der grundlage von Elsters 'Principien' aufbauend, wie Körner in der lebhaftigkeit seiner phantasie, der richtung seines gefühlslebens und in dem starken zuge zum idealen in der tat Schiller, wenn auch in viel schwächerer prägung, ähnlich ist. aber dem glücklichen erben, dem jeder vertiefende innere lebenskampf versagt blieb, fehlt noch die fähigkeit zu charakterisieren (so besonders in der darstellung der liebe) und das verständnis für eine grofse ideenwelt. hierin ist er, ob bewust oder unbewust, ist nicht immer zu entscheiden, ganz der verwässernde nachahmer Schillers, wie auch die form seiner dichtungen im ausdruck und wortschatz infolge einer überleichten productionsgabe völlig in den fesseln seines meisters ligt.

Die stellung Körners scheint mir durch R.s arbeit somit festgelegt. die gefahr einer solchen untersuchung: eine übertriebene jagd nach parallelen, ist glücklich vermieden; dass man über einzelne stellen anderer ansicht sein kann, verschlägt bei der fülle zutreffender belege für die gesamtauffassung nichts. zu bedauern ist, dass R. nicht auch die syntax und metrik Körners gleich hier angeschlossen hat. das bild wäre dadurch erst gerundet worden. einige fehler der sonst correct gedruckten arbeit seien angemerkt. es ist zu lesen s. 5, 11: ephemerer, 37, 5: of t h e, 39, 5 v. u.: trotz d em dass, 53, 4 v. u.: ein solch e s, 56, 6: mengt, 111, 11: vorausgeht. W. KEIPER.

Ferdinand Freiligrath als übersetzer. von dr KURT RICHTER. [Forschungen zur neueren literaturgeschichte. herausgegeben von Franz Muncker XI.] Berlin, ADuncker, 1899. I und 106 ss. 8°. 2,70 m. — Freiligraths übersetzertätigkeit zu untersuchen ist eine dankbare aufgabe. er ist ganz lyriker, aber seine dichtung geht nicht so sehr vom leben wie vom lesen aus, und zwar zumeist von einer vertiefung in ausländische literaturen. wie sich seine jugendliche phantasie an den überhitzten orientalischen gemälden VHugos entzündet — sein erstlingswerk ist eine übertragung von dessen Oden —, so geht seine politische dichtung von den Engländern aus und, wenn seine eigene muse schweigt, so schöpft er aus fremdem reichtum, ja, seine letzten jahre sind fast allein dem übersetzen gewidmet. Freiligraths dichten und übersetzen ist

nicht zu trennen, beides ergänzt und erklärt sich gegenseitig. ja, seine übersetzungen — das ist das bemerkenswerte ergebnis der R.'schen arbeit — 'ermöglichen es, einen tieferen einblick in sein seelenleben zu tun, als man ihn aus seinen eigenen gedichten allein gewinnen würde' (s. 75). R. gewinnt dieses resultat durch eine eingehnde, besonders hübsch bei VHugo (s. 22 ff) und einigen englischen dichtern (s. 59 ff) durchgeführte vergleichung Freiligraths mit seinen vorbildern. sie zeigt uns zugleich lehrreich, wie stark sich jener von den fremden beeinflussen lässt, wie er aber anderseits nur das übersetzt, was seiner natur gemäfs ist (zb. Felicia Hemans, Tennyson, Bret Harte, aber nicht Byron). Fr.s dichterisches porträt ist durch R.s untersuchung erheblich schärfer und klarer geworden.

Die engere untersuchung über Fr.s verfahren beim übersetzen steht hiergegen freilich zurück. R. ist allzu zaghaft in der anführung von belegen und vergleichenden proben. gerade auf ihnen aber beruht z. gr. t. der wert solcher einzelforschungen; erst sie ermöglichen dem leser, sich ein eigenes urteil zu bilden. die berufung auf autoritäten (s. 19 f. 43) ist dafür kein ersatz. nur so hätte sich auch der fortschritt in Fr.s übersetzungskunst, den R. mit vollem recht feststellt (s. 98. 99), würklich beweisen lassen. Fr. hat drei ausgaben seiner übersetzungen veranstaltet. die beiden letzten weichen nur in der zahl der gedichte ab; die erste von 1836 ist mir leider nicht zugänglich gewesen, sollte sie nicht wertvoll sein für die frage, wie Fr. als übersetzer gewachsen ist (vgl. s. 8)? die Gesammelten werke geben nur das letzte stadium.

Die viel erörterte frage: was ist übersetzen? hätte nach den s. 10 angeführten quellen, vor allem aber nach UvWilamowitzens einleitung zu Euripides Hippolytos wol eine etwas weniger enge beantwortung erfahren können, doch wird man R.s auffassung der Fr.schen übersetzungsart gern beistimmen: er ist nirgends ein handwerksmäfsiger dolmetsch der worte, sondern bei aller treue des ausdrucks ein aus dem geiste des fremden schriftstellers nachschaffender dichter, ja — und das möchte man gern noch stärker betont sehen — er findet in seinen übertragungen oft vollere töne, anschaulichere bilder und wärmeren gefühlsausdruck, als seine vorbilder. W. Kfiper.

Kleine Mitteilungen.

Der 'Sommer von Trier' (zu einer unerklärten stelle Friderichs von Hausen: MFr. 47, 38).

swie vil ich si geflêhet oder gebæte,
sô tuot si rehte als ob sis niht verstê.
mich dunket wie ir wort geliche gê
reht als ez der sumer von Triere tæte.

hierzu bemerkt Haupt: 'die wie es scheint sprichwörtliche erwähnung des sommers von Trier weifs ich nicht zu erklären'. — die worte der geliebten klingen — unfreundlich, mürrisch. das etwa verlangt der zusammenhang und ergibt die ohne jeden graphischen eingriff mögliche lesung *sümer.* die holde — brummt wie ein Trierer simmer. *Item, in der mülle soll ein molterfass seyn so gross, das der XV ein triersch sümern thun* (Weist. von Könen adSaar, 1508, Grimm II 86). *Item, ein half Binger molder habern, in trierschem ein sömern, das sall das pferd haben vur .... föder* (Weist. d. herren von Karden zu Sabershausen bei Moselkern, 1537, aao. VI 483).

Der vergleich ist derb, ja beleidigend, denn er scheint zugleich auszusprechen, was Luther in die worte kleidet: *Wenn das fass zu sehr dohnet und klinget, so wird nicht viel drinnen sein.* aber aus dem ärger des oft getäuschten entspringend leitet er angemessen zu den kräftigen schlusszeilen über:

ich wær ein gouch, ob ich ir tumpheit hæte
für guot: ez engeschiht mir niemer mê.

Ob der dichter sich einer sprichwörtlichen wendung bedient hat, lässt sich kaum entscheiden: möglich, dass er den wol aus volkstümlicher redeweise entlehnten vergleich durch ein gewisses localcolorit noch anschaulicher gestalten wollte.

Friedenau. E. Kück.

Hamsterschrank. Mor. Heyne erklärt in Grimms WB. (IV 2, 323) obiges wort als einen schrank mit vielen abteilungen, wie er in Mitteldeutschland üblich sei. unzweifelhaft richtig, aber es ist dabei eine nebenbedeutung übersehen, für welche ich ein gedrucktes zeugnis allerdings nicht beizubringen weifs, nämlich die eines schrankes, in welchem bräute (oder solche, die es werden wollen) allerlei gelegentliche geschenke, kleine erwerbungen udgl. aufzubewahren und aufzusparen pflegen, die für die künftige aussteuer und einrichtung passend sind, wobei der vergleich mit dem hamster auf der hand ligt. diese sitte aber hat ein ehrwürdiges alter, denn schon der berühmte bischof von Ostia, Petrus Damiani († 1072), schreibt an seine schwestern Rodelinda und Sufficia (Ep. VIII 14, Opp. ed. Caietanus I 148): 'Illud etiam vos non latet, quia puellae in domo parentum ... cum iam nubilibus incrementis coeperint propinquare, scientes quia paterna substantia masculini sexus heredibus permaxime reservetur, capsidilia sibi quaedamque marsupiorum receptacula comparant, ut quaeque potuerint hinc inde corradere, his studeant cautius infercire, quatenus ad nuptiales thalamos transeuntes tanto minus apud extraneos erubescere compellantur, quanto eas ex paterna domo congestarum opum ditior copia comitatur.'

Berlin. E. Dümmler.

Gutentag (zu Anz. XXVIII 18). in GSchüttes anzeige von Bremers Ethnographie heifst es: 'wenn die Alamannen quellenmäfsig als

Wodansverehrer bezeugt sind, so bestätigt sich dies vollends durch die tatsache, dass der mittwoch bei ihnen 'Gutentag' heifst'. diese fabel sollte doch allmählich aufhören weiter erzählt zu werden. der schwäbische *Gutentag* ist ganz verschieden von dem westfälischen usw. *Gudenstag;* jener bezeichnet in keiner einzigen auf einen bestimmten tag deutbaren stelle den mittwoch, in nicht ganz wenigen dagegen sicher den montag. den beweis dafür hat schon Baumann in der Archival. zs. 9, 318 f gegeben; ich selbst habe in den Württemb. vierteljahrsheften f. landesgesch. n. f. 9, 166 ff die sache genauer ausgeführt und weitere beweise beigebracht. da beide zeitschriften philologischen lesern etwas aufserhalb des gesichtskreises liegen, hab ich hier darauf hinweisen wollen.

HERMANN FISCHER.

HERMANN SCHOTTEN, der Kölner Hesse, auf den zuerst JBolte die aufmerksamkeit lenkte und dessen 'Ludus Martius' vom j. 1526 ich im diesjährigen kaisergeburtstagsprogramm von Marburg wider abgedruckt habe, ist von Herm. Keussen nachträglich doch noch in der Kölner Matrikel aufgefunden worden. die betr. notiz lautet:

IV 19a *Herm. Scotten, dioc. Magunt.; ad artes; iuravit, solvit;* 1517 *dec.* 5. — rectorat 516, 100.

E. SCHRÖDER.

Am 8 juni starb zu Heidelberg im 65 lebensjahre der oberbibliothekar prof. dr KARL ZANGEMEISTER, der gründliche kenner des römisch-germanischen inschriftenmaterials, dem wir germanisten obendrein für den wichtigsten handschriftlichen fund des letzten jahrzehnts zu danke verpflichtet sind.

Prof. GUSTAV ROETHE in Göttingen ist als nachfolger Weinholds zum 1 october d. j. nach Berlin berufen. — prof. KONRAD BURDACH in Halle erhielt die bestätigung seiner wahl zum ordentlichen mitglied der akademie der wissenschaften und siedelt als solches nach Berlin über.

Die ao. professoren der englischen philologie R. FISCHER in Innsbruck, F. HOLTHAUSEN in Kiel, M. KALUZA in Königsberg wurden zu ordentlichen professoren ernannt. — zum ao. professor desgleichen faches befördert wurde der privatdocent dr W. HORN in Giefsen.

Habilitiert hat sich für englische philologie dr MAX DEUTSCHBEIN an der universität Leipzig.

Als nachfolger JWackernagels erhielt die ord. professur für vgl. sprachwissenschaft an der universität Basel der privatdocent dr FERDINAND SOMMER aus Leipzig.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXVIII, 4 october 1902

Die stilgesetze der poesie. von Theodor A. Meyer. Leipzig, SHirzel, 1901. xi und 231 ss. 8°. — 4 m.

Längst ist es meine überzeugung, dass eine fruchtbare weiterbildung der ästhetik zur zeit nur von dem begriff der anschauung ausgehn kann. wie einen schönen goldnen apfel warfen die romantiker dies wort auf den spielplatz; mit reiner freude nahm es später die ästhetik auf, und wie freudig spielte etwa unser meister Hildebrand mit der 'anschauung'. allzu sehr versäumte man darüber, den goldnen ball mit festem inhalt zu füllen. und so ward der spielball zum erisapfel. das wird er bleiben, bis er auf seinen gehalt und sein gewicht geprüft ist. und gerade diese arbeit, so fruchtbar als interessant, ist jetzt in guten händen. die künstler selbst fiengen an, diesen begriff zu analysieren, der angeblich ihr ein und alles ausmachen sollte, und gleich die besten unter den lebenden: Hildebrand im 'Problem der form', Klinger in 'Malerei und zeichnung', dazu Böcklin in zahlreichen aphorismen bei Schick und Floerke. ihnen folgte die psychologie: Erdmann in der 'Bedeutung des wortes' und Mauthner in seinen 'Beiträgen zu einer kritik der sprache' suchten genauer festzustellen, was denn eigentlich die berühmte 'anschaulichkeit', besonders in der poetischen sprache, bedeute, und die pädagogik mit Münch 'Rolle d. anschauung im culturleben d. gegenwart' (Pr. jbb. 104) schloss sich an. ihnen reiht sich nun auch ein ästhetiker an und gibt in erfreulicher frische über diesen begriff und seine bedeutung für die dichtkunst vielfach durchaus neue anschauungen.

M. geht von seinen persönlichen erfahrungen aus. er hat oft beobachtet, dass noch so 'anschaulich' geschilderte kunstwerke oder gestalten von seinem geistigen auge keineswegs mit der deutlichkeit reproduciert werden, die der ästhetiker von dem leser fordert. er verallgemeinert die erfahrung bis zu dem wichtigen satz: 'für uns ist schon die innere sinneswahrnehmung, die der anschauungsästhetiker als realität behauptet, eine täuschung' (s. 186).

Dies eracht ich gradezu als eine befreiende tat. ich will nicht bestreiten, dass productive naturen wie FrThVischer — neben Lessing und EdvHartmann für M. der wichtigste vertreter der ästhetik — eine dichterische schöpfung im geist reprodu-

cieren können. aber erstens haben sie kein recht, das für die ungeheure mehrzahl der kunstgeniefsenden zu statuieren ('wir freunde der poesie sind nicht verpflichtet, productive poetische phantasie zu haben' s. 107); zweitens ist eine genaue nachbildung des vom dichter angeschauten selbst ihnen unmöglich, weil eben das vorgestellte und das angeschaute, wie M. (s. 36) gut ausführt, nie zusammenfallen, weil die sprache (s. 29f, bes. 32) einen strengen anschauungscharakter gar nicht besitzt (wozu ich nochmals auf Erdmann und Mauthner verweise).

Lebhaft und glücklich schildert nun der verf. den unterschied zwischen anschauung und vorstellung der sinnenbilder (s. 54) und weifs, im anschluss an Steinthal (s. 58), die lücke vortrefflich 'anschaulich' zu machen, die zwischen beiden bleibt. vortrefflich — und dennoch steckt hier, meines erachtens, der schwache punct.

M. nämlich, der die 'anschauung' im sinne der ästhetik vortrefflich auf das richtige mafs zurückzuführen versteht, versäumt es durchaus, die rein physische anschauung ebenfalls zu analysieren und zu kritisieren. das ist aber unentbehrlich! eine kritik der reinen wahrnehmung darf durchaus nicht fehlen. ich spreche gar nicht von den physiologischen grundsätzen, von den fehlerquellen, die Brücke und Helmholtz für die lehre der bildenden kunst fruchtbar zu machen wusten. ich will nicht einmal die physische beschaffenheit der geniefsenden untersucht sehen; obwol unter den lesern unserer poesie die kurz- und weitsichtigen die glücklichen eigner normaler augen weit überwiegen werden. ich spreche nur von den psychologischen mängeln unsrer realen anschauung. diese überschätzt M. in ebenso aufserordentlichem mafse, wie etwa die herkömmliche ästhetik die kraft des bildlichen ausdrucks (vgl. s. 65) überschätzt. wir sehen ja doch alle für gewöhnlich nie etwas scharf an. wir haben einen freund hundert mal gesehen, eh wir — vielleicht durch die bemerkung eines dritten aufmerksam gemacht — entdecken, dass er schielt. wird in einer gesellschaft nach der haarfarbe einer abwesenden dame gefragt, die nicht grade durch goldblonde locken oder kohlschwarzen tituskopf auffällt — wie wenige wissen genau zu antworten? eine dame meiner bekanntschaft, trotz ihrer kurzsichtigkeit eine gute beobachterin, gesteht, nie zu wissen, was für einen bart jemand habe, den sie gut kennt. das macht: wir sehen eben immer nur flüchtig, ohne concentration; diese losen eindrücke summieren sich, und wir haben gewissermafsen von jeder physiognomie nur eine 'familienähnlichkeit seines selbst' im kopf. es ist also mit der realen anschauung regulär nicht anders, als bei der durch die sprache vermittelten: wir haben eine grundvorstellung (s. 23f), ein complex von merkmalen wird aufgerufen (s. 13), aber kein fest umrissenes bild. M. sagt einmal sehr gut: 'lebendig machen ist noch lange nicht anschau-

lich machen' (s. 65). ich setze hinzu : lebendiges leben ist noch lange nicht anschauliches leben. zu diesem gehört auch der realität gegenüber eine 'doppelte ergänzung des gesehenen' (s. 87, 91), ein 'hinübernehmen von beziehungen' (s. 78) : würklich lebendig wird auch das lebendige nur durch anknüpfung an das leben. es gibt nur historische bilder : nichts ist verständlich ohne ein stillschweigendes hinzuinterpretieren bestimmter voraussetzungen. eine landschaft, die vor uns ligt, ein genrebild von noch so allgemein menschlichem charakter bleiben tot, so lange wir sie nicht in den fluss, der uns leben heifst, einschalten.

Hier aber sind wir auch wieder ganz einig mit dem verf. das leben als inhalt der kunst (s. 144f, bes. s. 145) ist seine parole und eine glückliche parole. von hier nimmt er seine originelle erklärung unseres bedürfnisses nach scenischer verwürklichung des dramas (s. 105f), von hier seine auffassung des fruchtbaren begriffs (s. 82) und seine wertung von beiwerk und beschreibung (s. 218). und seine darstellung steht ebenso mitten im leben : mit feiner kunst weifs er das Mignonlied (s. 192), die Gretchentragödie (s. 132), GKellers 'Romeo und Julia' (s. 122. 129. 141) auf ihren lebendigen inhalt zu prüfen und zu deuten. die 'energie der gegenwärtigkeit' (s. 197) ist für ihn — wie für den römischen Goethe — das eigentliche kriterium der poetischen kunstleistung. der mensch ist mittelpunct der poesie (s. 208) und je kräftiger der künstler das gemälde 'mit zügen aller art durchsetzt, ohne die sinnliche einheit des ganzen zu zerstören' (s. 191), desto näher kommt er seiner eigentlichen aufgabe : den 'überanschaulichen gehalt' (s. 60) bei unanschaulicher form zu geben. 'das nachempfinden ist die grundfunction ästhetischer gehaltsaneignung' (s. 149), und nachempfinden können wir nur das lebendige.

Wir meinen also : M. überschätzt den abstand realer und geistiger anschauung. freilich kann der dichter nie das ganze anschaulich machen (s. 172 vgl. 173), aber auch unsere sinne sehen oder hören ja nur éine seite; den revers müssen wir uns eben auch hinzu ergänzen. aber das mindert keineswegs das verdienst seiner klar und hell geschriebenen ausführungen. wir müssen nur seine empirische kritik der ästhetischen anschaulichkeit fortführen, und das stilgesetz der poesie wird in einer exacten beschreibung der tatsächlichen latituden unserer anschauung eine feste grundlage finden.

Berlin, 15 dec. 1901. RICHARD M. MEYER.

Untersuchungen über die zeitrechnung der alten Germanen. II. Das germanische julfest. von G. BILFINGER. Stuttgart, Kohlhammer, 1901. IV u. 132 ss. 4°. — 2,50 m.

Diese abhandlung bildet die fortsetzung der im Anz. XXVI 270ff angezeigten; sie zeichnet sich durch dieselben guten eigenschaften

aus wie jene. die probleme werden gründlich, mit scharfsinn und durchweg mit umfassendem wissen behandelt und nach meiner meinung zumeist befriedigend und endgültig gelöst. die schrift besteht aus sieben capiteln : Der sechste januar, Der 25 december, Die zwölf nächte, Kalendae januariae, Kalenderbrauch und weihnachtsbrauch, Annus a nativitate, und Das germanische julfest. — diese ordnung des stoffes ist sehr logisch und übersichtlich.

Im I capitel weist der vf. nach, wie grade der 6 januar (epiphanias) ursprünglich durch berechnung im orient zum tauftag Christi geworden ist; diese berechnung hängt mit der anschauung von der dauer der lehrertätigkeit Christi zusammen. später wurde der tauftag auch der geburtstag Christi, und der vf. weist nach, wie dies gekommen ist, indem er sich auf das bekannte buch Useners stützt. durch eine eigentümliche auffassung der worte (bei der taufe) : 'heute habe ich dich geboren' kam man 'zu der berechtigung, die feier der taufe und die feier der geburt an einem und denselben tage zu verbinden'. auch der name — epiphanias — wird genügend erklärt. — im II cap. wird gezeigt, wie man später (und zwar im occident) dazu kam, die geburt Christi auf den 25 december zu verlegen. in heidnischen kreisen hatte man lange den 25 december als den geburtstag des Sol invictus gefeiert; mit diesem gotte konnte Christus identificiert werden (er hatte ja ua. selber gesagt : 'ich bin das licht der welt'); dieser umstand hat vielleicht dazu, dass der 25 dec. der geburtstag Christi wurde, beigetragen; aber auch eine rein computistische berechnung ist auch hier, wie es schlagend dargetan wird, im spiele gewesen. so hatte man also zwei geburtstage Christi, wovon der zweite auch als tag der taufe, und namentlich als der tag galt, an welchem die drei weisen aus dem orient zum Jesuskind kamen. im occidente wurden die tage bestimmt geregelt, so dass der 6 januar nicht mehr als der geburtstag betrachtet wurde. es gab also jetzt zwei endpuncte (III cap.), nur durch zwölf tage von einander entfernt, beide von einer besonderen bedeutung für die kirche und beide gleich erfreulich für die menschheit. die folge wurde, dass die ganze zeit zwischen den beiden tagen 'von anfang an in der ganzen christlichen kirche als eine freudenzeit aufgefasst' wurde, die mit grofser pracht und freigebigkeit, mit fröhlichen spielen und allerlei lustigkeit gefeiert wurde; es herschte lauter friede unter den menschen, es war vollkommene gerichtsstille usw. — demnächst werden (cap. IV) zwei reden des sophisten Libanius in übersetzung gegeben; sie sind von besonderem interesse für das calendenfest und die daran geknüpften bräuche. im folgenden capitel (V) — dem umfangreichsten von allen — gibt der vf. dann eine übersichtliche darstellung der wichtigsten bräuche, die mit dem julfest zusammenhängen : geschenke, süfsigkeiten, früchte — festbettel — der Berchtentisch — auspicari — neujahrszauber und weihnachtsheiltum — prognostica — lichter

und baumgrün — maskenumzüge, narrenfest, bohnenkönig — geisterspuk und geisteraustreibung — die vetula, anklopfen und pfeffern. hier sind, wie man sieht, sehr viele interessante dinge erörtert und erklärt. dies capitel, auf dessen einzelheiten wir hier nicht weiter eingehn können, ist von grofsem belang und wissenschaftlichem wert. die folkloristen werden hier gute lehren holen können, die nicht durch tüftelndes theoretisieren hervorgebracht sind. hervorgehoben sei, dass viele von den weihnachtsbräuchen sich ursprünglich als neujahrsbräuche zeigen.

Für den germanisten ist vielleicht das letzte capitel von gröstem interesse. vf. beweist hier — und darin muss der ref. ihm im grofsen und ganzen recht geben — dass die germanischen, spec. die nordischen weichnachtsbräuche nicht urnordisch-heidnisch, sondern samt und sonders von den christlichen entlehnt sind. die übereinstimmungen sind so schlagend, dass man sich dem resultate des vf.s nicht entziehen kann. er schliefst seine abhandlung mit der bemerkung, 'dass bei genauer betrachtung von dem germanischen julfest nichts urgermanisches übrig bleibt als der name jul'. damit wird aber der germanist nicht schliefsen. wenn dieser name, wie nicht zu leugnen, ein gemeingermanischer ist, muss man fragen, was es mit diesem jul auf sich hat; e t w a s muss er gewesen sein. dass er ein heidnisches fest gewesen, darf man folgerecht schliefsen, auch dass dieses fest im mittwinter gefeiert worden sei; sonst würde man wol nicht den namen auf das christliche fest übertragen haben. über dieses fest, wie auch andere, werden wir in den isländischen sagas ziemlich genau unterrichtet, zumal bei Snorri in seiner Heimskringla. B. will, dass alle solche berichte von heidnischen festen nur anachronismen und spätere gelehrte constructionen seien. hier merkt man aber leider, dass B. in der beurteilung der isl. saga-literatur von einer merkwürdigen blindheit geschlagen ist. er kennt weder diese literatur genug, noch gar ihre geschichte und ihre voraussetzungen; ganz schief beurteilt er die zu grunde liegende norwegisch-isländische tradition. in der recension der ersten abhandlung wurde gezeigt, wie unrichtig der vf. Ari Frodis bericht von Thorstein Surt, aufgefasst hat; kein zweifel kann darüber in würklichkeit herschen, dass Ari die historische wahrheit gesagt hat. dass auch Snorris bericht von den heidnischen nordischen festen wahr sei, ist kein grund zu bezweifeln. jedesfalls hat er ihn nicht selbst ersonnen, sondern er beruht auf älteren quellen, die Snorri benutzt und abgeschrieben hat. überhaupt ist es ganz merkwürdig, dass für den vf. alles, was vom christentum abgeleitet werden kann, jünger als das jahr 1000 sein muss. als ob es apokryph wäre, dass jahrhunderte früher ein sehr lebhafter verkehr mit den südlichen christlichen nachbarn bestanden hat, und dass es unmöglich wäre, dass dieser verkehr die christlichen festsitten nach dem norden gebracht und dort festgepflanzt habe. ich meine nicht nur, dass

dies möglich, sondern dass es eine selbstverständliche sache ist; ich sehe auch kein bedenken zb. gegen die annahme, dass ein mann wie Hákon d. Gute, der in England als christ auferzogen wurde, verschiedene der julfestbräuche mit sich nach Norwegen gebracht habe. überhaupt beruht, was der vf. gegen die isl. tradition vorführt, nur auf reinen postulaten; er bedarf solcher gar nicht, denn seine erörterungen können sehr gut aufrecht gehalten werden, wenn auch die isl. historische tradition wahr ist. auch anderswo zeigt sich die unkentnis des vf.s in nord. sprache und literatur. so zb. wenn er noch vom 'sühneber' spricht (p. 32. 114); er weifs nicht, dass von einem sühneber, einem *sónargǫltr* (mit *ó*) nicht mehr die rede ist. wie bewiesen heifst es *sonar-*, und in der Hervararsaga (c. 12, vom vf. citiert) ist überhaupt keine rede von einer 'sühne'. die erklärung des wortes *hǫkunótt* (v. *haka* 'kinn'!) ist unmöglich. der vf. macht (s. 121) eine treffende bemerkung über den 'gesunden menschenverstand'; es wäre zu wünschen, dass diese eigenschaft, die B. auf jeder seite zeigt, auch da walten möchte, wo er über nordische litteraturberichte urteilt.

Übrigens soll bemerkt werden, dass der vf. in dem letzten capitel uva. überzeugend nachgewiesen hat, wie 'frau Berchta' — diese unter den folkloristen so sehr umstrittene dame — entstanden ist. auch über Bedas angaben finden sich hier sehr gute bemerkungen.

Alles in alles genommen kann diese abhandlung aufs beste den fachgenossen empfohlen werden.

Kopenhagen, im october 1901. FINNUR JÓNSSON.

Nordische altertumskunde nach funden und denkmälern aus Dänemark und Schleswig gemeinverständlich dargestellt von dr SOPHUS MÜLLER, director am nationalmuseum zu Kopenhagen. deutsche ausgabe unter mitwürkung des verfassers besorgt von O. L. JIRICZEK. I band: steinzeit — bronzezeit, mit 253 abbildungen im text, 2 tafeln und einer karte. x und 472 ss. 8°. II band: eisenzeit, mit 189 abbildungen im text und 2 tafeln. 324 ss. 8°. Strafsburg, Karl JTrübner, 1897 und 1898. — 20 m.

Schon längst vermissen wir ein buch, das die germanische altertumskunde, soweit sie sich auf litterarische überlieferung aufbaut, ergänzt auf grund der urgeschichtlichen funde. man wende nicht ein, dass es nicht sicher sei, wie weit wir es bei dem prähistorischen material würklich mit germanischer hinterlassenschaft zu tun haben, denn grade auf die frage, von welchem zeitpuncte an von Germanen in Nordeuropa die rede sein kann, verspricht einzig dieses eine antwort. und wenn sich auf diesem boden vorgermanische völker nachweisen liefsen, so würden doch auch sie für den werdegang des Germanentums von gröster bedeutung sein; denn kaum lässt es sich denken, dass dieses an ihre stelle trat, ohne wichtige bestandteile aus den älteren culturen und rassen in sich aufzunehmen.

Der verfasser des vorliegenden werkes hat sich allerdings nicht die aufgabe gestellt, die entwicklung eines bestimmten volkes zu seinen anfängen zurück zu verfolgen und die vorgeschichtlichen beziehungen zu suchen, die es mit anderen völkern verbinden, vielmehr wollte er an der hand der im Kopenhagener altnordischen museum — dessen director er ist — gesammelten, so überaus reichen funde die urgeschichte des landes schreiben, aus dem diese stammen. seine hohe bedeutung erlangt das werk für uns dadurch, das eben dieses land den mittelpunct der gesamten germanischen welt in sich schliefst. für die gediegene lösung der von ihm selbst gewählten aufgabe bürgt schon der name des verf.s, eines der angesehensten vertreter der prähistorischen archäologie, der uns hier nicht nur als berichterstatter über den stand der forschung entgegentritt, sondern auch selbst an ihrem fortschritt beteiligt ist. im ganzen ist es, wie auch von deutscher seite anerkannt werden muss, nordische geistesarbeit, deren grofsartige erfolge auf diesem wissensgebiete uns in seinem buche so recht deutlich vor augen treten. wenn wir im folgenden nicht ausführlicher auf seinen inhalt eingehn und nur bei wenigen der ausblicke verweilen, die es nach den verschiedensten richtungen eröffnet, geschieht dies nur deshalb, weil das buch selbst in der hand keines einzigen wird fehlen dürfen, der auf dem gebiete der germanischen altertumskunde arbeitet.

Das sogenannte dreiperiodensystem, dessen vertretern sich die vorgeschichtliche zeit im norden und in Europa im allgemeinen aus stein-, bronze- und eisenzeit zusammensetzt, tritt uns bei M. als ein gesichertes ergebnis der wissenschaft entgegen und ligt der ganzen einteilung seines stoffes zu grunde. wenn er dessen gegner recht glimpflich beurteilt, geschieht es mit der grofsmut des siegers. tatsächlich hat selbst das beste, was gegen das nordische dreiperiodensystem geschrieben worden ist, nicht viel vom charakter wissenschaftlicher, dagegen um so mehr von dem advocatischer polemik an sich, und so wichtige und unzweideutige tatsachen wie die grofsen geschlossenen bronzefunde der Schweizer pfahlbauten oder die ergebnisse der nachgrabungen auf dem hügel von Hissarlik musten einfach der beachtung entrückt werden, um nicht gleich die undeckbaren blöfsen zu zeigen. die frage, ob bronze oder eisen früher benutzt wurde, ist längst völlig entschieden, und es handelt sich heute nur mehr darum, wie und wann sich die drei perioden von einander abgrenzen, sowie um ihre innere entwicklung.

Die einteilung der vorgeschichtlichen zeit nach dem material, aus dem waffen und werkzeuge gefertigt wurden, ist übrigens eine etwas einseitige; und mindestens muss man sich immer vor augen halten, dass dieses für die culturstufe, auf der ein volk steht, nicht besonders charakteristisch ist; ferner, dass wir lange übergangsperioden anerkennen müssen. steinzeit mit ackerbau,

viehzucht und fester siedlung unterscheidet sich nicht sehr wesentlich von der bronzezeit, und noch weniger änderte der schritt von der bronze zum eisen an der lebensweise. dagegen öffnet sich eine breite kluft zwischen der jüngeren steinzeit und der zeit der muschelhaufen oder, wie man früher weniger treffend sagte, der kjökkenmöddinger, der küchenabfälle.

Diese als eine selbständige, derjenigen der geschliffenen steingeräte vorausliegende zeit zu rechtfertigen, ist auch erst nach längerem widerstreit der meinungen gelungen; doch wird jeder, der diesen vorurteilslos verfolgt oder auch nur die einschlägigen abschnitte bei M. mit aufmerksamkeit gelesen hat, die sache heute für entschieden ansehen müssen — trotz FKauffmann, der als ein vereinzelter nachzügler von Japetus Steenstrup in seiner anzeige der M.schen altertumskunde Zs. f. d. ph. 31, 392 in den muschelhaufen die überbleibsel einer ärmlichen und conservativen fischerbevölkerung oder gar von 'fischergilden' sieht, von der sich die lebensgewohnheiten einer wolhabenderen und fortgeschrittenen bevölkerung der 'grundherren' im innern des landes unterschieden hätten. warum aber sollten sich nicht auch fischer beim fällen und behauen dér stämme für den hüttenbau und für ihre einbäume geschliffener steinäxte bedient haben, wenn diese gleichzeitig im innern des landes allgemein üblich waren? und glaubt Kauffmann, dass sie durch ein religiöses speiseverbot abgehalten wurden, wenn sie schon selbst keine schafe, schweine oder rinder hielten, gelegentlich ein stück vieh von den 'grundherrn' einzuhandeln oder zu stehlen? oder wie erklärt er sich sonst das fehlen von knochen der gezähmten tiere mit ausnahme des hundes in den muschelhaufen? wie solche allgemein aussehen müsten, wenn sie mit den anderen steinzeitfunden gleichzeitig wären, das haben einige entdeckungen der letzten jahre gezeigt, die M. I 44 bespricht, so die von Christiansminde und von Ørumaa am Kolindsund, wo man steinsachen der jüngeren formen und in beiden fällen zugleich knochen von gezähmten tieren, schweinen und schafen oder ziegen, gefunden hat. warum enthalten die vielen anderen muschelhaufen mit hunderttausenden von fundstücken so ganz verschiedenes? es ist doch das aller verkehrteste, wenn sich Kauffmann aao. s. 392 auf diese neuen funde gegen M. beruft. es soll auch nicht unerwähnt bleiben, dass seit dem erscheinen des hier besprochenen buches ein aus der gemeinsamen arbeit von M. und 6 anderen gelehrten hervorgegangenes erschöpfendes werk 'Affaldsdynger fra stenalderen i Danmark, undersøgte for Nationalmuseet' herausgekommen ist, durch das M.s standpunct, was die zeitstellung der muschelhaufen betrifft, als der richtige vollauf bestätigt wird.

Eine andere frage ist die, ob zwischen älterer und jüngerer steinzeit übergänge bestehn, oder ob wir es während der letzteren mit einer neuen bevölkerung zu tun haben. M. drückt sich

zwar nicht allzu entschieden aus, zieht aber doch 1 43 die möglichkeit, dass es sich um einen ruhigen und allmählichen, allerdings von aufsen stark beeinflussten culturfortschritt ohne bevölkerungswechsel handle, als ansprechend und annehmbar in betracht. ein bestimmtes urteil lässt sich indes in dieser frage nicht begründen; fehlen uns doch zb. sicher aus der älteren steinzeitperiode stammende grabfunde vollständig, und das vorkommen von geräten älterer und jüngerer formen, nicht etwa in einer und derselben geschlossenen schicht, wol aber auf demselben wohnplatz, wie es gelegentlich beobachtet wurde, beweist noch recht wenig für die continuität der bevölkerung. so gibt es zb. in meiner engeren heimat Niederösterreich nicht wenige ansiedlungsplätze, auf deren boden eigentlich prähistorisches zu finden ist neben germanischer und sogar slavischer hinterlassenschaft.

Was die abgrenzung der steinzeit gegen die bronzezeit betrifft, erscheint sie bei M. gewis schärfer, als sie würklich ist. die bronzecultur zeigt sich in seiner darstellung schon bei ihrem ersten auftreten vollentwickelt, und in bezug auf ihre einführung äufsert er sich s. 316 : 'die frage, ob zu beginn der nordischen bronzezeit eine einwanderung erfolgte oder nicht, muss also bis auf weiteres unentschieden bleiben'. doch scheint er nach einer bemerkung s. 314 doch — auch im falle eines bevölkerungswechsels — nur mit der möglichkeit zu rechnen, dass sowol die älteren als auch die neuzugewanderten völkerschaften Germanen waren. auch muss er zugeben, dass die begräbnisbräuche und grabformen am schlusse der steinzeit und im beginne der bronzezeit identisch sind. und seither hat Oskar Montelius in seinem buche Die chronologie der ältesten bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien, Braunschweig 1900 (Arch. f. anthr. bd 25 u. 26) den nachweis erbracht, dass sich zwischen die reine steinzeit und die von M. als älteste angesprochenen bronzefunde eine lang andauernde übergangsperiode einschiebt, die anfänglich durch das auftreten von kupfer neben den steingeräten charakterisiert ist. auf diese 'kupferzeit' folgt dann eine periode mit zunächst noch zinnarmen bronzen altertümlicher formen, neben denen immer noch steingeräte, wenn auch in abnehmender zahl, in gebrauch sind. zu ganz ähnlichen ergebnissen ist dr WSplieth Inventar der bronzealterfunde aus Schleswig-Holstein, Kiel und Leipzig 1900, gekommen.

Ein nebeneinander von stein- und bronzesachen ist übrigens nur für diese übergangszeit anzuerkennen und eine zeit, in der bronze so gut wie ausschliefslich das material für waffen und gerätschaften war, die man früher aus stein anfertigte, nicht zu bezweifeln. allerdings ist Kauffmann in der erwähnten anzeige auch in diesem puncte anderer ansicht und nimmt für die ganze bronzezeit neben bronzeschmuck und -waffen, wie es scheint sogar als regel, steinerne arbeitsgeräte an. 'die bronze war also',

heifst es aao. s. 391, 'für werkzeuge und arbeitsgeräte viel zu kostspielig, viel zu wenig widerstands- und leistungsfähig'. aber worauf dieses also sich bezieht, kann kein mensch ahnen, und tatsächlich ist die bronze sehr leistungsfähig und ohne allen zweifel sogar verwendbarer als eisen, wenn auch gewis nicht als stabl. und wie erklärt sich Kauffmann die funde in dem pfahlbau von Peschiera am Gardasee und nicht wenigen pfahlbauten der Westschweiz mit tausenden von bronzesachen, und zwar auch werkzeugen, aber ohne steingeräte, die doch hier nirgends fehlen dürften, wenn sie neben der bronze würklich in gebrauch gewesen wären? dass das handwerkszeug, weil in grabbeigaben nicht oder nur in vereinzelten ausnahmsfällen vertreten, überhaupt selten gefunden wird (aufser eben in pfahlbauten), ist begreiflich genug, und wenn sich jemand so besonders darüber wundert, dass wir aus einer vorgeschichtlichen periode wenig davon kennen, möchten wir an ihn die frage richten, was wir davon aus dem ungefähr ein jahrtausend dauernden eigentlichen christlichen mittelalter besitzen. freilich beruft sich Kauffmann zur bekräftigung seiner ansicht auf das verzeichnis von funden aus der Kieler sammlung in einer abhandlung von WSplieth, veranlasst aber dadurch diesen in seiner neusten, oben citierten arbeit s. 23 zu folgender anmerkung: 'in einer besprechung der Nordischen altertumskunde von SMüller in der Zeitschrift für deutsche philologie bd 31, 386 tadelt prof. dr Kauffmann, dass die skandinavischen archäologen sich nicht entschliefsen können, zuzugeben, dass auch noch in der bronzezeit neben der bronzeindustrie modernen charakters eine steinindustrie archaischen charakters bestanden habe. Kauffmann versucht für diese industrie beweise zu gewinnen aus meiner abhandlung: Über vorgeschichtliche altertümer Schleswig-Holsteins, Kiel 1896, und verweist auf ein dort mitgeteiltes fundverzeichnis. von den 27 funden enthalten 22 flintsplitter und -späne, und nur von diesen behaupte ich, dass ihre verwendung während des bronzealters (sowie selbst während des eisenalters) fortbestanden hat, und stelle ausdrücklich fest, dass die im steinalter so häufig in den gräbern gefundenen waffen nur noch in einigen exemplaren auftreten, und zwar, wie aus dieser untersuchung hervorgeht, nur in gräbern aus der ersten periode'.

Soweit stein neben dem metall dauernd in verwendung blieb, handelt es sich also um ganz bestimmte sachen. dass einschneidige messer von kupfer oder bronze in der ersten nordischen periode (seiner einteilung) sehr selten sind, bemerkt auch Montelius Chronologie der ältesten bronzezeit 32 und fügt hinzu: 'vielleicht hatte man wie in der steinzeit hauptsächlich messer aus feuerstein'. wenn sich der flintspan als schneidewerkzeug in die metallzeit hinein erhalten hat, so kommt am ende doch der unmittelbare zusammenhang von *sahs* mit lat. *saxum* als eine möglichkeit in betracht. gleichwohl scheint mir die bedeutung, die *sahs* in den

verschiedenen germ. sprachen hat, nämlich 'schlachtmesser' oder 'scheere' — die von 'messer' wird erst durch die zusammensetzung *mati-zahs* ausgedrückt — eher für die selbständige herleitung des wortes aus der wurzel *sek* 'schneiden' zu sprechen. jedesfalls aber ist ein name wie derjenige der riesin *Jarnsaxa* und aisl. *iarnsax* selbst als poetischer ausdruck für waffe in einer zeit geprägt worden, in der es noch nicht selbstverständlich war, dass das messer oder schwert aus eisen gemacht wurde; nur wird man hier nicht an stein, sondern nur an bronze als den gegensatz zu denken haben. dass *hammer* eigentlich den stein bezeichnet, ist bekannt und lässt sich, wie ich Der germ. himmelsgott s. 44 ausgeführt habe, auch nur erklären, wenn steinerne hämmer noch in die metallzeit hinein sich forterhielten. wie bei keinem anderen gerät lässt sich bei den hämmern die häufige nachbildung metallener vorbilder in stein nachweisen, wie denn zb. alle die stücke mit knaufartig erweiterter bahn und ausgeschweifter schneide eine form zeigen, die nur an kupfernen originalen organisch entstehn konnte, an denen die bahn durch die blofse benützung und die schneide durch dengeln diese gestalt annahm. auch die pfeilspitzen, die ja nach dem gebrauch so oft verloren waren, wird man so lang wie möglich aus minder kostbarem und in diesem falle doch auch zweckdienlichem stoff — dem flint — angefertigt haben: vgl. über das vorkommen von steinpfeilen in bronzezeitgräbern auch Zinck Det nordevropæiske dysse-territoriums stengrave og dyssernes udbredelse i Evropa 52 und Montelius Die cultur Schwedens in vorchristlicher zeit [2] 69; ja vereinzelt wurden solche steinpfeile auch noch in der eisenzeit gebraucht, wie die drei steinpfeile Qrvarodds, Qrvaroddssaga c. 1. 20. 24 und — allerdings recht seltene — funde von feuersteinpfeilspitzen in gräbern aus merowingischer zeit — s. Lindenschmit Handbuch der germ. altertumskunde I 153f — zeigen. auch auf den fund von obsidianpfeilspitzen in einem mykenischen, also der vollentwickelten bronzezeit Griechenlands angehörigen grabe — s. Schliemann Mykenä 311 ff — sei hier verwiesen. widerum aber schiefst Kauffmann aao. s. 399 weit übers ziel, wenn er von der 'tatsache' spricht, 'dass pfeilspitzen aus bronze fehlen'. M. hat an der stelle, auf die Kauffmann sich stützt, d. i. I 253, ausdrücklich nur davon gesprochen, dass es keine pfeilspitze aus bronze gibt, die mit sicherheit der älteren bronzezeit des nordens zugesprochen werden kann.

In der unterscheidung eines älteren und eines jüngeren hauptabschnittes der bronzezeit stimmt M. derzeit im gegensatz zu älteren arbeiten mit Montelius überein, nur teilt er jeden dieser hauptabschnitte in 2 statt wie Montelius in 3 perioden, womit indes noch kein ausgesprochener gegensatz in der relativen zeitstellung einzelner funde und denkmäler gegeben ist. was die absolute chronologie anbelangt, kommt M. zu dem schluss, dass

die älteste bronzezeit des nordens am ende des 2 jahrtausends vChr. liege, während Montelius, von dem die grundlegenden arbeiten über die chronologie und einteilung des bronzealters herrühren, seine anfänge jetzt viel weiter zurücksetzt, und wie wir denken mit recht. das bekanntwerden des kupfers in Nordeuropa fällt ganz sicher nicht später als ins 3 jahrtausend v. Chr., und Montelius erklärt jetzt zutreffend (Chronologie 120) die seltenheit von bernsteinbeigaben während der 4 periode des steinalters (seiner einteilung), der zeit der steinkistengräber, daraus, dass damals schon dieses material als wertvolles tauschobject zur einhandlung des metalles verwendet wurde. dass sich in den funden die kupferzeit nicht so bemerkbar macht, war gerade durch die anfängliche kostbarkeit des neuen materials bedingt. auch weiter im süden muss dieses in praktischer verwendung eine viel gröfsere rolle gespielt haben, als es auf den ersten blick den anschein hat. man gab eben die kupfersachen nicht gern den toten mit und hütete sich auch viel mehr als bei steingeräten, sie zu verlieren. letzteres geht zb. klar aus den verhältnissen im Mondseer pfahlbau hervor, wo im ganzen bisher — bruchstücke eingerechnet — 27 kupfersachen, darunter 14 äxte, gefunden wurden neben mindestens einem dutzend schmelztiegeln und gusslöffeln und 19 schäften von kupferäxten, von denen doch als von holzgeräten verhältnismäfsig selten einer auf den seegrund geraten sein wird. obwol die zahl der gefundenen steinäxte 30 bis 40 mal so grofs ist als die der kupfernen, rühren doch die axthiebe an den pfählen mindestens zum weitaus überwiegenden teil von metallwerkzeugen her. von den steinhämmern zeigen 23 eine form, die sich nach meiner ansicht an kupfernen vorbildern entwickelt hat; von solchen kupferhämmern selbst aber ist hier nicht éin stück gefunden.

Auch eine sprachgeschichtliche erwägung spricht übrigens für das hohe alter der kupferzeit. allerdings nicht die gleichung germ. *aiz*, got. **ais* und lat. *aes*; denn die form dieses wortes im germanischen würde allein noch nicht auf eine längere zugehör zum germ. wortschatze schliefsen lassen, als sie dem worte *eisen* zugestanden werden muss; dh. beide worte, letzteres wenigstens in seiner ags. gestalt *îren*, haben die würkung des Vernerschen gesetzes an sich erfahren, müssen also schon germanisch gewesen sein, ehe dieses in kraft trat. die übereinstimmung von lat. *aes* und germ. **aiz* mit avest. *aya(ṇ)h*, aind. *ayas* aber setzt voraus, dass zur zeit der verbreitung des wortes und der sache die Arier noch in weit engerem zusammenhange mit den übrigen Indogermanen standen, als zu beginn der geschichtlichen zeit. gewis bezeichnet ferner das auf babylonisch-assyrisch *pilakku*, sumer. *balag* beruhende griech. *πέλεκυς*, aind. *paraçú-* die kupfer- und nicht die steinaxt, weil nur unter dieser voraussetzung die entlehnung begreiflich ist; daraus folgt aber wegen des lautverhältnisses von

πέλεκυς zu *paraçú-*, dass den Indogermanen oder doch einem teil von ihnen kupferwerkzeuge schon bekannt waren vor der trennung der centum- und satem-sprachen und di. wol vor der ausbildung scharfer dialektgrenzen innerhalb des indogermanischen überhaupt.

Nicht sehr viel zu geben ist dagegen auf die gleichung aind. *lohá-* urspr. 'kupfer', npers. *rôi, rô* id., aslov. *ruda* 'metallum', lat. *raudus* 'erzstück', aisl. *rauði* 'rotes eisenerz' und auf den anklang dieser worte an sumer. *urud* 'kupfer', abgesehen davon, dass M.s bemerkung I 306, 'dass die namen für beil und für kupfer in allen (sic) indogermanischen sprachen und im ältesten babylonischen gleich sind', unter allen umständen einer einschränkung bedarf. die idg. worte, soweit sie untereinander verwant sind, darf man von *rôt* nicht trennen und darum nicht für entlehnt halten; natürlich aber konnte ein rotes metall oder erz auch an verschiedenen orten selbständig als 'das rote' bezeichnet werden, und das alter der gleichung kommt daher sehr in frage. zudem bedeutet aisl. *rauði* nicht 'kupfer', sondern 'rotes eisenerz', und dass der name nicht erst diesem seiner farbe wegen gegeben wurde, sondern früher einmal 'kupfer' bedeutet habe, ist völlig unerweislich und unwahrscheinlich. lat. *raudus* aber kann, aufser wenn es ein lehnwort etwa aus dem gallischen ist, seiner laute wegen gar nicht in die gleiche sippe gehören.

Dass das neue material für waffen und werkzeuge noch keine culturelle umwälzung im übrigen bedeutet, haben wir oben bereits berührt. durch untersuchungen aus neuerer zeit, die aber M. schon verwerten konnte, ist der beweis erbracht worden, dass die menschen der jüngeren steinzeit schafe, ziegen, schweine, rinder, vielleicht auch das pferd züchteten, was sehr schön zu der altertümlichkeit der bezeichnungen für diese tiere im germanischen stimmt. aber auch getreide wurde gleichzeitig im norden gebaut, wie unerwarteterweise durch eine umfassende untersuchung der prähistorischen tongefäfse festgestellt werden konnte. an der oberfläche von solchen fand sich eine grofse zahl von kornabdrücken und eingebackenen verkohlten körnern, die, soweit es sich um reste aus der jüngeren steinzeit handelt, von weizen, sechszeiliger gerste und hirse herstammen. die gleichzeitige behausung des menschen wird durch einen fund als das bekannte geflochtene und lehmübertünchte haus erwiesen. für die kleidung fehlt uns, was die steinzeit betrifft, ein näherer anhalt. um so überraschender und vollständiger sind wir durch glückliche umstände über die männer- und frauentracht der bronzezeit unterrichtet. gegenüber der röm.-germ. fällt dabei das fehlen der bruch auf.

Die altertümer aus der in bd II behandelten eisenzeit werden, je weiter wir in der zeit herabsteigen, um so mehr zu greifbaren belegen für das, worüber wir aus den schriftlichen quellen, röm.-

griech. und einheimischen, unterrichtet sind, und natürlich auch zu wertvollen ergänzungen der aus diesen geschöpften kunde.

Auch diese zeugnisse selbst ganz zu verwerten, lag von vornherein nicht in der absicht des verfs.; doch hätte er wenigstens die fühlung mit ihnen mehr wahren sollen, als es geschehen ist. beispielsweise wäre bei den grofsen und teilweise sehr kostbaren kesseln, deren auf dänischem boden schon mehrere gefunden worden sind, schon um auf ihren zweck hinzudeuten, des grofsen opferkessels der Kimbrer zu gedenken gewesen, dessen sie sich auf ihrer wanderung nach Strabo p. 294 bedienten, und des heiligen kessels, den ein in Jütland zurückgebliebener rest des volkes nach Strabo p. 293 dem kaiser Augustus als geschenk sante. ebenso hätte bei den II 62 f besprochenen bronzenen trinkhornbeschlägen auf Cäsars mitteilung BG. 6, 28 hingewiesen werden können, dass die Germanen die hörner des auerochsen in silber zu fassen pflegten, eine nachricht, die uns zeigt, dass solche hörnerbeschläge, mögen sich auch an ihrem detail römische einflüsse bemerkbar machen, nicht erst römischen vorbildern nachgemacht sind, und ferner, dass das silber bei den Germanen nicht erst in römischer zeit eingang gefunden hat.

Die unterabteilungen der eisenzeit, di. der periode vom abschluss der bronzezeit bis zu beginn der geschichtlichen zeit im norden, sind nach M.s eigenen worten II 18 die folgenden:

Die ältere eisenzeit:

Vorrömische zeit: vom 4 jh. v. Chr. bis zu Chr. geburt.
Römische zeit: von Chr. geburt bis zum 3 jh.
Völkerwanderungszeit: vom 3 bis zum 5 jh.

Die jüngere eisenzeit:

Nachrömische zeit: vom 5 bis zum 8 jh.
Wikingerzeit: vom 8 bis zum 10 jh.

Der besprechung der vorrömischen zeit, innerhalb deren eine fremde und zwei nordische gruppen unterschieden werden, sind der ganze abschnitt I und II des zweiten bandes gewidmet. dann erst behandelt ein IV abschnitt altertümer und industrie, ein V gräber und grabfunde aus der römischen zeit.

Auf diese vorrömische, mehrere jahrhunderte umfassende eisenzeit, der so wichtige funde entstammen wie die prachtvollen wagen von Deibjerg, hier mit allem nachdruck hinzuweisen halt ich für um so nötiger, als von anderer seite der versuch gemacht worden ist, sie zu unterschlagen. wenn sich Kauffmann in seinem referat Zs. f. d. ph. 32, 73 äufsert: 'was er [M.] eisenzeit nennt, ist das zeitalter römischer bronzecultur, das auch dem fernen germanischen norden beschieden gewesen ist', so brauchte man sich darüber allerdings nicht zu ereifern, weil es schliefslich jedem freistehn muss, so viel schiefes, unrichtiges und absurdes zu behaupten, als er will. aber wenn er dann sagt: 'die eisenzeit gliedert Müller in zwei epochen: die ältere

oder römische und die jüngere oder nachrömische bronzecultur', so ist das eine fälschung und unterstellung, die auch dann nicht zu entschuldigen ist, wenn der durch die schleuderhaftigkeit angerichtete schaden kein grofser sein sollte.

Wie leicht es Kauffmann mit seiner aufgabe als referent nimmt und welch geringes mafs von sachkenntnis ihm dabei zu gebote steht, zeigt er auch, wenn er auf s. 74, nachdem von verschiedenartigen gegenständen römischer herkunft und von römisch beeinflussten formen die rede war, fortfährt: 'von anderem hausrat seien nur schlüssel, gürtel, spindel, löffel genannt (man beachte die wortbildung!). mit demselben recht, mit dem Müller die gallischen elemente betont, dürfen wir die etruskische kunst der waren in anschlag bringen. möglicherweise gelingt es einmal, mit hilfe sprachlicher momente die zeit der entstehung solcher gerätenamen genauer zu bestimmen, jedesfalls spricht von seiten der sprachgeschichte nichts dagegen, dass die damit benannten geräte etwa um Christi geburt aufgekommen seien'. ganz abgesehen davon, dass Kauffmann in arge verlegenheit kommen würde, wenn er den gallischen auch nur entfernt gleichwertige etruskische einflüsse würklich nachweisen sollte, hätte die sprachgeschichte hier ganz aus dem spiele bleiben sollen, weil sie derzeit eingestandnermafsen keine aufklärung gibt, und es sich auch nicht einsehen lässt, wieso sie einmal später eine solche geben könnte. die funde hingegen zeigen uns auf dem von M. behandelten boden einige gröfsere flache löffel aus tohn und einen holzlöffel, dessen form von der heute gebräuchlichen nicht sehr verschieden ist, schon aus der steinzeit: sie sind I 152 besprochen, 151 abgebildet; ferner aus der bronzezeit einen grofsen löffel aus horn, I 344 besprochen und 343 abgebildet. von gürtelplatten aus der bronzezeit handelt M. I 276 und noch mehrmals; zwei gürtel selbst, wovon einer ein gewebtes und gemustertes band ist, das in kunstvoll gearbeitete quasten endet (abb. 136), finden sich unter den so wichtigen kleiderfunden aus den eichensärgen der älteren bronzezeit und sind I 272 f besprochen. gürtelhaken und ösenringe von gürteln treten massenhaft im vorrömischen, von der gallischen LaTène-cultur beeinflusten teil der eisenzeit auf: s. II 21. 30. 37 u. abb. 3. 16. was die spindel betrifft, fällt es allerdings auf, dass im gegensatz zu südlicheren gegenden spinnwirtel aus der stein- und bronzezeit fehlen. M. erwägt zwar, ob man sich nicht hölzerner bedient habe, die sich nicht bis auf unsere tage erhalten konnten. solche hölzerne wirtel waren bis vor kurzem oder sind noch bei den Slovaken in verwendung. eine schwerere spindel wird übrigens auch ohne wirtel ihren zweck erfüllen. jedesfalls müsten wir auch fragen, was aus unseren mittelalterlichen spinnwirteln geworden ist, wenn welche gebraucht wurden und sie nicht aus holz waren. ob übrigens mit recht oder unrecht — immerhin neigt sich M. selbst I 450 und II 58

der ansicht zu, dass während der nordischen bronzezeit der faden mit einem haken gesponnen worden sei, und dass die spindel auf ihrer wanderung nach dem norden sich verspätet habe, bemerkt aber doch ausdrücklich, dass der spinnwirtel sich zuerst auf Bornholm in der vorrömischen zeit zeige. es bleibt also von den oben erwähnten geräten einzig der schlüssel als römischen ursprungs verdächtig übrig, und meines wissens sind auf einem für die Germanen zu beanspruchenden boden überhaupt noch nirgends schlüssel gefunden worden, die einer vorrömischen zeit angehören. seitens der altertumsforschung steht daher auch der annahme MHeynes Das deutsche wohnungswesen 31 f nichts entgegen, dass unser *schliefsen* auf lat. *excludere escludere* zurückgeht. eine entlehnung aus der zeit vor der lautverschiebung könnte ein lehnwort lateinischen ursprunges allerdings nicht sein, aber auch nach dieser blieb den Germanen, so lange sie idg. *dh* nach vocal noch als ð sprachen, kaum eine andere wahl, als aus lat. *d* ein *t* zu machen, geradeso wie aus lat. *Graecus* got. *Krêks* geworden ist, s. Kossinna Festschrift f. Karl Weinhold 40.

Aus der grofsen masse der eisenzeitfunde ragen einzelne durch ihre besondre bedeutung hervor, so die reich mit bronzebeschlägen verzierten wagen von Deibjerg, der silberkessel von Gundestrup, die goldhörner von Gallehus, die grofsen beuteopfer aus der völkerwanderungszeit; und sie alle sind von M. ausführlich behandelt, vielleicht sogar zu ausführlich, so weit es sich um polemik gegen veraltete oder ganz kindische ansichten anderer handelt. so hätten nach meinem urteil sowol Ole Worms und Worsaaes deutungen der darstellungen auf den goldhörnern, als auch Japetus Steenstrups abhandlung über den silberkessel von Gundestrup in einem handbuche überhaupt nicht erwähnt zu werden brauchen, oder doch mindestens nicht so eingehend, als es geschehen ist. dagegen sind M.s eigene ausführungen — über die goldhörner wenigstens — arm an positivem. soweit das bildwerk auf diesen nicht schon als ornament zu betrachten und nur zur füllung der flächen verwendet ist, kann man neben darstellungen von fabelwesen solche von naturwundern und — ich schliefse mich hier einer mündlich ausgesprochenen ansicht Heinzels an — von jongleurkünsten beobachten, die teils von menschen, teils von affen ausgeführt werden. man kommt dabei auf den gedanken, dass es schon in vorgeschichtlicher zeit wandernde gauklertruppen gegeben habe. daraus könnte sich die altertümlichkeit germ. worte wie germ. **apan*-'affe' und got. *ulbandus* 'kameel' erklären; die verdrängung der bedeutung 'elefant' bei letzterem dürfte nicht zu sehr befremden, da man das eine und das andere tier ja doch nur selten zu gesicht bekommen haben wird.

Welche gründe M. bestimmen, für den kessel von Gundestrup einheimischen ursprung anzunehmen, den von Rynkeby

dagegen — der leider nicht abgebildet ist — mit bestimmtheit für fremde arbeit zu erklären, kann ich nicht einsehen. auch würde ich letzteren lieber als mit der gallo-römischen kunst mit der keltischen der LaTène-periode in verbindung bringen.

Besonderes interesse dürfen in dem ganzen buche jene abschnitte beanspruchen, die den inneren zuständen, der kunst und religion gewidmet sind. was letztere betrifft, ist es natürlich der totencult, für den aus den funden am meisten zu entnehmen ist.

Schon während der jüngeren steinzeit können wir einen wandel in den bestattungssitten beobachten, insofern die toten mit ihren beigaben zunächst in kleinen stuben (dysser), später in riesenstuben (jættestuer) beigesetzt wurden; die steinkistengräber endlich sind für die übergangsperiode zur metallzeit charakteristisch.

Wie man dazu gekommen ist, für die toten mit solchem müheaufwand aus schweren felsblöcken jene behausungen herzustellen, die uns in den älteren steinkammern und vor allem in erstaunlichen gröfsenverhältnissen in den riesenstuben vor augen treten, scheint auf den ersten blick ein rätsel. M. sucht dessen lösung nicht auf nordischem boden selbst, vielmehr kommt er nach einer rundschau über die ausbreitung ähnlicher grabanlagen in anderen ländern im anschluss an die vorarbeiten anderer gelehrter zu dem schluss, dass ihr ursprung in den felsengräbern zu suchen ist, aus denen sie sich in südlicheren gegenden herausgebildet haben. die stuben sind ihm nichts anderes als 'freiliegende felsengräber, höhlen hergestellt aus losen blöcken'.

Andere — unter ihnen Montelius — sehen dagegen in den steingräbern nachbildungen menschlicher wohnungen, und schliefslich ist ja auch die höhle gewis in einer zeit zuerst zur grabanlage benutzt worden, in der man noch in ihr wohnte. der ursprüngliche zusammenhang zwischen der wohnstatt der toten und jener der lebendigen wird also auch durch M. nicht in abrede gestellt. anderseits vertritt auch Montelius (Orient und Europa 46. 157 ff, Chronologie 88) die anschauung, dass sowol der dolmen (die kleine stube), als auch später das ganggrab (die riesenstube) vom orient nach dem norden gekommen sei. nicht an eine einheimische, bodenständige entwicklung aus irgend einer art des wohnraumes zu denken sahen sich beide deshalb wol veranlasst, weil weder die Germanen noch irgend welche ihrer vorgänger jemals häuser aus stein gebaut haben.[1]

[1] so glaubten wir wenigstens. Kauffmann freilich weifs auch hier wider alles besser. er bezeichnet Zs. f. d. ph. 31, 396 die unter allen umständen beachtenswerte ansicht M.s wegwerfend als 'beiwerk' und hält ihm, der doch ausdrücklich von fremdem ursprung der steingräber spricht, entgegen, dass nirgends auf dem von ihm durchmessenen boden ein felsengrab zum vorschein gekommen ist. seinerseits stellt er dem archäologen die aufgabe, 'die an den gräberformen gemachten beobachtungen für die älteste hausanlage systematisch zu verwerten'; damit macht er auch gleich selbst den

Eine schwache stelle zeigt ihre argumentation allerdings. dass in ähnlichen grabbauten weiter im süden öfters metallgegenstände gefunden werden, sucht sich M. daraus zu erklären, dass die steingräber von den barbaren unter dem einflusse der bereits höher civilisierten völker des orients errichtet wurden, und dass von dort her auch, namentlich in die näher liegenden gegenden. allerhand gegenstände, die von einer höheren cultur geprägt waren, ihren weg finden musten. doch je weiter ein volk wohnte, desto schwächer sei die berührung durch diesen ältesten fremden import aus dem süden gewesen, und bis nach Skandinavien habe dieser import nicht mehr reichen können. — man sollte aber meinen, dass sich der metallimport und die metallcultur leichter und rascher verbreiten konnte, als die sitte, solche grabbauten aufzuführen. falls also nicht der nachweis gelingt, dass auch im süden und in den gebieten, die nach dem norden hin vermittelt haben sollen, der brauch in die steinzeit zurückreicht und nur dort sich länger erhielt als im norden, steht M.s hypothese und auch die verwante von Montelius auf schwachen füfsen. auch die frage wird noch zu prüfen sein, ob die verschiedenen localen gruppen von steingräbern nicht zu weit von einander abstehn, um an ihren zusammenhang mit einander im sinne von M. und Montelius glauben zu können. es sind das bedenken, die inzwischen von Zinck Det nordevropæiske dysse-territoriums stengrave og dyssernes udbredelse i Evropa ausgeführt worden sind, mit dessen arbeit sich jeder wird auseinandersetzen müssen, der neuerdings der steingräberfrage näher tritt.

Natürlich aber hätte die sitte, mit einem sonst unerhörten aufwand von mühe und arbeit mächtige steinbauten zum schutze der leichname zu errichten, nie aufkommen oder sich einbürgern können, wenn sie nicht mit eigenartigen vorstellungen über das fortleben der verstorbenen in verbindung stand. und mit recht sieht deshalb M. I 76 in diesen gewaltigen grabdenkmälern einen ausdruck für den glauben, dass das leben fortgesetzt werde, wenn nur der leib gegen vernichtung geschützt werden könne. vielleicht haben auch die feuer, deren vielfache spuren man immer in den steingräbern findet, den zweck gehabt, die jeweilig beigesetzten leichen zu räuchern und zu trocknen, ein gebrauch, der bei naturvölkern nicht unerhört ist; s. WCrooke Primitive rites of disposal of the dead, with special reference to India [Journal of the anthropological institute vol. XXIX (new series vol. II) 273.]

In schärfstem gegensatz zu diesem streben, den leib der

anfang, indem er zb. die unbehauenen steinblöcke in der *materia informis* widererkennt, aus der nach Tacitus der Germane sein haus baute. schade, dass uns Kauffmann, der hier altgermanische steinhäuser entdeckt, nicht aufser mit einer mythologie auch schon mit einer ganzen germanischen altertumskunde bedacht hat. nach der uns gegebenen probe würden wir jedesfalls viel neues dabei erfahren.

toten zu erhalten und zu schützen, steht die leichenverbrennung. sie verbreitet sich während der bronzezeit über Europa und wird nun für eine zeit die fast ausschliefslich herschende sitte; und zwar können wir diesen wechsel des bestattungsbrauches ebenso bei den Griechen etwa beobachten, die in der mykenischen zeit ihre toten begraben, in der homerischen sie verbrennen, wie am nordrande des altidg. sprachbereiches auf unserem continent, in Skandinavien. hat sich diese über stammesgrenzen hinübergreifende, mit elementarer gewalt sich verbreitende neuerung etwa in zusammenhang mit einer neuen religion oder doch wenigstens mit neuen vorstellungen über das fortleben der toten eingeführt? oder was ist sonst ihr grund?

M.s ausführungen zu diesem gegenstand sind klar und besonnen. in übereinstimmung mit Erwin Rohde Psyche s. 26 kommt er zu dem schluss, dass mit der leichenverbrennung beabsichtigt wurde, die seele zu befreien, damit sie im andern leben frieden finden könne. hierfür sprechen ihm literarische zeugnisse aus homerischer zeit; und aus nachweisen von KrBahnson Gravskikke hos amerikaniske folk, Aarb. f. nord. oldkynd. 1882 scheint hervorzugehn, dafs sich bei amerikanischen stämmen ähnliche vorstellungen an diesen brauch knüpfen.

Man könnte freilich noch tiefer greifen und zu ermitteln suchen, warum dies hier und dort der fall ist, und wie sich andere vorstellungen des seelenglaubens zu diesem verhalten. und wie nach dem ursprung der leichenverbrennung könnte man auch nach dem der beerdigung der toten fragen. so wenig wie diese beiden arten der totenbestattung heute die einzigen sind, so wenig ist die beerdigung etwas von selbst gegebenes; ja man wird auch für das vorgeschichtliche Europa mit der möglichkeit anderer bräuche zu rechnen haben. dass man in der Schweiz und Oberösterreich keine zu den pfahlbauten der steinzeit gehörigen gräber gefunden hat, ist sehr auffallend und vielleicht darin begründet, dass man damals in jenen gegenden die toten durch die gewässer forttragen liefs. doch ist dies bei weitem nicht das einzige mögliche und sonst vorkommende verfahren mit ihnen, das ihre spur für uns vollkommen verwischen konnte, und selbst durch ein beigabenloses, nicht an bestimmte örtlichkeit geknüpftes oberflächliches einscharren konnte dies geschehen.

Welches aber immer der vorgang mit den toten war und noch ist, so ist der letzte grund für ihn in der nötigung zu suchen, sie zu beseitigen. der verwesende leichnam kann nicht mehr mit den überlebenden den gleichen wohnraum teilen, auch wenn die gefahr von krankheitsübertragung nicht in betracht käme. wenn man ihn in die erde vergrub oder ihn mit erde zudeckte, so war das ein praktisches mittel, sich seiner unangenehmen würkung zu entziehen, und in seinem grunde nichts anderes, wie wenn wir einen toten hund verscharren, statt ihn

faulend am wege liegen zu lassen. da und dort mochte wol für die beerdigung auch schon ein grund der pietät mit ins gewicht fallen, der es widerstrebte, den rest eines geliebten toten etwa entfernt von den menschlichen behausungen wölfen und aasvögeln zum frafs auszusetzen, die das gleiche geschäft aber ungescheut den würmern überliefs, wenn sie es unter der deckenden erde im verborgenen besorgten. das begraben hat überhaupt auch den zweck, den leichnam und das, was mit ihm vorgeht, den blicken der überlebenden zu entziehen. dass der anblick des entstellten toten leicht zu traumerscheinungen anlass geben wird, ist klar; und in die sprache des seelenglaubens übersetzt besagt dies, dass dem unbestatteten toten — wie es ja noch meinung der Griechen war — der eingang in die ruhe einer jenseitigen welt verwehrt ist. dass zum gespenst immer auch etwas vom leib des abgeschiedenen gehört, hat seinen grund nur darin, dass von diesem der aufregende und traumbilder wachrufende eindruck auf die phantasie ausgeht. so glaubte man für die ruhe der toten zu sorgen, indem man tatsächlich für die der lebenden sorge trug.

Dies aber geschah noch viel gründlicher als durch die blofse beerdigung durch die verbrennung. denn durch diese wurde der leichnam nicht nur der wahrnehmung entrückt, sondern so gründlich und rasch wie möglich bis zu völliger unkenntlichkeit vernichtet. mit dem gedanken an den verstorbenen muste sich, wenn es sich um einen beerdigten handelte, doch noch die vorstellung von dem forterhaltenen, aber entstellten, verwesenden oder schon in ein knochengerippe verwandelten leib verknüpfen, wenn diese auch nicht so grelle farben annahm, als wenn man das grauenerregende unmittelbar vor augen hatte. war der tote aber verbrannt, so gab das, was von ihm übrig blieb, der phantasie keine neue nahrung, und selbst einem vor der verbrennung auf sie ausgeübten eindruck muste der gedanke an seine körperliche vernichtung stark und dauernd entgegenwürken. die rolle, die ein verstorbener unter solchen umständen in träumen, hallucinationen und einbildungen der überlebenden spielte, war ohne zweifel eine geringere und auch eine freundlichere, mit andern worten: seine seele ging leichter in den frieden eines seelenheims ein oder nahm sonst frei den weg ihrer bestimmung innerhalb der lebenden und webenden natur.

Was der zweck der verbrennung war in der zeit, da diese sitte aufkam, und da sie allein herschte, darauf werfen jene fälle ein scharfes licht, in denen sie später noch, als schon wider die beerdigung allgemein geworden war, ausnahmsweise vorkam, und den hinweis auf diese hätte M. nicht ganz unterlassen sollen. am längsten verbreitet war im slavischen osten der brauch, die leichen vermeintlicher vampyre auszugraben und sie ganz oder doch ihren kopf zu verbrennen; in Mannhardts abhandlung über vampyrismus Zs. f. d. myth. 4 und bei Stephan Hock Die vampyrsagen finden

sich zahlreiche belege für ihn zusammengestellt. aber ein ähnliches verfahren mit den körpern gefährlicher spukgeister war früher auch in Deutschland, England und Skandinavien üblich; vgl. das von Hock s. 30 angeführte, ferner Maurer Bekehrung II 85 ff und Prätorius Weltbeschreibung 277 ff. schon für die Römer bezeugt Suetonius Caligula 59 den glauben, dass das verbrennen eines toten seinem gespenstigen treiben ein ende mache. nach altschwedischen satzungen wurden sogar selbstmörder verbrannt aus furcht, dass sie anderes ehrliches volk plagen möchten; s. Hyltén-Cavallius Wärend och Wirdarne I 459 f 472. dass man hexen und zauberer verbrannte, statt sie anders umzubringen, hat auch nur darin seinen grund, dass man es ihnen gründlich unmöglich machen wollte, ihr gemeingefährliches handwerk etwa nach dem tode fortzusetzen.

Da und dort findet man zu gleichem zweck auch andere mittel in gebrauch, die nebenbei bemerkt auch für die urgeschichtsforschung nicht ohne interesse sind, weil auf ihre anwendung gelegentlich auffallende erscheinungen bei grabfunden zurückzuführen sein dürften. besonders beliebt ist das durchbohren mit einem pfahl oder das abschlagen des kopfes — auch ohne diesen zu verbrennen — oder beides zugleich, wie es, um nur éin bekanntes beispiel hierfür aus der älteren literatur anzuführen, nach Saxo bei Mitothinus geschah, von dessen grab sich eine seuche verbreitete. unter mehreren vor wenigen jahren in der nähe von Dux in Böhmen aufgedeckten skelettgräbern war nach einer mir durch hofrat dr Hallwich zukommenden mitteilung eines besonders auffallend, weil in der brust der leiche zwischen den mittleren rippen der linken seite eine sehr breite, lange lanzenspitze haftete, so zwar, dass die rippen stark verletzt und von der grünen patina förmlich durchtränkt waren. dabei könnte man allerdings auch an einen erschlagenen denken, aber dass man einen solchen mit der in der brust steckenden todeswaffe begraben habe, ist nicht sehr wahrscheinlich. von dem funde mehrerer skelette mit in die schädel hineingetriebenen nägeln wurde mir von bauern aus Bernhardsthal in Niederösterreich erzählt, und im Breslauer museum befindet sich ein schädel mit einem 17 zoll langen eisennagel, der durch einen aufliegenden ring senkrecht hindurchgeschlagen war. im katalog wird dazu (unter nr. 6599) mit recht auf eine mitteilung bei WHertz Der Werwolf verwiesen, dass bei den Kleinrussen dem leichnam des vermeintlichen vampyrs ein nagel durch die stirn geschlagen werde, und dasselbe kommt nach Mannhardt aao. 270 f auch bei den Walachen im Banat vor. mit einem mittel gegen das widerkehren haben wirs endlich auch zu tun, wenn der leichnam durch einen gewichtigen stein beschwert wird. so fand ich in einem baioarischen grabfeld aus merowingischer zeit zu Fischach bei Bergheim im Salzburgischen mehrmals schwere steine aus römischen gebäuden über den skeletten liegend, und in dem

aus gleicher zeit stammenden grabfeld von Reichenhall hat vChlingensperg-Berg (s. sein Gräberfeld von Reichenhall 74) eine nicht geringe anzahl römischer grab- und bausteine in der füllmasse von gräbern gefunden, beobachtungen, mit denen zusammenzuhalten ist, dass nach Valvasor Ehre von Crayn t. II l. VI cap. IV p. 295, wie Mannhardt Zs. f. d. myth. 4, 269 erwähnt, die Uskoken oder Walachen in Krain ein wenig erde auf den toten körper warfen und einen ziemlich schweren stein auf den kopf, damit der verstorbene nicht widerkehre und im hause umgehe. — aber all diese mittel waren nicht so gründlich wie das verbrennen, weil doch nur der gedanke der völligen vernichtung des leibes die einbildungskraft ganz beruhigen konnte.

Dazu kommt dann noch etwas anderes. die gefährlichste art der im grabe nicht ruhe findenden toten, die vampyre, nachzehrer, neuntöter oder wie sie sonst noch heifsen, waren an seuchen verstorbene, von denen man glaubte, dass sie umgiengen, um leuten aus der verwantschaft oder nachbarschaft den tod zu bringen. und in solchen fällen, bei ansteckenden krankheiten, traf man mit dem verbrennen der toten, wenn auch unbewust und nicht in der klaren absicht, krankheitskeime zu vernichten, tatsächlich das rechte und konnte zu erfahrungen gelangen, welche die nützlichkeit dieser mafsregel deutlich erkennen liefsen; und es ist sehr wol möglich, dass grade seuchen dazu beitrugen, die verbrennung allgemein zu machen.

Im grunde ist also das, was seinerzeit zur feuerbestattung geführt hat, dasselbe, was heute wider zu ihren gunsten vorgebracht wird und würklich ins gewicht fällt. auch heute soll sie den gedanken an die toten von einem beigeschmack des grauens und ekels reinigen, und was vom gesundheitlichen standpuncte für sie spricht, kann unter umständen so stark ins gewicht fallen, um selbst — wie gelegentlich der pest in Glasgow — den widerspruch der katholischen geistlichkeit verstummen zu machen. im altertum freilich würkten beide motive nicht unmittelbar, sondern durch vermittlung von vorstellungen des seelenglaubens und im besonderen des gespensterglaubens. man wollte es durch die feuerbestattung verhindern, dass die seelen der abgeschiedenen andere beunruhigten und schädigten und sich selbst quälten. wurzelt die sitte aber auch im gespensterglauben, so muste sie grade nach ihrer allgemeinen durchführung diesem seinen besten nährboden entziehen, und wir werden daher gut tun, uns die niedere mythologie des brandalters, dem auch die älteste germanische eisenzeit zugehört, weniger düster vorzustellen, als etwa die mittelalterliche.

Auch den brauch der grabbeigaben wird man mit unter dem gesichtspunct der gespensterfurcht zu beurteilen haben und sich aus mehreren gründen hüten müssen, aus ihnen allzu rasch auf die jenseitsvorstellungen einen schluss zu ziehen, als ob sie einzig

und allein den zweck gehabt haben könnten, den toten für eine andere welt auszustatten. auch wir bestatten die leichen in feiertagskleidern, oft sogar noch mit schmuck, ohne dass dies etwas anderes wäre, als ein act der pietät. wenn man dem toten im altertum das mitgab, was er im leben immer mit sich gehabt hatte, wird auch oftmals nicht mehr als ein solcher vorliegen; ein hauptgrund, der dazu bestimmte, wird aber auch die besorgnis gewesen sein, dass der verstorbene sonst als gespenst kommen könne, um seinen besitz zu holen, was besonders dem, der sich ihn angeeignet hatte, unangenehm scheinen mochte. tatsächlich konnte er dem, der durch irgend einen gegenstand lebhaft an ihn erinnert wurde, leichter im traum erscheinen als einem andern. den ausschlag können aber auch hier fälle gegeben haben, wo durch aneignung des besitztums eines verstorbenen eine ansteckende krankheit, der dieser erlegen war, auf einen anderen übertragen wurde.

Ob sich von den bestattungsbräuchen auch zur höheren mythologie fäden hinüberspinnen? wenn die Ynglingasaga 8 erzählt, dass Odin das gesetz eingeführt habe, die leichen mit ihrem eigentum zu verbrennen, so möchte man zunächst nicht allzuviel darauf geben, denn es lag vom christlichen standpunct aus nicht so ferne, die ausgesprochen heidnische bestattungsart mit dem heidnischen hauptgott, der nebenbei auch totengott war, in verbindung zu bringen. doch wird man der nachricht schon mehr bedeutung beimessen, wenn Snorri im prolog seiner Heimskringla die beerdigung unverbrannter leichen auf den gott Frey, also ebenfalls auf heidnischen ursprung und nicht etwa auf christlichen einfluss zurückführt. zusammenzuhalten ist damit, was er Ynglingasaga 12 von der bestattung des Schwedenkönigs Frey erzählt, für den seine mannen, als er schwer erkrankte, einen grofsen hügel mit einer türe und drei fenstern (*gluggar*) erbauten. *En er Freyr var dauðr*, heifst es dann, *báru þeir hann leyniliga í hauginn, ok sǫgðu Svíum at hann lifði, ok varðveittu hann þar* 3 *vetr. En skatt ǫllum heltu þeir í hauginn, í einn glugg gullinu, en í annan silfrinu, í hinn þriðia eirpenningum. þá hélzt ár ok friðr.* und von Frotho III, dem friedsamen, — di. Frey — wird bei Saxo V 256 berichtet, dass die vornehmen ihm, nachdem er gestorben war, die eingeweide herausnehmen, ihn einsalzen liefsen und ihn so drei jahre lang bewahrten, während welcher zeit sein tod verheimlicht und die steuern wie zu seinen lebzeiten eingetrieben wurden. sehr beachtenswert ist es, dass das conservieren von leichen in salz auch anderwärts vorkommt. unter berufung auf Bombay gazetteer XVII 183; XVIII (1) 272; XVII 214; XX 151; Crooke, Tribes and castes of the north-western provinces II 469; Logan, Malabar I 130 berichtet Crooke in der schon einmal citierten abhandlung s. 273: 'Thus, by the Mânbhâv, religious beggars in Bombay, the grave is filled up with salt and

earth; the Lingâyats of Pûna place round the corpse as much salt as they can afford, and then fill in the grave; the Gâvlis, a class of shepherds in Sholapur, fill in the grave with earth up to the level of the neck of the corpse; the head being sacred, it is covered with salt and then earth is piled over it: in Upper India the Gusiân mendicant is buried in salt'. aufserdem erinnert es an das verfahren mit Frey und Frotho, wenn, wie aao. 272 mitgeteilt wird, in Kanaka, in Orissa, der leichnam des häuptlings in öl conserviert wird und nicht verbrannt, bis sein nachfolger eingesetzt ist; der thron, sage man, dürfe niemals leer bleiben. das einsalzen sowol als auch die bestattung in festen steingräbern sind beide der absicht möglichster erhaltung des leichnams entsprungen, und wenn das eine von Frey, das andere von seiner hypostase Frotho erzählt wird, werden wir beide bräuche als zusammengehörig betrachten und für die zeit der megalithischen grabbauten umsomehr auch noch ein besonderes bemühen um die conservierung der leichen voraussetzen dürfen. die oben ausgesprochene vermutung, dass man sie räucherte, wird dadurch umso näher gerückt.

Erwähnt sei noch, dass der grabhügel mit den drei lucken oder fenstern (*gluggar*), von dem die Ynglingasaga erzählt, sein vorbild hat an aus dem schluss der steinzeit oder der übergangszeit zur bronzeperiode stammenden steingräbern, die ein grofses rundes oder rundliches loch in der einen giebelwand zeigen. auch zwei solche löcher neben einander sind in einem hügel bei Plas Newydd in Wales im verschlussstein angebracht, und gelegentlich mögen wol auch drei vorgekommen sein. dass im hügel des Frey grade drei fenster angegeben werden, kann übrigens auch auf sagenhafter ausschmückung älterer überlieferung beruhen. beachtenswert aber ist hier noch, dass soweit es sich um Skandinavien handelt, solche grabbauten mit giebelöffnungen gerade nur im mittleren Schweden vorkommen; s. Montelius Svensk fornminnesföreningens tidskrift 7, 150 (= Arch. f. anthropologie 19, 18), Orient und Europa 143.

Wenn aber Frey mit den bestattungssitten etwas zu tun hat, so hängt dies damit zusammen, dass er, wie ich Der germ. himmelsgott 78 ff gezeigt habe, vor Odin der herr des totenreiches war. zu dem älteren fürsten der unterwelt gehört der ältere, zu dem jüngeren der jüngere bestattungsbrauch. dem windgott Odin war die verbrennung auch darum schon angemessen, weil durch sie die seele jeder körperlichen fessel entledigt frei als hauch entschweben konnte; und wenn auch Odin als höchster gott auf germanischem boden überall oder fast überall jünger sein dürfte als die einführung des leichenbrandes, so kann er doch auch schon, bevor er den götterthron bestieg, mit dieser in verbindung gebracht worden sein. das andenken an die ältere bestattungsart und ihre beziehung zu Frey aber wird sich in mysterien seines

cultes und an orten seiner besonderen verehrung erhalten haben, möglicherweise mit ihr selbst; denn dass die leichenverbrennung auch zur zeit ihrer grösten verbreitung der bei den Germanen ohne alle ausnahme allein übliche brauch gewesen ist, lässt sich nicht beweisen. dass man später die jüngere, zweite, auf die brunaǫld folgende haugaǫld mit der älteren, deren gedächtnis im übrigen entschwunden war, verwechselte und Frey mit dieser jüngeren hügelzeit in beziehung brachte, ist begreiflich genug.

Der glaube, dass die fortexistenz des menschen an die erhaltung des leibes geknüpft sei, hat seine ältesten und tiefsten wurzeln im orient. in der leichenpflege der Ägypter zeigt er sich in äufserster durchführung. was im land der Pharaonen pyramiden und mumien, das sind die steingräber und der eingesalzene könig Frotho im germanischen norden. hier ligt wol die älteste jener grofsen religiösen bewegungen vor, die vom orient ihren ausgang nehmen.

Dass man, wofür das eben besprochene zeugnis der Ynglingasaga ein beleg ist, zur zeit als die uns erhaltenen nordischen sagen entstanden, die megalithischen bauwerke sehr gut kannte und auch noch wuste, dass sie als gräber gedient hatten, geht auch noch aus anderen erzählungen hervor. so aus dem bericht der Vǫlsungasaga 8 über den hügel, den Siggeir anlegen und in der er Sigmund und Sinfiǫtli setzen liefs. um beide von einander zu trennen, sind in ihm zwei kammern angebracht und von einander durch eine grofse steinplatte geschieden. deutlich hat dem, der das zuerst erzählte, eine der grofsen grabbauten der steinzeit vorgeschwebt, und zwar im besonderen eine jener doppelkammern, von denen M. I 91 spricht, die entweder wie zwei zusammengebaute stuben mit gemeinsamem endstein aussehen oder nur éine stube sind, in die ein oder zwei steine als scheidewand eingesetzt sind. vgl. auch die abb. 40 (I 90). bemerkenswert ist dies schon deshalb, weil danach dieser zug der Vǫlsungensage zwar in Norddeutschland, Dänemark oder Schweden ausgebildet sein kann, aber nicht in Norwegen, wo steingräber, wie auch M. I 94 bemerkt, überhaupt — aufser einer kleinen kammer in der nähe von Frederikshald — vollständig fehlen.

Eine anspielung auf ein steingrab, also ein steinzeitliches, seh ich auch darin, wenn die riesin, mit der Brynhild auf ihrer helfahrt ein gespräch hat, ihre wohnstatt als *grióti studda garða* bezeichnet und von Brynhild als *brúðr ór steini* angeredet wird. die an sie schliefslich gerichtete aufforderung, zu versinken (*søkstu*), ist von Detter Die Völuspa 40 (WSB 140) mit recht dem schlusssatz der Vǫluspá (*nú mun hón søkkvaz*) an die seite gestellt und mit diesem auf das versinken eines gespenstes gedeutet worden. als höhle (*hellir*) wird ferner die behausung der vǫlva im Hyndluliód 1 bezeichnet, in der sie ungestört weiter zu schlafen wünscht (*sofa lystir mik* str. 16) und zwar, wie auch schon Detter gesehen

hat, den todesschlaf. in beiden fällen wird es auch durch parallele erzählungen von der erweckung einer vǫlva oder einer verwanten gestalt aus dem grabe um so wahrscheinlicher, dass wir es mit abgeschiedenen zu tun haben. die rolle einer solchen spielt vielleicht auch die riesin Þǫkk, die nach Sn. E. i 180 in einem *hellir* sitzt. da es aber würkliche felsengräber im norden nirgends gegeben hat, wird unter dem *hellir* oder den *grióti studdir garðar* der felsgestützten behausung, worin die tote vǫlva oder riesin ruht, nicht eine natürliche, sondern die künstliche grabeshöhle, die steinerne riesenstube, jættestue zu verstehn sein. diese scenerie kann ja wol einmal aus einer geschichte in die andere übertragen worden sein, zuerst aufgekommen aber ist die vorstellung von ihr gewis nicht in Norwegen und noch weniger auf Island, sondern nur in einem gebiet, in dem es megalithische grabbauten gibt.

Was die frage der nationalen herkunft der funde anbelangt, ist M. mit seinem urteil sichtbarlich äufserst zurückhaltend, und das ist ja im allgemeinen zu billigen. einige hauptprobleme und haupttatsachen der stammesgeschichte aber hätten doch erwähnung verdient; so die, dass die Dänen selbst sicher erst in der völkerwanderungszeit das in betracht stehende gebiet in besitz genommen haben. sogar die zugehörigkeit der nordischen bevölkerung zum germanischen stamme scheint in frage gestellt, wenn, wie es s. 50 unbedachterweise geschieht, von einer 'gemeinsam germanisch-nordischen cultur' gesprochen wird. und gegenüber seiner hinterlassenschaft an waffen, geräten und schmuck ist dem physischen menschen zu wenig aufmerksamkeit gewidmet. mit schädelmafsen freilich wäre bei dem heutigen stande der kraniologischen forschungen der allgemeinheit wenig gedient; aber abbildungen charakteristischer schädel — besonders auch solcher aus den totenbäumen der bronzezeit — wären doch recht erwünscht.

Ein mangel des buches ist ja auch durch die begrenzung seines materials gegeben, die zwar begreiflich genug ist, aber doch nicht ganz wissenschaftlich. denn was für ein innerer grund könnte dafür mafsgebend sein, die funde aus Schleswig oder Seeland oder Bornholm zu behandeln, die aus Holstein oder Schonen aber bei seite zu lassen? ganz ist ja dies nicht geschehen, und wir wissen auch, dass die dinge in den nachbarländern ähnlich liegen; aber gerade über die verbreitung der einzelnen erscheinungen, zb. die jeweilige nördliche erstreckung der stein- und bronzecultur, verlangten wir oft mehr und genaueres zu erfahren. eine nordische altertumskunde, wie sich das buch in seiner deutschen ausgabe nennt, ist es nicht eigentlich, eher passt der vom dänischen standpunct aus gewählte titel 'Vor oldtid', jedoch auch nicht vollkommen, da auf die Dänen auf jetzt schwedischem boden nicht rücksicht genommen ist. dass wir es aber dabei nur mit einer vorarbeit für eine eigentliche nordische und für eine

germanische altertumskunde zu tun haben — ein ziel, das nicht aus dem auge gelassen werden darf —, braucht uns die freude an dem buche nicht zu vergällen. es ist vorläufig der beste ersatz für eine solche, ein ersatz, wie er auf deutscher seite mit ähnlicher beschränkung auf ein local begrenztes fundmaterial aus mehreren gründen unmöglich hätte geschaffen werden können.

Dass das schöne und wertvolle werk durch die deutsche ausgabe auch bei uns weiteren kreisen zugänglich gemacht wird, ist um so erfreulicher, als wir ja auf dem prähistorisch-archäologischen gebiete viel mehr noch der anregung und schulung bedürfen, als unsere auf ihm so wacker voranstrebenden nordischen vettern. wir wollen deshalb dem Trübnerschen verlag für ihr zustandekommen den dank nicht schuldig bleiben und last not least auch des verdienstes OLJiriczeks gedenken, der die übersetzung in mustergiltiger weise besorgt hat. RUDOLF MUCH.

Die alt- und neuschwedische accentuierung unter berücksichtigung der andern nordischen sprachen. von AXEL KOCK. [Quellen und forschungen LXXXVII.] Strafsburg, Karl JTrübner, 1901. XI und 298 ss. 8°. — 7,50 m.

Es war ein vortrefflicher gedanke Axel Kocks, die geheimnisse der nordgermanischen betonung vor einem weiteren kreise von südgermanischen fachgenossen aufzuhellen. an die schwedisch, dänisch, norwegisch verfassten bücher und aufsätze über den accent werden sich in Deutschland nur wenige specialforscher herangewagt haben. was in allgemeiner benutzte werke wie Noreens Altwestn. grammatik von der accentlehre eingang fand, das konnte in seiner losgerissenheit nur die dunkle vorstellung wecken, dass in der nordischen betonung allerlei gröfsen spielen, die der deutschen und englischen grammatik unbekannt sind. das vorliegende werk gibt ein abgerundetes gesamtbild und setzt keinerlei kenntnis der lebenden skandinavischen sprachen voraus. niemand war zu dieser aufgabe so berufen wie Kock: die accentlehre stand von jeher im mittelpunct seiner ergebnisreichen studien und sie verdankt ihm vor allen ihren aufbau, ihre entwickelte methode. dazu kommt bei K. eine ungewöhnliche gabe, die subtilsten unterscheidungen, die gliederreichsten herleitungen so vorzutragen, dass der leser kaum etwas von der schwierigkeit verspürt. das lob der klarheit kann man dem buche auch da nicht versagen, wo es das material einseitig verwertet. man verliert nie den faden; man weifs immer, worauf der verf. hinaus will. erfreulich ist die unbefangenheit, die sich zb. darin äufsert, dass K. zwei und mehr gleichschwache silben nebeneinander anerkennt, — eine möglichkeit, die bekanntlich von deutschen forschern aus apriorischen gründen geleugnet worden war.

Wenn ich die ansicht äufsere, dass man sich mehr würkung versprechen dürfte von einer kürzeren, strafferen darstellung,

die in widerholungen nicht so weit, in der beschneidung des stoffes weiter gienge, so denk ich nicht nur an den eigenen eindruck, sondern auch an das urteil von fachgenossen, die den nordischen sprachen etwas ferner stehn, die sich der verf. also in erster linie als leser dieses compendiums denken wird. der schwedische accentforscher macht sich nicht leicht eine vorstellung davon, wie fremd diese region den deutschen grammatiker anmutet, und wie nahe diesem die gefahr ligt, dass er selbst an der hand eines so vorsorglichen führers schliefslich den wald vor bäumen nicht gesehen habe! und noch eines. das buch ist in einer kaum möglichen sprache geschrieben. auf einen das deutsche beherschenden übersetzer hätten der sprachgewante autor und der verleger in diesem falle nicht verzichten dürfen. die verständlichkeit leidet wol nirgends unter den undeutschen wendungen[1] und den schachtelsätzen, deren wir uns seit Nietzsche mehr und mehr entwöhnt haben. aber hier darf man mehr verlangen. was man bei einer monographischen untersuchung willig in kauf nimmt, das verschmerzt man schwer bei einem lehrbuche, das so manche eigenschaften eines hauptwerkes besitzt, und das man sich als oft benutztes hilfsmittel in der handbibliothek der sprachforscher denken möchte.

Von dem reichen inhalt der schrift hier einen auszug zu geben, betracht ich nicht als meine aufgabe, und nur zögernd bring ich gegen ein werk, dem ich so sehr als lernender gegenüberstеh, einzelne bedenken vor.

Als erstes hauptthema wird der gegensatz von accent 1 und accent 2 mit grofser sorgfalt und genauigkeit abgehandelt. hier liegen vornehmlich die phänomene, die für den phonetiker, sein sondergebiet mag da oder dort liegen, von gröstem allgemeinem interesse sind. Kock stellt die einführenden betrachtungen auf die schwedische reichssprache ab. diese weifs nichts von dem gegensatz zwischen starkem und schwachem levis. so entsteht der übelstand, dass diese doppelheit, der an sprachgeschichtlichen folgen kaum eine zweite gleichkommt, erst später, sozusagen unter der hand die scene betritt (§ 50), während uns die allgemeinen übersichten (s. XII und § 32) nur mit éinem levisgrade bekannt machen. — in abschnitt III unternimmt K. die geschichtliche erklärung der beiden accentsysteme. behutsam schreitet er zum jüngern altschwedischen, dann zum ältern altschwedischen und zum gemeinnordischen zurück. die letzten wurzeln der erscheinung liegen

[1] man errät gleich, dass 'vgl. in gewissem grade Lindgren' so viel bedeutet wie 'einiges hierüber bei L.', dass 'lehen' = 'lehngut' sein soll (deshalb undeutsch, weil beim simplex *lehen* die bedeutung des geliehenen, zurückziehbaren noch lebendig ist) usw. hoffentlich dringt das unschöne wortgebilde 'accentuierung' nicht durch. 'betonung' ist unverfänglich, sobald man von vornherein erklärt, dass man nicht nur die stimmhöhe damit meint.

in der idg. ursprache, in dem circumflex gewisser endsilbenvocale. die ganze herleitung ist scharfsinnig ausgedacht. der einwurf 'unsicher' ligt zu nahe, um erlaubt zu sein. ich sehe kein glied in der langen kette, das als unmöglich zu beanstanden wäre. für die meisten vorgänge kann sich K. auf sichere analogien berufen. dagegen wird man die frage, ob die heute vorliegenden zustände auf diesem wege würklich e r k l ä r t werden, nicht bejahen. warum der fortis 1 höher einsetzt als der fortis 2 — einer der markanten unterschiede —, das wissen wir nicht. dass der fortis 1 jetzt in den meisten gegenden eingipflig, der fortis 2 zweigipflig ist (vgl. § 247), bleibt unerklärt; denn jener wie dieser soll etwa um das jahr 900 zwei gipfel gehabt haben. man sieht nicht ein, weshalb (urnord.) **maiʀǣ*, **sōhtē*, **dagōʀ* den kräftigen und hohen levis auf der schlusssilbe bewahren, während in **langiʀǣ*, **fulliðē*, **feturōʀ* die gleichwertigen schlusssilben — sofern sie sich lautmechanisch entwickeln — zum levissimus herabsinken (vgl. § 228); durch das verstummen der mittelsilbe kann die folgende silbe nicht wol geschwächt worden sein. woher in **fullōstǣ*, **konungōʀ* dieselbe accentform 2 kommt wie in **stainōʀ*, **sōkīʀ*, das würde eine eigene construction für sich in anspruch nehmen. der verf. setzt die urnord. formen **bindōm*, **bindīþ* an : der vocalverlust in urgerm. **bindomiz*, **bindiði* soll die vorhergehnde silbe gelängt haben. dann wäre also auch **bindizi* > **bindiʀ* zu verlangen; und doch verliert **bindīʀ* sein langes *ī* schon in der ersten synkopezeit! urgerm. *farizi ergäbe **farīʀ*; da fände § 245 anwendung : 'die lange zweite silbe blieb bis auf weiteres in den kurzsilbigen wörtern stehn und wurde erst später halblang'; und dennoch die synkope **farī̆ʀ* > *ferr*? die erscheinung, dass auf kurze fortissilbe eine stärkere silbe folgt als auf lange, hätte man gern mehr selbständig behandelt gesehen, da sie mit dem gegensatze acc. 1 : acc. 2 nicht solidarisch ist; sie gilt ja auch für die westgerm. sprachen, nach ausweis der vocalsynkopen. übrigens muss der nachdruck auf den zweiten silben von **dagaʀ*, **taliðē* gering gewesen sein, da er das verstummen der vocale ja nicht gehindert, nur verzögert hat (bei **dagaʀ* ist nicht einmal dies nachzuweisen); urnord. **taliðē* hatte jedesfalls schon, ebenso wie **dōmiðē*, den zweitstärksten ton auf der endsilbe. da die kurzen endungsvocale unterschiedslos schwanden, ob sie den vorgermanischen wortton trugen oder nicht, in **windaʀ* ebenso wie in **wulfaʀ*, ist es recht unwahrscheinlich, dass dieser vorgermanische ton in dem spätern starken levis (*tålå*) nachwürke (vgl. § 240).

Als zweiten hauptgegenstand des buches kann man die frage nach dem umfang der germanischen accentverschiebung bezeichnen. Kock vertritt hier eine persönliche lieblingsansicht, für die er seit 23 jahren ins feld gezogen ist : nämlich dass es eine urgermanische anfangsbetonung — so wie sie bei uns in Deutschland gelehrt wird — nicht gegeben hat. in den compositis, nimmt K. an, war

die betonung des zweiten gliedes zwar etwas seltener als die des ersten, aber doch in weitem umfange vorhanden und principiell gleichberechtigt mit der anfangsbetonung, nicht etwa auf gewisse kategorien eingeschränkt (bes. § 499 f). für die simplicia befürwortet K. die analogische verpflanzung des haupttones auf die wurzelsilbe und fährt dann folgendermafsen fort (§ 498): 'dies hat jedoch ganz sicher eine sehr lange periode erfordert, und ganz dürfte das neue acc.-princip in den germ. dialekten erst ziemlich lange nach der spaltung der urgerm. sprache durchgeführt worden sein. ja, zb. in dem aschw. *aldrégh* und noch in dem *aldrígh* 'nie' des schwed. und dän. des 17 jhs. hat man bis auf diese zeit einen rest der älteren acc. erhalten'. das wäre in der tat 'ziemlich lange' nach der urgerm. zeit. 'gemeingermanisch' dürfte man danach die accentverschiebung nur etwa in dem sinne nennen, wie man den *i*-umlaut, das aussterben des pronominalen duals und ähnliche dinge als gemeingermanisch bezeichnen könnte.

Nach meinem gefühl geht K. in diesem abschnitt v zu sehr als anwalt vor, der überreden will; er bleibt nicht ganz der unbeteiligte erforscher, der dem pro und dem contra gleich helles licht spendet. namentlich gilt dies für die verwertung der altgerm. poesie. zwei standpuncte sind ihr gegenüber eingenommen worden. die einen sagen: die stabsetzung beruht auf künstlichen regeln (deren ratio wir nicht mehr erkennen), sie spiegelt nicht die gewichtsabstufung der natürlichen sprache. die andern glauben, dass die stabenden silben die stärksten im worte und im satze sind. für die ersten kommt die stabsetzung als erkenntnisquelle des sprachtones einfach nicht in betracht. für die andern ist sie ein zeugnis ersten ranges. Kock verfährt eklektisch. er hebt die paar einsamen fälle, wo ein compositum mit dem zweiten gliede stabt, als argumente für die nicht-anfangsbetonung widerholt und nachdrücklich hervor, lässt aber unerwähnt, dass neben diesen paar solostimmen ein vieltausendstimmiger chorus für die anfangsbetonung zeugt.[1] dieser mittelweg ist ungangbar. Qui trop embrasse, mal étreint. die in § 478 angeführten aufsätze von Beckman und Craigie stellen sich auf den ersten der genannten standpuncte; sie erschliefsen die betonung nicht aus dem stab-

[1] § 457/458 sagt er geradezu: (die altschwed. reimdichtung) 'bestätigt vollkommen, dass der fortis der alten sprache in grofser ausdehnung auf dem zweiten comp.-gliede ruhen konnte. dies wird auch durch die alliterationen in isl. gedichten (Bugge NFkv. s. 36 anm.) .... bestätigt'. Bugge aao. citiert zwei, sage zwei fälle und erinnert aufserdem an die wörter mit *ó-* ('un-'). dazu kann man noch *iafnhátt* nehmen, in der strophe SnE. (FJónsson) s. 89; es stabt mit *himinn*, nicht mit *upp*. von 'grofser ausdehnung' kann da füglich nicht die rede sein. vielmehr beachte man, dass die nicht stabenden ersten compositionsglieder (*ó-*, *ofr-*, *iafn-*, *ein-*) sämtlich 'leere begriffe' sind (Behaghel Syntax des Heliand s. 62), sich also deutlich als eine bestimmte gruppe abgrenzen.

reim, sondern gegen den stabreim, sie denken sich, dass die stäbe mit einer gewissen vorliebe in den senkungen stehn. wer dies mit K. (§ 478) discutabel findet, der kann unmöglich den schluss ziehn, in der langzeile

ofrgiǫld fáa gumna synir

beweise die stabsetzung, den endton von *ofrgiǫld*. wer dagegen, wie zb. der ref., der meinung ist, dass die stabenden silben die stärksten sind, der muss die Kocksche hypothese notgedrungen als widerlegt ansehen, — widerlegt durch das älteste, umfassendste und unzweideutigste zeugenmaterial, das uns in dieser sache zu gebote steht.

Von den zeugen, die K. aufruft, möcht ich mehrere 'taka ór dómi' dh. recusieren. die accentstriche bei Otfrid können würklich nicht das beweisen, was sie hier beweisen sollen! der grundsatz, die stärkste silbe anzuzeichnen, ist eben durch so und so viele andere rücksichten und — zufälligkeiten durchkreuzt worden. um absonderliche betonungen wie *lītellā́tr* dem aisl. zuzuweisen, brauchte es ein bischen festeren boden als sporadische, planlose acute in einzelnen hss. die lautlichen vorgänge, die mit der hauptbetonung des 2 comp.-gliedes zusammenhängen sollen, lassen sich wol auch anders deuten. zb. glaub ich, dass der nach dem jeweiligen satzrhythmus wechselnde, stärkere oder schwächere nebenton auf dem zweiten gliede eine rolle gespielt hat. **brūðihlaup* wurde zu *brullaup* bei stärkerem nebenaccent auf der schlusssilbe, dagegen zu *bryllaup* da, wo die nachdrucksverhältnisse denen von **dōmiðē* > *demði* glichen (in beiden fällen *i*-umlaut). dazu stimmt gut die doppelte entwicklung von **Anulaiƀaʀ* zu *'Aleifr* und zu *'Oláfr*, dort mit stärkerem, hier mit schwächerem ton auf dem zweiten gliede (*'Aláfr* und *Óleifr*, soweit sie würklich vorkommen, sind mischformen). in *aljalīkōʀ* > *elligar* erblick ich den (ältern) umlaut des *j* : **alja-* wurde zu **eli-*, nicht zu *ali-*. die würkungen des Vernerschen gesetzes können nur für den vorgermanischen accent beweisen und müssen bei der frage, ob der germ. anfangston eingetreten sei, gänzlich fern bleiben. zb. das *d* in got. *naudiþaurfts* weist auf vorgerm. **nauðiþurftis*, gibt aber keinen aufschluss, ob die Germanen den fortis auf *nau-* oder auf *þurf-* legten. deutlich zeigt sich dies bei got. *andniman* gegen *ándanēms* : das *-d-* fordert in beiden fällen gleichermaſsen den vorgerm. accent hinter *and-*; dennoch ist in *andanēms*, wie auch K. annimmt, der urgerm. ton auf die anfangssilbe getreten, in *andniman* nicht; die urgerm. lagerung der accente ist also unabhängig von dem vorgerm. zustand, wie er sich im grammatischen wechsel ausspricht. *dus-'* > *tuz* beweist nicht, dass dieses präfix im urgerm. unbetont blieb, usf.

Die anschauung, die Kluge im Grdr. d. g. phil.² I 388 ff vorträgt, scheint mir in allem wesentlichen unerschüttert dazustehn. auch die accentregelung als mechanischen vorgang möcht ich

gegen Kock § 498 festhalten. dass den Germanen, schon eh sie die neue betonungsart hatten, die wurzelsilbe 'für das unmittelbare sprachgefühl trägerin der wesentlichsten bedeutung des wortes war', kann ich mir nicht vorstellen. hat der Italiener ein gefühl davon, dass er in *villa, frate, penso* 'logisch', in *città, fratello, pensiamo* 'unlogisch' betont?[1]

Auch K. führt nicht jede neuere endbetonung auf die ursprache zurück. er nimmt an, dass einzelne nord. mundarten diesen accent in grofsem umfange secundär eingeführt haben; 'ein neues aussprachegesetz' (§ 510). ich kann es mir nicht anders denken, als dass man diese annahme in viel weiterer ausdehnung für die nord. und auch für die wgerm. sprachen geltend machen muss. die weitgehende binnen- und endbetonung, die uns zumal im schwedischen und dänischen entgegentritt, ist eine jüngere entwicklung. diese ist nach K.s darlegungen seit einigen jahrhunderten im abstieg begriffen. wann sie ihren höhepunct hatte, weifs ich nicht. in der nhd. gemeinsprache (in norddeutschem munde) scheint die tendenz auf binnenbetonung noch lebendig zu sein; wo ein und dasselbe wort die beiden accente führt, wie zb. *ausführlich*, wird man wol in der binnenbetonung nicht mit K. ein 'noch', sondern ein 'schon' zu erkennen haben.

Den anstofs zu der ganzen bewegung gab vermutlich der grofse umschwung in der satzbetonung, der etwa vom 10/11 jh. ab das ganze germanische sprachgebiet ergriff. auch K. acceptiert in der hauptsache die aus der stabsetzung zu erschliefsende altgerm. satzbetonung (§ 512). der neuere satzrhythmus ist sehr verschieden. er hat vor allem die freiheit und die neigung, das zweite glied einer gruppe zu betonen, wo man früher das erste betonte. im nhd. kann sich dieser mechanische trieb dem logischen bedürfnis überordnen; man kann zb. in den beiden sätzen

er hat sich die schriften von Uhland gekauft
er hat sich Uhlands schriften gekauft

das erste mal auf *Uhland*, das zweite mal auf *schriften* den stärkern und höhern ton legen, auch wo nicht im mindesten die absicht besteht, dort den autor zu unterscheiden, hier die 'schriften' etwa den 'gedichten' entgegenzusetzen. dass die accentverschiebung von den syntaktischen gruppen auf die composita übergreifen konnte, ist nicht zu verwundern. besteht doch keinerlei feste grenze und hat sich vieles seit dem 12 jh. allmählich von der juxtaposition zum einheitlichen worte entwickelt. sollten nicht im ostnordischen auch die massen deutscher lehnwörter unordnung gestiftet haben, indem unbetonte verbal- und betonte nominal-

[1] K. sagt § 498, bei mechanischer verpflanzung des fortis auf die erste silbe verstehe man nicht, dass zb. isl. *torbænn* den fortis noch immer auf der zweiten silbe trage. aber ligt hier würklich ein 'noch immer' vor und nicht vielleicht ein 'wider'? vgl. Kluge aao. § 86. 87 (got. *frálusts* — ahd. *firlúst* nach *firléosan* u. ähnl.).

präfixe in der neuen heimat gr. t. lautlich zusammenfielen? — bis nach Island hat sich die bewegung nicht erstreckt. von allen germanischen sprachen hat das isländische die folgerichtigste anfangsbetonung. da diese mit der deutschen und der englischen meistens zusammengeht und anderseits zu dem stimmt, was der altgermanische stabreim über den wortton aussagt, wird das isländische in dieser hinsicht doch wol nicht die unursprünglichste aller nordischen sprachen sein.

Berlin, 24 Januar 1902. ANDREAS HEUSLER.

Snorri Sturluson, Edda, udgiven af FINNUR JÓNSSON med bidrag af professorernes fritrykskonto. København, universitetsboghandler Gad, 1900. XII und 237 ss. 8°. — 4,50 kr.[1]

In dieser neuen ausgabe sind zum ersten male die lesarten von T, einer Utrechter papierhs. von c. 1600 verwertet. über sie haben wir von FJónsson mitteilung erhalten zunächst in der praefatio zur grofsen Arnamagnæanischen ausgabe III, s. CXIV f, wo auch schon ein stück nach einer abschrift von Jón Sigurdsson abgedruckt ist, nämlich jener teil des prologs, um welchen T reicher ist als r. bekanntlich fehlt in r das erste blatt. auch T ist im anfang unvollständig, aber der ausfall ist nur halb so grofs wie in r.

Dann erfuhren wir genaueres über T in FJónssons abhandlung 'Edda Snorra Sturlusonar dens oprindelige form og sammensætning', Aarb. f. nord. oldkynd. og hist. 1898, s. 283 ff, s. namentlich den excurs, s. 356: T ist nahe verwant mit r, aber keine abschrift von r, sondern von einer verlorenen pergamenths., welche nach ausweis der conservativen orthographie von T um 1300, wahrscheinlich sogar früher geschrieben ist, also gleichaltrig war mit der Kringla und älter als sämtliche hss. der SnE.

In einer reihe von fällen lehrt die lesart von T, die übereinstimmung von T mit den übrigen hss. gegen r, dass r selbständig geändert hat. diese erkenntnis ist der neuen ausgabe zu gute gekommen, die wie die AM.sche r zu grunde legt.

So schreibt die AM.sche ausgabe I 32 [13] *ok fór með laun* nach r, dagegen FJónsson s. 9 [4] *með leynd,* wie TW haben. in solchen fällen, wo TW gegen r stehn, ist in der regel die lesart von TW in den text gesetzt worden. — I 44 [12] *eða trúir þú* nach r, FJ. s. 13 [5] *eða trúi þér* nach TUW. — I 46 [4] *Auðhumbla* nach r, FJ. s. 13 [10] *Auðumla* nach TUW. — I 62 *í upphafi setti hann stiórnarmenn* nach r, FJ. s. 18 [12] fügt hinzu *í sæti* nach TUW. — I 92 [14] fehlt der ganze satz *Eigi er Niǫrðr ása ættar* nach r, s. dagegen FJ. s. 28 [2] nach TUW. — I 96 [13] hat schon die AM.sche ausgabe *tignarnafn* geschrieben in *ok af hennar nafni er þat tignarnafn* nach UW, gegen r, das nur *nafn* hat; auch T hat *tignar-*

[1] vgl. Littbl. f. germ. und rom. phil. 1901, nr 34 (Mogk), Arkiv f. nord. fil. XVIII s. 182 ff (Heusler).

nafn, s. FJ. 29 [9]. — I 116 [13] *Vǫr, hón er ok vitr* nach r, FJ. s. 36 [5] blofs *hón er vitr* nach TW, s. die abhandlung in den Aarb. s. 352, gegen Mogk Beitr. 5, 529 ff. — I 150 [4] *Þórr fór fram á leið* nach r, FJ. 48 [7] *snýr f. á l.* nach TW. — I 152 [1] *ok glotti um tǫnn* nach r, FJ. 48 [10] *við tǫnn* nach TUW, s. die abhandlung in den Aarb. s. 344. — I 180 [10] ist schon *hafi* (r) nach UW in *haldi* gebessert (*haldi Hel því er hefir*); auch T hat *haldi*, s. FJ. 60 [1]. — FJ. s. 107 [8] heifst es nach TW *Hví er gull kallat sáð Kraka?* in r und SnE. I 392 fehlt dieser satz. — Grottasöng str. 17 (Bugge), SnE. I 386 wird die conjectur *mútt of leiti* durch T bestätigt; FJ. schreibt allerdings s. 193 *létti* mit r. — ebenso bestätigt T die conjectur *iárni varðar* Grottasöng str. 21, SnE. I 388, FJ. s. 194 für *iarnar fiarðar*, wie r hat.

Gelegentlich vermist man aber bei FJ. eine angabe über die lesart von T: Grottasöng str. 4 schreibt FJ. s. 192 *vas til meldrs komin* ohne variantenangabe. nach Bugge hat hier r '*meldr*, ikke *meldz*, som Rask og Egilsson læse'. da möchte man doch gern erfahren, was in T steht. — Grottasöng str. 3, FJ. s. 192 ist *þytu* ein druckfehler für *þyt*. — FJ. s. 97 [6, 7] erfahren wir, dass der zwergname *Brokkr* in T nicht steht, sondern ein raum freigelassen ist, wie das auch ursprünglich in r der fall war, wo der name erst von späterer hand nachgetragen ist. s. 98 [2] heifst es aber zu Brokk blofs 'so r von späterer hand', aber über T fehlt eine bemerkung. ebenso bei *Sindri* s. 97 [7] 'so r von jüngerer hand; *æitri* W; fehlt TU', vgl. SnE. I 341 [17] 'sic Reg., multo seriori manu ex Eitri mutatum'. FJ. s. 98 [1] heifst es aber wider nur zu *Sindri* 'so r mit jüngerer hand, *æitri* W', ohne angabe über T. wahrscheinlich ist gemeint, dass auch hier T an stelle von *Brokkr* eine lücke hat, und *Sindri* fehlt. jedesfalls zeigt die stelle, dass r und T auf dieselbe quelle zurückgehn.

Eine von T unabhängige verbesserung bringt die neue ausgabe auf s. 6 [5], wo zwischen *Guðólfr* und *hans sonr Friallaf* (WT, *Fiarllaf* r und AM.sche ausgabe s. 24) eingefügt wird: *hans sonr Finnr*. diese worte, welche in T und W stehn, fehlen auch in r nicht, sondern sind dort, was in der AM.schen ausgabe s. 24 nicht beachtet ist, in margine nachgetragen, s. die abhandlung in den Aarb. s. 337. — hübsch ist FJ.s vermutung, abhandlung in den Aarb. s. 341, dass die lesart von r *hann* (der saal Brimi) *stendr ok á himni*, SnE. I 198, FJ. s. 65, ein lesefehler aus *a okolni*, wie W hat, ist, wobei *ok* als die conjunction und *li* als *h* aufgefasst wurde. die neue ausgabe s. 65 [6] schreibt *á Ókólni*. in T fehlt die ganze stelle; wahrscheinlich war die vorlage hier undeutlich.

Völuspa str. 9, SnE. I 64, FJ. s. 19 [10] hat T *ór Brimis blóði*, wie der codex R der Liederedda, während alle übrigen hss. der SnE. und auch die Hauksbok *ór brimi blóðgu* haben, was FJ. in den text setzt. hier scheinen zwei schreiber unabhängig von

einander auf die gleiche änderung verfallen zu sein. aber wo das ursprüngliche vorligt, ist kaum auszumachen. — Havam. 1, SnE. I 36, FJ. s. 10 [1] hat T den vers *um skoðaz skuli*, so dass die strophe 7 zeilen hat, wider in übereinstimmung mit dem Regius der Liederedda und gegen alle übrigen hss. der SnE., welchen FJ. folgt. — Grimnism. 23 (Bugge), SnE. I 130, FJ. s. 41 haben rTW und der codex A der Liederedda *ganga senn ór einum durum* gegen U und R, wo *senn* fehlt. letzteren folgt FJ.; warum, ist unklar, da er die laa. der Liederedda gar nicht verzeichnet. — Fafnism. 13 (Bugge), SnE. I 72, FJ. s. 22 haben rT und R *hygg ek at nornir sé*, U *hygg ek nornir vera*, W *segi ek at nornir sé*; hier schreibt FJ. teils W, teils U folgend *segi ek nornir vesa*, offenbar dem hauptstab auf erster hebung zu liebe.

Jedesfalls hat in den beiden letzten fällen in dem x, aus welchem r und T mittelbar oder unmittelbar geflossen sind, nicht das gestanden, was FJ. in den text setzt. aber FJ. will gar nicht dieses x reconstruieren, sondern das werk Snorris selbst, ein unternehmen, das freilich reizvoller ist, aber auch weniger aussicht auf erfolg hat. bei diesem reconstructionsversuch geht FJ. von r aus, und in seiner abhandlung in den Aarb. hat er seine gründe dargelegt gegen Müllenhoff und Mogk.

Manches von dem, was hier FJ. s. 331 ff gegen U vorbringt, ist allerdings überzeugend : U zieht zusammen und kürzt, wodurch ungereimtheiten entstehen. so in der s. 345 besprochenen stelle : *ok tóku þau syskin ok settu upp á himin. létu Sól keyra þá hesta er drǫgu kerru sólarinnar* r (SnE. I 56), *ok setto þau upp á himin ok draga þau* (also die *syskin Sól* und *Máni!*) *kerro sólar* U (SnE. II 258), vgl. Mogk Beitr. 5, 502. oder auslassung und dann nachtragen des ausgelassenen in U (II 252) — *kona hans hét Frigida er vér kǫllum Frigg* — vgl. dagegen r (I 24) s. abhandlung s. 336. dagegen kann die folgende stelle kaum etwas beweisen : *Trór. þann kǫllum vér Þór . . . . fór hann viða um lǫnd . . . ok sigraði einn saman alla berserki ok alla risa, ok einn hinn mesta dreka ok mǫrg dýr* r (I 22), *hann sigraði marga berserki senn ok dýr eðr dreka* U (II 252). die anspielung auf die Midgardsschlange braucht nicht ursprünglich zu sein.

Diese manier, zunächst kürzen, dann nachtragen, findet FJ. auch in gröfserem stile in U angewendet, und er erklärt so die verschiedenheit in der capp.-abfolge von U und r, s. die abhandlung s. 315 ff. FJ. meint, U habe ursprünglich nur die mythischen bestandteile des werkes bringen wollen, also die ganze Gylfaginning, dann vom Skaldskaparmal die Bragarœdhur, di. die geschichte von Idhun und vom dichtermet, weiter die capp. 17 und 18 (r), di. Thors kampf mit Hrungni und seinen zug zu Geirrödh. dazu fügte er noch aus rein persönlichem interesse das verzeichnis der skalden, der Sturlunge und der isländischen

lögsögumenn. dann ändert er aber seinen plan, er will nun vollständiger sein, bringt noch einmal die umschreibungen *Kvasis blóð, dverga drykkia* etc. (II 302), obwol er sie schon früher übereinstimmend mit r in der geschichte vom dichtermet gebracht hatte, und lässt dann weiter die capp. in der reihenfolge von r und W folgen. ebenso habe U auch vom Hattatal zunächst nur eine oder zwei zeilen von allen strophen bringen wollen mit kurzer angabe des metrums oder der metrischen besonderheit, welche hier exemplificiert werden soll. dann aber entschliefst er sich auch hier wider dazu, ausführlicher zu sein, und bringt nun die ersten 56 strophen vollständig mit dem commentar. die gleiche manier findet FJ. bei U auch im innern des Skaldskaparmal : U lässt auf die fornöfn das cap. von der Hjadhningar folgen und weiter eine reihe von capp. über goldkenningar, welche er früher an den stellen, welche denen in r entsprechen, entweder ganz ausgelassen, oder nur angedeutet, oder in verkürzter form gebracht hat (II 319. 331). diese trägt U jetzt an unpassender stelle und auch noch immer kürzend nach und widerholt sich dabei, indem er die umschreibungen *Hiaðninga veðr* etc. und die strophe Eyvinds mit der goldkenning *faldsól Fullu* zweimal bringt.

FJ. erklärt also die abweichungen, welche U gegenüber r zeigt, durch ein fortgesetztes schwanken des schreibers U zwischen dem wunsch, möglichst bald mit seiner arbeit fertig zu werden und doch nicht allzuviel auszulassen, und dieser erklärungsversuch ist sehr erwägenswert. im gegensatz zu den ausführungen Müllenhoffs im 5 bande der AK., wo U der vorzug vor den andern hss. gegeben wird, meint FJ., dass U am weitesten abstehe von der ursprünglichen gestalt der SnE. am besten sei noch Snorris werk in r und T erhalten, aber auch hier sei nicht die alte form bewahrt. diese könne nur durch eine sorgsame vergleichung aller hss. annähernd reconstruiert werden, und FJ. unternimmt den reconstructionsversuch, wobei er von rT ausgeht. er nimmt eine reihe von interpolationen in rT an, scheidet diese stücke aus seinem text aus und verweist sie in das tillæg. dabei ist zu bemerken, dass FJ. bei seinen athetesen zuversichtlicher ist in der ausgabe, als er noch in der abhandlung in den Aarb. war. dieser reconstructionsversuch scheint mir nun allerdings nicht geglückt zu sein.

Zunächst fällt es nach dem, was FJ. über U ausgeführt hat, auf, dass er sich fortwährend bei seinen ausscheidungen auf U beruft, das die betreffende stelle nicht habe. gelegentlich wird allerdings zugegeben, dass U die stelle übersprungen haben könne, so abhandlung s. 313 unten.

Verhältnismäfsig am besten gestützt ist noch die ausscheidung von cap. 1 der Gylfaginning, die schon von Mogk vorgenommen worden ist. hier kommt nämlich das formelle moment

in betracht, das W cap. 2 beginnen lässt mit den worten : *Gylfi er maðr nemdr, hann var vitr konungr ok fiǫlkunnigr* . . ., als ob vorher von Gylfi noch nichts erzählt worden wäre. dass U das cap. 1 nicht hat, kann vom standpunct FJ.s nichts beweisen, besonders da der anfang von cap. 2 in U gegen r stark gekürzt ist. ebensowenig der euhemerismus, denn es ist trotz der bemerkung *af ása ætt* gar nicht ausgemacht, dass Snorri die Gefjun für identisch mit der göttin gehalten hat, und dann befinden wir uns hier im rahmen der Gylfaginning. in diesem konnten auch skaldische strophen citiert werden. zu dem widerspruch, dass hier Gefjun vier söhne von einem riesen hat, dort die göttin Gefjun jungfrau und patronin der jungfrauen ist, s. Mogk Beitr. 5, 514, vgl. man etwa folgenden andern : Gylfag. cap. 44 schenken die zwerge dem gotte Frey den Skidhbladhnir, Skaldskaparm. cap. 45 aber Loki. auch der wortlaut von W in cap. 2 kann kaum die ausscheidung des cap. 1 rechtfertigen, denn dieser kann sehr wol nur die gedankenlosigkeit eines schreibers zur voraussetzung haben. FJ. lässt seine Gylfaginning mit den eingangsworten des cap. 2 in W beginnen.

Aus dem Skaldskaparmal scheidet FJ. die längern gedichte und bruchstücke von solchen aus. bloſse verweise oder anführung der ersten strophe seien das ursprüngliche gewesen. so finden wir im tillæg : die bruchstücke der Haustlöng, die Thorsdrapa, die bruchstücke der Ragnarsdrapa und den Grottasöng. mit dem 2 Haustlöngbruchstück hat FJ. auch die beiden prosastücke, cap. 21 von Sif und den prosaeingang von cap. 22 über Idhun, ausgeschieden. das resultat dieser ausscheidung ist, dass bei FJ. s. 90 die ff beiden sätze nebeneinander stehn : *Svá má kenna allar ásyniur at nefna annarrar nafni ok kenna við eign eða verk sín eða ættir. Ásu er svá rétt at kenna, at kalla einn hvern annars nafni ok kenna við verk sín eða eign eða ættir.* wir hätten in zwei aufeinander folgenden sätzen zweimal dieselben worte, eine stilistische ungeschicklichkeit, die doch kaum Snorri zugetraut werden kann. beide sätze müssen, meint FJ. Abhandlung s. 310, von Snorri herrühren, weil sie sich in allen hss. finden. mir scheint, dass sich aus FJ.s eigner erwägung nur ergibt, dass hier eine ausscheidung nicht am platze ist. in der abhandlung hat FJ. auch nur das Haustlöngbruchstück für interpoliert erklärt, das in U fehlt, die beiden prosastücke über Sif und Idhun, von welchen nur das erste in U fehlt, hält er hier noch für echt. FJ. sagt, Snorri hätte, wenn es überhaupt seine absicht gewesen wäre, das Haustlöngbruchstück zu verwerten, dasselbe in den sogenannten Bragarœdhur gebracht, dort, wo er von Idhun und Thiazzi ausführlich handelt. mit demselben rechte könnte man aber wol fragen, warum Snorri dort die Idhungeschichte erzählt vor der vom dichtermet. Bragi könnte doch gleich mit dieser beginnen, und der übergang von der Gylfaginning zum Skald-

skaparmal wäre deshalb nicht schlechter. der grund, weshalb wir die beiden mythen neben einander finden, ist wol weniger in dem streben nach einem eleganten übergang von der skaldischen umschreibung *munntal iǫtuns* zu der geschichte von der entstehung des skaldskap zu suchen, als in der ähnlichkeit der beiden geschichten von Idhun und vom dichtermet : in beiden eine entführung und eine verfolgung, wobei der räuber und der verfolger vogelgestalt annehmen. über die lockerheit der composition in der SnE. s. Heinzel Anz. xi 56. da die Idhungeschichte nur zu der vom dichtermet hinüberführen soll, so begreift es sich auch ganz gut, dass Snorri das lange Haustlöngbruchstück nicht hier brachte. für die anordnung der capp. 17—22 incl. kann nun ebenfalls das streben mafsgebend gewesen sein, inhaltlich und auch formell ähnliche partien zusammenzustellen. mit den eingangsworten von cap. 17 *Nú skal enn segia dœmi, af hveriu þær kenningar eru, er nú vóru ritaðar, er áðr vóru eigi dœmi til sǫgð* bezieht sich Snorri auf die in cap. 4 und 16 angeführten kenningar. er lässt nun, nachdem er von den einzelnen göttern gehandelt hat, die mythen folgen, nach welchen diese kenningar gebildet sind, nämlich die Hrungni-, Geirrödh- und noch einmal die Idhungeschichte, also erzählungen, die inhaltlich verwant sind, weil sie alle drei conflicte mit riesen behandeln, und auch formell ähnlich, wenn es Snorris absicht war, hier lange strophenreihen aus skaldischen dichtungen (die Haustlöngbruchstücke und Eilifs Thorsdrapa) zu bringen. vor der Idhungeschichte, oder eigentlich vor dem Haustlöngbruchstück, das sie behandelt, schaltete er die göttinnen ein, wie er später die gold-kenningar einschaltet in die umschreibungen für 'mann' und 'frau'. das Idhuncap. (22) bezöge sich dann auf cap. 16 *þiófr Iðunnar epla*, wie das Geirrödhcap. auf *heimsœki ok kistuskrúð Geirrøðar*. so begriffe es sich auch, dass Snorri nach dem Haustlöngbruchstück über Idhun die worte folgen lässt : *Ásu er svá rétt at kenna, at kalla einnhvern annars nafni ok kenna við verk sín eða eign eða ætt*, denn sie schliefsen dann den abschnitt über die götter, in welchen der über die göttinnen nur eingeschaltet ist. die entsprechende bemerkung über die göttinnen steht ganz passend am schlusse von cap. 20 über Freyja — voraus geht nur noch Frigg —, also nach den beiden göttinnen. Sif und Idhun werden angeschlossen wie die Valkyrjen und Gerdh an die 14 göttinnen in cap. 36. 37 der Gylfaginning, also nicht als göttinnen, sondern mit beziehung auf die umschreibungen in cap. 4 und 16, wo auch *verr Sifiar* und *hárskaði Sifiar* angeführt werden.

Ob mit dieser erklärung der cap.-reihenfolge in r Snorris absicht würklich erraten ist, mag zweifelhaft sein, aber sie ist mindestens ebenso wahrscheinlich wie FJ.s reconstruction.

Für seine ausscheidung der gedichte und längeren bruchstücke beruft sich FJ. wider auf U, wo nur der verweis auf das

gedicht steht ohne strophen. das sonst kürzende U hat auch hier wider nach FJ. das ursprüngliche bewahrt. wenn U in cap. 50 des Skaldskaparm. nur den helming des Viga-Glum citiert und das längere bruchstück aus der Ragnarsdrapa auslässt, so ist nach FJ.s ansicht über U kaum eine andre auffassung wahrscheinlich als die, dass U auch hier gekürzt hat, das lange bruchstück ausliefs und sich mit dem helming des Viga-Glum begnügte. ferner fällt es auf, dass FJ. die Völuspastrophen im cap. 51 der Gylfaginning nach rT in den text setzt, und nicht auch hier mit U kürzt. eine abneigung gegen längere citate nimmt also FJ. nicht bei Snorri an. dasselbe Völuspacitat kann auch der bemerkung FJ.s s. IX der ausgabe entgegengehalten werden, das Snorris darstellung nicht ganz mit der der Thorsdrapa übereinstimmt, denn wenn Snorri in der prosa I 190, FJ. s. 63 sagt *Þáríðr Óðinn til Mímisbrunnz ok tekr ráð af Mími fyrir sér ok sínu liði*, so stimmt das wol zu I 68, FJ. s. 21, zu der vorstellung vom trinkenden, also doch wol noch nicht geköpften riesen am Mimisbrunnen, aber nicht zu den Völuspaversen *mælir Óðinn við Míms hǫfuð*. freilich enthält die Völuspa selbst diesen widerspruch. dafür, dass Snorri sich mit dem blofsen verweis auf dichtungen begnügt habe, ohne strophen anzuführen, beruft sich FJ. auf Skaldskaparmal cap. 5 und 8 : *Úlfr Uggason hefir kveðit eptir sǫgu Baldrs langt skeið í Húsdrápu, ok ritað er áðr dœmi til þess, er Baldr er svá kenndr* und *Úlfr Uggason kvað í Húsdrápu langa stund eptir þeirri frásǫgn; er þess þar getið, er þeir vóru í sela líkium.* die ausdrucksweise Snorris scheint mir hier wenig für FJ. zu sprechen. Snorri scheint es mit den worten *langt skeið* und *langa stund* rechtfertigen zu wollen, dass er hier nicht, wie sonst, die ganze stelle citiert. es bleibt also nur die stelle I 264, FJ. s. 83, der blofse verweis auf den Heimdalargaldr ohne beigefügtes citat, übrig, s. die abhandlung in den Aarb. s. 314.

In erster linie scheinen aber die verhältnisse beim Grottasöng die ausscheidungen FJ.s bestimmt zu haben. hier folgt FJ. der hs. I eβ und schreibt mit ihr s. 107 (SnE. I 376) : *þat er sagt, at þær kvæði ljóð þau, er kallat er Grottasǫngr, ok er þetta uphaf at* und darauf folgt die erste strophe des gedichts, während in rT die worte *ok er þetta uphaf at* fehlen, auf *er kallat er Grottasǫngr* sofort die weitere prosa *ok áðr létti kvæðinu .....* folgt, und auf die prosa das ganze gedicht, in T unter der überschrift *Grottasǫngr*. die übrigen hss. bringen bekanntlich das gedicht nicht.

Aber gegen FJ.s annahme, dass I eβ hier das ursprüngliche erhalten habe, spricht, worauf mich Heinzel aufmerksam macht, die gewohnheit isländischer s c h r e i b e r, die doch auch isländische menschen waren wie Snorri, auf die worte *ok er þetta upphaf* das ganze gedicht folgen zu lassen. das lehren eben die stellen in der Egilssaga und Heimskringla, auf welche FJ. s. VIII

seiner ausgabe verweist: Egilss. cap. LX, FJ. s. 224 hat die hs. K *en hónum gafst þegar hlióð, ok er þetta upphaf kvæðis þessa*, worauf die ganze Höfudhlausn folgt, während es in M nur heifst: *hóf upp kvæðit ok kvað hátt, ok fekk þegar hlióð*, ohne das gedicht; in W folgt auf *hlióð: hér hefr Hǫfuðlausn* und das ganze gedicht. Heimskringla s. 219 der ausgabe von FJ. haben alle hss. *ok er þetta upphaf* und darauf das ganze gedicht Hakonarmal, dessen strophen, mit ausnahme der ersten, FJ. in klammern setzt. ebenso in Arngr. Gudhmund. s., Bisk. s. II 82. 99. die schreiber scheinen also mit den worten *þat er upphaf* den sinn von *hér hefr upp* zu verbinden, und es kann daher in der vorlage von reβ ganz wol das ganze gedicht gestanden haben, so wie in r und T; vgl. zur überschrift *Grottasǫngr* Heimskr. s. 219, wo F und 18 nach *upphaf* den titel *Hákonarmál* setzen.

Weiter finden wir im tillæg bei FJ. den schluss des cap. 42 des Skaldskaparmal, alles was auf die stelle *fyrir því er gull kallat Niflunga skattr eða arfr* folgt, samt dem bruchstück der Ragnarsdrapa über Hamdhi und Sörli. FJ.s hauptargument ist, dass in diesem stück nicht mehr auf goldkenningar bezug genommen wird. aber das steht gar nicht im gegensatz zur sonstigen darstellungsweise der SnE. so wird am schluss des Hrungnircap. die geschichte von Örvandil und Groa erzählt, ganz ohne beziehung auf die *kenningar, er nú vóru rítaðir, er áðr vóru eigi dœmi til sǫgð*, und wenn Snorri nur die kenning *haddr Sifiar* hätte erklären wollen, so hätte er sich gewis in cap. 35 des Skalskaparmal kürzer gefasst. der fall ist dem obigen ganz parallel, denn auf goldkenningar wird im weitaus grösten teil des cap. kein bezug genommen. Snorri benutzt eben, was sehr begreiflich ist, die gelegenheit, die ganze sage im zusammenhang zu erzählen, nachträge zu machen zu bereits erzähltem (Skidhbladhni, Thors hammer, Draupni usw.), und auch manches mitzuteilen, was dem leser im folgenden zu statten kommt, vgl. die kenning *Hamðis skyrta*, welche I 422, FJ. s. 116 angeführt und mit einer strophe Hallfredhs belegt wird. übrigens zeigt die erwähnung von Örvandil im cap. 17 und des *þvengr Vartari* in cap. 35, dass Snorri auch ohne solche rücksichten die ganze sage im zusammenhang mitteilen will, und auch die darstellungsweise in den Nibelungencapp. 39—42 selbst lässt erkennen, dass es Snorri nicht blofs darum zu tun war, goldumschreibungen zu erklären, denn dann hätte er die zwei igdhurstrophen aus den Fafnismal wol kaum citiert.

Keine ausscheidung im sinne der erwähnten ligt vor, wenn wir den prologus bei FJ. in einer kürzern form lesen als in der AM.schen ausgabe. hier konnte FJ. der Utrechter hs. folgen, in der ja nicht so viel fehlt wie in r, während die AM.sche ausgabe die lücke in r mit W ausfüllt. ähnlichkeiten dieser plusstücke von W mit einem teil des sogenannten Eptirmæli veranlassen FJ.,

auch diesen aus dem text von rT auszuscheiden. diese stücke druckt FJ. auch im tillæg nicht ab. dagegen finden wir dort die *þulur*.

Der wert der neuen ausgabe scheint mir also nicht in dem reconstructionsversuch FJ.s zu liegen, sondern, abgesehen von guten conjecturen bei Skaldenstrophen — ich verweise vor allem auf den text der Thorsdrapa nach FJ.s abhandlung in den Videnskab. selskaps forhandl. 1900 s. 369ff —, in der verwertung von T. man wird jetzt die ausgabe FJ.s immer neben der AM.schen zu rate ziehn müssen. wir hätten es freilich vorgezogen, wenn FJ. auf eine reconstruction des Snorrischen werkes verzichtet und dafür eine solche von dem x, auf welches r und T zurückgehn, geboten hätte. da man wol auch fernerhin nach der AM.schen ausgabe citieren wird, wäre es zur leichtern orientierung wünschenswert gewesen, wenn die seitenzahlen der AM.schen ausgabe am rande angemerkt worden wären.

Prag, december 1901. FERD. DETTER.

Notes critiques sur quelques traductions allemandes de poèmes français au moyen âge par J. FIRMERY, professeur de littérature étrangère à l'université de Lyon. Paris, Lyon 1901. (Annales de l'université de Lyon. nouvelle série. II. Droit, lettres. — fascicule 8.) 151 ss. 8°. — 4 m.

Es tut uns leid, dass das buch nicht von einem Deutschen geschrieben ist. nicht so sehr, weil uns dann doch wol die menge sinnstörender druckfehler in den mhd. texten, oder die durchstehnde barbarische schreibung *Wolframm* erspart geblieben wären, als vielmehr darum, weil der mann mit seiner behauptung der inferiorität der deutschen höfischen litteratur gegenüber der französischen im grofsen und ganzen recht hat und es schöner gewesen wäre, wenn wir das selbst eingesehen und mit vernünftiger beschränkung auch ausgesprochen hätten. denn eingesehen hat es ja wol auch nach Gervinus mancher deutsche gelehrte, aber er hat nichts davon verlauten lassen[1], wenn nicht etwa ein romanist in einseitiger liebe für seinen autor befangen den deutschen nachahmer schlecht machte, andre wider haben in bausch und bogen die gedankenlosen abenteuerromane (!) verworfen und in der deutschen heldensage das alleinige heil gesucht, ohne sinn für schöne form, die dem freien ausdruck feiner oder gewaltiger dichterischer und menschlicher individualitäten breiten spielraum gewährte, wie es die heldensage nie getan hatte, ohne verständnis für die 'psychologische vertiefung' (hier ist das wort wol angebracht), die die beschäftigung mit den aus der fremde gekommenen stoffen und den in ihnen enthaltenen problemen dem deutschen denken als wertvollen besitz übermittelt hat.

Nur bei diesen letztern und allenfalls bei Mafsmann, dessen einfluss er aber wol überschätzt, hatte Firmery eine gewisse berechtigung von chauvinismus zu sprechen. bei den übrigen ist

[[1] doch vgl. Scherer Gesch. d. d. litt. s. 161 und die dazu citierten aufsätze Heinzels! E. SCH.]

wol mehr die methode der vergleichung von zeile zu zeile schuld, combiniert mit der uns allen eingewurzelten vorliebe, alles menschliche tun als ein zweckbewustes aufzufassen. da nun jeder dichter natürlich sein werk so schön als möglich gestalten wird, so muss jede veränderung mit dem zweck der verbesserung vorgenommen sein. selten bedenken wir, wie sehr wir sklaven der umstände und unsre handlungen folgen derselben sind, wie viel weniger, als wir selbst uns einbilden, unser ganzes tun auf die erzielung eines resultates in der zukunft als auf ein halbwegs erträgliches zurechtkommen mit dem, was die gegenwart uns bietet, gerichtet ist. so hat denn F. den überzeugenden nachweis geliefert, dass vieles, was man als beabsichtigte änderung und besserung der mhd. dichter (oder übersetzer, um mit F. zu sprechen) anzusehen gewohnt war, nur auf ihre mehr oder minder grofse unbehilflichkeit, den französischen gedanken genau auszudrücken, zurückzuführen ist, wobei er mit recht dem zwang, den der reim ausübte, eine bedeutende rolle zuerkennt. auch dass mit dem wort von der 'psychologischen vertiefung' unfug getrieben worden ist, mag man zugestehn : etwas ist immerhin daran; denn wenn F. selbst feinsinnig ausführt, dass die Deutschen gern die erzählung oder beschreibung von tatsächlichem kürzen, dafür aber alles abstracte, alle ausführungen über das innre leben ihrer personen und der menschen überhaupt, spintisierereien über das wesen der liebe und ihr verhältnis zu andern leidenschaften und neigungen usw. mit vorliebe erweitern und neu einschieben — so ist das doch etwas, was auch der unbefangene mit 'psychologische vertiefung' bezeichnen darf. etwa, wie wenn Bourget die 'trois mousquetaires' bearbeitet hätte, ohne am stoff oder der anordnung etwas zu ändern.

In der einleitung und im 4 capitel bespricht F. Ottes Eraclius, leider nur im hinblick auf einen punct : die decenz. es ist schade, dass er keine genauere vergleichung angestellt hat: seiner eindringenden methode wär es sicher nicht entgangen, dass die gewis gröfsere frivolität Ottes nur eine folge seiner ganzen tendenz der umdichtung ist, die aus einer legende einen höfischen biographischen roman gemacht hat. man hätte den mann, der nicht nur über äbte und nonnen spottet, die das minnespiel wol verstehn, sondern auch das schöne gebet der mutter des helden, nachdem sie ihn verhandelt hat, wie die erscheinung des engels vor dem rosseverkaufenden bauern streicht uam., niemals zu einem geistlichen machen sollen. im einzelnen tut F. Otte unrecht; denn *ich wil in riche machen* (Mafsmann 1937, Gräf 2073) heifst nicht: 'ich will ihn reich machen', was F. so versteht : 'que la damoiselle allemande volera son mari', sondern es heifst : 'ich will ihn glücklich machen' (Mhd. wb. II 687 b). auch gibt F. an dieser stelle (s. 9) den inhalt der scene falsch wider. dass in dem scherz vom *mire et la medecine*

eine 'versteckte frivolität' ligt, hätt er nicht leugnen sollen, obwol ich nicht glaube, dass Otte daran anstofs genommen hat: eher mag ihn die technisch ungeschickte ansprache an den freund im monolog des mädchens gestört haben. endlich ist Otte wol von der zote, die ihm F. (s. 132) vorwirft, freizusprechen; denn *unz er gelac* ist eine einfache zote ohne jeden witz, und *gebrach* für *gelac*, das immerhin im bilde bliebe, wäre ein unerhörter reim; F. hat nicht beachtet, dass die verse Mafsmann 2273—80, Gräf 2415—21 der hs. B fehlen und wol der mache von A oder seiner vorlage zu verdanken sind, die das beliebte bild vom schild, auf den *gehurtet* wird, über das ich in Zs. 44, 324 (vgl. noch GA. xxxv 92) gehandelt habe, an dieser stelle anzubringen eine gute gelegenheit sah.

Heinrich vVeldeke kommt bei F. schlecht weg. seine ausführungen haben wenigstens mich zur überzeugung gebracht, dass Veldeke im grofsen und ganzen nichts andres als ein schlechter übersetzer ist, ein bearbeiter nur, insofern er das original verbösert, den reiz desselben verwischt, änderungen meist aus unbehilflichkeit vornimmt oder unter dem einfluss der deutschen spielmannstechnik mit ihren stehnden formeln und epitheten und ihrer neigung zur anordnung ABAB: — selten unter höheren gesichtspuncten, unter denen die betonung und übertreibung der *kurtoste*, vor allem aber die vorliebe hervorzuheben ist für die erweiterung der reden auf kosten der beschreibungen, nicht so sehr als bevorzugung des dramatischen elements vor dem epischen, denn als überwiegendes interesse für die vorgänge im seelenleben seiner personen, wodurch 'psychologische vertiefung' allerdings angestrebt, wenn auch nicht erreicht wird. bemerkenswert, dass auch an diesen stellen nichts von der grazie seiner lyrik zu merken ist: das mag uns anderseits den weg zu einer mildern beurteilung des alten Veldeke zeigen, der unter dem zwang einer neuen reimtechnik, die er sich im epos, nicht im liede, auferlegt hatte, selbst am meisten gestöhnt haben mag. im einzelnen tut ihm doch F. unrecht und mit ihm da und dort seinem deutschen herausgeber. so hat weder Veldeke 1827 noch Behaghel CLV das französische *fosse* misverstanden, beide fanden nur auch eine 'höhle' (denn elegant ausgestattete 'minnegrotten' gab es ja nicht oft) nicht *kurtois* genug, während die möglichkeit einer solchen scene unter einem dichten baum in der verregneten, menschenverlassenen gegend unbestreitbar ist und von Behaghel durch hinweis auf die ähnliche in der Krone litterarisch belegt wird. — der zug, dass 3928ff die 310 rosse nicht alle dem Eneas, sondern 300 den 300 boten gegeben und 10 an Eneas geschickt werden, ist wol auch nicht, wie F. (s. 30) meint, blofses misverständnis des originals, sondern bewuste änderung. — dass 849ff aus 3 verschiedenen stellen des französischen gedichts zusammengesucht sein soll, ist höchst unwahrscheinlich; den ein-

fluss der spätern stelle von Eneas 1437 ff mag man allenfalls zugeben, hingegen müssen Eneas 1270. 1204. 1229 ganz aufser spiel bleiben, da sie doch eigentlich ganz verschiedenes bringen. ebensowenig wird für die schilderung des bettes 1270 ff etwas durch beiziehung der spätern stelle aus dem roman gewonnen. dass F. dabei zweimal *wît* durch *grand* statt *blanc* übersetzt, will ich nur in parenthese bemerken. — 261 *luttel goedes he dâ vant* scheint mir ganz zu genügen zur erklärung des benehmens des Eneas, ebenso die tatsache, dass Eneas so lange nicht erscheint (11372 ff), zum begreifen der klage der Lavinia. ferner ist es nicht richtig, dass bei Veldeke 'il n'est pas question de victime humaine' (s. 38), sodass der anschlag des Ulysses auf Sinons leben unverständlich sei, da 1034—43 ausführlich von dem opfer die rede ist; endlich wird die situation 4672 ganz falsch aufgefasst : von einem dialog (s. 39) ist nicht die rede, Ascanius findet die brüder der Sylvia klagend über dem hirsch, da er aber ihre sprache nicht versteht, kann er die berechtigung ihrer klage nicht einsehen und betrachtet sich als eigentümer des erlegten hirsches. Veldeke sagt freilich: 'da die einen die sprache des andern nicht verstanden', was F. zu einem misverständnis veranlasst hat, aber davon, dass Ascanius nur ein wort spricht, woraus die brüder schliefsen könnten, dass sie verschiedene sprachen sprechen, ist nicht gesagt. sie hätten also allen grund, ihm zu *widersagen,* ehe sie ihn angreifen, und sie unterlassen es jedesfalls nicht deswegen, weil sie wissen, dass er ohnehin ihre sprache nicht verstünde. von 'contradictions et absurdités' ist also hier nicht die rede. — über die zweimalige köpfung des Eurialus (nicht Nisus, wie F. s. 40 sagt) s. Jellinek und Kraus, Widersprüche in kunstdichtungen, Zs. f. östr. gymn. 1893 s. 685, Euphorion 4, 703 ff.

Heinrichs verdienst ist nicht erschöpft, wenn man ihn einen schlechten übersetzer, Hartmanns noch weniger, wenn man ihn einen guten übersetzer nennt. er hat, weit über das von Veldeke erreichte hinaus, den Deutschen eine gebildete sprache geschaffen, in der sie dichten und denken konnten, und die auch schon für manchen geistesarmen nachfahr zu dichten und zu denken bereit war. dass er ein 'formgenie ersten ranges' war, haben die untersuchungen der letzten zeit immer klarer ans licht gebracht. ob man ihn deswegen zu den bedeutenden dichtern rechnen soll? das kommt schliefslich auf einen wortstreit hinaus : genug, dass er die hervorragendsten verdienste um die entwicklung der deutschen dichtkunst hat. dass seine bedeutung nicht in dem ligt, was er zu dem französischen original, sei es an stofflichem detail, sei es an psychologischen analysen und speculationen, zugesetzt hat, so zierlich auch einzelnes davon sein mag — das haben vernünftige beurteiler auch bisher gewust und daran wird nichts geändert, ob einzelne 'fehlt für' in Henricis

vergleichung mit Chrétien wegfallen oder bestehn bleiben. nicht alles an den zugehörigen ausführungen F.s ist überzeugend, manchmal vergleicht er recht fernliegendes, aber auch manche feine bemerkung läuft unter, wie die gegen Piquet gerichtete (s. 105), dass der Erec schon wegen seiner übertriebenen betonung der *kurtosie* vor den Iwein gesetzt werden muss, was freilich schon Lachmann gewust hat (brief an Beneke vom 14 märz 1838; s. Briefe aus der frühzeit der deutschen philologie, hg. v. RBaier s. 89).

Anders als bei Hartmann steht die sache bei Gottfried. auch er ein gewaltiges formtalent, obwol grofsenteils auf Hartmanns schultern stehend. er hat ihn in der sauberkeit der metrik und reimtechnik nicht erreicht, er ist über ihn hinaus gekommen im einschmeichelnden reiz der sprache und in der fähigkeit, empfindungen auszudrücken und zu erregen. auch er ein guter und mehr als Hartmann ein congenialer übersetzer. am stofflichen seiner quelle (oder quellen) hat er kaum wichtiges, kaum in der anordnung geändert. aber mehr als bei Hartmann fallen seine theoretisierenden zusätze ins gewicht : sie allein genügen, ihm den namen eines bedeutenden dichters, eines stark und fein empfindenden mannes zu verschaffen. vergeblich sucht hier F. entlehnung aus französischen gedichten wahrscheinlich zu machen: ich leugne nicht, dass Gottfried noch andre solche aufser seiner quelle gekannt hat — die kenntnis des roman d'Eneas hat mir Schröder Zs. 43, 260 f wahrscheinlich gemacht —, aber ich glaube allerdings, dass man den mhd. dichtern in anbetracht des aufhebens, das sie von der verschaffung eines französischen romans machen, in anbetracht der daraus hervorgehnden schwierigkeit, sich einen solchen zu beschaffen, nicht zu viel in dieser richtung zutrauen darf. von den parallelen zum Cligès, die F. aus dem Tristan beibringt, sind alle mit einer einzigen ausnahme nicht von der art, dass sie nicht vom zufall oder aus der lyrik als einer gemeinschaftlichen quelle stammen könnten. die eine ausnahme, das wortspiel mit *l'ameir* (liebe, bitter, meer), hat zunächst etwas bestechendes, doch möchte ich eine gemeinsame quelle für Thomas und Chrétien in einem mittellateinischen gedicht annehmen : denn mit *amare* und *amarum* spielt schon Augustin Confessiones 4, 12 *amarum erit iuste, quia iniuste amatur,* und das wortspiel *amarum* und *mare* lag nahe, seitdem man den namen *Mariam* als *amarum mare* interpretiert hatte (Salzer Sinnbilder und beiworte Mariens 411. 517). auch für die stilistischen berührungen mit afr. gedichten, deren einige F. sehr hübsch hervorhebt (nur dass ein Deutscher von den Franzosen die allitteration als künstlerischen schmuck erst entlehnen muste, möcht ich nicht glauben), auch für diese stilistischen berührungen möcht ich eher die vermittlung verlorner deutscher gedichte als die directe benutzung französischer verantwortlich machen.

Nur mit einem verächtlichen seitenblick streift F. Herbort vFritzlar, und nur in beziehung auf einen punct, den der sittlichkeit, bespricht er Wolfram vEschenbach. dass Wolfram nicht gerade prüde ist, hie und da ein witzchen nicht verschmäht und auch in realistischer ausmalung bedenklicher situationen ziemlich weit geht, hat man gewust : lüstern hab ich ihn nie gefunden, vor allem in seinen tageliedern herscht eine von lüsternheit weit entfernte kräftige sinnlichkeit. dass man viel unnützes wesens von der deutschen keuschheit auch bei besprechung der höfischen epen des deutschen mittelalters gemacht hat, sei ohne weiteres zugegeben : man möge jetzt nur nicht den spiefs umdrehen und loblieder auf die französische sittenreinheit singen. sonst möchte man denn doch beispiele arger sittenrohheit auch aus den höfischen romanen der Franzosen beizubringen versucht sein, vgl. zb. nur die anmerkung bei Heinzel Üb. d. franz. Gralromane 23.

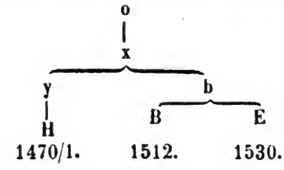
Anhangsweise bespricht F. das verhältnis von Füeterers Lanzelet zu seiner quelle.

Bern, 12 mai 1902. S. Singer.

Studien zum liederbuch der Klara Hätzlerin. von Karl Geuther. Halle a. S., Max Niemeyer, 1899. 166 ss. 8°. — 3,60 m.

Die entstehung des liederbuches der Klara Hätzlerin zu schildern und den aufgenommenen dichtungen ihre litterarhistorische stellung zuzuweisen, ist eine ungemein reizvolle aufgabe, und es muss wunder nehmen, dass sie nicht längst gelöst ist. auf anregung von Strauch hat sie nun Geuther wenigstens für einen teil des werkes in angriff genommen in einer arbeit, die als erstlingsschrift immerhin lob verdient und trotz mancher mängel uns entschieden fördert. dass ich letztere besonders hervorhebe, ist meine recensentenpflicht.

In einem ersten allgemeinen teil sucht G. zunächst festzustellen, dass die Hätzlerin, über deren lebensstellung und anderweitige tätigkeit er in aller kürze das nötige bemerkt, nicht als die sammlerin des liederbuches betrachtet werden dürfe : sie habe lediglich abgeschrieben, und das original (o) sei etliche decennien älter. das verhältnis der von der Hätzlerin geschriebenen Prager hs. (H) zu der leider verlornen Bechsteinschen (B) und der Ebenreutterschen in Berlin, mscr. germ. in fol. 488 (E), lasse sich nämlich in folgendem stammbaum darstellen (s. 28):



der stammbaum mag richtig sein : aber G.s textkritische beweisführung (s. 8 ff) ist, wenigstens was das verhältnis von H zu BE anlangt, verunglückt, da sich G. zu seinem schaden auf Haltaus verlassen hat, statt die Prager hs. nachzuvergleichen, die er doch in händen hatte. sämtliche von ihm als lücken in H bezeichneten stellen sind nur lücken in Haltaus text. man füge also hier ein:

nach I 8, 258: Des solt in warhait werden ynnen
Ich brüf du bist in dem synne
Vnd wilt vil knaben äffen
Du wirst dich selber treffen.

nach I 8, 319 *Vnd warff*]:
ain quater vnd ain sës
Die firwitz sprach ia ist es des
Dem würffel ich auch wol getraw
Da warff

nach I 8, 336 *Vnd wirt dich*]:
baide frawen vnd man
Darumb vil

nach I 11, 80 : Dein durchleüchtig rotter mund
Durchgraben hat meins hertzen grund.

nach I 2, 253 *Also wird got davon*]:
geert
Vnd all tugend davon

Ich benutze die gelegenheit, um zu bemerken, dass ich mir bei flüchtiger durchsicht der Prager hs. noch an folgenden stellen störende lücken in Haltaus text ergänzt habe:

I 6, 233 a : Ob ich mich ettwenn cher.
Als (ich dir nit genädig sey).
I 7, 271 : (Bis dar will ich) bedenken mich
Das ich (getûn müg durch dich).
I 20, 118 a : Grön ist anbegynn aller ding.
I 27, 170 : Vnd der sy wünschen wölt mit fleiß.
(vers 170 bei Haltaus ist als 169 zu zählen).
I 29, 92 : Hett ich genad so wurd das grön.
(in der folgenden zeile lis : *Solt*).
I 30, 50 a : Meiden verpewtet lachen.
I 30, 56 a : Meiden macht die stund langk.
I 43, 4 : Des bin ich worden ynnen.
I 45, 161 : Vnd far in manig främdes land.
(in der folgenden zeile : *Da wirt im manig* usw.).
I 50, 43 : Damit der zaubrer ist berait.
(als reimwort in der vorhergehnden zeile lis : *låßhait*).
I 58, 278 : Ye öffner vnd ye plösser.
I 70, 148 : Die dich nit vil an gått.
(vers 148 bei Haltaus ist als 147 zu zählen).
I 72, 6 : Vnd nem ailff zu ainer schantz.

eine genauere durchcollationierung der hs., als ich sie im augenblick vorzunehmen im stande bin, wäre gewis nicht überflüssig[1].

Vor der hand lässt sich sonach die möglichkeit, dass die vorlage von B und E einfach aus H abgeschrieben sei, nicht völlig abweisen; doch gebe ich G. zu, dass eine gewisse innere wahrscheinlichkeit dafür spricht, dass die in BE fehlenden schlusspartien der beiden teile I 61—85 und II 103—133 in der originalsammlung fehlten. I 41 ist BE gewis nur übersprungen.

Die originalsammlung muss frühestens 1448 entstanden sein wegen der neujahrswünsche auf 1441—1448 (I 32—41). die unmittelbare vorlage der Hätzlerin wird das 1470 geschriebene buch des Jörg Roggenbach gewesen sein : so deutet G. s. 23f in plausibler weise die angaben am schluss der Prager hs., die übrigens genauer als von Haltaus und G. von Kratochwil Germania 34, 474 widergegeben sind.

In CE stehn die nummern I 19—21 als geschlossne gruppe an der spitze der sammlung, gehn also den nummern I 1—18 voraus. G. meint s. 17f. 27f, sie seien vielleicht erst nachträglich dem liederbuch eingefügt worden und gehörten nicht dem original an. aber auffallend ist schon, dass die prosa I 22, die von der bedeutung der blätter handelt, sich im liederbuch der Hätzlerin so trefflich an 19—21 anfügt, schlechter in BE an nr 18 (ritter und bürger in der liebe). ein wichtigeres moment aber ist für die vorgeschichte der gruppe, dass in der mittlern partie der Regensburg-Münchener sammelhs. Cgm. 5919 v. j. 1510 (R bezw. R II) die nrr 19—21 hinter einander erscheinen, worauf die inhaltlich weniger geschlossene gruppe 16—18 folgt. man wird nicht gern an ein ganz zufälliges zusammenfinden dieser 6 gedichte in von einander ganz unabhängigen quellen denken. doch könnte man zunächst annehmen, dass zwei ursammlungen α und β, von denen α die nrr 19—21, β 16—18 enthielt, nur zufällig zusammengeraten seien in der weise, dass α (bezw. eine abschrift) in R II, H (oder der vorlage, G.s y) und b, β in R II und in der originalsammlung o copiert wären : freilich keine gerade sehr wahrscheinliche annahme. es könnte aber zweitens auch $\alpha + \beta$ eine ursammlung gebildet haben, die von o benutzt und durch die in b dazwischen stehnden stücke 1—15 erweitert wurde. und es könnte drittens R II von o oder einer einer seiner tochterhss. abhängig sein. welche dieser vermutungen das richtige trifft, hat die textkritik zu entscheiden, die s. 106ff

[1] ich erweise vielleicht manchem einen dienst, wenn ich ausdrücklich feststelle, dass die viel besprochene grabschrift Hermanns vSachsenheim (Haltaus 71, 209ff) auf bl. 210 oben beginnt und die durch eine grüne umrahmung besonders ausgezeichnete überschrift *Herman von Sachenhain* (!) trägt, dass ferner auf demselben blatt die Grasmetze mit der auch von Haltaus ihr gegebenen überschrift folgt (irrig Martin Möhrin s. 10), dass also die letztere von der Hätzlerin unzweifelhaft als ein werk des Sachsenheimers bezeichnet ist.

etwas eingehnder hätte vorgenommen werden müssen. doch lässt sich aus G.s ausführungen wenigstens entnehmen, dass sich für nr 16, die auch im anfang der Regensburger hs. (R I) und in cgm. 370 (C 1) überliefert ist, der text von R II engstens zu b stellt, und ähnliches scheint sich auch für die nummer 21 zu ergeben, die ebenfalls mehrfach überliefert ist. danach wird es sehr wahrscheinlich, dass R II aus b geschöpft hat und eben deshalb auch die gedichte in der reihenfolge von b : 19—21 [1—15]. 16—18 copierte. diese reihenfolge war schwerlich die des originals; vielmehr wird der schreiber von b die nrr 19—21 übersprungen und am anfang der fertigen abschrift nachgetragen haben. wenn in B diese nrr auf unpaginierten blättern stehn, so ist damit wol nur eine schreibeinrichtung von b nachgeahmt.

Ist demnach in den stammbaum auf der b-seite auch R II einzufügen, so steht weiterhin zu ihm auch der dritte teil des cgm. 713 (C 4) in beziehung, wie G. s. 132 anm. 12 und 60ff erörtert und teilweise durch neue stambäume erläutert. es ist nämlich offenbar, wenn G.s angaben über (B) E zuverlässig sind, I 2 aus b oder der vorlage von b abgeschrieben[1]. die in demselben dritten teil von C 4 befindlichen nrr I 8. 3. 21 (?)[2]. 76. 5 (vgl. s. 47) stammen aber, wie sich aus den textkritischen erörterungen zu den einzelnen nrr ergibt, aus andern quellen. ganz klar treten diese dinge bei G. nicht hervor. es ist ein mangel der arbeit, dass G. trotz einigen hierher gehörigen bemerkungen auf die entstehungsgeschichte der verwanten sammlungen sein augenmerk nicht gerichtet hat. wo eine hs. aus ganz verschiedenen teilen besteht und nur von buchbinders gnaden eine einheit bildet, wie das bei C 4 der fall ist, hätte das mindestens in aller kürze dargelegt und etwa in der übersicht über die zu stücken der Hätzlerin stimmenden nrr s. 47 durch verticalstriche angedeutet werden können, dass 52. 12 einerseits und 8. 5 anderseits ursprünglich zu ganz andern sammlungen gehörten wie die genannten nrr. über cgm. 270 und 379 vgl. QF. 77, 157 und dazu Euling Studien zu HKaufringer s. 57. es ist doch nützlich zu wissen, dass die partie von cgm. 270, welche die nrr I 5. 75 [85]. 7. 2 enthält, auf dieselbe quelle zurückgeht wie die, welche in cgm. 379 die nrr 5. 7. 2 überliefert.

[1] was G. zu I 2 über P 2 bemerkt (s. 61), ist, gelinde gesagt, ungenau.

[2] G. identificiert offenbar das gedicht *Die siben varb* C 4 bl. 99b—110b mit I 21, benutzt aber den text bei besprechung der nummer im speciellen teil nicht. ich habe, als ich vor jahren die hs. in händen hatte und mir über ihre zusammensetzung kurze notizen machte, keine beziehung zur Hätzlerin angemerkt und mir nur notiert, dass das im anfang vielleicht verstümmelte gedicht beginnt:

(H)ůt dich vor der gesellschaft
Die gern rumet (!) und claffe

und schliefst:

Nu ist es komen alles auf ein ende
Nu reicht sy mir zu lon die hende.

Mit dem eben gerügten übelstand hängt es zusammen, dass G. unvorsichtig datiert. so setzt er C 4 ins jahr 1476. es lässt sich über die entstehungszeit aber nur folgendes aussagen. nach einer notiz Schmellers auf dem einbanddeckel und den neuen vorblättern ist die hs. im december 1830 eingebunden worden; bei dieser gelegenheit sind entfernt: 1) ein hsl. calender für 1478 in folio, der 'dabei gelegen' hatte und nach Schmellers angaben 'mit als umschlag' diente, 2) der umschlag, 'eine pergamenturkunde von 1458, das handwerk der kürschner zu Bamberg betreffend'. betrachtet man die stücke als teil der hs., so ist sie als ganzes frühestens 1477 entstanden: denn eher wird der calender nicht angelegt sein. ein terminus ad quem ist nicht gegeben. entstehungsort wird Bamberg sein. über die entstehung der einzelnen teile ist aber damit noch gar nichts ausgemacht. die ziffer 1476 hat G. wol dadurch gewonnen, dass er oder seine quelle wert darauf legte, dass im ersten, von Schmeller zusammengestellten und teilweise geschriebenen, mit gesonderter bezifferung versehenen teil ein altes loses blatt (bl. 3) eingeklebt ist, das vom pauker von Niclashausen handelt.

Nach einer kurzen übersicht über die 'composition des liederbuchs' (s. 25 ff), auf die ich zurückkomme, wendet sich G. dann in seinem speciellen teil lediglich der 1 (im druck 2) abteilung des liederbuchs zu und lässt zunächst in den beiden ersten paragraphen (s. 30 ff) die sonstige überlieferung der hier mitgeteilten nrr überschauen. unrichtig sind dabei seine sämtlichen angaben über die Weimarer hs. O 145, eine wichtige, wie es scheint, wenig benutzte sammlung[1]. sie enthält die nrr 12 (bl. 42—44 b). 2 (bl. 48—53 b). 85 (bl. 53 b—60). 5 (bl. 72 b—82 b). 75 (bl. 124—132 b). 1 (bl. 132 b—140 b). 72 b (bl. 160 b—173 b). die nrr 34. 14 stehn mit nichten in dieser hs.! sie stammt aus Augsburg, 'etwa v. j. 1475', wie, abgesehen von sprache und orthographie, die am schluss (bl. 226—229 b) aufgezeichneten formelhaften briefeingänge verraten, in denen Augsburger behörden und persönlichkeiten genannt sind. es ist die von Zarncke im Deutschen Cato unter den siglen t, v (s. 17) und — für die parodie — A (s. 143) benutzte hs. sonst ist mir nur aufgefallen, dass für I 9 die Dresdner hs. M 203 nachzutragen ist, wo das gedicht bl. 36—37 aufgezeichnet steht, in einer abschrift des 18 jhs. aus der spoliierten hs. M 42, fragmentarisch und mit Suchenwirts Schöner abenteuer verschmolzen, danach gedruckt von Kratochwil Germ. 34, 436.

Im dritten paragraphen des zweiten teils, der mehr als zwei drittel des buchs umfasst, tritt der verfasser dann in die untersuchung der einzelnen nrr ein. um dabei zu völlig befriedigenden resultaten zu gelangen, hätte er aber viel tiefer in die textgeschichte eindringen müssen, als er das getan hat. es waren

[1] die andre Weimarer hs. war als Q 566 zu citieren.

freilich 48 hss. zu benutzen, darunter zwei leider in London befindliche. allein das hilft nun einmal nichts: wir müssen endlich dazu gelangen, auch für gedichte des 15 und 16 jhs. die gesamte überlieferung heranzuziehen und mit der alten bequemen art, immer nur zwei oder drei hss. einzusehen, gründlich aufräumen. wie wenig die paar von G. gegebenen stichproben nützen, erfährt der nachprüfende auf schritt und tritt. ich habe mir sie durch ältere und bei gelegenheit dieser besprechung unternommene collationierungen einzelner hss. zu ergänzen gesucht, bin aber natürlich aufser stande, an dieser stelle meinerseits die von G. unterlassenen vorarbeiten nachzuholen. nur so viel will ich für die benutzer seiner Studien bemerken, dass man sich mitunter auf seine angaben keineswegs verlassen darf, am allerwenigsten wo er durch schweigen für eine la. zeugnis abzulegen scheint. aber auch positive angaben sind gelegentlich unrichtig. so ist beispielsweise in den auf s. 92 mitgeteilten plusversen des cod. pal. germ. 313 (P 2) zu I 9 zu verbessern: v. 1 *Daynn* v. 5 *wonniclichem* v. 12 *lustlich* v. 14 *gut* v. 17 *richfar* v. 22 *Vber* v. 23 *besechen* v. 26 *zuland* v. 29 fehlt mit nichten, sondern lautet: *Da ich die linden sech stan* v. 30 *Vnnd solt* v. 32 und 33 waren nicht einzurücken v. 32 *onstach* (für *onsach*). darauf folgen noch die verse:

Mich beducht das ich by myner czit
Hett gesehen nye so wyt
Kein linden noch so gros.

ebenso ist in den plusstrophen aus P 2 auf s. 93 v. 4 *wis* in *bris* zu bessern, v. 7 *abentur* zu lesen. in v. 10 ist *ich* in der hs. ausgelassen. v. 11 hat die hs. statt *Dreit* ein fehlerhaftes *Deitt* (oder allenfalls *Dritt*).

Was lässt sich über die verfasser der einzelnen im liederbuch der Hätzlerin enthaltenen nrr ausmachen? das ist die frage, die G. am lebhaftesten beschäftigt hat. auch für ihre beantwortung scheint mir ein vorsichtiges auflösen des gewebes, mit dem wir es zu tun haben, unter beständigem hinblick auf die verwanten sammlungen unerlässlich. die fragen, die bei einem einzelnen litteraturwerk auftauchen und methodische behandlung fordern, sind auch einer sammlung wie der vorliegenden gegenüber nicht zu umgehn. da ist zunächst die frage der composition. haben wir es mit roher zusammenfügung oder einer ordnenden tätigkeit zu tun? ordnung erfordert zunächst eine psychologische, blofse juxtaposition sogleich eine historische, dh. quellenkritische erklärung. aber ein ordnendes princip kann auch erkennbar und dennoch nicht streng durchgeführt sein. da handelt es sich darum, zu erkennen, ob die composition durch interpolationen gestört ist, nachträge des ursprünglichen sammlers oder eines copisten, oder durch 'entgleisungen', die etwa darin bestehn können, dass der sammler sich gelegentlich durch die abweichende zu-

sammensetzung einer seiner vorlagen aus der bahn ziehen liefs, oder darin, dass er aus mangel an geeigneten quellen auf sein ordnungsprincip von einer bestimmten stelle an verzichtete. sehr weit wird man zwar mit solchen allgemeinen erwägungen in der regel nicht kommen : sie fordern ergänzung durch text- und quellenkritische untersuchungen. G. hat sich im wesentlichen darauf beschränkt, die verfasserfrage dadurch zu lösen, dass er bei durchsicht der einzelnen nrr zu ihm auffälligen wendungen parallelstellen beigebracht hat, die unzweifelhaft nützlich und dankenswert sind, aber doch nicht so viel beweiskraft haben, als er ihnen zutraut. was glaubt er nicht alles dem Sachsenheimer und seiner schule zuschreiben zu müssen? selbst auf eine rein sprachliche untersuchung der von ihm behandelten dichtungen hat er sich nur selten eingelassen.

Obwol es an guten und fördernden bemerkungen keineswegs fehlt, wird man doch das gefühl nicht los, sich dauernd auf ganz unsicherm boden zu bewegen. über die beweiskraft einzelner wendungen kann man sich leicht täuschen, zumal wenn man in der zeitgenössischen litteratur nicht sehr belesen ist. so beweist es zb. gar nichts, wenn HvSachsenheim und ein bei der Hätzlerin vertretener anonymus die wendung *die gibellinen und die gelfen* verwertet, die man schon bei Suchenwirt IX 191. XIV 80, im Buch der rügen 229ff und sonst noch oft genug findet (vgl. Schmeller Bair. wb.[2] 818. 1216. 1270 uö.). nur gehäufte parallelen, zumal reimanklänge, geben eine gewisse wahrscheinlichkeit ab. dazu können dann äufsre gründe treten.

Einen relativ sichern ausgangspunct hätte etwa die partie I 27—41 gewährt, die sammlung von neujahrswünschen auf die jahre 1442—48, über die schon OSchade Weim. jb. 2, 78ff gehandelt hat. dass sie von demselben verfasser herrühren, war leicht zu sehen, und ist auch schon vor G. von Ernst Meyer in seiner dissertation Über die gereimten liebesbriefe, Marburg 1898, s. 87f ausdrücklich hervorgehoben worden. der dichter wird im nördlichen Baiern oder einem bair.-fränkischen grenzgebiet zu suchen sein. dahin scheinen mir wenigstens die reime zu weisen, von denen ich *genâden : schaden* 40, 33, *spiegel : sigil* 40, 49, *mülstain : dein* 39, 9. 39, 19, *friuntlichait : leyt* ('ligt') 36, 11, *paw* (*bûwe*) *: fraw* 37, 49. 41, 23, *traw* (*trûwe*) *: fraw* 40, 30 doch einem Alemannen nicht ohne weiteres zutrauen möchte. der verfasser, der mit den floskeln der liebesbriefe arbeitet, scheint auch Hadamar vLaber gekannt zu haben : 36, 27 *Mein hündlin Harr das ist ganz weiss.* er bietet in nr 39 eine ausgeführte liebesallegorie : Die mühle der liebe. 41, 16 wird das evangelium citiert.

Was unmittelbar hinter I 41 folgt, ist von dem vorhergehnden durch eine breite kluft getrennt : I 42 eine 'abenteuerliche red', dh. die sinnlose aneinanderreihung von allerlei gereimten phrasen ist in dialekt und technik unverwant; ebenso I 43

Suchenwirts Spruch von dem spil. dagegen ist vor I 34 der abschnitt entschieden weniger fühlbar. G. schreibt auch I 32 und 33 demselben verfasser zu. und wenigstens werden sie in dieselbe gegend gehören. vgl. etwa *erschlagen : frâgen* 33, 53, *tragen : frâgen* 33, 149, *rossen : lâssen* 33, 107, *getraw : fraw* 32, 35. für *wiche* (3 sg. prät.) *: schlichen* 33, 28 ist vielleicht *weich : schleich* zu lesen. aber auch sonst stehn sich die nrr so nahe, dass, obgleich G. nicht gerade entscheidendes vorbringt (s. 120), seine hypothese doch viel wahrscheinlichkeit für sich hat. ich verweise noch auf 33, 55 *ob mich kein wunder übet* (*: betrübet*) neben 37, 35 *In deinem dienst mich freüde übt* (*: betrübt*); ferner auf

33, 36 ff: Mich fräet mer eẅr rotter mund
Wann alles das auf erden lebt.
Mein hertz in hochen fräden strebt,
So ich eẅr triu bedenck.

neben 40, 43 ff: So hab ich grössern lust,
Dann yemantz der vff erden lebt.
Mein hertz in hochen fräden strebt,
Wann es dein triu bedenckt.

33, 153 ff: On vnderlas gepunden,
Wann ich ze chainen stunden
Ir lieb vnd triu vergessen chan

neben 36, 9 ff: Du hast mich ietz gepunden,
Das ich zu chainen stunden
Vergiß deiner friuntlichait

(vgl. dazu noch 32, 10 ff:
So hast du doch das hertze mein
Lieplich mit triu gepunden,
Das ich zu allen stunden
Mein zeit vnd weil mit dir vertreib.).

I 33: die beschreibung eines liebesabenteuers, bei dem der liebende eine goldne fessel erhält, steht auch in einer der Londoner hss. (L 2) zwischen I 2 und, was mir beachtenswert erscheint, Suchenwirts Schöner abenteuer. I 32 ist in der Stuttgarter hs. (= St) von den beiden in H vorhergehnden nrr umrahmt, nach G.s angaben in einer von H unabhängigen überlieferung. es ligt also nahe, anzunehmen, dass diese stücke I 30—32 schon in einer ältern sammlung vereinigt waren. als werke desselben verfassers?

Auch I 30 dürfte gleichen dialektischen ursprung haben wie die nrr I 32 ff. vgl. *gaden : genâden* 120, *allain : gesein* 167. *möcht angetuon* im reim zu *hindan* 143 lässt sich freilich leicht in *hett angetân* verbessern, sodass man nicht nötig hat, mit der bair. infinitivform *tân*, *tôn* zu rechnen. in I 31 erinnert nur *gedâcht : erkracht* 10 an verwante reime der besprochenen nrr. G. meint nun, auch I 31 und 32 seien wol demselben verfasser

zuzuschreiben. mir scheint nichts dagegen zu sprechen. doch hat G. übersehen, dass auch I 30 und 33 ein paar berührungen haben. vgl. zb. 30, 105 = 33, 65 *Doch vngeletzt ir eren* (wo auch die ganze situation verwant ist). auch in I 30 findet sich allegorie. zu 30, 42 *Zuhannd kam meiden gerannt* vgl. zunächst Suchenwirt Schöne abenteuer XXV 89 *Do cham vraw Ere her gerant*, aber doch auch 30, 17 *Doch kam meins hertzen trost gerannt.* ebenso berühren sich auch I 30 und 34.

vgl. 30, 156 : Alles das ir hertz begeret
Vnd darzů was ir fräuden meret,
mit 34, 35 : Auch alles das dein hertz begert
Vnd was dir wunn und lust mert.

ferner berühren sich 30 und 31.

vgl. 30, 23 : Als ich sy an mich trucket
Vnd lieplich zu mir schmucket
mit 31, 21 : Wann ich recht bedenck, wie
Mich das liebst trucket
Mit weißen armen schmucket;
sowie 30, 146 : Gar senlich sy mir clagen gund
Ir laid, das scheiden machet;
Ir hertz vil dick erkrachet
mit 31, 9 : Wann als erst schaiden wart gedacht
In pitterkait mein hertz erkracht.
Ellend gund ich pedencken . . . . .

räumliche nachbarscheft und inhaltliche berührungen kommen hier doch zusammen, um wahrscheinlich zu machen, dass all diese nrr schon in einer ältern quelle vereinigt waren und vielleicht denselben verfasser, jedesfalls dieselbe heimat und litterarische verwantschaft haben.

Ob man in diese gruppe noch andres hineinziehen und über I 30 nach rückwärts hinausschreiten darf, ist zweifelhafter. ich möchte auch noch I 29 ins auge fassen. der dichter dieser nicht ganz intact überlieferten nr erzählt nach längerer einleitung, wie seine spröde herrin, als er sie um ein kränzlein bittet, ihm einen strohkranz verehrt, diesen aber dann auf seine bitten ins feuer wirft. obwol sie ihm keine andre gunst erweist, sondern ihn nur zum ausharren ermahnt, scheidet er hocherfreut und verspricht, ihr ferner zu vertrauen. G. vermutet s. 117 denselben verfasser wie bei I 4. 10. 45 ('Gozold' s. 73). aber der md. charakter scheint mir in I 4 ausgeprägter, während ich I 29 auf grund der reime — der wortschatz ergibt hier wie anderwärts nicht viel — auch dialektisch in der nähe der ihr folgenden nrr belassen möchte, wenn auch die für diese charakteristischen reime *ë : é, au : û* — vielleicht rein zufällig — fehlen. neben *-lich* steht v. 55 *fröleich : geleich* im reim: freilich mehrdeutig. v. 24 lis *gesedelt*, was in der intransitiv-reflexiven bedeutung auch in I 68, 421 (Aelblin vEselsberg) im reim erscheint. v. 117 ist natürlich *nit* in den reim zu

setzen : *nit : quitt* wie 31, 1. verwante floskeln wie in den behandelten gedichten finden sich:

29, 155 : So ich ewr weis vnd pärd betracht,
So geschicht, das mein hertz erkracht

wie 31, 91 und 30, 146.

29, 7 *Mit friuntlicher gepärd* wie 41, 41, worauf beidemal *heur als fert* reimt (vgl. auch 38, 22). 29, 10 *Alles trostes bin ich on* + 29, 136 *So tůnd ir mich schier sorgen on* wie 41, 44 *So bin ich aller sorgen on.* 37, 47 *Yedoch bin ich der sorgen on.*

29, 104 : Ich sprach : fraw, und wolt ir stillen
(: nach deinem willen)
Mein pein groß vnd vngehewr.

29, 203 : Sy sprach : gesell, ich tů dein willen,
Tů ich dir damit vnrů stillen.

vgl. 37, 6 : Künt ich dir unmůt stillen.
(: nach deinem willen)

und 33, 63 : Wann sy vergunt mit willen,
Was vnmůt ir mocht stillen.

29, 237 : Leib, gůt vnd můt sey euch ergeben,
Nach ewrem gefallen will ich leben.

vgl. 37, 33 : Leib, synn vnd můt sey dir begeben,
Dir ain will ich zuwillen leben.

35, 22 : Sich hat mein hertz zu dir geselt
Vnd ist in triuen dir begeben,
Ich will ye dir ze willen leben.

auch der eingang in 1 29 und 31 ist verwant : 'im mai (vgl. auch 1 30), wenn zwei und zwei sich zusammenfinden, steh ich allein'. reimbrechung ist überall sparsam angewendet. für die beschreibung der liebsten scheint mir Suchenwirts Schöne abenteuer (Primisser nr xxv) benutzt zu sein, wenn auch derartige beschreibungen sich immer in ähnlichen phrasen bewegen.

vgl. bes. 29, 31 ff : Von varb ist sy recht geuar,
Auch ir stirn völlig zwar,
Ire augpraw schmal gestrichen,
All ir gestalt vnuerplichen,
Sy hat zway valcken augen . . .
Wengl in rot und weiß gar taugen
Vnd ist ir neslin schön gepogen
Ire örlin suptil geschmogen . . .

und Sch. ab. v. 203 ff:
Zwei augen braun nach valcken art
Dar in das weys sich nicht enspart,
Nach wunsch gar unverblichen,
Ir brawne bra gestrichen
Mit einem pemsel waren dar.
Ir hiern (*lis* stiern) weizz und wol gevar, . . .
Auch hat die zarte maget rain

Zway orel an ir haubet chlain,
Nach wunsche wol geschmucket dar . . . .

29, 45 *Ir hend suptil, ir vinger lanck* = Sch. ab. 181 *ir hendel weis, ir vingerl lank.* vgl. auch 29, 40 und Sch. ab. 195 usw. noch näher als der von Primisser abgedruckte text scheint, wie ich aus den notizen von Kratochwil Germ. 34, 446 ersehe, die verballhornung des Hans vTrembach zu stehn. vgl. v. 206 *Ir augpra schon gestrichen;* v. 210 *Zwey örlein geschmuckt und klain.*

Der vers *Ir hendlen weiß, ir finger langk* (reim : *planck*) steht nun aber — und damit werden wir abermals weiter gelockt — auch 27, 160, in einem gedicht, aus dem sich noch folgende parallelen anmerken lassen : von 126f *So gib ich dir ze lon ain krantz von wolgemůt* zu 36, 37 *Das ich mit recht sol tragen Von wolgemůt ain krentzelein*[1]; von 131 *Ir seit meins hertzen kaiserin* zu 32, 1 *Wol hin, meins hertzen keiserin,* 39, 25 *Halt vest, meins hertzen keiserin!*; von 56 *mein höchstes hail* (: *ze tail*) zu 41, 1 *höchstes hail* (: *ze tail*), 29, 154 *zart höchstes hail*; von 215 *mein höchster hordt* zu 29, 141 *mein aller höchster hordt* (vgl. 35, 9 *mynneclicher hordt,* 30, 91 *mein außerwelter hordt,* 30, 27 *friuntlicher hordt*); von 129 *mein hordt, mein höchster trost* (: *erlost*) und 252 *mein höchster trost* (: *erlost*) zu 32, 1 *mein schatz, mein trost* (: *erlost*), vgl. auch 33, 101;

von 103f : Sy bot mir dar ir hendlin weiß
Mit willen vnnd mit ganntzem fleiß
zu 29, 107 : Sy nam den krantz in ir hand weiß
Vnnd prennet den mit gantzem fleiß.

vgl. auch 25f *nach allem fleiß : rot und weiß,* 169 *schön und weiß : mit allem fleiß; weiß* und *fleiß* im reim auch 39, 33. 36, 27; ferner von

32f : In einem garten vberal
Ging ich hin vnd wider.
Ich gedacht : setz dich nider . . .
und 30, 101 : Wir gingen in grönem gras
In ainem garten hin vnd wider.
Darnach setzt wir uns nider . . .

sind es auch alles durchaus keine sehr schlagenden parallelen, so kommt doch eine zur andern. dem reim *vmfahen : empfahen* v. 182 vergleicht sich der reim *empfacht : umbfacht* 41, 39.

Das gedicht, für das eine anleihe bei Walther vdVogelweide nachgewiesen ist (vgl. 33, 43ff *Die plümlein sprungen durch das gras* [: *was*] . . . . *Die vogel sungen widerstreit*), erzählt nach einem einleitenden spaziergang im mai, *so sich fräet menniglich* (v. 21, vgl. 30, 6 *So liebes lieb nymbt acht,* 29, 6 *So samen sich ye zwey und zwey*), wie der dichter im traum, so scheint es (s. v. 35), an das bett seiner liebsten tritt, mit ihr ein gespräch hat, die

[1] vgl. aber auch 17, 53 : . . . *ein krentzlein von wolgemůt Das ist für sendes trauern gůt.*

gunst geniefst, ihre weifsen ärmlein blofs zu sehen, und, nachdem sie aufgestanden ist und sich angekleidet hat, mit einer umarmung belohnt wird. in einzelnen zügen wird man manche verwantschaft mit den schon besprochenen gedichten bemerken. einen liebestraum erwähnt auch 34, 20ff. der dichter ist ungewöhnlich demütig. als die dame ihn empfängt, beugt er sich vor ihr auf ein knie, *Als das wol pillich was, Vnd wär ich halt küng gewesen* (v. 108); wäre er auch ein berühmter mann, so versichert er mit mehreren vordersätzen, ... *Noch wär ich eür lieb nit wert* (v. 145). ebenso der dichter von I 38 : *Nun ist dein lob so über groß, Vnd wär ich eines künigs genoß, Noch wärest du mir ze güt.* der dichter von I 27 ist von lüsternheit nicht frei : der blofse arm der liebsten erregt seine phantasie. vgl. dazu 30, 136 : *Mit armen bloß sy mich vmbfie.* auch der dichter von I 30 sieht die liebste im bett (nachdem er vorher in einem bett gelegen, *Da vor mein lieb gelegen hett* v. 122). aber weiter wird weder hier noch dort gegangen. der dichter tritt züchtig bei seite, bis die liebste ihr kleid angetan hat. vgl. 27, 202—214 und 30, 141f *Vnd hieß mich treten hindan Biß sy ir klaid möcht angetün.* sämtliche besprochene gedichte durchzieht eine grofse ehrpusligkeit (vgl. 27, 244 ..... *Ee ich nur gedencken wolt, Das eürn eren schaden solt* ... usw.).

All diese einzelheiten rechtfertigen es wol, dass ich auch I 27 in die besprochene gruppe einbeziehe. auch glaub ich, dass aus meinen ausführungen nun schon hervorgeht, dass es würklich am nächsten ligt, für die sammlung I 27. 29—41 denselben verfasser anzunehmen : ich habe diese annahme, wie ich versichern darf, an der hand eines kleinen reimwörterbuchs mehrfach durchgeprüft und bin für meine person immer wider in ihr bestärkt worden.

Nun schiebt sich aber I 28 in unsre sammlung eine nummer, die dem Teichner zugeschrieben wird [1]. jedesfalls passt sie ihrem ganzen ton nach nicht in die umgebung hinein. die reime zeigen beträchtliche abweichungen. wir haben es also mit einer 'interpolation' zu tun. ich vermute, dass diese klage über die anmafsung der männer als ein gegenstück zu dem musterhaften verhalten des mannes in I 27 eingelegt ist. trifft diese vermutung zu, so würden wir auf die tätigkeit eines sammlers stofsen, der derartige parallelisierungen liebte und mit rücksicht auf sie seine quellen umgestaltete.

Mit nr I 27 ist der kreis zunächst beschlossen. über das kurze rätsel I 26 lässt sich nichts ausmachen. die reime *sy : nie, enhab : tag* sind nicht in der art der besprochenen nrr. vielleicht ist es gar erst nachträglich als lückenbüfser eingeschoben: in der Prager hs. dient es die vorderseite von bl. 89 (die mit 25, 227 beginnt) zu füllen. I 25 stammt aus der Minneburg, vgl.

[1] in der überschrift rühren die worte 'Vom Teichner' vom herausgeber, nicht von der Hätzlerin her.

Ehrismann Beitr. 22, 261, was G. s. 114f entgangen ist. dadurch wird G.s vermutung wahrscheinlicher, dass auch die minnelehren I 24 aus einer gröfseren dichtung stammen. *Jungermann* ist wol der verfassername. die reime *lobesam : man* 1, *helen : bevelhen* 5, *überwinden : vinde* 27, *pesten : gesten* (= *geste* acc.) 39, *schawen : erfröwen* 47, *welt : gesell* 55 wird man am ehesten einem fränkischen verfasser zutrauen. I 23 ist das Herzemäre Konrads vWurzburg. bildeten diese dichtungen etwa eine kleine, in sich geschlossene sammlung, und ist es noch ein äufseres zeichen dafür, wenn bei der Hätzlerin I 23 mit bl. 77 beginnt und auf bl. 76 unten etwa 8 zeilen frei geblieben sind? G. lockt freilich auf andre pfade. der Wiener cod. 2201 (2238), dh. die Suchenwirths. C nach der bezeichnung Kratochwils, führt nämlich in dem inhaltsverzeichnis des ältern codex, den C benutzt hat (N), ein gedicht von den sieben farben Jacob Peterswalds auf, das G. s. 109 mit unsrer nr 21 identificiert, wobei er augenscheinlich gewicht darauf legt, dass in N Konrads Herzemäre unmittelbar darauf folgte. die identificierung der beiden gedichte scheint mir aber schon deshalb übereilt, weil das gedicht des Peterswald nach C in N 9 blätter umfasste, also länger war als das auf 7 blätter berechnete Herzemäre, das in der verstümmelten fassung der Hätzlerin doch noch immer 486 verse zählt, also mehr als doppelt so viel als die nr 21 mit 212 versen. —

In ähnlicher weise, wie es hier geschehen, lassen sich auch andre partien der sammlung analysieren und über die tätigkeit des sammlers und seine quellen lehrreiche beobachtungen anstellen. ich würde aber den rahmen einer besprechung weit überschreiten, wenn ich derartige detaillierte betrachtungen vorzulegen fortführe. glatte resultate kann ich ohnedies nicht geben. ich möchte deshalb nur noch auf die eigenartigen beziehungen zwischen den nrr I 8. 9 und 14 hinweisen, vornehmlich auch um zu zeigen, welche verschiedne beurteilung deutliche berührungen zwischen gedichten derselben sammlung zulassen.

Die etwas verschwommene dichtung I 14 ist wol nicht vollständig erhalten. wir erfahren, dass die liebste des dichters in dem allegorischen schloss 'Immer' wohnt, um das, wie um Dornröschens behausung *ein schön gewymmer gewachsen ist zu ainem hag*, dass aber der dichter, als er sie aufsuchen will, den ihm wolbekannten steig durch gehauene äste versperrt (und verwachsen?) findet. im traum erfährt er, dass ein neuer steig zum schloss führt; als er auf ihm vorwärts dringt, wird er erst von der dienerin, dann von der herrin selbst in aller form abgewiesen. auf einem moos findet er frau Elend und baut mit ihr das haus Trauern. nach längerer zeit unternimmt er mit seiner hausgenossin einen spaziergang und trifft eine abgesante der frau Minne: frau Minne, so hört er, will alle ungetreuen strafen ... das auftreten der hofmeisterin der frau Minne am schluss er-

innert stark an den schluss von I 18. an I 20 klingt, abgesehen von der übereinstimmung eines gleichgültigen verses (I 14, 354—585 = 20, 83) und dem umstand, dass auch hier der mai sein *gezelt* aufgeschlagen hat, die wendung v. 314f an : *Dir mag weder fräd noch mût Nymer von mir bekleiben* (dazu v. 150), vgl. 20, 90f : *Dem wunsch ich, das im nimer gût, Ere glück, gesuntheit bekleib*. mit der früher besprochenen gruppe sind die berührungen noch oberflächlicher (vgl. *meines hertzen hordt* 58, *trost und höchster hordt* 305), doch will ich nicht unterlassen, v. 181f *Vnd sag ir, wie du habest gelebt, Wie dein hertz in fräden strebt*, neben 33, 137f. 40, 43f zu stellen und auf 11, 41f zu verweisen.

G. rechnet s. 103 die nummer zu den spruchgedichten aus dem kreise Hermanns vSachsenheim. ich versteh aber nicht, wie er sagen kann, die dichtung steh in sprachlicher beziehung der Möhrin so nahe, dass es genüge, die hauptsächlichsten ähnlichkeiten anzudeuten. reime wie *fart : gelertt* (lis *gelart*) 190, *verschult : wolt* 291, *verdient : plint* 219, *triu : paw* 73, *piegen : gestigen* 161, *ymmer : zwinger* 113, *clopfen : geloffen* 281, *haben : tage* 529, *habt : behagt* 57, um nur die auffälligsten herauszugreifen, ferner die überschüssigen *n* bei den reimenden infinitiven *schaiden* (?) 21, *gelingen* 38, *machen* 151, *tragen* 341, *eylen* 384, *schleichen* 400, *vinden* 517, *schwinden* 528 (denn als reimwort wird *rinde* zu lesen sein), *haben* 530, *geleichen* 569, dazu im particip *gelassen* 185, sind doch gewis nicht in der art der Möhrin. die parallelen, die G. anführt, um zusammenhang mit den dichtungen Hermanns zu erweisen, sind ganz äufserlicher art. die phrase *bis an mein endes zil* steht zb. auch 40, 55. 41, 9; und 'mir stiegen die haare zu berge' wird noch mancher sagen. schon die mischung vierhebiger mit einem starken procentsatz dreihebiger verse ist nicht in der art des Sachsenheimers. dagegen ist der von G. bemerkte anklang von I 14, 165f an 9, 89f allerdings bemerkenswert. ich füge hinzu:

14, 197ff : Zu meinem hertzen ich da sprach:
Nun ratt, wie ich tû!
Es riett, dass ich hinzû
Solt gān vnd nit reyten.

neben 9, 166ff : In meinem hertzen ich da sprach:
Nun ratt, wie ich tû!
Es riett, das ich gieng hinzû.

weist das nun auf denselben verfasser? über den inhalt von I 9 vgl. Jantzen Geschichte des streitgedichts im ma. s. 51f. man könnte geradezu in den ersten versen von I 9 eine anspielung auf I 14 sehen. ich bin dennoch zweifelhaft. vers- und reimtechnik scheinen mir nicht so besonders eng mit einander verwant. es könnte auch eine nachahmung, sei es hier oder dort, vorliegen, oder eine von demselben manne gemachte überarbeitung älterer dichtungen. aber übersehen darf nicht werden, dass

in P 2 nr 9 unmittelbar auf 14 folgt. auch bei nr 9 ist der einfluss des Sachsenheimers von G. s. 94 nicht erwiesen. md. überlieferung ligt bei nr 9 aufser in T, wo auch nr 14 vertreten ist, auch in der Dresdner hs. M 203 vor, wie schon oben erwähnt ist.

Nun ist aber auch zusammenhang von I 14 mit I 8 kaum von der hand zu weisen. denn es ist doch wol mehr als zufall, dass I 14, 342ff, wie G. bemerkt hat, an die 8, 191ff benutzte strophe 223 aus der Jagd Hadamars vLaber anklingt:

Ach, verrez fürgewinnen, daz machet widerlöufe
Vnd vil in wâge rinnen usw.

freilich muss sich der dichter von nr 14 bei den worten

Es hat laid vf meiner wage
So gar ser fürgewunnen,
Ach wär ich hin gerunnen
In wasser vor zehen jarn,

etwas ganz andres gedacht haben als Hadamar bei den seinigen. die verse stellen sich näher als zum original zu 8, 191f *Ach langes fürgewunnen Vnd vff wasser ir weg, runnen* (cgm. 439: *Ach langes fewr gewynnen Ich will yn wasser auf wag rynnen*), und man wird wol annehmen müssen, dass dem dichter von nr 14 die stelle in ähnlicher verballhornung bekannt wurde, wie sie die überlieferung von nr 8 aufweist. auch 14, 1f *Sich fûgt ains tags zeit, Das zwen gesellen on neidt* ... klingt an 8, 15 an : *Nun fûgt es sich in kurzer zeitt, Das ich auch kam on argen neidt* ...., was aber auch sonst begegnet. bedeutungsloser ist jedesfalls der zusammenklang von 14, 32f *Ich sprich es wol by triuen, Das ich dir vil gûtes gan,* an 8, 370f: *Die gunst hab dir von mir ze lon, Das ich dir nit wan gûtes gan*; ferner von

14, 465f: Nun wil ich ser bitten dich,
Das du wöllest beschaiden mich (= 575, vgl. 582)
an 8, 287f: Ains des will ich fragen dich,
Des solt du auch beschaiden mich;

von 14, 524 *Du solt fürwar gelauben mir* (ähnlich v. 288. 477) an 8, 152 *Du solt fürwar gelauben mir* (vgl. 259). auch der dichter von nr 8 (*Von ainer stätten vnd fürwitzen*, vgl. Jantzen aao. s. 54f) erzählt in der einleitung, elend sei gar lange zeit sein zehrgesell gewesen.

Der kreis schliefst sich, indem sich auch I 9 und I 8 berühren in

9, 71f: So bin ich stäts frädenreich:
Zwar vnser leben ist vngeleich,

(ähnlich v. 131f)

= 8, 119f: So wär ich allzeit frädenreich:
Das leben ist also nit gleich.

hier aber muss die frage aufgeworfen werden, ob in I 9 die citierten verse auch im originalgedicht standen. in P 2 fehlen sie mit mehreren umrahmenden versen an beiden stellen; aber P 2

hat gekürzt. ich kann nur noch M 203 (nach Kratochwils abdruck) vergleichen, wo die zweite stelle ebenfalls fehlt; leider setzt der text, der sich näher zu H als P 2 stellt, erst unmittelbar hinter der ersten ein. P 2 hat auch in nr 14 nicht die aus Hadamar stammenden verse. es ligt also die möglichkeit vor, dass gewisse ähnlichkeiten zwischen gedichten des liederbuchs erst durch einen redactor in die gedichte hineingebracht sind. wäre dieser redactor derjenige, der das liederbuch o zusammengebracht hat, so müsten sich spuren seiner tätigkeit noch häufiger finden. ich weifs dafür nichts beizubringen. haben also die nrr 8. 9. 14 eine gemeinsame vorgeschichte? auch darauf muss ich die antwort schuldig bleiben : ich beabsichtigte nur, an einem beispiel zu zeigen, welche fragen sich dem, der sich mit der Hätzlerin eingehend beschäftigt, auf schritt und tritt aufdrängen, und wie viel G. noch zu tun übrig gelassen. er stellt selbst eine fortsetzung seiner studien in aussicht. möge er sich dabei durch mühselige kleinarbeit nicht zurückschrecken lassen!

Jena, 1 april 1902. VICTOR MICHELS.

Lessing und die Vossische zeitung. von ERNST CONSENTIUS. Leipzig, Avenarius, 1902. VIII und 110 ss. 8°. — 3 m.

'Blätter des zweifels', so nennt der vf. s. 105 seine publication. und wenn diese bezeichnung auch etwas gesucht klingt, inhaltlich richtig ist sie und verrät den mehr negativen als positiven charakter des büchleins. sie weist auch auf die gefahr hin, die in der verneinung ligt. hat man einmal zu zweifeln angefangen, dann gehts meist auf schiefer ebene abwärts, immer tiefer ins mistrauen hinein.

Dieser sich selbst verstärkenden krankheit ist auch C. nicht entgangen. er hat mit andern die beobachtung gemacht, dass in der Munckerschen ausgabe von Lessings werken dem jungen Berliner literaten in den bdn. 4 und 5 etwas zu viel aufs conto gesetzt ist, und dass der herausgeber, bestärkt durch BAWagner (Lessing-Forschungen 1881), in dem bemühen, alles zu bringen, woran Lessing beteiligt gewesen sein konnte, zu weit gegangen ist. C. will schärfer als frühere Lessingforscher echtes von unechtem scheiden, bleibt aber dabei ebensoweit vom ziel als Muncker es übersprang. Muncker entschied : was von Lessing sein kann, nehm ich in die ausgabe auf, bis es vielleicht in zukunft einmal andern verfassern zugesprochen wird. C. zieht es vor zu sagen: was andern verfassern angehören kann, schliefs ich so lange von der ausgabe aus, bis mir Lessing als urheber nachgewiesen wird. und nun schärft er sich und andern mit ansehnlichem, aber einseitigem spürsinn den blick für alles, was irgend unlessingisch an den anonymen aufsätzen der jahre 1747—1754 sein dürfte. er sieht dabei ein, was jeder kenner der sprache jener tage ihm zugeben muss, dass stilistische beobachtungen meist wenig gewicht

haben. hat man viel gelesen von all den grōfseren und kleineren, die in die Zürich-Leipziger fehden der vierziger und fünfziger jahre irgend verwickelt waren, so weifs man, wie schnell manche wendungen gemeingut wurden. ein glückliches wort, eine würkungsvolle äufserung des hohns, der ironie usw. wurde unermüdlich weitergeschleppt. wol besitzt der eine oder andere gewisse lieblingsausdrücke, aber nicht ausschliefsliches monopol für sie. man muss den vorrat auffallender worte oder bilder bei fortgesetzter lectüre immer und immer aufs neue decimieren, bis man endlich einmal ein ἅπαξ εἰρημένον gewinnt, wie etwa jenes '*schlägefaul*', das auch ich aufser bei Lessing nicht nachweisen kann. hätten wir erst den Thesaurus Linguae Germanicae und jenes historische fremdwörterbuch, das ich in den Schönaich-anmerkungen s. 461 skizziert habe! es würde manche discussion schneller zum ziel zu führen sein; und vor allem, viel mühsam errungenes sonderwissen gienge nicht immer wider fruchtlos zu grunde.

Wenn nun C. sich hütet, sprachliche und stilistische einzelbeobachtungen zu überschätzen, so hat er doch auf der andern seite für manche winzige erscheinungen ein gutes auge; die stellung, die der name des verlagsortes bei angabe eines büchertitels hat, ein sternchen, das einer recension vorangestellt ist, und ähnliches kann ihm zum wegzeiger werden. hauptsächlich aber ist er doch auf glückliche funde angewiesen, auf beiträge zu beinahe verschollenen zeitschriften, auf entlegene, vielfach ungedruckte briefstellen usm. und da ist nicht zu leugnen, dass er scharfsinnig combiniert, freilich oft mit jener am eingang gekennzeichneten gefährlichen überschärfe.

So ist er dazu gekommen, 41 von den recensionen, die Muncker in seine ausgabe aufgenommen hat, Lessing abzusprechen (vgl. das verzeichnis s. 106 f), in vielen fällen mit gutem recht, oft aber auch ohne ausreichenden grund. es ist natürlich nicht möglich, hier auf eine erörterung sämtlicher kleinen argumente einzugehn. das hiefse, das ganze buch von C. reproducieren und ein zweites dazu schreiben. es muss genügen, dass ich mein resultat widerholter und sorgsamer prüfung angebe; bei so strittigen dingen hat entweder jeder seine eigene meinung, oder es bildet sich ein majoritätsvotum heraus.[1]

M. IV 5 f könnte wol ein beliebiger angestellter der Rüdigerschen firma stilisiert haben; die sociale stellung Lessings gegenüber seinem chef wird kaum so niedrig anzunehmen sein, dass er zu derartigen frondiensten genötigt gewesen wäre. — M. V 417 und 426 sind blofse buchhändlerreclamen, die von auswärts eingesandt waren (C. 67 ff). — vielleicht von Theophil Lessing rührt der artikel M. V 163 her. — dagegen dürfte M. IV 269, die anzeige

[1] M. bedeutet im folgenden die Munckersche ausgabe, C. das buch von Consentius.

von Uhlichs Beichte eines christlichen comödianten, trotz C. Lessing zuzuschreiben sein. dass Naumann der vf. der anzeige gewesen, ist in keiner hinsicht zu erweisen; doch ist es sehr wahrscheinlich, dass er brieflich aus Frankfurt das material zu dem artikel gesant hat. in diesem falle hätte man sich hinsichtlich der eigentlichen autorschaft für Lessing oder Mylius zu entscheiden. da nun wenige wochen nach dieser recension Mylius so völlig aller rücksicht gegen Naumann bar ist, dass er dessen armen Nimrod schonungslos verspottet, so möchte eine innere entfernung der beiden freunde von einander wol schon länger sich vorbereitet haben; und also wäre Lessing als verarbeiter der Naumannschen correspondenz immer noch etwas plausibler als Mylius. hinsichtlich des anteils Naumanns an den ausgeschiedenen 41 recensionen möcht ich mich so entscheiden : sicher von ihm rührt M. IV 2 her, hier sind die gründe C.s (s. 82 ff) überzeugend; wahrscheinlich von Naumann ist M IV 274/6 verfasst; vielleicht auch die drei artikel M IV 234/9; 241/6; 325.

Umfänglicher scheint die mitarbeit von Mylius gewesen zu sein. zweifellos rühren von ihm her : M. IV 25/7 (hier scheint mir gar keine unentschiedenheit möglich, ich sehe auch ältere vermutungen von mir, auf die C. hindeutet, bestätigt); 28/31; 468/70. etwas weniger gesichert, aber immer noch sehr wahrscheinlich dünkt mich die autorschaft von Mylius bei M. IV 18 (denn die besprechungen der beiden schriften von Hecht müssen aus einer feder sein); 218 (wo besonders das naturwissenschaftliche ende der recension für diesen autor spricht) und 346. möglicherweise (aber mehr möcht ich nicht sagen) sind ihm auch zuzuschreiben : M. IV 6/8; 32/4; 195; 203; 211/15; 229/31; 233; 270/76; V 148.

Kann ich nun soweit mehrminder entschieden mit C. gehn, so dünkt mich seine erörterung zu den artikeln M. IV 4; 11; 17; 24; 27; 196; 200; 224; 350; 358; 379; V 9; 156; 189; 219; 429 resultatlos zu sein. was C. s. 90 und 99 vorträgt, genügt nicht einmal, die artikel M. V 219 und IV 27 Lessing ab-, geschweige sie einem andern zuzusprechen. die ausführungen zu IV 4; 200 (C. 66); 224 (C. 62); V 189; 429 setzen vollends an die stelle einer Munckerschen hypothese eine blofse ungewisheit. — zu M. V 156 (C. 44 ff) ist zuzugeben, dass die anzeige wol kaum von Lessing sein kann, der doch nicht 1753 eine Heliodor-übersetzung kritiklos gepriesen haben wird, die schon 1750 von Ramler und Sulzer gebührend verurteilt worden war. ob aber grade Naumann der vf. der besprechung war, bleibt mir fraglich. — für die anzeige von Hallers Opuscula anatomica (M. IV 358 f; C. 63 ff) ist schwer ein verfasser zu finden. Lehmann oder Mylius, an die C. denkt, würden als vertreter der naturwissenschaft nicht absichtlich jede sachkenntnis so völlig verleugnet haben, wie hier geschehen ist; wenn also (wozu me. kein grund ist) auch Lessing

ausgeschieden werden soll, so wäre ein vierter als autor zu suchen. — ein paar worte noch zu M. IV 379 (C. 3 f) : so sicher erwiesen mir es scheint, dass die drei ersten besprechungen von Cunos werken (M. IV 28—31 ; C. 1—3) Mylius zum verfasser haben, so unmöglich ist es, dass er auch die 2 auflage der Cunoischen Gartenode angezeigt haben sollte. wäre diese günstige recension von ihm, so hätte er ja gar keine ursache gehabt, später zu kreuze zu kriechen und sich vor Cunos zorn zu fürchten ; er hätte sicherlich in dem briefe von 1752 nicht nur auf die ungünstige, sondern gewis auch auf die günstige kritik hingewiesen. hätten die beiden anzeigen der Gartenode (1 und 2 aufl.) éinen verfasser, dann hätte dieser doch wol beide male das gleiche urteil fällen müssen. änderte er in den zwei jahren seine meinung, so muste er entweder (das ist doch psychologisch gar nicht anders denkbar) jenes frühere verdict, an das er ungern erinnert werden mochte, ganz ignorieren ; oder er muste es erwähnen und seine sinnesänderung begründen. bezog er sich in der zweiten recension auf ein früheres urteil, so muste dies doch selbstverständlich sein eignes sein. ich halt es wenigstens für undenkbar, dass ein kritiker 1749 die erste auflage eines werkes in grund und boden verdammt, 1751 aber es lobt und dies lob erhärtet mit den worten (M. IV 379, 19—23) : '*Dieses Gedichte hat man schon vor einigen Jahren unter den poetischen Schriften des Herrn Verfassers gelesen, und damals schon hat man ihm die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, ihn einen glücklichen Nachfolger des Herrn Brockes zu nennen*', worten, die aus der recension eines ganz andern verfassers herrühren. in unserm falle ligt die sache so : die anzeige von 1749 stammt von Mylius, der vergleich Cunos mit Brockes aber von andrer seite (Haller?). und darum kann die recension M. IV 379, die jenen vergleich adoptiert, von jedem beliebigen herrühren, nur eben nicht von Mylius, dem C. sie zuschreibt.

So bietet das buch von C. anregung genug und stoff zu weiterführenden erörterungen. ein buch freilich darf man es kaum nennen; es ist ein undisciplinierter haufen von notizen. und es scheint mir eine starke rücksichtslosigkeit eines jungen anfängers, eine so formlose leistung dem publicum vorzuschütten. jeder stoff lässt sich bei geistiger energie formal bewältigen. hier wird der eindruck des unerfreulichen noch verstärkt durch rechthaberisches zanken gegen Muncker, der doch wahrlich durch seine verdienste um die Lessingforschung vor einer polemik in diesem ton sicher sein sollte.

Was von C.s ausführungen, auch wenn man sich nur einen bruchteil seiner resultate zu eigen macht, bestehn bleibt, ist das gleiche, was auch ich schon zweimal angedeutet hatte : in der biographie Lessings bedürfen die jugendjahre, etwa von 1748 bis 1752, noch einer gründlichen revision.

Leipzig. ALBERT KÖSTER.

Eduard Mörikes leben und werke. dargestellt von Karl Fischer, gymnasialdirector in Wiesbaden. mit vielen abbildungen. Berlin, BBehr, 1901. IX und 240 ss. 8°. — 5 m.
Eduard Mörike. sein leben und dichten. dargestellt von Harry Maync. mit Mörikes bildnis. Stuttgart und Berlin, Cotta nachfolger, 1902. IX und 415 ss. 8°. — 6,50 m.

Jahrelang ist über Mörike keine zusammenfassende darstellung erschienen, und nun folgen hart hinter einander zwei, welche es unternehmen, leben und dichtung eingehend zu schildern. die möglichkeit dazu ist gegeben durch die aufschliefsung zahlreicher brieflicher und andrer quellen. da die beiden biographen mit der nennung ihrer quellen nicht hinter dem berge gehalten haben, so kann ich mirs ersparen, darauf einzugehn. es mag genügen, zu sagen, dass beide mit fleifs und gewissenhaftigkeit die vorhandenen quellen ausgeschöpft haben; und es lohnt wol auch beizufügen: viel neues, wenigstens wichtiges neues, wird auch in zukunft kaum mehr zu erwarten sein, da eine anzahl von forschern, unter denen ich nur RKraufs nenne, in den verflossenen jahren unermüdlich und mit grofsem erfolg an der arbeit gewesen sind. die menge dessen, was wir über Mörike wissen — wissen im sinne der kenntnis der einzelnen erlebnisse und erzeugnisse und ihres zusammenhangs —, hat sich verzehnfacht seit zwanzig jahren, seit der zeit, da Notter, Klaiber und ich die ersten lebensbilder zu zeichnen unternommen haben. eine andre frage wäre nun freilich: steht das gesamtbild des dichters anders vor uns als damals? und ich denke, darauf wird man kaum mit ja antworten können. gewisse grundlinien des bildes werden wol bei jedem hervorragenden manne von anfang an feststehn. aber es ist doch zu unterscheiden. man mag ja etwa sagen, Schiller stehe nicht anders vor uns, als er in der biographie seiner schwägerin vor zweiundsiebzig jahren dastand. sein anspruch auf unsterblichkeit hat sehr ernste proben bestanden, und siegreich bestanden. seinen dramen sind die Kleists, Grillparzers, Hebbels, der modernen gefolgt; seinen ästhetischen ansichten sind ganz gegensätzliche zur seite getreten; seine politischen anschauungen mit der ganzen welt, aus der sie erwachsen waren, wie sind sie durch die grösten europäischen umwälzungen von uns getrennt! und doch, wir empfinden ihn noch als den, der wie lebend zu uns redet; alle krümmen unseres weges haben uns nicht von ihm entfernen können. zweierlei ist aber hier zu bedenken. erstlich: Schiller ist uns noch so bedeutend wie ers unsern grofsvätern war, aber ein anderer ist er uns doch geworden, nicht mehr der moraldichter, der idealist, sondern der mann, in dem sich die moralische energie verkörpert hat, nicht mehr der dichter der Glocke, sondern der des Wallenstein. und zweitens: die zahlreichen einzelkenntnisse, die uns über ihn zugewachsen sind, sie haben alle dieses bild erst völlig abrunden helfen; man möge etwa an den briefwechsel

mit Cotta denken. ganz anders ist es mit Mörike. auch er ist der unvergleichliche geblieben, als den ihn bei seinem ersten auftreten einige wenige erkannt haben. aber wenn wir heute eine kurze formel für ihn suchen wollten : sie würde in keinem punct wesentlich abweichen von dem, was in den dreifsiger jahren Hermann Kurz, Vischer, Straufs geschrieben haben. die zeit hat ihm nichts nehmen und nichts geben können; denn er ist nicht aus der zeit. und ebenso haben die genauesten mitteilungen über seine lebensumstände wol manches einzelne in seinen werken erklärt; aber, indem er dichter und nur dichter ist, hat die kenntnis seines lebens uns in dem gesamtverständnis seiner dichtung nicht gefördert; er ist uns mannigfaltiger bekannt, aber in keinem puncte werter und bedeutender geworden.

Natürlich soll damit weder gegen die detailforschung überhaupt etwas gesagt sein, noch gegen die beiden neuesten biographien, welche beide an umfang und einzelangaben die alten biographischen skizzen um ein vielfaches übertreffen. man wird immer fordern müssen, dass der biograph sich eine möglichst grofse masse von kenntnissen der einzelnen momente und elemente verschaffe; nur darüber wird man in zweifel sein können, wie viel er davon andern mitteilen solle. und da kann ich nicht läugnen, dass Fischers buch ein wenig im detail stecken geblieben ist. es macht, obwol es alle poetischen werke Mörikes, und meist mit gutem urteil bespricht, doch mehr den eindruck des chronikalischen als den einer überschauenden und überlegenen geschichtschreibung. ich möchte hier ein paar puncte herausgreifen, in denen ich von der meinung des verf.s und wol auch eines guten teils seiner leser abweichen muss. das eine sind eben die vielen einzelheiten, die öfters den überblick erschweren, und noch mehr die einrichtung, vermöge deren auch die ästhetische würdigung sich an die einzelnen und einzelsten producte anheftet und dadurch keine klare, abgewogene gesamtbetrachtung zu stande kommt. hierher möcht ich weiter ziehen die mitteilungen aus ungedruckten oder wenigstens in die gedichtsammlung nicht aufgenommenen gedichten, meist gelegenheitspoesien. Kraufs hat schon vor jahren einmal ein ganzes buch über 'Mörike als gelegenheitsdichter' der mitteilung solcher sachen gewidmet. dazu konnte man sagen : wem das nicht behagt, der kanns ungelesen lassen. aber eine gesamtbiographie hat andern gesetzen zu folgen. und da kann ich mir nicht helfen : ich finde, gerade Möriken kann die mitteilung solcher sachen nur schädlich sein. es ist etwas anderes, wenn wir von Schiller oder von Uhland solche kleine burlesken wie 'Körners vormittag' oder 'Der Schattenwirt' zu lesen bekommen; da wird uns gezeigt, wie bequem-gesellig diese ernsten männer am guten tage sein konnten. aber Mörike! in seiner ganzen persönlichkeit ist schon viel zu viel bequemes, bummliges wesen. seine biographie sagt uns zur genüge, wie

schwer der kränkelnde, der hypochonder sich zu grofsen entschlüssen aufzuraffen vermochte. bei diesem manne — Fischer nennt ihn freilich s. VII einen 'ganzen mann', aber es werden nicht viele sein, die dieses prädicat gerade für das passendste halten — bei ihm kann eine mitteilung der zahlreichen verse und, um das gleich beizufügen, carricaturenzeichnungen, die er gefertigt hat, nur éinen eindruck machen : den unangenehmen des mannes, der, statt die grofsen ziele seines künstlerlebens klar im auge zu halten, oder, wo ihn die muse in ruhe lässt, das praktische leben fest anzufassen, sich verzettelt in elenden kleinigkeiten, und angesichts aller dieser quisquilien wird man den angefochtenen wunsch von Friedrich Straufs erst recht begreifen, der dem dichter, kurz gesagt, mehr eisen ins blut wünschte. ich sage das nicht als einer, der die verschleierung der wahrheit wünschen würde, sondern als einer, dem es leid tut, dass die grofse künstlerfigur Mörikes durch solche kleinigkeiten, die in bester absicht dargeboten sind, nicht etwa belebt, sondern ins kleinliche verzerrt wird. das wissen wir alle, dass die könige nicht mit der krone ins bett gehn; aber in der zipfelmütze wollen wir sie nicht gemalt sehen. es muss nicht alles gedruckt oder zinkographiert sein.

F.s werk enthält, wie schon angedeutet, eine anzahl bildlicher darstellungen, teils reproductionen von zeichnungen des dichters selbst, die man gerne entbehren würde, denn es spricht keinerlei erhebliches talent daraus; teils ansichten von orten und häusern, die in seinem leben eine rolle gespielt haben, teils bildnisse von ihm selbst und seinen angehörigen; er selbst ist sieben mal zur darstellung gekommen. ich kann nichts weiter über diese bilder sagen; wenn ich kein freund solcher illustrierten werke bin, denn beim licht besehen geben sie weder belehrung noch künstlerische erbauung in besonders hohem mafse, so ist in diesem falle doch nichts mitgeteilt, was den sonstigen eindruck wesentlich stören könnte. lieber ist mir weitaus das bild Mörikes, das vor Mayncs buch als titelbild steht; es ist nach einer zeichnung des tüchtigen porträtisten Kurtz von 1856. noch lieber wäre solchen, die Mörike im alter gekannt haben, die photographie vor den neueren ausgaben der gedichte; am allerliebsten wäre aber gewis allen kennern eine widergabe des wundervollen Mörikedenkmals von † Rösch gewesen, das das schwächliche grabrelief des dichters hoch überragt; denn hier ist der künstler erfasst worden von einem, der selber einer war.

Ein übelstand, der bei biographien solcher, von deren leben nicht eben viel grofses zu erzählen ist, sich dann fast notwendig einstellen wird, wenn dem biographen die persönliche kenntnis des helden und seiner umgebung abgeht, macht sich auch bei den zwei Mörikewerken geltend : der biograph muss suchen, aus dem detail, das ihm als ein fremdes von aufsen her zukommt,

möglichst viel zu machen, und er wird der gefahr nicht leicht entgehn, dann und wann einmal zu viel hinter den dingen zu suchen, briefstellen, die eine flüchtige eingebung des augenblicks gewesen sind, als charaktersymptome zu deuten, landschaftlichen und landsmannschaftlichen momenten eine gröfsere oder eine andere bedeutung beizulegen, als sie in würklichkeit haben. F. ist öfters, Maync seltener dieser gefahr erlegen. aus dem letzteren mag ein beispiel angeführt sein. s. 178 sagt er : 'Mörike las, die treue pfeife im munde, während jene mohn klopften oder Klärchen die spindel schnurren liefs, gern in den Hallischen jahrbüchern, ab und zu einen brocken ins gespräch werfend'. das ist doch nur aus dem gedicht 'Ländliche kurzweil' entlehnt und verfestigt allzusehr eine einzelne situation.

Noch einen punct möcht ich kurz berühren. ich meine die gelegentlichen citate in schwäbischer mundart. Maync sagt s. 183, Mörike habe sich der mundart viel bedient. richtiger : er hat sich ihrer stets bedient, nach allgemein süddeutscher sitte oder unsitte. proben dieses schwäbisch finden sich nun da und dort eingestreut, meist nach Storms erzählung (Maync s. 245. 259. 325; Fischer s. 6 und sonst). leider ist dieses schwäbisch meist grundfalsch; ich würde aber überhaupt bitten, dass man solche stellen ins künftige schriftdeutsch widergebe; es ist für uns Schwaben nichts peinlicher, als solcher gestalt als naturburschen durch die litteratur wandeln zu sollen; und gerade bei einem dichter wie Mörike gehört das zu den kleinen schwächen, die man nicht verewigen sollte, zumal es sich hier um gar nichts für ihn speciell charakteristisches handelt. man lässt doch auch den Frankfurter Goethe nicht frankforterisch reden.

Ich habe Fischers buch schon ein wenig zu charakterisieren versucht. es ist eine sehr gewissenhafte und gründliche arbeit, die aber den fehler hat, sich nicht genug von dem annalistischen gerüste der erzählung frei gemacht zu haben. das im einzelnen auszuführen, kann ich unterlassen. ich möchte aber die gelegenheit benutzen, zu einzelnen stellen bemerkungen zu machen, meist solche localer und persönlicher art, wie sie mir als Mörikes landsmanne, der ihn auch noch wol gekannt hat, leicht in die feder kommen.

S. 3 sind zur belebung des stillen Ludwigsburg die figuren aus dem 'Bilderbuch' des ganze 18 jahre älteren Justinus Kerner gar zu ausgiebig verwendet; und die 'sieben duftigen inseln' s. 10 sind doch ein wenig phantasie. — in der sehr unnötiger weise abgedruckten Uracher kneipzeitung s. 26 heifst es '*stuporum* (?)'; deleatur vocalis o! — s. 40 : 'wenn er auch nach seiner ganzen gesinnung den tendenzen der allgemeinen burschenschaft geneigt war'. woher will das F. wissen? ich weifs nur, dass es für eifrige und einseitige burschenschafter seiner zeit keinen gegenstand lebhafteren abscheus gab als den guten Mörike, der als

student den cylinder trug. auch später ist F. beflissen, M.s interesse für politische dinge hervor zu kehren (zb. s. 176); er ist sogar s. 180 ein 'patriot' genannt. nun ja, gut deutsch empfunden hat er wol so gut wie jeder auf seine art; aber eine wichtigere rolle hat die politik nie bei ihm gespielt. — s. 47: Hohen-Entringen hat in den 20er jahren den herrn von Ow noch nicht gehört; der arme Heinrich konnte ruhig wegbleiben. — s. 51ff ist bei F., wie s. 62ff bei Maync, jene phantastische geschichte berichtet, die das eine gute gehabt hat, zu den Peregrinaliedern den anlass zu geben. F. hat sich an Notters, Maync an Lohbauers angaben über die rätselhafte fremde angeschlossen[1]; ich denke doch, der letztere ist der bessere zeuge. — s. 68: Möhringen ligt nicht 'etwa in der mitte zwischen Nürtingen und Stuttgart', zumal es überhaupt nicht auf dem wege zwischen beiden städten ligt; ebenso ist s. 88 schief, dass Owen 'viel näher bei Nürtingen und Grötzingen' liege als Plattenhardt. — s. 71: herzog Ulrich soll von der brücke bei Köngen nicht in den fluss gestürzt, sondern mit dem pferde hinabgesprengt sein. — s. 79: Grüneisen war 1828 noch nicht prälat. — s. 118: 'des componisten Lachner': welches von den drei brüdern? es war Ignaz. — s. 136 : 'die distelfresser, wie er [Kerner] sich ausdrückte': dh. die esel, nach seinem nicht ganz unbekannten gedicht. — s. 154 : der sechzigste geburtstag könig Wilhelms wurde zugleich im vorausblick auf sein im october desselben jahres eintretendes 25jähriges regierungsjubiläum gefeiert; daher der grofse festapparat. — s. 159 : 'Hölderlins schwester, frau professor Bäumlein' : lis 'Bräunlin'. — s. 168 : der Creglinger altar ist nicht von Veit Stofs. — s. 177 : der ton, in dem von Herwegh geredet ist, gefällt mir weniger als dem verfasser. — s. 185 : 'unter den jüngern bekannten scheint ihm damals JKlaiber näher getreten zu sein'; um 1852 doch kaum schon, damals war er 18 jahre alt. s. 199 ist schlechtweg von 'professor Klaiber' die rede; das war aber nicht Julius Klaiber, sondern sein 38 jahre älterer oheim. — s. 198f : 'führer der radicalen' ist HKurz gar nie gewesen. — s. 202 : eine 'fufsreise' von Bebenhausen nach dem 4 km entfernten Tübingen? — s. 220 : 'Hansen' : lis 'Hemsen'. zu dieser stelle, wo eine anzahl von Stuttgarter freunden Mörikes, darunter auch mein vater JGFischer, aufgezählt sind, darf ich vielleicht im vorbeigehn bemerken : es ist ein unwiderbringlicher schade, dass meines vaters sorglosigkeit im aufbewahren von briefen udgl., der mangel aller tagebuch- oder ähnlichen aufzeichnungen mich in seinem nachlass ganz und gar nichts von oder über Mörike hat finden lassen. denn sie standen sich weit näher als man weifs; ich meine mehr persönlich als litterarisch — Mayncs behauptung

[1] Maync hat zuvor in Westermanns Monatsheften, oct. 1901, die sache ausführlicher dargestellt. sie dürfte jetzt wol begraben bleiben.

s. 376, dass mein vater von Mörike 'ausgegangen' sei, kann ich mindestens in dieser fassung nicht acceptieren.

Das buch von Maync lässt sich weniger auf biographische einzelheiten ein, ist aber dafür von einem weit mehr beherschenden litterarhistorischen gesichtspunct aus geschrieben. die ästhetischen und historischen urteile über den dichter sind concentriert da, wo seine hauptwerke besprochen sind; auch manche persönliche einzelheiten sind nicht knechtisch in ihrem chronologischen zusammenhang gelassen, sondern als charakteristische symptome am richtigen platze verwendet. ich steh nicht an, zu sagen : Maync, dessen gewissenhaftes bemühen ich zt. selbst mit kennen gelernt habe, hat eine vortreffliche gesamtleistung hingestellt. es ist weniger und fast immer unwichtiges, was ich nicht billigen kann, und manches, namentlich zu den hauptsachen, ist ganz vortrefflich gedacht und gesagt. vortrefflich ist zb., was s. 16 über Mörikes neigung zum phantastischen, s. 31 f über sein schwer sich öffnendes gemütsleben gesagt ist; dagegen ist die bemerkung s. 79 über M.s jugendlichen freundeskreis : 'dann gerieten sie völlig ins fahrwasser der romantik' nicht ganz richtig. mindestens Waiblinger ist der romantik, wenn man das wort im litterarhistorischen sinne fasst, stets spinnenfeind gewesen, und auch Bauer ist von ihr wenig berührt. sehr gut sind vor allem die ausführungen über den maler Nolten und über die gedichte. was jenen betrifft, so möcht ich nur gegen s. 60 sagen : dass Waiblinger und Lohbauer zu der figur des Larkens gesessen hätten, kann ich durchaus nicht glauben; während ich umgekehrt finde, dass die beziehungen der Agnes einerseits zu Mörikes braut Luise Rau, anderseits zu litterarischen vorgängerinnen wie Goethes Friderike (s. 107 ff) vorzüglich gezeichnet sind. nicht minder richtig ist der hinweis auf Shakespeares vorbildlichkeit für den letzten könig von Orplid s. 147 ff. — s. 210 hat es mich gefreut, darauf hingewiesen zu finden, dass Mörike (wie man es von dem ihm wesensverwanten Goethe auch sagen kann) im erfinden seiner namen nicht sehr glücklich war — bald zu gesucht : ein Arbogast mutet so fremdartig wie ein Lothario an, bald niedrige associationen hervorlockend, wie 'Rohtraut', mindestens in dieser unglaublichen orthographie. — zu der charakterisierung der gedichte s. 233 ff wüste ich kaum etwas hinzuzufügen, und dass einmal s. 329 Wilamowitz mit seiner behauptung über Mörikes 'zuckerwasser' zurückgewiesen ist, wird jeden freuen. dagegen kann ich nicht umhin, Straufsens einwände gegen das 'Hutzelmännlein' (s. 314) in einzelnem richtig zu finden, so wenig ich seine gesamte geringschätzige behandlung dieses märchens gegenüber dem ältern 'Schatz' gutheifsen will.

Noch ein wort über Mörikes verhältnis zu den nachbarkünsten. . dass er als zeichner dilettiert hat, weifs man längst, und bei F. sind mehrere proben davon gegeben, die im ganzen

doch keinen allzu hohen begriff erwecken. über seine beziehungen zur bildenden kunst anderer könnte einmal etwas geschrieben werden. der hauptname wird freilich Moritz vSchwind bleiben, dessen freundschaft mit Mörike durch Bächtold schon vor jahren bekannt geworden ist. Maync redet s. 359ff von ihm; seine innere verwantschaft mit Mörike ist recht treffend charakterisiert. ob Schwinds leistungen nicht doch ein wenig höher hätten eingeschätzt werden dürfen? sehr richtig scheint Maync empfunden zu haben, wenn er von den zeichnungen Schwinds zu Mörike nur die zur Schönen Lau rühmend hervorhebt; denn sie gehören zu Schwinds bestem, die andern zu seinem schlechtesten. — weit mehr liefse sich sagen über Mörikes beziehungen zur musik. dass seine poesie die kunst der componisten ganz besonders herausgefordert hat, weifs man ja. Maync stellt s. 262ff mehrere namen zusammen; ich hätte nur über Otto Scherzer (der übrigens ein Ansbacher war) etwas mehr gewünscht, vielleicht dann über Hugo Wolf etwas weniger. denn jener hat, wie vielleicht kein andrer, nicht blofs den inhalt der dichtungen verstanden, sondern auch ihre kunstform, und hat dieselbe pietätvoll bewahrt; Wolf dagegen, an tiefe und genialität der empfindung gewis den andern allen überlegen, hat diese form mitunter gewaltsam zerbrochen. unvergleichlich ist er insbesondre gedichten gegenüber, die keine melodische gedichtform haben — Fischer und Maync haben mit recht 'Weylas gesang' angeführt; aber ein lied im gebundenen volkston wie 'Agnes' durfte nicht anders als streng strophisch componiert werden. freilich, Schubert ist hierin Wolfs vorgänger gewesen; ich nehme es aber Mörike auch gar nicht übel, wenn er den Erlkönig nicht leiden konnte. endlich noch ein paar einzelbemerkungen zu Mayncs buche. s. 18 : 'Gröningen', officiell Markgröningen. — s. 54 : die benennung 'schlosser' = cylinderhut ist nicht etwa in Mörikes kreise speciell üblich gewesen, sondern ganz allgemein bei uns. — s. 82 : WHauff studierte 1820—1824, war also noch zwei jahre mit Mörike in Tübingen. — s. 147: der name 'Amandus' dürfte doch wol an Bauer erinnern sollen, welcher Ludwig Amandus hiefs. — s. 200 : das prädicat 'butterblumenpoet' für Karl Mayer sollte nicht dastehn; es ist so unrichtig wie unschön. — s. 215 : 'Todtengräber vom Feldberg', lis 'von'. — s. 251 f : 'das versmafs des 'Gärtners' . . . ahmt trefflich den leichten trab eines zierlichen damenzelters nach' : erstens trabt ein 'zelter' nicht, zweitens ist das lied, was wol alle componisten beibehalten haben, im galopprhythmus gehalten. — ein übler fehler steht s. 271. petrefacten kann man bei Mergentheim vielleicht suchen, aber nimmermehr 'liasterebratuliten', da der ort im muschelkalk ligt. das gedicht gibt die richtige hinweisung, wenn es den ort Frickenhausen bei Nürtingen nennt. — s. 273: 'Kursachsen' 1850? — s. 399 : 'hüter, ist die nacht schier hin?' ist doch aus Jesaia 21, 11! — s. 391 : die besprechung des

neuen Nolten im Württ. staatsanzeiger 1877 ist nicht von Binder, sondern von Bernhard Gugler. — s. 406 : wenn gesagt wurde: 'Röschs lehrer Adolf Donndorf hat an der Mörikebüste stark mitgearbeitet', so durfte auch der zu früh hingegangene architect Beck erwähnt werden, der sich um den schönen sockel verdient gemacht hat.

Damit genug. wir haben nun zwei bücher über Mörike vor uns, beide ausführlich genug, um ihn genau kennen zu lernen, wenn auch das publikum, für das sie geschrieben sind, nicht ein und dasselbe ist. wir werden so bald kein drittes werk derselben gattung zu erwarten haben. aber es ist mir ein gedanke aufgestiegen, den vielleicht einer verwürklicht; schon der selige Bächtold hat ihn gehegt. wie wärs mit einer biographie in briefen? nicht nach dem muster von Uhlands leben, dazu sind die ereignisse nicht bedeutend genug, aber nach dem von Straufsens Schubart oder von Zellers Straufs oder von Bächtolds Keller. ganz kurze biographische einleitungen zu den einzelnen abschnitten und dann die jeweiligen briefe von, meinetwegen auch an Mörike; nur eine nicht zu grofse und nicht zu kleine auswahl des besten. das wäre ein gedenkbuch schönster art und ein andachtsbuch für die wachsende Mörikegemeinde. es sollte viele freuen, wenn wir zum 8 september 1904 so ein buch erleben dürften.

Tübingen, märz 1902. HERMANN FISCHER.

LITTERATURNOTIZEN.

Deutsche rechtsaltertümer von JACOB GRIMM. vierte vermehrte ausgabe, besorgt durch ANDREAS HEUSLER und RUDOLF HÜBNER. 2 bde. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung 1899. xxxiii, 675 u. 723 ss. gr. 8°. 30 m. — wie die Deutsche grammatik und die Deutsche mythologie haben nun auch die rechtsaltertümer JGrimms diejenige form und den vermehrten umfang erhalten, der ihnen aus den materialien und den nachträgen des verfassers noch zu geben war. aufser den einträgen in das handexemplar ist vorzüglich ein von JGrimm unmittelbar nach dem druck (1828) zusammengestelltes heft von 274 ss. verwertet, das er damals schon selbst als zum drucke geeignet bezeichnete. mit dieser beschränkung ist wohl das rechte getroffen; so hat das werk, das nahezu um ein viertel seines alten umfanges vermehrt ist, nichts von seinem ursprünglichen charakter verloren und bringt doch alles, was der autor ihm noch gerne zugewiesen hätte.

Die herausgeber beklagen es, dass Jac. Grimms absicht einer völligen neugestaltung nicht mehr zur ausführung gekommen ist. ich glaube, ohne grund. denn aus all den nachträgen sprechen keine neuen auffassungen und gesichtspuncte, deren verfolgung wichtige principielle änderungen ergeben hätte. es bleibt überall ein anwachsender reichtum, der in die alten fachwerke

gesammelt wird: ein auseinandernehmen des gefüges und ein neubau wäre schwerlich nötig geworden. wie in der grammatik ist JGrimms behandlung auch in diesem rasch und mit der gröfsesten lust geschriebenen werke überall durch das material aufs glücklichste bedingt. während Müllenhoff in seiner constructiven und bei principiellen fragen schliefslich über das material hinwegschreitenden forschungsweise wol dazu geführt werden konnte, alles früher auseinandergesetzte in frage zu stellen, zu einer neuen weitergehnden anschauung sich durchzukämpfen oder — wie bei der agrarischen verfassung — auf einen resignierten standpunct zurückzukehren, ist dies in den RA. zt. bei denselben dingen niemals der fall. der autor zieht sich am liebsten hinter die fülle des materials zurück, ist ganz mit ihm verwachsen und weifs alles, was in demselben mit lebendiger stimme zu uns spricht, aufs neue zur geltung zu bringen. dies ist es auch, was am meisten den eigenwert und die lebensdauer des buches bestimmt. es ist einheitlich und aus éinem wurf, und wer es heute in éinem zuge durchlist, wird seinen alten zauber, seine vorzüge und schwächen, immer wieder empfinden. es konnte vielleicht nicht würkungsvoller geschrieben werden, aber ich glaube, es darf auch nicht wider so geschrieben werden.

Weit mehr als in der streng sichtenden grammatik ist hier alles material auf einen haufen gebracht. wie bunt laufen oft die zeugnisse durcheinander! späte mittelalterliche weistümer, stellen der Edda und der isländischen sagenlitteratur, mittelhochdeutsche dichter, leges barbarorum und nordische rechte werden zumeist in demselben sinne verhört und erscheinen vielfach im lichte gleicher ursprünglichkeit. hier wird natürlich eine viel gröfsere specialbehandlung nötig, die ja auch zt. schon eingetreten ist. es ist viel schwerer, in den altertümern den weg zum altgermanischen zurückzufinden als es nach diesem buche den anschein hat. das nordische und das angelsächsische müssen rein für sich untersucht werden. je mehr man eindringt, desto schwerer wird oft die vereinigung. welche wege, welche trockene auseinandersetzungen sind nötig, um auch nur bei den Nordgermanen, bei denen es noch am ehesten gelingt, über wichtige fragen zu einiger klarheit zu kommen! aber wenn auch die etwas ins stocken geratene forschung sich wider mehr beleben sollte, werden doch JGrimms RA. daneben fortbestehn als ein in seiner art nicht zu ersetzendes, lebensfrisches buch, aus dem der untersuchende sich immer neue belehrung und — neuen trost erholen wird.

An die herren herausgeber, die gewis noch nicht ihre letzte auflage besorgt haben, möcht ich eine dringende bitte nicht unterdrücken. mit dem veralteten zustand der citate und quellenangaben muss schonungslos aufgeräumt werden. der juristische

herausgeber ist in dieser hinsicht den modernen bedürfnissen schon weiter entgegengekommen als der germanistische. Diejenigen bücher und ausgaben, die aus dem gebrauch der fachgenossen nahezu oder völlig verschwunden sind, können, ohne dem werke zu schaden, nicht fortgeführt werden. die alte arnamagnäische ausgabe der Saemundar Edda wird heute nur wenigen fachgenossen zur hand sein, und wenn sie nach seiten und nicht nach den allgemein bekannten liedern citiert wird, so vermehrt dies den übelstand. die nordischen sagen können wol nach capiteln, aber nicht nach den seiten unzugänglich gewordener ausgaben citiert werden. beim Beowulf müssen unbedingt verscitate eintreten. wem darf man heute noch zumuten, den Ulrich v. Lichtenstein in der Tieckischen bearbeitung und zahlreiche andere autoren in editionen nachzuschlagen, die heute nur wenige haben und keiner gebraucht! manchmal wird man sogar zweifelhaft, ob die neuern ausgaben neben den alten zu rate gezogen sind. wie hätten sonst zb. in den urkunden die alten lese- und flüchtigkeitsfehler (wie II 56 Haltenhuntari für Hattenthuntari, Frumaldi für —oldi, —para für —paro usw. aus Neugart) ohne jede notiz passieren dürfen. auch sonst hätte zur erleichterung der quellenbenutzung manches geschehen können. wenn Grimm s. 692 ohne citat anführt: 'beim pfaffen Chuonrat heifst es': so muste der neue herausgeber, der die stelle ja sicher aufgesucht hat, unbedingt die seiten- oder verszahl (308 v. 9009) hinzufügen usw. nur eine falsche pietät kann bei dem actuellen wert des buches so lästige fesseln weiter schleppen. dafs auch der germanistische herausgeber während des druckes schon einige concessionen gemacht (wie bei der Gudrun), darf uns in der hoffnung bestärken, dass er auf diesem wege künftig resoluter vorgehn wird. schliefslich wäre auch zu erwägen, ob nicht bei positiven versehen JGrimms, die den benutzer irre führen können, ein kurzer vermerk gestattet sei.

Für die grofse mühewaltung, besonders auch für die herstellung der umfassenden quellen- und sachregister gebührt den herausgebern unser lebhafter dank. R. Henning.

Das strafrecht der Friesen im mittelalter. von R. His. Leipzig, Dieterichsche verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, 1901. X u. 383 ss. 8⁰. 14 m. — das vorliegende werk gehört durch seinen gegenstand in zwei neuerdings mit besonderem eifer gepflegte capitel der deutschen rechtsgeschichte. einmal gibt es einen beitrag zu den untersuchungen, die die noch nicht geschriebene gesamtgeschichte des deutschen strafrechts — Wildas grofses unternehmen blieb bekanntlich unvollendet und hat noch keine nachfolge gefunden — durch einzelforschungen vorzubereiten suchen, indem sie bald einzelne teile des strafrechts rechtsgeschichtlich bearbeiten, wie es zb. Schreuer für die volksrechtliche verbrechensconcurrenz getan hat, bald das strafrecht einzelner

rechtsquellen und rechtsgebiete in seinem geschichtlichen zusammenhang darstellen, wie zb. das strafrecht des Sachsenspiegels oder einzelner reichsstädte. da nun in unserem fall dem friesischen strafrecht des mittelalters, dh. der auf die fränkische zeit folgenden jahrhunderte, eine derartige untersuchung gewidmet ist, so haben wir zu gleicher zeit einen neuen beitrag zur friesischen rechtsgeschichte erhalten, der sich seit kurzem infolge der wichtigen arbeiten Hecks ein besonders lebhaftes interesse zugewant hat. His hat durch sein werk, das auf jeder seite die völlige beherschung und durchdringung der zum teile sehr schwierigen quellen erkennen lässt, nicht nur der rechtsgeschichte im engeren sinn einen sehr schätzenswerten dienst geleistet, sondern er darf auch, wie ich glaube, die beachtung der philologischen germanisten in anspruch nehmen. ist doch die friesische rechtsgeschichte wegen ihres in einheimischer sprache vorliegenden reichen quellenmaterials gerade auch für die germanische philologie von grofser bedeutung, und ist doch ferner eine kenntnis und richtige würdigung der entwicklung des strafrechts wegen seines besonders nahen zusammenhangs mit der allgemeinen cultur für die gesamtwürdigung des altertums unentbehrlich. His hat es verstanden, die verwirrende menge einzelner rechtssätze, die in den zahlreichen rechtsaufzeichnungen vorliegen, zu einem mit leichtigkeit zu übersehenden system zusammenzufügen und eine zwar durchaus nüchtern und so zu sagen rein stofflich gehaltene, aber durch ihre bestimmtheit und klarheit wohltuend berührende darstellung des durch die altertümlichkeit seiner satzungen ausgezeichneten friesischen strafrechts zu geben. jeder, der mit den friesischen rechtsdenkmälern zu tun hat, wird daher, so weit ihre strafrechtlichen bestimmungen in betracht kommen, in unserem werk einen trefflichen führer finden, zumal da stets von sorgfältiger sprachlicher interpretation ausgegangen wird, bei der sich der verf. der sachkundigen beihilfe von Theodor Siebs zu erfreuen gehabt hat. zum schluss noch der hinweis, dass in den beilagen einige quellenstücke, die bisher nur mangelhaft veröffentlicht waren, in verbessertem abdruck nach den originalen mitgeteilt werden; hierbei hat archivrat FSello in Oldenburg den verf. unterstützt.

Bonn. R. Hübner.

Sebastian Grüner, Über die ältesten sitten und gebräuche der Egerländer. 1825 für J. W. von Goethe niedergeschrieben. herausgegeben von Alois John. mit 8 farbigen bildtafeln. [Beiträge zur deutsch-böhmischen volkskunde IV bd 1 h.] Prag, JGCalve, 1901. 137 ss. gr. 8°. — während fast 75 jahren war Grüners unter den auspicien Goethes entstandenes manuscript über die Egerländer sitten unbeachtet geblieben. dem verdienten herausgeber der volkskunde-zeitschrift 'Unser Egerland', Alois John, sollte es vorbehalten sein, dieses für den volks- wie den Goethe-

forscher gleich wichtige document ans licht zu ziehen. das ergebnis seiner nachforschungen war ein überraschendes. nicht weniger als 3 hss. konnten von ihm nachgewiesen werden : neben der an Goethe gerichteten, im Goethe-Schiller-archiv aufbewahrten befindet sich eine zweite, für Karl August bestimmte, in der grofsherzogl. bibliothek zu Weimar und eine dritte, die Grüner an den fürsten Metternich geschickt hatte, in dem fürstlich metternichschen schlosse Königswart. der vorliegenden ausgabe ligt, wie schon der titel besagt, die Goethesche hs. zu grunde, während die beiden übrigen in den anmerkungen vergleichend beigezogen worden sind. es verdient anerkennung, dass sich J. nicht auf den blofsen abdruck des textes und die beifügung der varianten beschränkt hat, sondern uns auch über die entdeckung der hss., die persönlichkeit Grüners, sein verhältnis zu Goethe, die entstehung des manuscripts und den volkskundlichen wert desselben belehrt. auch sind die sachlichen bemerkungen, die sich an den text anschliefsen und manche ergänzungen, berichtigungen und einschlägige literatur enthalten, überaus willkommen, und endlich wird es auch der Goetheforscher begrüfsen, dass am schlusse sämtliche stellen aus Goethes tagebüchern, die über Grüner handeln, auszugsweise zusammengestellt werden.

Von Grüners arbeit selbst darf man begreiflicherweise nicht die reichhaltigkeit und vielseitigkeit erwarten, wie man sie in neueren darstellungen des stammheitlichen volkslebens findet. vorarbeiten waren sozusagen noch gar keine da, und so wante sich Grüner naturgemäfs nur denjenigen stoffen zu, die vorwiegend sein interesse in anspruch nahmen : die herkunft der Egerländer, ihre bräuche bei den wichtigsten wendepuncten des lebens (geburt, taufe, liebeswerben, verlobung, hochzeit, begräbnis), ihre landwirtschaftlichen gepflogenheiten, ihre lieder, ihre tracht. unter den etwas unglücklich gewählten titeln 'nahrung und erziehung der kinder', 'schulunterricht' ist überdies noch mancher interessante, auf die jugend bezügliche aberglaube und brauch verzeichnet, wie zb. volksmedicinisches, entwöhnungsglaube, patengeschenke, fastnachtsumzüge, liebeswerbung uam.

Der volkskundliche wert der einzelnen angaben ist verschieden. für gänzlich verfehlt halte ich alle diejenigen stellen, wo Grüner von der directen beobachtung abgeht und sich auf das gebiet der historischen hypothese wagt, so gerade das erste capitel über die ältesten bewohner des Egerlandes, das John übrigens in den anmerkungen auf das richtige mafs des historisch erreichbaren reduciert. mit besonderer liebe ist die verlobung und hochzeit geschildert, die auch würklich manches altertümliche enthalten (vgl. zb. die brautnachtslieder). aufgefallen ist mir nur, dass die bezeichnung 'leikauf' für verlobung weder im texte noch in den anmerkungen etymologisch richtig als 'leit-kauf' gedeutet worden ist. das capitel über die rechtspflege ist etwas dürftig ausgefallen

und enthält wenige bedeutsame tatsachen. zu letzteren darf man wol das umtragen einer flasche rechnen, dem sich die huren als ehrenstrafe unterziehen musten.[1] bedeutend wertvoller dagegen sind die 26 meist mundartlichen volkslieder, von denen einzelne den ganzen zauber echter stimmungsvoller volkspoesie atmen.

Auch die 8 in dreifarbendruck widergegebenen bildtafeln üben durch die frische des colorits und die feinheit der ausführung einen eigenen reiz aus. sie gemahnen uns lebhaft an die mit sorgfältigem pinsel ausgemalten und von feinstem farbensinn erfüllten miniaturen mittelalterlicher pergamenthandschriften. dargestellt sind: der hochzeitszug, der tanz in der wirtsstube, der taufschmaus in der wochenstube, das leichenbegängnis und (auf 4 tafeln) die tracht. kein strich scheint in diesen bildern zu sein, der nicht absolut wahrheitsgetreu wäre.

Basel. E. Hoffmann-Krayer.

Die Zürcher mundart in JMUsteris dialectgedichten. von Paul Suter. [Zürcher dissertation.] Zürich, Zürcher u. Furrer, 1901. VIII u. 139 ss. 8⁰. — hätte der verf. in seiner arbeit würklich nur das gebracht, was der titel anzeigt, so müste man die zweckmäfsigkeit derselben einigermafsen in zweifel ziehen; denn es ist eine allbekannte tatsache — und sie findet sich hier wider bestätigt —, dass dialectdichter oft in willkürlichster weise mit ihrer mundart umspringen und daher nur mit äufserster vorsicht als gewährsleute für den lautstand ihrer mda. heranzuziehen sind. die Zürcher mda. in Usteris dialectgedichten darzustellen wäre also an sich ein undankbarer und unfruchtbarer vorwurf gewesen, namentlich auch angesichts der spärlichkeit alter, jetzt untergegangener bildungen bei Usteri. nun ist aber die arbeit im wesentlichen nichts anderes als eine darstellung der lebenden Züricher mda., der bei jedem capitel vergleichsweise die formen bei Usteri angereiht sind. die irreführende fassung des titels ist zu beklagen; denn wer sollte dahinter statt einer öden buchstabenstatistik eine recht tüchtige dialectgrammatik vermuten? über das übliche schema solcher arbeiten ist zwar auch S. nicht weit hinausgegangen, und an manchen stellen hätte man neben der trockenen feststellung der tatsachen auch eine physiologische bzw. psychologische erklärung derselben gewünscht; aber in der hauptsache ist die darstellung auf solidem wissen begründet und fast durchweg auf der höhe der heutigen forschung. aufgefallen ist mir freilich die inconsequenz um nicht zu sagen unrichtigkeit der phonetischen bezeichnung; spricht doch der Zürcher nicht (wie zb. der Thurgauer) *fīšš* (§ 12), *rünna* (§ 13), *sušt* (§ 17) usw. mit geschlossenem, sondern mit offenem vocal. auch bei anderen puncten sind mir zweifel aufgestiegen in die phonetische schulung des verfassers, wie denn auch das Schweiz. idiotikon in der

[1] vgl. ähnliches in Grimms Rechtsaltertümern⁴ II 316.

phonetischen transcription der vocalqualitäten nicht überall ganz zuverlässig ist. mit dem mangel an deutungen der lautgesetze geht derjenige an benutzung der einschlägigen literatur hand in hand. die vorhandenen dialectgrammatiken des alemannischen hätten in viel umfänglicherem mafse beigezogen werden müssen. von sprachgeschichtlichen verstöfsen nenn ich die § 19 aufgestellte behauptung, dass in *kšwulə* (geschwollen), *khulffə* (geholfen) usw. 'altes *u*' vorliege. vermutet der verf. dahinter würklich das voralthochdeutsche *u*? schwerwiegende irrtümer sind mir sonst nicht aufgefallen, wie ja überhaupt die arbeit im ganzen den eindruck grofser sorgfalt und zuverlässigkeit macht.

Basel. E. Hoffmann-Krayer.

Kinder-reime. lieder und spiele, gesammelt von Otto Frömmel. 1 und 2 heft. Leipzig, Avenarius 1899. 1900. 52 u. 92 ss. 8⁰. 0,60 m. u. 1,20 m. — gesammelt ist der inhalt dieser beiden hefte in Berlin, und als document der Berliner cultur um die jahrhundertwende werden sie ihren wert behalten, mehr als für die geschichte der gattung. denn was der verfasser alles bei Berliner kindern aufgelesen hat, ist allerdings erstaunlich, und so erklärt sich einigermafsen der umfang der sammlung. für die kleinen Berliner sind die 'parodierten lieder' (meist nur liedeingänge) ganz besonders charakteristisch: II 142—158, darunter stücke wie *Mein erst gefühl sei preufs'sch courant, Mein zweites: harte thaler.* auch spottverse wie die auf das eingehn der privatpostanstalten (II 160: *Lloyd ist tot, Lloyd ist tot, Hansa liegt im sterben*) würden schwerlich anderswo so leicht in den kindermund übergehn. denn daran müssen wir doch wol festhalten, dass der herausgeber würklich alles direct von kindern und zwar aus ihren spielen und ihrer unterhaltung geschöpft hat? freilich was heifst 'Berliner kinder?' — so echt manches nach der Köpenicker- oder Brunnenstrafse schmeckt, so deutlich ist doch auch die litterarische bildung von Berlin W zu spüren. mehr wissenschaftlichen dh. culturhistorischen wert würde unbedingt eine sammlung haben, die sich auf bestimmte sociale schichten Alt- und Neu-Berlins beschränkte. — mit der geschichte der kinder-reime, ihren vorstufen und quellen ist der herausgeber gar nicht vertraut, ausdrücke wie 'kettenreime', 'quodlibet', 'lügenpredigt' scheinen ihm unbekannt zu sein, seine eigenen überschriften sind oft schief geraten. E. Sch.

Heimatsklänge aus deutschen gauen. ausgewählt von Oskar Dähnhardt. I Aus marsch und heide. mit buchschmuck von Robert Engels. Leipzig, BGTeubner, 1901. XIV und 170 ss. breit 8⁰. geb. 2,60 m. — in drei mäfsigen bändchen eines unschönen formats, die der verleger sonst mit liebe ausstattet, soll eine auswahl niederdeutscher, mitteldeutscher, oberdeutscher dialektdichtung in vers und prosa geboten werden, wobei möglichst alle deutschen landschaften zu worte kommen werden. der titel für den vorliegenden ersten teil hält nicht durchweg

stich : den Solling und das Sauerland kann man nicht gerade zu 'marsch und heide' rechnen — aber das soll nichts schaden, nur hätten dann Waldeck und das sächsische Hessen (Diemelgegend) nicht auszufallen brauchen. dass der herausgeber den poetischen wie vor allem den charakteristischen wert der mehrzahl seiner schützlinge stark überschätzt, zu dieser einsicht wird er wol selbst einmal gelangen, wenn er aus dem ersten taumel des schatzfinders heraus ist. auch das niederdeutsche ist oft recht zweifelhafter natur, wenn mir schon ein reim *Tweig : bleich* (*twich : blek*), wie ihn der talentvolle Börries vMünchhausen im eingang einer seiner neusten balladen verwendet, nicht gerade aufgestofsen ist. angesichts von so viel spreu, wie hier unter die körner gemischt und zt. aus längst verschollenen schmökern (wie den Holsteinern, die sich an den erfolg Klaus Groths klammerten) wider hervorgeholt worden ist, versteht man die klage des vorworts nicht, dass die beschränkung schwer werde. und das muss man dem herausgeber bei aller anerkennung seiner freudigen arbeitsweise doch offen sagen : so lange er für Mecklenburg noch nicht zu den flotten gedichten ('Vagel Griep' 1859) und der köstlichen prosa John Brinkmanns, für den Niederrhein nicht zu den werken des Dülkener fiedlers vorgedrungen war, hätt er seine anthologie niederdeutscher dichtung nicht übereilen sollen. —

Seit diese anzeige geschrieben und gesetzt ward, sind in der gleichen ausstattung und zu dem gleichen preise auch die beiden weiteren bändchen erschienen : II Aus rebenflur und waldesgrund. 1902. XIV u. 185 ss. — III Aus hochland und schneegebirg. 1902. XXII u. 186 ss. — die untertitel erweisen sich auch weiterhin als unbequem : ich kenne das königreich Sachsen, das im II teil den breitesten raum einnimmt, leider nur wenig, aber von 'rebenflur und waldesgrund' atmen die hier mitgeteilten poesien jedenfalls nichts! auch bei band III will ich mich nicht darüber aufregen, dass der Strafsburger Arnold und der Mühlhäuser Lustig unter 'hochland und schneegebirg' stehn, schlimmer ist es doch, dass der im titel angedeutete landschaftliche hintergrund sich in der ganzen sammlung so wenig geltend macht und der buchschmuck kaum versucht, ihm sein bescheidenes recht zu verschaffen. inhaltlich zieh ich den dritten teil den beiden ersten vor : die auswahl ist hier abwechslungsreich, das gebotene fast durchweg unterhaltend und künstlerisch wertvoll, wie denn auch eine stattlichere anzahl litterarisch bedeutsamer namen uns entgegenleuchtet. wenn freilich die brave familie Stöber uns dreieinig beschert wird, so vermisst man den Schweizer Usteri, den Schwaben Neffler, den Österreicher Castelli. zu streichungen, um platz zu schaffen, wäre mein stift schon bereit : so würd ich den süfslichen Koschat auf den engsten raum beschränken. — die sprachlichen erläuterungen, im allgemeinen sorgfältig, lassen gerade in diesem III teile manches zu wünschen übrig. E. Sch.

Burkart von Hohenfels und seine lieder von Max Sydow. Eine litterarhistorische untersuchung. Berlin 1901, Mayer u. Müller, 70 ss. 8°. 2,40 m. — die anregend und gut geschriebene arbeit teilt doch mit fast allen neueren dissertationen zur mhd. lyrik jenen atomistischen charakter, gegen den Burdach, Roethe, Schröder vergeblich ankämpfen, und den nur vereinzelt studien wie de Gruyters Tagelied hinter sich lassen. wol besteht ein hauptverdienst der untersuchung darin, dass Burkarts verhältnis zu Wolfram (s. 22 f, vgl. 39) eingehend erörtert wird, und wol versucht S. (s. 21 f), des dichters stellung in der zeitgenössischen litteratur klarzulegen. die absicht ist anzuerkennen; aber die ausführung kommt doch wenig über das herkömmliche hinaus, weil lediglich mit gewissen festen begriffen — reaction gegen den frauendienst, volkstümliche richtung udgl. — operiert wird. so ist S. denn auch meines erachtens in einem hauptpunct auf ganz falscher fährte. weil Burkart die jagdmetaphern zuerst zur specialität macht — zu der freilich durch alle gleichnisse von falken, von jagenden gedanken ua. längst der grund gelegt war —, deshalb sieht er in dem schwäbischen hofpoeten einen hauptvertreter der anschaulichkeit (s. 17) und schützt ihn mit auch sonst stark hervortretender apologetischer tendenz (s. 32—34. 35) gegen den vorwurf der bilderhäufung. aber sind das einhorn und der vogel greif würklich zeugnisse für die anschauungskraft des dichters? hat er würklich den löwen im wald beobachten können? ich denke, hier ligt doch (wie etwa bei der meteorologischen terminologie XI 1) der gelehrte ursprung klar zu tage: physiologi, predigtmärlein, allenfalls noch bilderreihen aus handschriften haben den stoff hergeben müssen, und nicht die anschauung, die bei Neidhart oder Hadloub lebendig ist.

Deshalb bleibt richtig, dass Burkart, wie der ganze dichterkreis des prinzen Heinrich, auf realien und, wenn man will, auf realistik ausgeht. das taten aber unsere humanisten im 15 und 16 jh. auch mit ihrer beschreibung von reisen und kunstwerken. und auch sie verläugneten dabei keineswegs ein volkstümliches interesse: man denke nur an Bebels Facetien. von dieser gesuchten manier, zugleich volkstümlich und virtuos zu sein, besitzen Neifen, Winterstetten, Hohenfels viel mehr, als man nach Sydows allzu einfacher darstellung vermuten würde. so unterschätzt er denn auch Burkarts reimkünstelei, der doch die grammatischen reime (VIII) so wenig wie andre typische virtuosenstückchen (II, XIV) fehlen.

Übrigens ist der metrische teil der arbeit sorgfältig und dadurch interessant, dass S. auf Heuslers spuren die schwebende betonung (s. 47) ganz verbannen möchte. den versuch, meine 'Grundlagen des mhd. versbaus' fortzuführen und statt der strophenschemata eine organische entwicklung zu geben, hat freilich auch S. nicht gewagt.

Die anmerkungen bringen recht viel förderliches, wie denn auch der text hübsches bietet (*froiden flühtic* s. 27; dagegen ist s. 13 *wilde gedenken* zu modern aufgefasst; es heifst nur 'ungebunden umherschweifende gedanken'. die ganze renommistische stelle hat S. zu ernst genommen). im ganzen : die dissertation fördert zwar die geschichte des minnesangs weniger als möglich gewesen wäre, entschieden aber das verständnis Burkarts.

RICHARD M. MEYER.

Oswald vWolkenstein. Litteraturgeschichtliche skizze von OTTO LADENDORF. (sa. aus Neue Jahrbücher [sic] f. d. klass. alterthum usw.). Teubner, Leipzig 1901. 27 ss. gr. 8°. — der versuch, die originelle persönlichkeit des 'letzten minnesingers' dem publicum näher zu bringen, ist wol gerechtfertigt und wird von L. mit geschick durchgeführt. er überschätzt den alten reimer wol etwas, der unter seinen zeitgenossen nur deshalb lob verdient, weil unter blinden eben der einäugige könig ist; etwas kühn ists, wenn er das kriegslied des Wolkensteiners an kampfesfeuer mit Bertrand de Borns sirventesen vergleicht. — umso mehr freuen wir uns seiner charakteristik von Oswalds tagelied. die culturhistorische verwertung des liedes, obzwar reichhaltig, bleibt etwas zu sehr an den realien haften.

Berlin, 29. juni 1901. RICHARD M. MEYER.

Reuchlins übersetzung der ersten olynthischen rede des Demosthenes (1495). hrsg. von FRANZ POLAND. [Bibl. älterer deutscher übersetzungen 6]. Berlin, Felber, 1899. LVI u. 35 ss. 2 m. — es ist die älteste sicher datierte deutsche übersetzung aus dem griechischen, die hier geboten wird. ob sie freilich deswegen auch in weiteren kreisen der gebildeten interesse erwecken wird, wie der hrsg. hofft, erscheint bei der heutigen lage der dinge recht zweifelhaft.

Im jahre 1495 erfuhr Reuchlin von seinem auf dem reichstage in Worms weilenden herrn, dem grafen Eberhard im Barte von Württemberg, dass dort eine lebhafte litterarische tätigkeit, besonders bei den botschaften, hersche. um nicht zurückzubleiben, macht sich R. an die übersetzung der I olynth. rede. gerade diese wählte er, weil ihm die politische lage der Deutschen derjenigen der Athener zu Demosthenes zeit ähnlich zu sein schien, und ihm Demosthenes als 'der hochwürdigste und übertrefflichste redner' galt, also aus patriotischen und litterarischen gründen. die übersetzung zeigte graf Eberhard, dem sie gewidmet war, dem herzog Albrecht von Sachsen. dem gefiel sie so gut, dass er sie in seiner reisekanzlei für seinen humanistisch interessierten sohn Georg abschreiben liefs.

Nach dieser vor einigen jahren in Dresden wieder aufgefundenen abschrift hat P. R.s übersetzung in paralleldruck mit dem nach möglichkeit reconstruierten griechischen texte in der gestalt, wie er R. hs.lich vorlag, herausgegeben. die herstellung des R.schen textes nach der offenbar stark mitgenommenen hs.

entspricht philologischen anforderungen; zahlreiche anmm. bringen aufser den laa. dankenswerte parallelen aus Rs. sonstigen schriften[1].

Als einleitung gibt P. eine ausführliche und sorgfältig gearbeitete darstellung der sprache R.s auf grund seiner deutschen schriften und briefe, von denen er mit recht die nrr XXXVI. CCLVI. CCLXV bei Geiger (R.s briefwechsel) ausscheidet. durch die überlieferung geboten war eine folgerichtig durchgeführte trennung der durch den schreiber stark md. gefärbten übersetzungen der I olynth. rede und des XII lucianischen Totengespräches (hrsg. von Distel Zs. f. vergl. litt.-gesch. n. f. 8, 408 ff) von R.s sonstigen schriften. mit recht bezeichnet P. R.s sprache als ein von den wesentlichen gesetzen der siegreich vordringenden neuen schriftsprache noch überraschend unberührtes 'swebischs teutschs'. dieser conservativ-particularistische grundcharakter seiner sprache hat bekanntlich später im R.schen streite nicht unbedeutende folgen gehabt. R. behauptete, die Kölner hätten das deutsch seines Augenspiegels garnicht verstanden und ihn infolgedessen falsch ins lateinische übersetzt; diese anschuldigung wehrte Pfefferkorn in einer weise ab, die klar erkennen lässt, wieviel mühe den Kölnern das verständnis des 'theutonicum ipsius quo Suevi utuntur' tatsächlich gemacht hat (Peperic. Defensio Kijb, in Hutt. Opp. ed. Böcking VI 142; auch Mutian gedenkt der sache, an Urban 1513, M.s Briefw. hrsg. v. Gillert I 364).

Was ich in der einleitung vermisse, ist eine charakteristik von R.s technik der übersetzung. gerade in einer sammlung, die vorarbeiten zu einer geschichte der deutschen übersetzungskunst geben will, deren herausgeber derartige darlegungen ausdrücklich in sein programm aufgenommen hat, wären einige worte über die art der übersetzung weit nötiger gewesen, als eine an sich noch so nützliche reinsprachliche untersuchung. die wenigen bemerkungen P.s s. XII f sind unzureichend. die neigung zu synonymen teilt R. nicht nur mit Luther, dem sie P. im anschluss an Rückert vornehmlich zuschreibt, sondern

[1] einige stellen scheinen unheilbar verderbt. — s. 2 z. 14 schlag ich statt der vom hrsg. selbst für unsicher erklärten, sprachlich wie dem sinne nach gleich bedenklichen la. *auf das ich denacht Darckheit clages freiste*[*nt*] die geringe graphische änderung vor: *a. d. i. d. Karckheit clages freistent:* R. will nicht *karc* erscheinen gegenüber der regen production, welche die gelehrten in Worms entfalten, ein gedanke, der dem geforderten zusammenhange durchaus entspricht. *cluges* gehört natürlich nicht zu 'klack', sondern zu 'klage' (DWb. V 912). — s. 13 z. 9 ist vielleicht gegenüber der sprachlich nicht einwandfreien änderung des hrsg. *da*(*e*)*s uornam hat an* an der (allerdings sehr schlecht) überlieferten la. *dar nor* (R.s übliche form für *nur*) *Nam hat an* festzuhalten: 'worauf er nur immer einen (vermeinten) anspruch hat'; *nâme* f. ist wol ausgeschlossen. das unmittelbar auf diese umschreibende übers. von *πανταχοῦ* folgende *darbey and darmit* übersetzt das *παρεῖναι* (*τῷ στρατεύματι*), ist mithin prädicativisch zum subject des satzes, Philipp, zu ziehen und vom anschliefsenden *ist wol war* durch interpunction zu trennen.

bekanntlich mit der ganzen zeit. bei einem juristen und kanzleichef wie R. ist sie um so weniger auffallend, als sie zt. in kanzleigewohnheiten ihren ursprung hatte (vgl. Szamatólski QF. 67 s. 19ff); gerade in der vorliegenden übersetzung tritt das mechanische solches kanzleibrauches stark hervor. — von seiner feindschaft gegen die fremdwörter ist R. späterhin, wenigstens nach der menge der im Augenspiegel enthaltenen zu schliefsen, stark zurückgekommen. —

Es hätte nahegelegen, die Demosthenesübersetzung mit der Lucian- und Tusculanenübersetzung, die beide jünger sind, hinsichtlich ihrer technik genau zu vergleichen. ich bin überzeugt, dass man auf diesem wege einen einblick in das wesen der übersetzerkunst unseres ältesten gräcisten gewonnen haben würde. interessant ist in der Demosthenesübersetzung vor allem das schwanken Rs. zwischen engem anschluss an den wortlaut des originals, der mitunter bis zu undeutscher redeweise führt, und gröster freiheit der übersetzung, die sogar vor beträchtlichen zusätzen wie kürzungen nicht zurückschreckt. aber auch aufserhalb dieses gesichtspunctes bietet die übersetzung syntaktisch manches auffallende. man merkt ihr die schwierigkeiten an, welche die übertragung der gedrungenen sätze des Griechen in das schwerfällige deutsch des 15 jhs. dem pfadsuchenden humanisten gemacht hat.

Göttingen. WALTHER BRECHT.

Der musicalische Quacksalber von Johann Kuhnau (1700). hrsg. von KURT BENNDORF. [Deutsche litteraturdenkmale des 18 und 19 jhs. hrsg. von A. SAUER. 83/88.] Berlin, BBehr, 1900. xxv und 271 ss. 8⁰. 3,60 m. — in der einleitung weist der hrsg. dem opus Kuhnaus seine stelle in der litteratur- und musikgeschichte an: er zeigt, wie der verfasser, JohSebBachs vorgänger im Thomascantorat zu Leipzig, litterarisch in den wegen seines Zittauer lehrers Christian Weise wandelt, dessen 'Politischer Quacksalber' (1684?) das unmittelbare vorbild abgegeben hat; wie das werk für die musikgeschichte von bedeutung ist, indem der verfasser 'dem Marinismus in der musik entgegentritt, welcher sich besonders in dem überladenen floskelhaften 'galanten' stil der opernarien kundgab'. der originaldruck, Dresden 1700, ist selten, ein exemplar befindet sich in der Leipziger stadtbibliothek, zwei in der königl. bibliothek in Berlin (Yu 9811 und Mus. H. 1388). so mag sich denn ein neudruck des buchs, das 'in form einer erzählung bilder aus der deutschen vergangenheit gibt', wol rechtfertigen. für einen solchen wäre grőstmögliche treue zu fordern, dass er auch dem wissenschaftlichen bedürfnis ersatz für das seltene original bieten könnte. diese forderung will der herausgeber, wie er in der einleitung sagt, auch erfüllen, indem er sich 'kritischer eingriffe' in den text enthält, 'auch die krause orthographie nicht antastet' und 'eine normalisierung der incongruenzen

in der interpunction' nicht erstrebt. leider aber hat Benndorf seine eignen leitsätze misachtet und ist mit viel willkür und ungenauigkeit zu werke gegangen. die betrachtung des abdrucks des titelblatts soll als beispiel zeigen, wie weit die neuausgabe anspruch auf zuverlässigkeit erheben darf, damit der benutzer danach ermessen kann, für welche fälle er an ihr vorbei zum original zu greifen hat. titelbl. z. 2 hat der druck von 1700: Musicalische, die widergabe Musicalische. das ist keine negligeable typographische willkür, dass man bei fremdworten den etymologisch-fremdsprachlichen teil des wortes mit antiqua, den deutschen mit gotischen typen setzte. das ist ein bewuster orthographischer brauch, der, so unbedeutend er scheint, beachtung erheischt. — z. 3 : Qvack-Salber des originals wird Quack-Salber widergegeben. — z. 12 (10) : im druck von 1700 ist HISTORIE (wie z. 16 DRESDEN) ganz mit capitalien gedruckt, im abdruck nur der erste buchstabe. ohne grund. druckt doch der herausgeber am schluss des buchs s. 259 z. 19 ENDE typographisch getreu nach! — die buchgeschichtliche nachricht auf dem titelblatt unter dem trennstrich lautet in der neuausgabe einfach: Dresden (statt DRESDEN) Anno (statt Anno) 1700. im original steht aber: DRESDEN/ ‖ In Verlegung Joh. Christoph Miethens/ ‖ und ‖ Johann Christoph Zimmermanns. ‖ Druckts Jo. Riedel/ ‖ C. S. Hoff-Buchdr. ‖ Anno 1700. ‖ die angabe von verleger und drucker gehört doch wol mit genau so viel recht wie druckort und jahr zum titelblatt. derartige an und für sich und im einzelnen unbedeutende ungenauigkeiten und willkürlichkeiten, die sich durch das ganze buch hinziehen, wären bei scharfsichtiger akribie leicht zu vermeiden gewesen, was in anbetracht der für das ganze aufgewanten mühe bei der seltenheit des buches zu bedauern ist. so wird der dank, der dem herausgeber gebührt, nicht ohne einschränkung ausgesprochen werden können.

Berlin. PAUL OTTO.

Der gegenwartswert der Hamburgischen dramaturgie von FR. SEILER. Berlin, Weidmann 1901. 70 ss., 8°. (SA. aus der Zs. f. d. gymn. bd 55). — m 1.40. — wahrhaft klassische werke sind werke von dauerndem leben; deshalb müssen sie auch, wie alle lebendigen, täglich gerüstet sein, ihr recht auf leben neu zu erweisen. die untersuchung der frage, ob die Hamburgische dramaturgie noch einen 'gegenwartswert' besitze — ich würde übrigens die unschön klingende neubildung zu vermeiden, lieber sagen: 'der wert der hamburgischen dramaturgie für die gegenwart' — ist deshalb keineswegs ein sacrileg, sondern im gegenteil eine anerkennung jener tatsache. S. fasst nun freilich die frage nicht so weit, wie der titel vermuten lässt; tatsächlich schränkt er seine prüfung auf die bedeutung des werkes für die schule ein. doch führt ihn diese aufgabe von selbst auch zu allgemeineren urteilen.

Ich nehm es gleich voraus, dass dies allgemeinere urteil bei S. keineswegs günstig ausfällt. er hält die positiven ergebnisse des Hamburger dramaturgen fast durchweg für veraltet; Lessing und erst recht sein neuster erklärer Gaudig müssen fast in jedem puncte unrecht haben. nun bewegen wir uns hier freilich auf einem boden, auf dem 'allgemeine gedanken von dauerndem wert' (s. 32) schwer genug zu erlangen sind; umso mehr aber verwundern wir uns über die bestimmtheit, mit mit der der verf. so oft Lessing glatt widerlegen zu können glaubt. sicherlich ist es ein allgemein anerkannter fortschritt, den S. widerholt hervorhebt, dass die moralistische tendenz des 18 jhs. überwunden ist. aber schon die unterscheidung des kosmopolitischen jhs. von dem nationalen (s. 19) trifft schwerlich das werk, das die beweglichste klage über den versuch ausstösst, den Deutschen ein nationaltheater geben zu wollen, da sie doch keine nation seien. Lessings auffassung des patriotismus ist freilich nicht die unsere; aber eine abwehr chauvinistischer theaterstücke ist noch nicht antinational. noch befremdlicher erscheint uns S.s sicherer widerspruch in der frage des verhältnisses von tragödie und geschichte (s. 18f). wir können nicht läugnen, dass seine lehre von der macht des zufalls in der geschichte (s. 21 uö.) uns veralteter erscheint, als irgend eine kunstlehre Lessings. träfe sie aber zu, so wäre doch die tragödie, die den eigentlichen zufall so stark beschränken soll (s. 60f), eben deshalb nicht philosophischer als die geschichte. denn die philosophie soll doch wol den würklichen sinn der existenz ausdeuten; wie kann die tragödie philosophisch heifsen, wenn sie einen hauptfactor der würklichkeit nach möglichkeit ignoriert?

In andern fällen spielt S.s widerspruch ganz auf der oberfläche. dass es übergänge zwischen typischer und individueller charakteristik gibt (s. 30), ändert nichts an dem principiellen unterschied, der etwa romanische und germanische charakterzeichnung von grund aus verschieden macht. die ausführungen über die illusion (s. 35f) sind ganz aus der theorie geschöpft; dass es würkliche täuschung des publikums (s. 39) gibt, beweist uns jeder naive neuling im theater und beweist uns vielfältige eigne erfahrung. und zwischen der absicht der illusion und der, ein kunstwerk als solches zu geben, besteht noch viel weniger als zwischen individueller und typischer charakteristik verschiedenheit wie zwischen schwarz und weifs, vielmehr zahllose übergänge und schwankungen. die ganze theatermaschinerie dient dem illusionismus. ferner: weshalb muss denn (s. 37) mit jedem ortswechsel auch der fluss der handlung unterbrochen werden? man denke nur an die scenischen wunder in Goethes Epimenides, an die wandeldecoration in Ibsens Borkman usw.!

Oft hat man geradezu den eindruck, als suche S. nach der gelegenheit, zu widersprechen, wie er sich denn auch mit schlecht

angebrachtem spott (s. 30) über eine 'dickgedruckte hauptfrage' lustig macht. das 'seltsame paradoxon', dass wir von Homer mehr wissen könnten, wenn seine gedichte weniger vortrefflich wären (s. 35), ist sehr einfach aufzulösen : die vortrefflichkeit bringt den ruhm, der die legende erzeugt usw.

Wo S. mit Lessing übereinstimmt, da meint er etwa, die befreiung des dichters von historischen chicanen sei für die gegenwart wesenlos (s. 22) — als ob man nicht die Hamburgische dramaturgie hier gegen die anrufen könnte, die am 'Florian Geyer' chronologische rechenkünste geübt haben. oder er meint, das beste an Lessings kritik, 'nämlich das entschlossene hervorheben des wesentlichen und natürlichen gegenüber dem blofs gemachten und conventionellen', sei heutzutage 'allgemein wissenschaftliche lebensluft geworden' (s. 12). o hätte er recht, wie glücklich wären wir!

Doch damit sind wir schon auf andern boden geraten. S. untersucht natürlich auch, wie das werk durch sprache und methode, also von den positiven ergebnissen abgesehen, würken könne. auch hier ist er durchaus absprechend. die sprache trage 'unleugbar mehr ein französisches als deutsches gepräge' (s. 10). das pflegt man zu sagen; mit zweifelhaftem recht. in Lessing ist vielmehr der 'eristisch-rhetorische charakter' wider lebendig, den die rätselspiele des nordens, den der Wartburgkrieg und die singschulen zeigen. man lese nur einmal Berthold vRegensburg : ist sein stil nicht dem Lessings näher verwant als der aller Franzosen, Diderot etwa ausgenommen, der eben deshalb jenseits des Rheins weniger gilt als bei uns? Schillers antithesen sind französisch, Lessings dialogspiele sind es nicht. und was die übende macht seiner methode angeht, so vermag mich das wort 'formalistisches princip' nicht zu schrecken. ich erinnere mich zu genau, mit welcher freude wir in der schule die Dramaturgie lasen und dann in den pausen über dinge disputierten, die uns allen nahe lagen und nun mit einem mal in eine ganz andre höhe der bedeutung rückten. und für dies lebenweckende lesen sollen unsre jungen einen vortrag des lehrers über dramaturgische hauptfragen (s. 68) erhalten? und wenn der verehrliche lehrer nun zufällig ganz 'theaterfremd' ist?

Nein, wir lassen uns mit den kargen resten, die S. (s. 69) noch eben lesen lässt, nicht abspeisen. dass wir so vielfach heut anders denken als Lessing, ist grade gut; so übt der schüler seine überlegung, indem er solchen meister zu widerlegen sucht. und eine zeit, in der der sport in der schule so eifrig gepflegt wird, sollte den grofsen fechtlehrer auch da nicht gering schätzen, wo er etwa einen satz blofs *γυμναστικῶς* vorbringt!

RICHARD M. MEYER.

Allitterierende wortverbindungen bei Goethe II von W. EBRARD. Beitr. zum jahresber. d. kgl. alten gymn. 1900—01. Nürnb. 1901.

31 ss. 8⁰. — Ebrard wirft diesmal zwei fragen auf: 'Hat Goethe die allit. in allen perioden seiner schriftstellerischen tätigkeit in gleichem mafse angewendet?' (s. 5) und: 'Tritt die allit. in Goethes prosa in demselben mafse auf, wie in seinen poetischen (dh. in versen geschriebenen) werken?' (s. 16). die erste frage muss verneint werden, und bringt als nebenergebnis (s. 9) die hübsche beobachtung, dass die überlieferten formeln allmählich hinter den von G. neugeschaffenen zurücktreten — wobei ich allerdings im einzelfall G.s erfindung nicht immer so bestimmt behaupten möchte wie E. der verf. sucht auch (s. 9) die lebensdauer der einzelnen allit. verbindungen bei G. zu bestimmen; hier zeigen sich doch (s. 10) vorzugsweise altherkömmliche wortpaare als dauernd. litterarhistorisch interessant sind (s. 11) die doppelfälle vereinzelter anwendungen. — die zweite frage wird dahin beantwortet, dass die prosa erheblich mehr allit. aufweist (s. 18); doch müste hier statt der absoluten zahl eine relative gegeben werden, die durch berechnung des poetischen und prosaischen gesamtbestandes zu gewinnen wäre.

Weiter beleuchtet E. (s. 18) in lehrreicher weise die art der allit. verbindungen und prüft (s. 22), in welchen werken sie am häufigsten auftreten. natürlich würken hier besondere bedingungen ein, wie für die seltenheit in der Iphigenie (s. 23) die antikisierende sprache; im ganzen aber wird man dem urteil zustimmen können: 'sobald G.s sprache eine gewisse wärme annimmt, finden sich gleichsam von selbst alliterierende wendungen ein' (s. 25). kunstausdrücke rufen besonders gern die allit. (s. 26) gewissermafsen zur erwärmung herbei.

Zahlreiche fragen werden angeregt, wenn man so eine kaum beachtete erscheinung unter das statistische gesetz gebeugt sieht. nötig wäre nun zunächst eine feinere differenzierung und klassifizierung der einzelfälle.

Richard M. Meyer.

Vermischte aufsätze aus den jahren 1848—1894 von Gustav Freytag. hrsg. von E. Elster. I bd. Leipzig, SHirzel, 1901. xxxiii u. 480 ss. 8⁰. geb. 8 m. — noch ist 'Soll und Haben' der gelesenste deutsche roman und noch gelten die 'Journalisten' als unser bestes neueres lustspiel. aber schon fangen 'Weh dem der lügt' hier und 'Der Biberpelz' da diese geltung zu bekriegen an und schon sinkt die popularität des grofsen kaufmannsromans ein wenig. Gustav Freytag, der unter den schriftstellern seiner generation sich neben Fritz Reuter am längsten eine breite volkstümlichkeit bewahrt hat, wird unter den veränderten kunstanschauungen und kunstbedürfnissen schliefslich auch an der beliebtheit seiner epischen und dramatischen werke zu leiden haben. um so mehr werden seine kritischen arbeiten steigen. wenn bei uns endlich essay und kritischer aufsatz den vollen wert litterarischer kunstwerke besitzen, wo sie ihn verdienen, dann werden die sammlungen

biographischer, kritischer, litterarhistorischer artikel GFreytags zu dem festen bestande unsrer classischen litteratur gehören.

Es ist deshalb mit lebhafter freude zu begrüfsen, dass der grofse schatz, der in den Grenzboten versenkt lag, nun gehoben wird. hoffentlich folgen bald die Jahrbücher mit sammlungen von aufsätzen Hayms und Diltheys.

Es war nicht zu erwarten, dass der neue band den beiden, die Freytag selbst in die werke aufnahm, an bedeutung gleich stünde. auch enthält er höchstens drei bis vier nummern, die etwa den classischen aufsätzen über Charles Dickens und Otto Ludwig zu vergleichen wären. wie viel er aber dennoch bringt, weist die treffliche einleitung Elsters einfach und überzeugend nach. sie ist ohne herausgeberfanatismus geschrieben; jene gesunde, abkühlende würkung, die Freytag gerade auch über seine aufrichtigsten verehrer verbreitet, ist auch hier zu erkennen. aber sie weifs klug herauszuheben, was diese tagesarbeiten an dauerndem gut bringen: Freytags lehre von der technik des romans (s. xvii) und vom stil (s. xx), seine charakteristik der litterarischen lage nach der revolution (s. 3ff), die definition des volksliedes (s. 166) und die interessanten betrachtungen über den dialekt auf der bühne (s. 76) oder über die 'krystallisation der rede' (s. 177), die litterarischen portraits von Julian Schmidt (s. 26), WillAlexis (s. 110), Felix Mendelssohn Bartholdy (s. 262), JGrimm (s. 338) und besonders auch PHeyse (s. 93).

Daneben treten, natürlich, stark auch erscheinungen hervor, die gerade wegen ihrer nur momentanen wahrheit uns wichtig sind. wir erstaunen, wenn wir Freytag (s. 16) über die landschaftsmalerei seiner zeit begeistert sehen. wir vernehmen durch die (von Elster zutreffend kritisierte) darstellung Goethes (s. 50ff) jungdeutsche töne (bes. s. 53); so entschieden der freund Treitschkes auch sonst der jungdeutschen manier in stil (s. 23) und technik (s. 122) feindlich ist — in Goethe fühlt er trotz allem und allem im geheimsten herzenskämmerchen einen gegner so gut wie die Jungdeutschen: einen widersacher seiner politisch-erzieherischen tendenzen. — oder man spürt in gewissen wendungen (s. 266. 340) einen nachhauch von MHaupts animosität gegen JGrimm. und man empfindet in der besprechung Molières (s. 234) einen actuellen hauch so gut wie in der kritik Laubes (s. 319) und in den worten über die zukunft des theaters (s. 274): die 'zuchtlosigkeit' der bühne will der spätere autor der 'Technik des dramas' bessern. solche puncte haben also so gut wie der rückblick auf die 'zeit deutscher privatmenschen 1815—48' (s. 265) historisch psychologische wichtigkeit und waren deshalb unentbehrlich.

An andern stellen kann man über die berechtigung der auswahl zweifelhaft sein. wer die specielle nuance des Freytagschen humors — romantische ironie ohne romantik — nur mit mafs

liebt, würde manches gern gekürzt sehen, zumal in den etwas sehr langen tabakstudien (s. 422f; 'HBuffey' s. 433 ist eine den heutigen lesern wol kaum noch bekannte figur aus Glasbrenners humoresken). doch bin ich hier freilich als nichtraucher incompetent! der hinweis auf das Litterarische centralblatt (s. 475) ist antiquiert und der ganze aufsatz über hausbibliotheken (s. 469) von geringer brauchbarkeit oder bedeutung. die analysen vergessener oder auch allgemein bekannter werke hätten wol etwas gekürzt werden mögen. im ganzen wird Elsters sorgfalt wol hier das richtige getroffen haben. von druckfehlern ist mir nur *Weitzen* statt *Meitzen* (s. 396 anm.) aufgefallen.

Wir sehen dem zweiten band mit spannung entgegen. von verschiedenen seiten beginnt man jetzt, die lange stumm dastehnden reihen älterer zeitschriften wider sprechen zu lassen; die auswahl von aufsätzen Freytags gehört wie zu den wichtigsten, so zu den erfreulichsten erscheinungen auf diesem wege.

RICHARD M. MEYER.

Am 11 september 1902 starb im 73 lebensj. ERNST DÜMMLER. als hallischer professor wie als vorsitzender der centraldirection der Monumenta Germaniae historica ist er durch fast 40 jahre einer der treusten freunde und aufmerksamsten leser der Zeitschrift gewesen und hat im gern gepflegten verkehr mit allen ihren wechselnden redactoren unserer wissenschaft manchen wertvollen fund, manche fördernde beobachtung zugänglich gemacht, wie sie sich ihm besonders aus den umfassenden und früh begonnenen studien über die karolingischen poeten ergaben.

Achtzigjährig ist am 17 september KONRAD MAURER von uns geschieden, den eine reiche lebensarbeit auf dem gebiete des nordgermanischen rechts zum glücklichsten vermittler zwischen Deutschland und Skandinavien und zugleich zwischen jurisprudenz und philologie erhoben hatte. das werk über die bekehrung des norwegischen stammes zum christentum, mit dem er vor fast 50 jahren sein wissenschaftliches ansehen begründete, hat sich in unsern tagen aufs neue als der solideste unterbau religionsgeschichtlicher forschung bewährt.

Professor E. SCHRÖDER siedelte von Marburg nach Göttingen, prof. F. VOGT von Breslau nach Marburg über. der ao. prof. dr THEODOR SIEBS in Greifswald wurde zum ord. professor an der universität Breslau ernannt, der ao. professor dr A. BERGER in Kiel in gleicher eigenschaft nach Halle versetzt.

An der zur universität erhobenen academie Münster wurde der ao. professor dr F. JOSTES zum ordinarius, der privatdocent prof. dr J. SCHWERING zum ao. professor ernannt.

Der bibliothekar prof. dr Gustav Kossinna erhielt eine ao. professur an der universität Berlin mit dem lehrauftrag für deutsche altertumskunde.

Der ao. professor dr Ludwig Traube in München wurde zum ordentlichen professor der lateinischen philologie des mittelalters ernannt.

Der ao. professor der englischen philologie dr M. Konrath in Greifswald wurde zum ordinarius befördert.

Für englische philologie haben sich habilitiert dr Heinrich Spies in Berlin, dr Otto Ritter in Halle, dr Eduard Eckhardt in Freiburg i. Br.

REGISTER

Die zahlen, vor denen ein A steht, beziehen sich auf die seiten des Anzeigers, die übrigen auf die Zeitschrift.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.


Widener Library
3 2044 098 642 549